UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

G.
K148

# K. A. Kaltenbrunner's

# Geschichten aus Oberösterreich.

Herausgegeben

von

**Hedwig von Radics-Kaltenbrunner,**

Besitzerin der großen silbernen Medaille für Kunst und Wissenschaft von Sr. kön. Hoheit dem Hrn. Herzog Maximilian in Bayern.

(Mit einer Biographie.)

27654
15/6/93.

Preßburg & Leipzig, 1880.

Verlag von Gustav Heckenast's Nachfolger

(Rudolf Drodtleff).

UNIVERSITY OF TORONTO

Druck von C. F. Wigand in Preßburg.

# Vorwort.

Die freudige, ja fast begeisterte Aufnahme welche die von mir im Vorjahre herausgegebenen Gedichte in oberösterreichischer Mundart aus dem Nachlaße meines unvergeßlichen Vaters K. A. Kaltenbrunner in weitesten Kreisen gefunden, die allgemeine ehrenvolle Anerkennung, die mir theils im Wege der Presse, theils im Privatwege durch zahlreiche mir zugekommene Schreiben zu Theil wurde, veranlaßte mich an eine weitere Herausgabe eines Theiles des reichen literarischen Nachlaßes zu schreiten. Zeitpunkt und Geschmacksrichtung schienen mir günstig, und so wählte ich die vielen vorhandenen Dorfgeschichten, welche Sammlung ich hiemit allen Freunden des dahingegangenen Dichters sowie einer einfachen und doch anregenden Lecture als Weinachtsgabe darbringe.

Aufgefordert von der Verlagshandlung, dieser Sammlung eine Biographie meines Vaters voranzustellen, ist mir dieß, fern unserer Heimat Oberösterreich und der Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien, dem langjährigen Boden von Kaltenbrunner's Wirken und Schaffen, ganz unmöglich, wenngleich ich mir diese schöne Aufgabe für eine seinerzeitige Gesammtausgabe der Werke meines Vaters vorbehalte!

*

Um jedoch dem außeröſterreichiſchen Leſerkreiſe auch hierin ſchon jetzt Genüge zu leiſten, möge über das Leben und Dichten meines Vaters ein vieljähriger Freund und öſt. Dichtergenoſſe der beſtbekannte ausgezeichnete bibliographiſche Schriftſteller Herr Conſtantin von Wurzbach (W. Conſtant) ſprechen, der in ſeinem biographiſchen Lexikon des Kaiſerthum's Oeſterreich (wie nebenſtehend) ſchreibt :

# Karl Adam Kaltenbrunner

(geb. zu Enns in Oberösterreich 30. December 1804)

„entstammt einer der ältesten Sensenschmiedfamilien des oberen Kremsthales. Die Schulen beendete er zu Admont in Obersteyer und dann zu Linz, wo er 1823 bei der Staatsbuchhaltung in den Staatsdienst trat. Die stille, tiefinnerliche Natur K.'s neigte sich in früher Jugend schon der Poesie zu und er blieb ihr selbst im Ernste seines Berufes treu. Wie mehrere andere österreichischen Poeten, so führte auch ihn Freiherr von Hormayr (Bd. IX, S. 277) in die Oeffentlichkeit ein, und das „Archiv für Historie" u. s. w. brachte 1826 K.'s erstes Gedicht, eine Ballade; nun folgten deren mehrere in Witthauer's „Wiener Modezeitschrift" und in anderen Wiener Blättern, Taschenbüchern, Albums und Zeitschriften des In- und Auslandes; im Linzer „Bürgerblatte" aber veröffentlichte er seine ersten prosaischen Aufsätze. Im Jahre 1829, als der Volksgarten in Linz errichtet wurde, trat K. mit dem ersten volksthümlichen Gedichte auf, welches allgemeinen Beifall erntete, und zwei Jahre später erschienen in Dr Firmenich's großen Sammelwerke: „Germaniens Völkerstimmen" zwei Gedichte K.'s in obderennsischer Mundart. Kaltenbrunner's Landes und Liedergenoße Stelzhamer trat mit seinen Dialectdichtungen geraume Zeit später auf. Im Jahre 1835 veröffentlichte K. seine erste Sammlung hochdeutscher Poesien unter dem Titel: **„Vaterländische Dichtungen"** (Linz, bei Eurich), worin er die hohen Schönheiten und die historischen Erinnerungen seines daran so reichen Heimatlandes mit begeisterter Liebe feiert. Denselben folgte sein dramatisches Gedicht: **„Constantin XI. der letzte griechische Kaiser"** (Linz 1836), eine fünfactige Tragödie mit einem Vorspiele: **„Der Streit um die Krone,"** worin K. den großartigen Stoff einer ereignißreichen, verhängnißvollen Epoche, nämlich den Untergang eines welthistorischen Reiches behandelt. Der Tod des damaligen Landesregierungs-Präsidenten, dessen Hinscheiden allgemein betrauert wurde, veranlaßte die Gelegenheitsschrift: **„Nekrolog des Fürsten Rudolph Kinsky"** (ebd. 1836), und ein paar Jahre später folgte ein Band

„Lyrische und epische Dichtungen“ (Wien 1838, Rohrmann, 8°.), welche Mathias Leopold Schleifer zugeeignet und wohl der unmittelbarste rhythmische Ausdruck seines Gemüthes sind. Im Jahre 1842 kam K. durch die Wahl des Directors der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Alois Ritter von Auer, des Gründers und Leiters dieses großartigen, in einer Art einzig dastehenden Institutes, als Directions-Adjunct und zweiter Oberbeamter in dasselbe, in welchem er seitdem ununterbrochen dient und im Jahre 1859 zum Vicedirector daselbst ernannt wurde. Indem mit dieser Ernennung K.'s amtliche Stellung zur Zeit abschließt, hatte seine literarische Thätigkeit nach manchen Seiten hin immer von Erfolgen begleitete Anläufe genommen. So gab er im Jahre 1843 unter Mitwirkung vaterländischer Dichter und Schriftsteller „Das Album aus Ober-Oesterreich“ (Linz, bei Vinc. Fink) zum Besten der durch Brand verunglückten Bewohner von Spital am Pyrhn und in den Jahren 1844 und 1845 zwei Jahrgänge des von ihm begründeten „Oberösterreichischen Jahrbuches für Literatur und Landeskunde“ (ebd. und bei demselben) heraus, welches erst 1854 wieder durch den Volkskalender „der Oberösterreicher“ (ebd.) fortgesetzt wurde. Nach mehrjähriger Unterbrechung erschienen wieder seine Dichtungen, und zwar jene im Dialecte unter dem Titel: „Oberennsische Lieder“ (Linz, 1845, Vinc. Fink), an welche sich zwei spätere Sammlungen, und zwar: „Alm und Zither“ (Wien 1846, Haas) und „Oesterreichische Feldlerchen“) Nürnberg 1857, Ebner) als 2. und 3. Band der Dialectdichtungen anschließen. In die Zwischenzeit fällt noch die Aufführung seines Drama's „Ulrike,“ welche im October 1845 im k. k. Hofburg-Theater stattfand, und die Herausgabe der „Gesammelten Gedichte Mathias Leopold Schleifer's“ (Wien 1846, Karl Haas), welchen er die Lebensbeschreibung seines väterlichen Freundes voranschickte. Nach einem mehrjährigen Schweigen begann K. im Jahre 1860 im Volkskalender des Vereins zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung“ die Veröffentlichung oberösterreichischer Dorfgeschichten, denen bald mehrere derselben im Feuilleton der „Wiener Zeitung“ folgten. Später erschienen sie gesammelt unter dem Titel: „Aus dem Traungau. Oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten„ (Wien 1863, Zamarski und Dittmarsch 8°. mit Illustr.), die Erzählungen „Die Ahnl Regina“, „Der Lotterie-Spieler“ und „Der räthselhafte Schuß“ enthaltend, welche zu den besten unverdorbenen Producten dieses durch Hypersentimentalität und Unnatur verkrüppelten Zweiges der Dichtung zählen und aus der vollen Kenntniß des Volkes, dem er selbst angehört, mit dem er Jahre gelebt, stammend, ein treues und doch poetisches Bild desselben geben. In jüngster Zeit erst, im Winter 1862, kam sein Volksdrama: „Die drei Tannen,“ auf dem Carl-Theater in Wien zur Aufführung, fand ungetheilten Beifall und wurde viele Male wiederholt. Ein zweites Volksstück: „Die beiden Vormoser,“

liegt für die Aufführung bereit. Druckfertig und der Herausgabe harren ein vierter Band seiner obderennsischen Gedichte, ein zweiter Band Dorfgeschichten, ein Band hochdeutscher Gedichte, ein Band geschichtlicher Dramen und ein Werk: „Ueber die Sprichwörter und Redensarten nach der alten Volkssprache im Lande Oesterreich ob der Enns." Theils aus früherer Neigung, hauptsächlich aber angeregt durch die sprachlichen Aufgaben und Leistungen der großartigen Anstalt, an welcher K. bedienstet ist, beschäftigte er sich stets mit Sprachstudien, namentlich über die alte Volkssprache seines Heimatlandes, gleichwie über das Sanskrit über welches er in den Jahren 1846 und 1847 die Vorlesungen Boller's an der Wiener Hochschule hörte. Kaltenbrunner ist zum zweiten Male vermählt. Seine erste Frau, Pauline Kner, die geist- und gemüthvolle Schwester des Zoologen Dr. Rudolph Kner, war bereits im ersten Jahre von K.'s Uebersetzung nach Wien gestorben; worauf K. zur Beruhigung seines, durch diesen Verlust tief ergriffenen Gemüthes in Gemeinschaft mit Otto Prechtler eine Reise durch ganz Deutschland bis an die Nordsee machte, und zahlreiche Bekanntschaften in geistesverwandten Kreisen anknüpfte. Im Jahre 1844 schritt K. zur zweiten Ehe mit Therese Schleifer, der Tochter des k. k. Bergrathes Math. Leopold Schleifer in Gmunden, dessen Poesien K., wie erwähnt, nach seinem Tode herausgegeben hat. Als K., um seine Anstellung in der Residenz anzutreten, im Jahre 1842 sein Heimatland Oberösterreich verließ, ehrte ihn seine Vaterstadt Enns durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes. Seine königl. Hoheit Maximilian, Herzog in Bayern, der mehrere von Kaltenbrunner's oberösterreichischen Liedern in Musik gesetzt hat, zeichnete ihn 1846 durch Verleihung der goldenen, mit dem Bildnisse des in Tönen und Worten dichtenden Prinzen aus. Mit Franz Stelzhamer und dem außer Oberösterreich noch wenig gekannten Norbert Purschka bildet K. die Trias der obderennsischen Dialectdichter und zählt zu den Lieblingen seiner Landsleute. Viele Gedichte im Dialecte und in hochdeutscher Sprache finden sich zerstreut in der Nürnberger „Monatschrift für Deutschlands Mundarten," in M. Auer's Zeitschriften „Faust" und „Gutenberg", darunter mehrere in sehr sinniger Weise illustrirt, in verschiedenen Taschenbüchern und den besseren Wiener Kalendern. Als Dialectdichter zählt K. zu den besten in der Gegenwart. Sein eigentlichstes Sprachgebiet ist der alte Traunkreis Oesterreichs, zwischen den Flüssen Enns und Traun, gleichwie Stelzhamer der eigentliche Repäsentant des Innkreises ist. Kaltenbrunner ist, wie Dr. Friedrich Hoffmann ihn schildert, „so ein ganzer Obderennser und Oberösterreicher, daß er sich sogar in Wien, wo ihn seine Dienstverhältnisse festhalten, vorkommt. wie „der verfötzte Bám." Wo aber ein rechter Stolz auf den Kaiserstaat sein Herz packt, da stimmt er gar tapfere und handfeste Lieder an, fragt weder links

noch rechts nach Anderer Meinung, sondern geht schnurstraks heraus mit seiner eigenen Farbe, die allemal gut kaiserlich ist; das Lied jedoch bleibt obderennsisch und der Mund, der es singt, und die Faust, die das „Fahnerl" mit der Leibfarb emporhebt. Das ist der feste und gesunde Kern in K.'s Volksdichtungen. Ueberall frischer Humor nnd nirgends versalzen."

---

Am 6. Jänner 1867 hauchte K. seine edle Seele aus, er verschied nach nur kurzem Schmerzenslager an einer Verschlingung der Eingeweide, an welchem Uebel sein lebenslanges Sitzen und Arbeiten am Schreibtisch die Schuld trug.

Die Trauer um den so früh Dahingeschiedenen war allgemein und aufrichtig. Die Theilnahme an dem Leichenbegängnisse am 9. Jänner eine außerordentliche! Schriftsteller- und Künstlervereine, so die „Concordia," der „Hesperus," die „grüne Insel," die „Künstlergenossenschaft" beeilten sich ihrem treuen Freunde und langjährigen Mitgliede prachtvolle Kränze als letzte Liebesgabe auf den Sarg zu legen. Die irdischen Ueberreste des Dichters ruhen zu Wien, auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe im eigenen Grabe, über dem sich ein schönes Monument aus Stein erhebt.

Im Mai 1867. wurde K.'s Geburtshaus zu Enns in Oberösterreich durch die Bürgerschaft der dankbaren Stadt mit einer Gedenktafel aus Marmor geschmückt, die schlichte Inschrift: „Kaltenbrunners Geburtshaus" weisend.

In der Linzerzeitung vom 12. Mai 1867, dem Tage der feierlichen Enthüllung der Gedenktafel erschien ein längeres tiefempfundenes Gedicht von Hinkhofer, einem Freunde und Landsmann des Verewigten, dessen Schlußstrophe hier folgen möge.

„So schreibt auch Ihr, die heut' nach Enns gezogen,
Auf eines Marmors lilienweißen Stein
Von der Erinnerung Zauberband umflogen
Den theuren Namen Kaltenbrunner ein.
Und sagt den Bäumen, sagt den Sträuchern allen,
Die reichbekränzt am Ennsgestade steh'n,
Daß heute sie nach den azurnen Hallen
Den Blüthenhauch für unsern Dichter weh'n!"

---

# Bäuerin und Majorin.

„Es ist heut' schon wieder nicht auszuhalten — da drinnen in der Stube!" — Mit diesen in kindlichem Unmuth gesprochenen Worten sprang ein lebhaftes Dirnlein von etwa vierzehn Jahren aus der Thür eines großen Bauernhofes. Die schlanke Gestalt des Mädchens ist anmuthig, obgleich es die einfache häusliche Tracht nur werktagmäßig umhüllt. Ihre schwarzen Augen sprühen frühes Feuer und das schön geschnittene Gesichtchen zeigt das Gepräge großer Verständigkeit. Mehr als ihre fast geschliffene Sprache verräth das um die kastanienbraunen Haare geschlungene nationale Kopftuch von schwarzer Seide, daß sie da einheimisch sei und zum Hause gehöre.

Es ist in der That die liebliche Tochter desselben, mit welcher wir zuerst Bekanntschaft machen, nachdem sie den zankenden Eltern davongelaufen ist und lieber im Freien sein will.

Ihr väterlicher Hof, ein gewaltiges, alle Nebengebäude in sich schließendes Viereck, ist eines der ansehnlichsten und größten Gehöfte in der getreidereichen Gegend von Sierning im Traunkreise, welches die Stadt Steyer, Hall und Kremsmünster zu seinen berühmten Nachbarn zählt.

Wir bezeichnen den Hof mit dem geänderten Namen „das Eckmayrgut," dessen ausgedehnte Feldwirthschaft mit acht Pferden betrieben wird, daher sein Besitzer zu den „achtrössigen" Großbauern gehört.

Eben tritt der Eigenthümer des Gutes, Gregor Schellhamer, aus der Thür, ein gedrungener, breitschulteriger und knochenfester Mann von beiläufig fünfzig Jahren. Sein sonst regelmäßiges Gesicht mit wohlerhaltener Völle ist durch den Ausdruck einer derben Rohheit unangenehm entstellt; aber an dem ganzen Aussehen und Wesen des rüstigen Mannes erkennt man den arbeitsamen und tüchtigen Oekonomen, der in Hemdärmeln, einer kurzen Lederhose und niederen Schleppschuhen erscheint, und in solchem Werksanzug persönlich und auf das fleißigste in Haus und Feld mitzuarbeiten pflegt.

Seine grauen, von starken Brauen beschatteten Augen suchen seine Tochter, die er jetzt vor dem Hause erblickt.

„Julie!“ ruft er ziemlich strenge, „was schlenderst du da so müßig herum? Gleich zur Arbeit!“

Julie, so heißt das Mädchen, scheint den Vater sehr zu fürchten, denn sie geht augenblicklich in's Haus, wo sie in der Stube die Mutter mit verweinten Augen findet wie es gar häufig der Fall.

Ehe sich Julie zu ihrer Arbeit entfernte, blickte sie die Mutter still und bekümmert an, da sie an ihr, deren ganzes Ebenbild sie war, mit großer Zärtlichkeit hing.

„Arme Mutter! Der Vater ist mit dir wieder sehr hart gewesen,“ sagte sie im Hinausgehen, und sah nicht mehr, mit welchem Gemisch von Trauer und Freude die Mutter ihr nachblickte.

Die Bäuerin, ein noch hübsches Weib von 37—38 Jahren, mit einem fast feinen, jedoch etwas kränklichen Gesichte, hieß gemeinhin Toni.

Auf den ersten Anblick war es an ihrem netten Anzug auffallend, daß sie sich nicht so ausschließlich ländlich wie die übrigen Bäuerinnen kleidete, sondern mehr dem bürgerlichen Mittelstande sich näherte. Dies kam wohl daher, daß sie nicht das Kind eines Bauers, sondern eines Schulmeisters war, bei dessen Tode sie als 12jährige, ganz verarmte Waise von einem Bauerngutsbesitzer an Kindesstatt angenommen und zu ländlichen Arbeiten auf seinem Hofe verwendet wurde, während die Eindrücke, Sitten und Gewohnheiten ihrer früheren Kinderjahre in Antonie haftend geblieben waren. Sie wurde zwar, wie bemerkt, ländlich erzogen, aber es steckte von ihrem Ursprung her der Sinn nach etwas Höherem und Besserem in ihr, und sie suchte sich im Heranwachsen durch das Lesen von Büchern mehr auszubilden, als sonst auf dem Lande Gelegenheit dazu geboten ist.

Antonie blühte zu einem schönen, braven und — insoferne man dies von einem talentvollen Landmädchen sagen kann — interessanten Mädchen auf, in welches sich Gregor, der Erbe des Eckmayrgutes, heftig verliebte, wie es im Leben gar oft geschieht, daß der Mensch an demjenigen, was ihm gerade entgegengesetzt und ganz unähnlich ist, den meisten Gefallen findet.

Gregor warb ernstlich und wiederholt um ihre Hand. Toni war noch sehr jung, sie hatte weder Menschenkenntniß noch einen eigenen Willen — der Ziehvater war mit der „glänzenden Partie“ vollkommen einverstanden, und so wurde Toni Gregor's Weib.

Wenn je ein eheliches Paar wegen gänzlicher Ungleichheit des innersten Wesens von Haus aus nicht zusammenpaßte, so waren es Gregor und Toni.

Gregor war für den Betrieb seines Standes eine kerngesunde, sonst aber gemeine Natur; Toni, mit angebornem feinerem Sinne, strebte unbewußt und unwillkürlich weit über ihren Stand hinaus.

Der schroffste Gegensatz der Beiden zeigte sich nur zu bald und das dadurch bedingte Unheil blieb nicht aus. Je ausschließlicher Gregor nur für seine Feldwirthschaft eingenommen und er darin Meister war, desto überlegener war ihm Toni an Geist und an Verständniß alles dessen, was die Welt betraf.

Als er dieses Uebergewicht zu fühlen begann, da erwachte in ihm ein tiefer, anfänglich stiller, bald aber laut hervorbrechender Verdruß über „beleidigtes Herrenrecht“, und die traurigsten Zerwürfnisse fingen an, ihre ununterbrochene Rolle im Hause zu spielen. Anfangs waren es unsanfte Bemerkungen und Ausstellungen, dann immer schärfere Zurechtweisungen von seiner Seite, welche sie ihm mit Vorwürfen aller Art und mit den bittersten Klagen über seine „Gemeinheit“ erwiederte.

Immer heftiger verwies er ihr das „ihm in die Seele verhaßte“ Vornehmthun in Gewand und Sitte, und unter Schelten und Toben verweigerte er ihr die mehrmals erneuerte Bitte um die Anschaffung einer besseren und moderneren Einrichtung für die schönen Zimmer im ersten Stocke und für ihre eigene Extrastube, „woran sie ihre besondere Freude hätte“.

Sie mußte sich diesen Wunsch, wie so viele andere, grollend versagen. Es mußte dies und alles Andere in der ordinärsten Weise unverändert verbleiben, wie er es von Vater und Großvater überkommen hatte, während auf anderen großen Bauernhöfen Neuerungen und Verschönerungen der verschiedensten Art stattfanden. Den Sinn für das Schönere, welchen sie nur in so geringem Maße befriedigen konnte, bethätigte sie wenigstens in

der ungemeinen Nettigkeit und Ordnung, womit sie Alles erhielt und worin sie, vom Fußboden angefangen bis zu den Wänden, Schränken und Kästen nebst ihrem Inhalt alle anderen Hausfrauen ihres Standes noch übertraf, wenngleich in den oberennsischen Bauernhöfen — wie bekannt — allenthalben die größte Reinlichkeit und Sauberkeit herrscht.

Gregor sah dies Alles nur für gewöhnliche Schuldigkeit an und hatte dafür kein Wort des Lobes. Toni verlangte auch keines, da sie schon in diesem stillen Walten Lohn und Freude fand. Ihr aber darüber hinaus in irgend einem Falle nachzugeben oder ihr etwas zu Liebe zu thun, was mit seinen Ansichten und seinem Willen nicht völlig übereinstimmte, das hielt er für eine unmännliche, lächerliche Schwäche. Die aufopfernde Hingebung, die Liebe im schöneren Sinne des Wortes, hatte er nie gekannt, und er mochte wohl auch ihr Herz nie besessen haben.

Ohne Schuld von Toni's und ohne Erkenntniß von seiner Seite war die Heirat zwischen den Beiden eben nur geschehen, wie ein Geschäftsübereinkommen abgeschlossen wird.

Gregor war edleren Gefühlen überhaupt nie zugänglich gewesen, und er war auch nicht gutmüthig genug, um, wie es in jeder Ehe mehr oder minder nothwendig ist, auch das Seinige beizutragen, daß sich die schärfsten Spitzen der Gegensätze allmälig abgeschliffen und die stärksten Unterschiede erträglich ausgeglichen hätten. Sein ungebändigter Starrkopf gefiel sich in der groben Widersetzlichkeit gegen sein Weib in Allem und Jedem; er sah es für sein unbeschränktes Recht an, ihr „den Herrn zu zeigen", und forderte deshalb unbedingte Unterwürfigkeit, so daß sie gegen ihn keine andere Stellung hatte, als etwa die Großdirne, die übrigens die Freiheit voraus hatte, daß sie davongehen konnte, sobald sie wollte.

Die natürlichen Waffen der Weiber, die Thränen, rührten und verwundeten ihn ebenso wenig als die stärkeren Ausbrüche ihrer Kränkung oder ihres Zornes, womit sie sich zuweilen Luft machte.

Der ungeschlachte Mann ließ sich nicht mehr zähmen. Eines Tages fand er auf einem Gestell in der Schlafstube einige Bücher, welche sie von einem verstorbenen Freunde ihres verstorbenen Vaters geliehen hatte und worin sie manchmal am Feierabend heimlich zu lesen pflegte.

Er packte die Bücher schreiend zusammen und warf den „nichtsnutzigen, herrischen Kram“ in's Feuer.

In ihrer Empörung über diese rohe That rief sie ihm zu: „Bauernlümmel!“ Darüber gerieth er in solche Wuth, daß er sie schlug.

Damit war der Riß zwischen ihren Gemüthern vollends und unheibar geschehen!

Diese Mißhandlung, welcher noch andere folgten, konnte sie nie mehr vergessen und vergeben; da sie aber nicht heftigen Temperamentes war und es nicht bis zum Aeußersten kommen lassen wollte, so wurde sie im Laufe der Zeit eine stille Dulderin und ergab sich, so gut es ging, in ihr trübes Schicksal.

Dabei dauerten Streit und Hader fort, und so waren nun schon zwanzig Jahre verflossen, als unsere Erzählung, deren Kern ich in einer wirklichen Begebenheit gefunden habe, begonnen hat.

Der Zeitpunkt derselben fällt in den Anfang dieses Jahrhunderts.

* * *

Wir mußten die Schilderung des ehelichen Verhältnisses der Aeltern vorangehen lassen, um zu zeigen, unter welchen Einflüssen Julien's Charakter sich bildet und entwickelt. Von mehreren Kindern war ihnen nur dieses Töchterlein geblieben; alle Liebe der Mutter vereinigte und übertrug sich auf das einzige Kind, und sie erzog es auch in ihrem Sinne.

Das Mädchen zeigte schon früh besondere Anlagen; in der Schule des Dorfes war sie mit Leichtigkeit stets die Erste voran. Es war nur schade für ihr Talent und ihre große Wißbegierde, daß sich der Unterricht nur auf so wenige Gegenstände beschränkte. Uebrigens war dennoch ein guter Grund gelegt worden, und die Mutter, welche sich über die leichte Auffassung und die Fortschritte des Kindes heimlich freute, half zu Hause nach, so viel sie vermochte.

Nun war Julie seit drei Jahren aus der Schule entlassen; sie mußte jetzt bei allen häuslichen Verrichtungen zugreifen, was ihr jedoch nicht recht behagen wollte, und von Seite des Vaters häufige und strenge Verweise zuzog. Bald kam an dem Mädchen ein Hang zum Vorschein, der, vom Gewöhnlichen ab-

weichend, überall das Besondere suchte. Es zeigte sich, daß das ganze Wesen der Mutter, der sie ja auch ganz ähnlich sah, auf das Kind übergegangen war, und zwar in einem noch erhöhten Grade, wobei sie zugleich auch vom Vater das raschere Blut und die Festigkeit des Willens geerbt hatte.

Julie liebte es, die Kinder der „Honoratioren", z. B. des Wundarztes, des Schulmeisters, des Krämers, des Wirthes u. s. w. aufzusuchen, dagegen sich von den Bauernkindern abzusondern, wofür sie bald als „hochnasig" erklärt wurde; sie haschte sehnsüchtig darnach, irgend ein „städtisches" Kleidungsstück zu bekommen und es bei Gelegenheiten, wo es der Vater nicht sah, zu tragen; sie suchte in den Häusern, wo sie hinkam und die wir oben nannten, Bücher zu erhalten und dort an freien Sonntagen zu lesen; sie hatte kein Ohr für die Ereignisse des Dorfes und des eigenen Hauses, jedoch die größte Aufmerksamkeit für Alles, was sie zufällig aus der Stadt und von der Welt hörte.

Der Vater aber, der aus seiner Tochter einst eine tüchtige Bäuerin machen wollte, hielt sie in Haus und Feld zur fleißigsten Arbeit an, und Julie mußte sich, sie mochte wollen oder nicht, dem Machtgebote fügen. — So oft sie — und dies geschah ziemlich häufig — seinen Wünschen nicht Genüge that, gab es drinnen in der Stube einen gewaltigen Sturm, welcher jedesmal eine weitere, scharfe Entzweiung zwischen den Eltern zur Folge hatte.

Der unablässige, harte Zwang von Seite des Vaters und der innere Widerstand gegen ihre eigentliche Lebensbestimmung — worin sie bei der Mutter Schutz und Zuflucht fand — vor Allem aber die häßlichen Auftritte des Vaters gegen die Mutter, deren Zeuge sie war, hatten in Julie die Liebe zum Vater schon früh sehr abgeschwächt, und dieser schlimme Eindruck, der sich immer tiefer eingrub, ging allmälig in eine entschiedene Abneigung des Kindes über, wofür aber Gregor umsoweniger einen Blick hatte, als ihm zärtliche Liebe kein Bedürfniß war.

Julie, welche dieses Gefühles mangelnder Liebe inne ward, ohne es ändern zu können, schloß sich um so wärmer an die Mutter an.

Indem wir aber sehen, daß die ganze Familie nur drei

Köpfe zählte, müssen wir über die Menge des Zündstoffes erstaunen, welcher unter so wenigen Menschen aufgehäuft lag, — in einem Hause, wo das Glück seine irdischen Güter nicht karg gespendet hatte.

Auf den materiellen Besitz derselben legte Gregor freilich mit Recht einen sehr großen Werth und war stolz darauf, daß er sich durch ihn noch vermehrte; aber das Glück im Herzen, das schönere Glück der Eintracht und des Friedens an seinem häuslichen Herde ließ sich damit nicht erkaufen. —

Uebrigens blieb die Familie des reichbegüterten Eckmayer bei diesen drei Personen stehen, — nicht mitgezählt den Einen, welcher sich dermal auswärts befand. Es war dies der Sohn von Gregor's Stiefschwester, Namens Peter Renk, um 8—9 Jahre älter als Julie. — Er war bis zum vorigen Jahre im Hause, wurde dann aber zum Militär abgestellt und diente jetzt in weiter Ferne bei der kaiserlichen Armee.

Eine andere Angehörige des Schellhamer'schen Hauses war Aloisia, die jüngere Schwester Toni's, welche, wie sie, als verwaistes Kind zu entfernten Verwandten kam; sie heiratete später in einen abgelegenen kleinen Marktflecken in Obersteier einen Riemermeister, der jedoch schon ziemlich bejahrt war und in seinem Geschäfte nicht mehr viel verdienen konnte. — Es ging ihnen sehr knapp und Toni mußte von Zeit zu Zeit mit kleinen Geldsendungen im Geheimen aushelfen.

Dasselbe that Gregor bei seinem Vetter, in dessen Briefen der wohlhabende Oheim am Schlusse jedesmal um „klingenden Succurs" gebeten wurde.

Peter hatte unter den Leuten daheim nie einen besonders guten Leumund besessen; man sagte ihm nach, daß er schon als Bube voll List und Ränke gewesen sei, übrigens durch Verstand und Gewandtheit in Allem sich vor den Andern hervorgethan habe; als er größer wurde, wußte er sich in den Oheim Gregor gut zu schicken und galt viel bei ihm. — Letzteres mochte hauptsächlich darauf beruhen, daß er ihn bei der Haus- und Feldwirthschaft thätigst unterstützt und ihm gleichsam einen Sohn ersetzt hatte, während ihn die tiefer blickende Mutter durchaus nicht leiden konnte. —

Auf Peters Stellung hatten übrigens auch ältere Familienverhältnisse Einfluß genommen. Gregor's Mutter heiratete in

zweiter Ehe einen Wirth, der ihren hinausbezahlten Vermögensantheil durchbrachte und zu Grunde ging. Die Tochter dieser Ehe, Gregor's Stiefschwester wurde das Weib eines Häuslers und verkam in Noth. Peter, der Sohn dieser Beiden, erbte von seinen Eltern nichts, als die Bitterkeit gegen reiche Leute. — Gregor hatte seinerzeit für seine Stiefschwester nichts gethan, und es schien, daß er an ihrem Sohne jene Hartherzigkeit gutmachen und sein Gewissen beschwichtigen wollte, daher er ihn bei dem Tode seiner Eltern zu sich in's Haus genommen hatte. Er war damals ein dreizehnjähriger Bube, Julie ein Dirnlein von fünf Jahren.

Jetzt, wo er in weiten Landen abwesend war, hatte Julie die Aufgabe, die Briefe von Peter, so oft einer einlangte, dem Vater vorzulesen, und sie that dies mit großem Vergnügen, weil Peter — mit den größten Uebertreibungen, die auf Gregor's Unwissenheit berechnet waren — stets eine Menge der interessantesten Dinge zu schreiben wußte.

Julie, in ihrem unerfahrenen Alter, hatte dabei keine anderen Gedanken, als die Befriedigung ihrer kindlichen Wißbegierde. — Das Verhältniß zu ihrem Stief-Geschwisterkinde und die diesfälligen Absichten des Vaters sollten sich erst in einer späteren Zeit herausstellen und kund werden.

* * *

In den zunächst darauf gefolgten zwei bis drei Jahren ging auf dem Hofe Gregor's Alles seinen gewöhnlichen Gang, womit wir auch sagen wollen, daß er seine Ehe so unglücklich fortführte, wie wir sie bisher kennen gelernt haben.

Toni, die stille Märtyrerin, litt unter dem rücksichtslosen Hausregiment ihres Mannes unsäglich, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, aus ihrer Natur je einmal herauszutreten und sich in sein Wesen hineinzuleben; es war ihr nur der Eine Trost geblieben, daß Julie ihre mütterliche Liebe reichlich vergalt, dabei blühend heranwuchs und ein ungemein hübsches Mädchen wurde, welches unter den reichsten Bauerssöhnen der ganzen Gegend bald Aufsehen erregte, wofür sie aber nicht die geringste Aufmerksamkeit zu haben schien. —

Mittlerweile hatte die Rohheit Gregor's, mit welcher er sein braves Weib behandelte, womöglich noch zugenommen,

denn ihre Charaktere führten mit jedem Jahre weiter auseinander. Alle seine Vorwürfe aber liefen doch eigentlich nur darauf hinaus, daß sie keine „rechte Bäuerin" sei, und es war von seiner Seite kein einziger stichhältiger Grund zu einer gerichtlichen Scheidung vorhanden.

Toni selbst entsetzte sich vor einem solchen Gedanken und sie ertrug lieber das Aergste, als daß sie — nach ihren ländlichen Begriffen — den Schimpf des Namens einer „von ihrem Manne Geschiedenen" auf sich geladen hätte. Unter solchen Umständen hatte sie auch kein Mittel, sich zu helfen, und ihre Zerwürfnisse dauerten in der unglückseligsten Weise fort.

Eines Sonntags, als sie eben zur Kirchenfahrt nach Sierning sich anschickten, bemerkte Gregor plötzlich an Weib und Tochter neue Röcke von besonderem Stoff und nach städtischem Schnitt, moderne Chemisetten und eine andere als die gewöhnliche Art, das Haar zu flechten.

Er brach wie ein Wüthender los: „Ist das ein Anzug für eine rechtschaffene Bäuerin? Ziemt sich eine solche Keckheit für ein ordentliches Weib von Deinem Stand? Wer erlaubt Euch denn, so daher zu gehen? Muß ich Dir's zum dreitausendstenmal sagen, daß ich das nicht leide?"

„Mische dich nicht in Weibersachen!" fertigte ihn Toni ab und meinte, das Gespräch damit abzuschneiden.

Er aber schrie fort: „Und das Dirndl da lernst Du auch zu Allem an, daß sie recht hochmüthig und vornehm wird? Hab' ich Dir gesagt, Du sollst sie so abrichten, daß sie accurat wieder so wird, wie Du?"

Toni hatte sich abgewendet und sagte halblaut: „Bengel!" Gregor ließ sich nicht unterbrechen. „Gib ihr lieber den Besen in die Hand, jage sie in den Stall und mit den Dienstmägden hinaus auf's Feld, statt daß sie vor dem Spiegel steht und sich aufputzt, wie eine müssige Stadtmamsell! — Aber freilich" — fügte er hinzu — „wie hätte sie denn nicht so werden sollen, wenn sie ihr Lebtag von der Mutter nichts anderes gesehen und gelernt hat!"

„Sei nicht grob gegen mich und bedenke, wer zugegen ist!" erwiederte Toni, ihren Zorn möglichst an sich haltend. „Behalte Dein gemeines Maul unter die Fuhrleute!"

„Die Reihe, das Maul zu halten, ist an Dir!“ tobte Gregor, und gab ihr einen herabwürdigenden Namen, welchen sie im Ueberquillen ihrer Aufregung mit einem ähnlichen erwiederte.

Als jetzt Gregor gegen sie losfuhr, sprang Julie blitzschnell dazwischen und fing mit ihrer Schulter den Stoß auf, der sonst die Mutter getroffen hätte. — Tief entrüstet über all dasjenige, was sie seit einer halben Stunde gesehen und gehört hatte, stellte sich Julie dem Vater entgegen und war auch bereits stark genug, die Mutter zu schützen.

„Ihr seid ein Tyrann!“ rief sie im ersten Hervorbrechen der Empfindungen, die sie gegen den Vater erfüllten. — „Was hat Euch die Mutter gethan, daß Ihr sie so verfolgt und ihr das Leben so verbittert? Ich bin jetzt schon alt genug, um einzusehen, wie Ihr gegen sie verfahret! — Ich weiß, wie oft sie weint und was sie immerfort zu leiden hat von Euch. Das ist vor Gott und der Welt nicht recht, — und nachdem sich um die unschuldige Mutter sonst Niemand annimmt, so will ich es thun!“

Mit steigendem Zorne hatte ihr Gregor zugehört, und indem er ausrief: „Unverschämter Fratz!“ gab er Julien eine schallende Ohrfeige. — „Ein andersmal halte Deine Zunge im Zaum! Und Du“, sagte er zu der zitternden Mutter, „erziehe sie besser und präge ihr das Gebot ein, daß sie den Vater ehre und den Respect nicht vergesse, den sie mir schuldig ist!“

Er ging hastig hinaus, schlug hinter sich die Thür zu und fuhr allein zur Kirche.

Mutter und Tochter aber fielen sich um den Hals, um Schmerz und Zorn auszuweinen; sie wußten ja, daß es von seiner Seite nicht etwa Demut und Bescheidenheit war, sich gegen städtische Formen seiner Familie so wild zu geberden, sondern daß er vielmehr seinen bäuerischen Stolz darein setzte zu verlangen und zu sehen, daß das Landvolk seine hergebrachte eigenthümliche Tracht beibehielt und sich durch dieselbe von den „modischen Leuten in der Stadt“ gänzlich unterschied, gegen die er, wie alle Großbauern, einen ausgesprochenen Widerwillen und ererbtes Mißtrauen hegte.

Schweigend und schluchzend kleideten sich Mutter und

Tochter aus, legten ganz gewöhnliche Tracht an und gingen in Eile nach, da sie trotz alledem den sonntägigen Gottesdienst nicht verabsäumen wollten.

Von diesem Zeitpunkte an nahmen sie kein Stück mehr, welches sie von der Kleidung der gemeinsten Bäuerin unterschieden hätte. — Toni wollte, so weit es ihr nur immer möglich war, ihrem Manne jeden Vorwand zu Vorwürfen benehmen und sich Ruhe verschaffen; aber solche Gegensätze im Leben, die so alt geworden waren, lassen sich nun und nimmer in harmonische Töne auflösen.

Er fand täglich einen anderen Stein des Anstoßes, den er ihr an den Kopf warf, und das unglückliche Weib kam aus der Hölle nicht heraus.

Der unheilvolle Ernst im Vaterhause und das tiefe, schmerzliche Mitleid für den Gram der Mutter ließen in der Tochter keine Empfindung aufkommen, welche sie für jugendliche Freuden und für das süße Glück ihres Mädchenalters empfänglich gestimmt hätte. — So wenig als im Herzen der nun achtzehnjährigen, vielfach umworbenen Erbin von der erwachenden Hinneigung zu einem Manne eine Spur zu finden war, so entschieden hatte ihr all das, was sie zu Hause erlebte, vor der Ehe im Allgemeinen und insbesondere unter ihren Standesgenossen einen tiefen Abscheu eingeflößt. Der verhaltene Grimm in ihrem Gemüthe, welches die Mutter durch ihre Ehe so unglücklich sah, prägte in ihr die Furcht und Abneigung gegen Liebe und Heirat als einen unnatürlichen und für sie gefahrvollen Charakterzug aus.

Die Mutter, welche dies wahrnahm, war vernünftig genug, gegen diese unweibliche Richtung ihrer Tochter die nachdrücklichsten Vorstellungen zu erheben; sie legte es ihr ernstlich an's Herz, die Bestimmung ihrer Zukunft mit Gottvertrauen dem Himmel zu überlassen, nicht aber in sündhafter Widerspänstigkeit sich dagegen zu sträuben.

Julie dachte anders, und sie ließ sich von ihren einmal gefaßten Ansichten und Grundsätzen nicht so leicht abbringen. Ohne die ihr so theure Mutter durch Widerspruch zu kränken, gab sie ihr äußerlich Recht, blieb aber im Stillen ihren trüben, feindseligen Lebensanschauungen getreu.

Die fortgesetzten Mißhelligkeiten mit dem Vater, mit

welchen ein kindliches und herzliches Einvernehmen nicht herzustellen war, bestärkten sie in ihren Gedanken und Meinungen, und noch mehr war dies der Fall, als die Mutter in Folge ihres vieljährigen Hinabhärmens zu kränkeln begann und bald in einen Zustand verfiel, worin sie langsam hinsiechte und unrettbar ihrem Tode entgegenging.

Julie war darüber untröstlich, verbarg aber ihren Jammer vor den Augen der Mutter, welche die Gefahr nicht für so nahe hielt und von Wiedergenesung träumte. Läßt ja doch der Mensch unter keinen Umständen gerne vom göttlichen Geschenke des Lebens und Verweilens auf der schönen, wenn auch oft so thränenfeuchten Erde! —

Julie pflegte und betreute die kranke Mutter mit der liebevollsten Sorge, aber die gleichgiltige Theilnahmlosigkeit des Vaters empörte sie so tief, daß es zwischen den Beiden oft noch zu ernsten und stürmischen Auftritten kam. —

Die Mutter aber wurde schwächer und schwächer, der Arzt gab nur noch die Frist bis zum Herbste, „wenn das Laub von den Bäumen fällt", wie man in solchen Fällen auf dem Lande zu sagen pflegt.

* * *

Ehe ein halbes Jahr verging, war Gregors Lebens- und Leidensgefährtin, von ihm so lange mißhandelt, jedoch allwärts geachtet und bedauert, an der Schwindsucht oder vielmehr an gebrochenem Herzen — gestorben, nachdem sie ihre segnenden Hände auf Juliens Haupt gelegt und noch in den letzten Augenblicken ihrem Manne alles erduldete Leid verziehen, ernst mahnend das zeitliche und ewige Heil ihres Kindes empfohlen und schmerzlich lächelnd gegen ihn bemerkt hatte: „In wenigen Tagen hätten wir unsere silberne Hochzeit gefeiert!"

Am Sterbebette seines in heiligem Gottesfrieden scheidenden Weibes war der schuldbeladene Mann für den ersten Augenblick tief erschüttert, und in der Regung seiner besseren Gefühle drückte er die Hand der Todten, als wolle er — nun freilich zu spät! — den Bund der Versöhnung mit ihr schließen.

Namenlos war der Schmerz Juliens. Mit heißen Thränen benetzte sie die theure Leiche und rief sie vergebens zurück in's Leben; dann aber trat sie vor den Vater hin und for-

derte ihn feierlich auf, „daß er die Mutter wenigstens im Tode ehren und deshalb das würdigste Begräbniß veranstalten solle."

Er sagte dies mit dumpfem Tone zu, und hat auch in dieser Beziehung Wort gehalten, indem in der dortigen Gegend schon seit lange kein solches Leichenbegängniß abgehalten wurde. — Hierin hatte bei Gregor auch der minder ehrenwerthe Beweggrund mitgewirkt, daß er sich bei diesem Anlasse als der Besitzer des großen Eckmayrgutes zeigen wollte. Bei der landesüblichen „Todtenzehrung" im Gasthause zu Sierning saßen mehr als zweihundert Personen und auch die sämmtlichen Dienstleute wurden reichlich bewirthet.

Julien aber, die mit zerrissenem und widerstrebendem Herzen dabei sein mußte, erschien die letzterwähnte Schwelgerei bei Wein und Braten beinahe wie ein Frevel, den man an der verblichenen armen Dulderin verübte.

Die Trauer in ihrem Herzen war tief und nachhaltig; sie hatte ja das Einzige verloren, was sie auf Erden geliebt hatte! — Jetzt aber mußte sie sich nothgedrungen der Hauswirthschaft alles Ernstes annehmen, und sie hatte dabei zu ihrem Glücke die Hände vollauf zu thun. — Am Tage hatte sie wahrlich keine Zeit, ihren schweren Gedanken nachzuhängen, aber am Abend in ihrer einsamen Schlafkammer überließ sie sich mit ganzer Seele den finsteren Eindrücken der Vergangenheit, und in solchen Momenten des Alleinseins entnahm sie aus dem Tode der unvergeßlichen Mutter, die als ein Opfer ihrer Ehe zu Grunde ging, eine unvergängliche Warnung für sich selbst.

Jeder Versuch, sich ihr zu nähern und ihr Herz zu gewinnen, war bisher mißlungen, und schon fing man an, sie für außerordentlich stolz und hoffärtig zu halten, da die jungen Bewerber und die alten Weibsleute, welche in der Nachbarschaft darüber glossirten, für jene seltsame Erscheinung einen genügenden Grund haben wollten, indem sie spottweis sagten, „daß um sie wenigstens der Fürst Pompsti kommen müsse."

Julie hörte von diesem boshaften Gerede, kehrte sich aber nicht daran. — Daheim, umgeben von ihren vielen Beschäftigungen, wußte sie den Vater durch geschickte Führung des Hauswesens, durch ihre Charakterfestigkeit und ihren achtunggebietenden Ernst in den Schranken der Mäßigung zu erhalten.

So war seit dem Tode der Mutter nun schon ein Jahr in ziemlicher Ruhe verflossen, — da drohte ihr und dem Hause mit einemmale eine unerwartete, höchst unliebsame Veränderung.

Gregor war jetzt häufig außer dem Hause; er begann starke Weine zu lieben und lebte überhaupt nicht mehr so regelmäßig wie früher. — Julie machte mit Schrecken noch eine andere Wahrnehmung an ihm, die sich ihr bald bestätigte.

Obwohl schon ein hoher Fünfziger, knüpfte er dennoch ein leidenschaftliches Liebesverhältniß an, welches ihn zu einer jüngeren Witwe führte, die sich durch Toni's Schicksal nicht abschrecken ließ, sondern ihm mit der angenehmen Aussicht auf eine ansehnliche Gütergemeinschaft ein williges Gehör gab und beinahe die Sinne verrückte.

Es wurden bereits die Einleitungen zur zweiten Heirat Gregors getroffen, worüber sich Julie, die nun einundzwanzig Jahre zählte, tief kränkte, da es nur zu wahrscheinlich war, daß sich das eheliche Aergerniß im Vaterhause in zweiter Reihenfolge wiederholen werde und daß ihr überdies einst der väterliche Erbantheil verloren gehe.

Schon waren die Schritte des verliebten Alten so weit gediehen, daß das „dreimalige Aufgebot" in der Kirche demnächst verkündigt und dann sogleich die Hochzeit gefeiert werden sollte.

Julie war darüber äußerst aufgebracht und fand in der übermüthig scherzenden Aeußerung des Vaters: „daß er nun eine recht fröhliche Ehe zu genießen hoffe", eine tiefe Verletzung des Andenkens der Mutter, was sie ihm keineswegs verhehlte, und worüber er allerdings etwas betroffen war.

Uebrigens hatte das Verhängniß ohnehin anders beschlossen.

Eines Abends — kurze Zeit darauf — war Gregor, nachdem sein Gesicht eine ungewöhnliche Röthe gezeigt hatte, von seinem Lehnstuhl plötzlich hinabgesunken, ohne daß es Jemand zu hindern vermochte. — Es hatte ihn ein jäher Schlagfluß getroffen, der ihn zwar nicht tödtete, jedoch in die schwerste Lebensgefahr versetzte.

Aerztliche Hilfe stellte ihn nach einigen Wochen wieder so weit her, daß er fortleben konnte, aber er war halbseitig gelähmt und fürder nicht fähig, seine Geschäfte in ihrem ganzen Umfange ohne fremde Beihilfe zu versehen.

Der Plan zu seiner Heirat war von selbst zerfallen. Er schleifte im Gehen den einen Fuß mühsam nach und sein Sprechen war ein nur schwer verständliches Lallen. Fluchend erkannte er die Unfähigkeit, fernerhin die Geschäfte zu führen und überall selbst dabei zu sein, wie er es bisher gewohnt und für den gedeihlichen Betrieb einer so großen Hofwirthschaft nothwendig war.

Gregor war gezwungen, in der Person eines Meiers zur Leitung der Feldarbeiten und zur Aufsicht über die Knechte und Taglöhner einen Stellvertreter aufzunehmen, was er denn auch ohne Verzug that. Sein richtiger Blick und seine lange Erfahrung halfen ihm zu einer guten Wahl, die auf einen bewährten, nicht mehr ganz jungen Mann, Namens Benedikt fiel.

Der neue Meier setzte sich durch sein ordnungsliebendes, ruhiges Benehmen und seine Biederkeit mit Julie in das beste Einvernehmen, weniger aber mit ihrem Vater, der noch immer Alles besser wissen und anders haben wollte.

Julie und Benedikt ließen sich indessen nicht irre machen, und rechneten es dem geschwächten körperlichen und geistigen Zustande des Vaters zugute, daß er in seiner fast unbeschäftigten Existenz, Langeweile und schwerfälligen Hilflosigkeit sehr übellaunig und eigenwillig wurde.

Julie, dabei viel leidend und im stillen Herzen um den Verlust der Mutter forttrauernd, besaß Jugendkraft und Ehrgefühl genug, um ruhig auszuharren, in Gemeinschaft mit dem rechtschaffenen und betriebsamen Meier rührig fortzuarbeiten und alles im besten Stande zu erhalten, so daß selbst der mürrische Vater endlich seine Zufriedenheit zu erkennen geben mußte.

Aber das ungewöhnliche, von der ganzen Umgebung unbegriffene Mädchen änderte sich nicht in ihrem Charakter, welcher dem beglückenden Gefühle der Liebe gänzlich entsagt zu haben oder für dasselbe völlig unempfänglich zu sein schien, wie es neulich wieder ein paar nachdrückliche Gunst-Bewerber zu ihrem größten Aerger erfahren hatten.

* * *

Der Zustand Gregors besserte sich nicht mehr, man bemerkte aber auch keine Verschlimmerung, wiewohl seine Verstandeskräfte mehr und mehr ab- und sein Eigensinn zugenommen hatte. Er blieb immer noch der Herr, und der Hof wurde in seinem Namen fortgeführt.

Seit dem Eintritte seiner Hinfälligkeit waren nun zwei Jahre verflossen, Julie bereits 23 Jahre alt; aber ihr jugendlich frisches Aussehen ließ sie nicht älter als höchstens Zwanzig erscheinen, gleichwie sie auch in ihrem Innern heiterer und zufriedener wurde; dennoch aber wies sie jeden Freier, der sich meldete, noch immer hartnäckig zurück, denn es hatte noch Keiner in ihr den Funken gezündet, der ihr kalt scheinendes Herz in Flammen gesetzt und den darin verhärteten Schrecken und Abscheu vor der Ehe verzehrt hätte. In ihren häuslichen Verhältnissen, welche ihr durch mehrjährige Gewohnheit erträglich und zuletzt beinahe angenehm geworden waren, dachte sie an keine Aenderung; sie sollte aber aus ihrem mühevoll errungenen Frieden bald aufgeschreckt werden.

Der Vetter Renk hatte schon vor vier Wochen an den Oheim geschrieben, daß er jetzt seinen Militärabschied erhalten habe und freudigen Herzens demnächst in der Heimat eintreffen werde.

Gregor äußerte über die Nachricht großes Vergnügen, und auch Julie freute sich, da sie meinte, daß sie dann aus seinem Munde die merkwürdigsten Erzählungen über ferne Länder und Völker hören werde.

Noch vor Ablauf der angegebenen Frist traf Peter ein. Er war ein sehr stattlicher junger Mann von 30 bis 31 Jahren, den das Militärleben in seinem Aeußern gewandt und geschmeidig gemacht hatte. Seine noch halb militärische Kleidung, nach engerem Schnitt anliegend, hob seine schlanke und doch markige Gestalt vortheilhaft gegen Andere hervor, und er schien sich auch darin sehr zu gefallen, so wie man es ihm auf der Stelle ansah, daß er den Werth seiner Person um ein Beträchtliches höher stellte, als es sonst die Bescheidenheit eines Menschen seines Standes zugelassen hätte. — Sein Gesicht war hübsch, jedoch nicht offen und einnehmend; für den Menschenkenner gab es in seinen Blicken und Gesichtszügen, insbesondere in den Winkeln von Auge, Mund und Nase allerlei

Linien und Zeichen, welche seinen ebenso schlauen als kühnen und verwegenen, leidenschaftlichen und sinnlichen Charakter verriethen. — Kopfhaar, Augen und Schnurbart, Alles von gleicher Schwärze, gab seinem breiten Kopfe das Gepräge wilder Energie. — Peter konnte sich übrigens eines sehr scharfen Verstandes und mancher Kenntnisse rühmen, wie er es denn auch in seinem Regimente wegen der Fertigkeit im Lesen und Schreiben zum Corporal und Führer gebracht hatte.

Als er ankam und mit erwartungsvollen Mienen in den Hausflur hineineilte, war Julie, die eben in die Küche ging, die Erste, welche ihm begegnete. Er eilte auf sie zu, rief sie beim Namen und wollte die Muhme küssen, prallte aber beinahe wieder zurück, da er Julie, die er fast noch als Kind verlassen, nun als groß gewordenes, üppig blühendes Mädchen vor sich erblickte.

Julie hatte ihn ebenfalls sogleich erkannt, war aber bei seiner stürmischen Begrüßung scheu zurückgewichen: sie hieß ihn — nicht in ihrem, sondern im Namen des Vaters willkommen, war jedoch dabei ziemlich zurückhaltend, indem es schien, daß der erste Eindruck, welchen der heimgekehrte Vetter auf sie machte, eben kein besonders günstiger war.

Entgegengesetzt aber war bei ihm der Augenblick von Juliens Wiedersehen mit einem um so mächtigeren Eindrucke verbunden. Er betrachtete sie freudestrahlend und ergoß sich wortreich in ihrem zärtlichsten Lobe. In seinen brennend schwarzen Augen blitzte das Feuer einer plötzlich erwachten Empfindung, welche durch ihre Stärke alle Bedingungen zu einer anwachsenden Leidenschaft in sich trug.

Julie entzog sich seinen heftigen Händedrücken und führte ihn in die Stube zum Vater.

Gregor bezeigte über die Zurückkunft seines Neffen eine Freude, die sozusagen über die Gebühr ging und ihre Erklärung nur in der zuthulichen Pfiffigkeit Peters und in dem Umstande finden konnte, daß Gregor keinen Sohn hatte.

Peter umarmte ihn zu wiederholtenmalen und führte — nachdem sich Julie wieder entfernt hatte, — mit dem Oheim eine ungestörte kleine „Comödie“ auf. Er beschäftigte sich zur Einweihung seiner Rückkehr ausschließlich nur mit ihm; ließ sich unter Betheuerungen der größten Theilnahme seinen Leidenszustand auf das Genaueste beschreiben und hörte voll Auf-

merksamkeit zu, hütete sich aber, von der verstorbenen Muhme Toni zu sprechen, um nicht etwa Gewissensbisse in ihm zu erwecken, und unterhielt ihn dann ein paar Stunden lang mit der Erzählung seiner eigenen Erlebnisse, die er mit der lebhaftesten Schilderung der erlittenen Strapazen würzte.

Er hatte sich bei dem bereits verstandesschwachen Oheim neuerdings in große Gunst gesetzt.

Peter streckte seine Fühlhörner nun noch weiter aus, lenkte das Gespräch auf Julie und lobte sie außerordentlich, — ungewiß, wie der Oheim das aufnehmen werde.

Gregor widersprach nicht; er machte eine fast gefällige Miene und lallte: „Na wir werden schon sehen."

Peter war mit der Aufnahme und seinem Wiedereintritte ungemein zufrieden.

Nun suchte er wieder Julie auf, und mit seiner schnellen Terrainkenntniß entschuldigte er sich, daß er ihr nicht sogleich sein schmerzlichstes und aufrichtigstes Beileid über den Tod ihrer Mutter bezeigt habe, was ihn in ihrer Zuneigung wieder etwas besser stellte.

Die Umstände im Hause schienen sich nach Peter's Berechnung von Anfang an günstig für ihn zu gestalten.

Gleich am anderen Morgen ließ Gregor den Meier Benedict zu sich in die Stube rufen, um ihm anzukündigen, daß er seiner Dienste nun nicht weiter benöthige, „weil Peter wieder da sei, der seine Stelle wieder einnehmen werde."

Der wackere Meier, der neben Peter wohl ohnehin nicht geblieben wäre, war somit entlassen, und alle Vorstellungen von Seite Julien's, welche über diese Maßregel ihres Vaters sehr aufgebracht war, nützten nichts. Es blieb bei seinem Ausspruch, und Benedict mußte in vierzehn Tagen gehen.

Peter war von jetzt an der Stellvertreter Gregor's, dem die sämmtlichen Dienstleute zu gehorchen hatten. Er führte gegen sie eine ziemlich militärische Disciplin ein, während er gegen Julie alle erdenklichen Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien verschwendete.

Julie trat aus ihrer gemessenen Zurückhaltung nicht heraus, war jedoch mit Rücksicht auf den Vater bemüht, ein möglichst freundschaftliches Einverständniß zu erhalten. — Peter überließ das Reifen seiner geheimen Pläne den Einwirkungen

der Zeit und wußte sich dafür in der Gunst des Oheims immer fester einzunisten.

Er legte es ihm durch seine häufigen Herzensergießungen und vertraulichen Mittheilungen nahe, zu errathen, was er eigentlich wollte.

Gregor war schon so weit gewonnen, daß er selbst einmal sagte: „Du hast zwar nur ein kleines Vermögen von Deinen Eltern ererbt, aber das thut nichts. Du und meine Tochter — seid ein rechtes Paar, — und das ist auch mein Wille."

Peter machte einen Freudensprung und seine Augen funkelten; stürmisch umarmte er den Oheim und begeistert rief er aus: „Bester Oheim, Ihr macht mich heute zum allerglücklichsten Menschen im ganzen Kaiserthum!"

Gregor fügte noch bei: „Die Julie hat wahrhaftig schon Zeit! Sie hat nicht mehr weit auf Vierundzwanzig, wo sie ohnehin schon großjährig wird, weshalb ich bei der allernächsten Gelegenheit mit ihr reden will. Ich mache auch dann gerne Platz und gehe in den Auszug (Ausgeding,) denn ich brauche Ruhe."

Peter taumelte vor Glück und Siegestrunkenheit, indem er wähnte, daß er seinem Ziele nun schon um mehr als die Hälfte näher gerückt sei.

Julie aber hielt dem Vater nicht Stand, so oft er auch anfing, von jenem Punkt zu sprechen, und wie sehr sich auch Peter anstrengte, sich bei ihr in das vortheilhafteste Licht zu stellen, sich ihr bei jedem Anlaß dienstfertig zu bezeigen, ihr ein Lächeln abzugewinnen und ihr Herz durch Vergleich oder mit Sturm zu nehmen, — so war er doch in dem halben Jahre, welches seit seiner Rückkehr verflossen war, noch um keinen Schritt weiter gekommen. Aber Peter war nicht der Mann, der sich durch ein Hinderniß schrecken und entmuthigen ließ.

* * *

Es war ein schöner Sommertag. Gregor saß auf der Bank vor dem Hause, schmauchte sein kurzes Pfeifchen und ließ sich von der Sonne bescheinen.

Da erschien auf dem Wege von Sierning her ein Trupp

Husaren, wie sie von jeher in den futterreichen Gegenden Oberösterreichs häufig im Quartier liegen. Voran ritt ein junger Officier, welcher mit drei Mann herangetrabt kam, während die Uebrigen die Richtung nach benachbarten Höfen einschlugen.

Der Officier zog eine Anweisungsbollete hervor und fragte Gregor: „Ist dies das Eckmayrgut, Nr. 16?"

„Ja!" sagte Gregor gedehnt. „Was wollt Ihr denn?"

„Wir kommen hier in's Quartier," erwiederte der Officier, „acht Tage."

„Hm! — so?" meinte Gregor und schnitt ein saures Gesicht, denn der Bauer ist kein Freund der Einquartierung — und insbesondere fürchtet er die Husaren.

Jetzt kam Julie aus dem Hause, die den Zweck der kaiserlichen Reiter schon errathen hatte, und rief ein paar Knechte zur Bedienung herbei. „Entschuldigen Sie, Herr Lieutenant, meinen Vater! Er ist krank, wie Sie sehen," sagte sie, noch etwas schüchtern, und grüßte die Angekommenen.

„Wir sind schon am rechten Platz!" rief der junge Lieutenant in echtem Deutsch, der als er Julie erblickte, ihren Gruß mit der freundlichsten Artigkeit erwiederte und seinen Leuten abzusitzen befahl.

Es war ein schöner, junger Mann, dessen fröhliches, Zutrauen erweckendes Gesicht von Lebenslust erglänzte.

Julie wurde roth, als er zuvorkommend auf sie zutrat, in unbefangener Weise mit ihr zu schäkern begann und sie auffallend freundlich anblickte. „Herr Lieutenant müssen halt mit dem einfachen Zimmer, was wir Ihnen geben können, vorlieb nehmen!" sagte sie bescheiden.

„Ich weiß schon im voraus, daß es uns hier nicht schlecht gehen wird," entgegnete der ritterlich artige Lieutenant, welcher jetzt im hübschesten Zimmer des ersten Stockwerkes einquartiert wurde, womit er höchst zufrieden war, ungeachtet die Einrichtung aus lauter altmodischen Stücken bestand und als blanker Zierrath an den Wänden die vorräthigen Pferdegeschirre herumhingen.

Julie ließ in entsprechender Weise auch den drei Gemeinen ihre Kammer und für die Pferde die Ställe anweisen. — Gleich nach der Ankunft und Unterbringung der Husaren richteten die Knechte des Hofes vor dem Hause eine hohe

Stange auf, woran ein Strohbüschel befestigt war, was im Lande allgemein als Zeichen gilt, daß hier Cavallerie einquartirt ist.

Der Lieutenant, lebensfroh und leutselig, gab sich bald als einen gebornen Wiener zu erkennen, der durch einen einflußreichen Onkel zu dem Regimente kam, in welchem er diente. — Er zeichnete Julie durch das rücksichtsvollste und zuvorkommendste Benehmen aus, denn offenbar hatte sie ihm gleich bei dem ersten Anblicke sehr gefallen, — und auch Julie mußte sich, zu ihrer eigenen großen Ueberzeugung gestehen, daß die Erscheinung des jungen, liebenswürdigen Officiers nicht ohne einen gewissen Eindruck auf sie geblieben war, — und Sinn und Richtung nach dem Ungewöhnlichen hatte sich dadurch in Julie thatsächlich geoffenbart.

Als Tochter des Hauses erwies sie ihm die Ehre, dem einquartierten Gaste zum Frühstück, Mittags- und Abendtisch persönlich „aufzutragen" — und sie that es ja ohne Widerstreben.

Der Officier fand nun hinlängliche Gelegenheit, längere Zeit mit Julie allein zu sein und sich mit ihr zu unterhalten.

Beide lernten so sich näher kennen, und die gegenseitige Neigung, welche sich bei dem offenherzigen Lieutenant unverholen aussprach, erhielt mit jeder Tageszeit neue Nahrung.

Peter beobachtete die Beiden mit der größten Unruhe; er ließ es nicht an scharfen Sticheleien fehlen und warf auch über „die leichtsinnigen Liebeständeleien der Officiere, die besonders für unerfahrene Mädchen auf dem Lande gefährlich seien", giftige Bemerkungen hin.

Julie wies ihn darüber ernst und nachdrücklich zurück. Schon am zweiten Tage der Anwesenheit erzählte der Lieutenant Julien mit der vertrauensvollsten Offenheit die Geschichte seiner glücklichen, mitunter tollen Jugend und machte sie mit den Verhältnissen seiner Angehörigen in Wien bekannt. — Er gab ihr zuletzt seine Visitkarte, worauf Julie den Namen Ludwig von Sonnberg las; — lächelnd machte er dazu die Bemerkung: „Meine ungarischen Kameraden nennen mich schlechtweg Lajos. Wenn wir länger beisammen wären, müßten Sie mich auch so vertraulich nennen, liebe Julie!" sagte er mit einer besonders freundlichen Betonung.

Julie fand an dieser ihr neuen, weltmännischen Treuherzigkeit großen Gefallen, wiewohl sie äußerlich gegen dieses Anerbieten einer zu schnellen Vertraulichkeit und zu kurzen Bekanntschaft sittsam protestirte.

Nun verlangte er auch von Julie die Erzählung der Geschichte ihrer Familie und ihres eigenen Herzens — „soweit er dieß dürfe" — setzte er mit feiner Artigkeit hinzu.

Julie theilte ihm mit dem gleichen Vertrauen ihre einfachen, jedoch kummervollen Erlebnisse mit, und verschwieg auch das Verhältniß zu Peter nicht, „welches ihr" — wie sie bemerkte — „das Leben verbittere".

Sonnberg nahm an Allem das wärmste Interesse, insbesondere auch an dem Umstande, daß sie bis jetzt noch keinen Freier erhört habe, und er erkannte an dem Tone ihrer Rede, daß sie in Allem die Wahrheit sprach.

Julie sprach mehr und länger mit ihm, als sie glaubte, und Beide kannten ihre gegenseitigen Verhältnisse, als ob sie sich schon ein paar Jahre nahe gewesen wären.

Indessen waren die acht Tage der Einquartierungszeit bald um — für Julie die Stunden wie im Fluge verrauscht.

Der Lieutenant mußte aufbrechen und in sein Standquartier einrücken.

Am frühen Morgen des neunten Tages — Gregor lag noch in seiner Stube zu Bette und die Dienstleute waren bereits auf dem Felde — saßen die drei Gemeinen schon auf ihren Pferden, der Schimmel des Officiers stand wiehernd daneben.

Julie, sichtlich tief ergriffen, begleitete Herrn von Sonnberg bis vor die Hausthüre, wo sie mit einem Händedruck von einander Abschied nahmen, nachdem er vorher noch für sich und seine Mannschaft den herzlichsten Dank für die gute und freundliche Bewirthung ausgesprochen hatte.

Er blickte ihr noch einmal tief in's Auge, worüber sie hoch erröthete, versprach ihr, von seiner neuen Garnison aus nächstens zu schreiben, und plötzlich — ehe sich Julie dessen versah — drückte der junge lebenslustige Mann, der vielleicht an nichts weiter dachte, sich aber dennoch schwer trennte, einen brennenden Kuß auf ihre Lippen, aber in demselben Augenblicke hatte er sich schon auf sein Pferd geschwungen, und die Husaren, ungarisch grüßend, zogen ab.

Peter war eben um die Ecke des Hauses getreten und hatte Alles gesehen. — Grimmig und zwischen den Zähnen murrend: „Hast Zeit, daß du fortkommst!“ blickte er auf den langsam davonreitenden Officier und drohte ihm mit geballter Faust nach.

Der Lieutenant sah Peter's drohende Geberde nicht; er drehte sich aber jetzt im Sattel zurück, um Julie noch einmal zu grüßen. Die blauen Reiter sprengten davon, und waren bald verschwunden.

Julie stand eine Weile in tiefem Sinnen, aus welchem sie Peter, der hinter ihr hervortrat, mit schlecht verhehlter Erregung seiner wüthendsten Eifersucht aufriß.

„Wär' eine Schande für dich“ — sagte er — „wenn es außer mir Jemand gesehen hätte, daß dich ein wildfremder Mensch — ein Officier öffentlich geküßt hat!“

Julie konnte dieser Bemerkung aus Schicklichkeitsgründen nichts anderes entgegnen, als die unfreiwillige Entschuldigung: „Ich hab' es nicht verhindern können.“

Im Innern aber dachte und fühlte sie anders, und von dieser Stunde an war ihr Peter nur noch mehr verhaßt.

* * *

Peter hielt es für klüger, seinen Ingrimm wegen des Husarenoffiziers vor Julie zu verbergen und sich anzustellen, als habe er sich über den verhängnißvollen Zwischenfall der Einquartierung gänzlich abgekühlt. Er versäumte es aber nicht, sich gelegentlich über die „verführerischen Manieren der Offiziere“ auszulassen und ihr das alte Soldatensprüchlein: „Ein anderes Städtchen — ein anderes Mädchen“ zur Abschreckung recht eindringlich zu Gemüth zu führen.

Julie aber hörte ihn schweigend an; denn sie wollte nicht mit ihm zanken und es überhaupt vermeiden, ihre innersten Gedanken vor ihm aufzudecken, gleichwie sie es unter ihrer Würde und nicht in seinem Rechte fand, sich vor ihm vertheidigen zu müssen.

Peter irrte sich aber, wenn er etwa jetzt glaubte, daß seine Muhme wegen des Husarenlieutenants „in sich gegangen sei“ und ihn vergessen habe, weil sie nichts mehr von ihm sprach; desto innerlicher beschäftigten sich ihre Gedanken mit ihm, denn

der glühende Kuß des schönen Officiers wirkte magnetisch nach. Das ihr bisher unbekannt gebliebene, heiß durch das Herz wallende und wogende Gefühl, das süße Bangen und Sehnen, das immer vor ihr schwebende Bild des Einen, das Nachklingen aller Worte, die er zu ihr gesprochen, das Kämpfen mit der jungfräulichen Scham vor dem Gedanken der Hingebung an einen Mann, das leise Zittern vor der Möglichkeit einer Aenderung dieses Glückes, — Alles dies erschloß ihr eine Welt die sie im kleinen Raume ihres Herzens trug, die ihr aber so groß, so neu und herrlich erschien! — In sich versunken und träumerisch verrichtete sie ihre ununterbrochenen Hausarbeiten, aber ein stilles Lächeln schwebte um ihre Lippen, und gegen die Dienstleute war sie noch einmal so freundlich als früher.

Was Julie erfüllte und sie Niemandem sagen konnte, war die siegende, beseeligende Allgewalt der — Liebe! — —

Den stillen Schrecken dieser Erkenntniß überwand sie leicht in den ersteren Tagen, wo sie sich dem vollen Genusse dieses seligen Bewußtseins mit ganzer Seele hingeben wollte, aber nach ein paar Wochen regten sich in ihr die ersten peinigenden Bedenken. — Ludwig v. Sonnberg — der Mann mit diesem geliebten Namen — war ja fort auf Nimmerwiedersehen! — Seine Bestimmung führte ihn vielleicht in die weite Welt, — sie waren getrennt für immer! —

Gleich als wäre sie aus einem schönen kurzen Traume zu langem Elend der Wirklichkeit erwacht, so erschrack sie vor ihrer Lage; und Qualen noch anderer Art folterten ihre Seele. — Julie bedachte jetzt die trostlose Ungleichheit des Standes, und drückender noch war der bange Zweifel, ob er sie denn wirklich und ehrlich liebe? Ob das Ganze nicht etwa nur ein Scherz gewesen sei?

Das arme Mädchen quälte sich noch viele Tage lang, bis nach schmerzlichem Ringen endlich der Verstand das Herz bewältigte und sie zu dem Entschlusse kam, das neue Gefühl mit aller Macht und Ausdauer zu bekämpfen, sich frei zu machen und all diesen Hoffnungen zu entsagen.

Ihre Augen, von nächtlichem Weinen geröthet, zeigten, wie schwer es ihr geworden war, das Liebste aufzugeben, was ihr Herz besaß.

Dem lauernden Vetter entging an Julie keine Bewegung;

sein scharfer Blick durchschaute sie und erkannte genau, was in ihr vorging. Je niedergeschlagener sie war, desto größer das geheime Frohlocken des Unholds.

Julie hörte von Sonnberg nichts mehr, und sie getraute sich auch nicht, bei irgend Jemand Erkundigungen einzuziehen. Denke man sich hiezu den mit der etwas entfernteren Außenwelt fast abgeschnittenen Verkehr dieser einzeln stehenden, zerstreuten Gehöfte, und man wird den Vergleich nicht übertrieben finden, daß sie einem Menschen glich, der einsam auf einer Insel im weiten Ocean zurückgelassen wurde.

Julie hatte keine Ahnung, daß Sonnberg dennoch an sie dachte. — Als etwa vier Wochen verflossen waren, kam ein Brief, welcher durch die Botin von Sierning draußen auf dem Wege in Peter's Hände gerieth. — Er nahm ihn ihr ab und schloß aus der Schrift der an Julie gerichteten Adresse, von wem der Brief herrühre. Der Schelm behielt ihn für sich, um ihn zu öffnen und daraus den Stand der Dinge zu erfahren. Der Brief war in der That von Sonnberg; er schrieb zwar nur wenig, aber er bestätigte Julien den Ernst seiner Liebe

Das war genug für Peter: hohnlachend zerriß er das Schreiben in hundert kleine Stücke, warf sie in den nahen Bach und sagte keiner Seele etwas davon, weil er Niemand traute und keinen Mitwisser haben wollte.

Da Julie nichts erfuhr und nicht antworten konnte, so kam auch kein Brief mehr, und Peter war mit seinem Spitzbubenstreich zufrieden.

Julie ergab sich mittlerweile dem schwersten Trübsinn, als sie von Sonnberg keine Nachricht erhielt. „Er hat mich also vergessen!" seufzte sie aus tiefster Brust, und spann sich hoffnungslos in das dunkle Gewebe ihrer Entsagung ein.

„Goldener Schatz meiner ersten Liebe — du hast nun keinen Werth mehr, — falsches Gold, ich werfe dich von mir!" stöhnte sie voll Wehmuth, leise weinend, als sie in ihrer Kammer allein war. — Es verursachte ihr den herbsten Schmerz, sich, — wenn auch nur im Stillen — vor Peter schämen zu müssen, daß er Recht hatte.

Der heißblütige und dabei so ränkevolle Vetter, der sie fortan beobachtete, hielt den gegenwärtigen Zeitpunkt dennoch nicht für geeignet, seine Pläne wieder hervortreten zu lassen,

sondern es sollte nach seiner Meinung „bis zur völligen Abkühlung“ noch einige Zeit verstreichen.

Als aber nun schon 3—4 Monate herum waren und von Sonnberg kein zweiter Brief mehr kam, — weil er keine Antwort erhalten hatte, — sagte Peter zu sich selbst: „Die alberne Liebesgeschichte muß nun wohl zu Ende sein. Julie selbst muß einsehen, daß eine solche Verblendung, die überdies mit einer so gänzlichen Aussichtslosigkeit verbunden ist, nur etwas Vorübergehendes sein kann, wie es im Leben — ohne weitere Bedeutung — tausendmal vorkommt.“

Er glaubte nun den Moment gekommen, wo er wieder mit dem Vater sprechen und seine Angelegenheit in Fluß bringen sollte.

Gregor befand sich die ganze Zeit über in einem Zustande geistiger und körperlicher Schwäche, daß man ihm nur anstandshalber und des Hausfriedens wegen die Meinung gelten lassen konnte, er sei es, von dem Alles angeordnet und geleitet werde. Ebenso wenig aber hatte er in seiner Vorliebe für Peter sich geändert, gegen den er irgend eine alte Familienschuld zu haben schien.

Der Neffe hatte daher leichtes Spiel bei ihm, als er ihn an einem der nächsten Tage — auf die glimpflichste Weise — an Julie und an sein Wort mahnte.

„Der Tausend hinein!“ sagte Gregor mit fast gelähmter Zunge. „Die Sache zieht sich ärgerlich in die Länge. Da muß schon ich mich dreinlegen. Geh' und hole mir die Julie! Sie soll gleich kommen!“

„Seid aber behutsam, Vater,“ meinte Peter, der zu dieser Bemerkung Ursache hatte. — Er sagte es Julie nicht selbst, sondern ließ sie durch eine Magd zum Vater rufen, damit sie nicht wisse, daß er es veranlaßte.

Im Hinausgehen dachte Peter: „Es wird zwar noch immer nicht leicht gehen, — aber — hab' ich sie nur einmal!. Die Neigung ist Nebensache und wird sich mit der Zeit geben. Die Hauptsache bleibt immer, daß ich einmal der Herr hier bin,“ — aus welcher Gedankenäußerung wir entnehmen, daß ihn nicht blos die Liebesleidenschaft für Julie, sondern zugleich auch die Habsucht trieb.

„Hörst Du,“ sagte Gregor sehr verdrießlich, als Julie

zu ihm in die Stube trat, „Deine Angelegenheit muß jetzt endlich einmal vom Fleck kommen!“

Julie horchte betroffen auf.

„Ich will keinen langen Umweg machen, sondern gleich mitten hineingehen. Du kannst nicht ewig Wirthschafterin bleiben, — mußt endlich heirathen!“

„Ja!“ entgegnete Julie rasch, „ja, wenn ich den rechten Mann kriegen könnte!“

„Nun,“ meinte der Vater, „den hast Du ja ohnehin an — Peter! — Du weißt schon lange, was ich haben will.“

„Vater! seid ihr denn noch immer auf diesen — unglücklichen Plan versessen?“ sagte Julie mit mehr Bitterkeit als Verwunderung. — „Ihr seid da in einem sehr großen Irrthum, — einem unwürdigen Menschen zuliebe!“

Gregor wollte in die Höhe fahren, aber er vermochte es nicht; hocherzürnt polterte er: „Und Du — Du bist noch immer die verrückte, bockbeinige, unbotmäßige Dirne, wie zu Lebzeiten Deiner Mutter!“

„Das Andenken der Mutter in Ehren!“ erwiederte Julie feierlich. „Mich aber lasset, wie ich bin! Ich will Euch um sonst nichts Anderes bitten!“ — Nach diesen Worten entfernte sie sich so schleunig, als sie konnte, hörte aber noch das Schelten des Vaters, dessen Ausbrüche ihre Liebe zu ihm nicht erhöhten.

Peter kam beinahe aus der Fassung, als er vom Oheim so schlechte Neuigkeiten hörte.

„Es geschieht doch, was ich will. Verlaß dich darauf!“ schloß Gregor seine Mittheilungen an Peter, der jetzt mit sich zu Rathe ging, welche Mittel er anwenden soll, um Juliens Widerstand zu brechen, sie zu sich herüberzuziehen und sich ihrer zu bemeistern. — Der Zustimmung und Unterstützung von Seite des Alten war er unter allen Umständen gewiß.

* * *

Der Zustand Gregor's neigte sich in jüngster Zeit eher zur Verschlimmerung als zum Besserwerden.

Diese Wahrnehmung versetzte Peter in Angst und Unruhe; er wollte darum das Leben des Oheims, ehe es etwa bedenklicher werden sollte, noch gehörig ausnützen, und glaubte eben in der zunehmenden Hinfälligkeit Gregor's das Mittel gefunden

zu haben, um auf Julie in mittelbarer Weise einzuwirken, indem er sie mit scheinbarer Absichtslosigkeit und Theilnahme auf die gefährliche Schwäche des Vaters aufmerksam machte und ihr auseinandersetzte, „daß Alle im Hause, ohne Ausnahme, die dringende Pflicht haben, ihm zur möglichsten Schonung seines Lebens in allen Dingen seinen Willen zu erfüllen, damit er nicht durch Widerrede gereizt und vor den äußerst gefährlichen Einflüssen des Zornes bewahrt werde, weil dieser ihn augenblicklich tödten könnte."

Julie durchblickte den selbstsüchtigen Heuchler, wollte ihm aber in diesem Punkte nicht widersprechen; sie beherrschte sich, erklärte sich mit ihm einverstanden und verleitete ihn, ohne es zu wollen, zu der selbstgefälligen Meinung, daß er ein sehr schlau berechnetes „Manöver" ausgeführt habe. — Er beruhigte sich damit für den Augenblick und beschloß bei sich, jetzt noch einige Tage zuzuwarten, dann aber bei dem Vater einen letzten entscheidenden Schritt zu thun. — Ehe er jedoch darüber neuerdings mit ihm sprach, war es diesem zu Kopf gestiegen, daß sich Julie vor acht Tagen so halsstarrig gegen ihn benommen und durch ihre entschiedene Widerspänstigkeit das väterliche Ansehen verletzt hatte. — Gregor wollte nun um so ernstlicher durchsetzen, was er sich wegen der Versorgung seines Neffen einmal vorgenommen hatte.

Da er wegen des besonderen Kochens für ihn in seiner Extrastube allein aß und Julie ihn hiebei bedienen mußte, so ergriff er sogleich nach dem Mittagmahl die Gelegenheit, die schnellfüßige Tochter durch einen besonderen Befehl zurückzuhalten und das Gespräch zur Heiratsangelegenheit einzuleiten, was er diesmal eben nicht auf die freundlichste Weise that.

Als Julie merkte, um welche widerwärtige Geschichte es sich wieder handeln werde, wollte sie unter irgend einem Vorwande dringlicher Arbeit gleich den früheren Malen ausreißen und die drohende Verhandlung abschneiden. Gregor befahl ihr aber mit allem Nachdruck, zu bleiben und die Sache heute in Ordnung zu bringen.

Julie unterdrückte ihren Unmuth, setzte sich in einiger Entfernung vom Vater auf einen Stuhl, schwieg und schlug die Augen zu Boden, um ihm nicht die Mienen ihrer Aufregung zu zeigen.

Der Vater erklärte ihr mit kurzen Worten, daß es sein bestimmter Wille sei, sie mit Peter zu verheiraten, dadurch für Beide zu sorgen, und daß er alle ihre Einwendungen, da sie nur thöricht seien, nicht gelten lasse.

Er ließ sie nicht zu Worte kommen, wie schwer ihm auch das viele Sprechen ankam. — „Dein Widerstand gegen die Ehe ist nur Eitelkeit, Hochmuth und Trotz, und die will ich brechen. An Peter ist nichts auszusetzen, also — will ich, daß Du Dich endlich entschließest, der ärgerlichen Ungewißheit ein Ende machst und meinen Willen erfüllst!"

Julie war in heftiger Bewegung aufgesprungen. „Ich mag ihn nicht", rief sie, „diesen selbstsüchtigen, heimtückischen Menschen, der sich so heuchlerisch in Eure Gunst eingeschlichen hat und der es nicht verdient, hier im Hause Euer Stellvertreter zu sein!"

Gregor schrie: „Rede nicht so keck!"

Julie, von ihrer stürmischen Erregung hingerissen, fuhr unerschrocken fort: „Vater, Ihr könnt — Ihr dürft mich zu einem solchen Bunde nicht zwingen! Davon steht in der heiligen Schrift nichts geschrieben. Auch müßt Ihr nicht vergessen, daß ich jetzt schon großjährig bin!"

„Das ist Alles eins und ändert nichts an meinem väterlichen Gebot!" lärmte Gregor mit steigendem Zorne.

Julie erwiederte ihm mit entschiedenem Tone: „Ich liebe bereits einen Anderen, — und weil ich den nicht haben kann, so will ich lieber ehelos bleiben. Ich kann Euern Willen nicht erfüllen."

Nach diesen Erklärungen, die allerdings nur durch ihre verzweifelte Lage zu entschuldigen waren, verließ sie hastig die Stube, um bei der harrenden Arbeit die Beschwichtigung ihres stürmisch erregten Gemüthes zu suchen, — für den Augenblick nicht bedenkend, daß sie, dem Vater und seinem Krankheitszustande gegenüber, in ihren Aeußerungen vielleicht allzu heftig und unvorsichtig war.

Gregors hatte sich ein unbeschreiblicher Zorn bemächtigt und sein Schelten und Toben — wiewohl er allein war — erstickte fast unter dem Drucke seiner schwer athmenden Brust. Sein Gesicht war roth und blau, die Stirnadern hoch angeschwollen. — Der unglückselige Mann ohnehin von Natur

zum höchsten Jähzorn geneigt, war durch seine körperliche Schwäche immer noch reizbarer geworden, und der heutige Vorfall war gewissermaßen die letzte Veranlassung, welche die unmittelbaren Folgen seines ungebändigten Zornes herbeiführte.

Am Abend desselben Tages traf ihn ein neuer, schwererer Schlaganfall, der das ganze Haus plötzlich in Bewegung setzte.

Julie, vom äußersten Schrecken erfüllt, hatte kaum noch Zeit, herbeizueilen und den mit dem Tode Ringenden noch am Leben zu finden; sie wollte ihn reuevoll um Verzeihung bitten und von dem sterbenden Vater ein Wort der Versöhnung hören.

Es war schon zu spät.

Gregor lag ohne alles Bewußtsein da, im letzten Todeskampfe röchelnd, und in weniger als einer halben Stunde war er eine Leiche.

Julie rang stumm und schwer betäubt die Hände; Peter, der von dem letzten Auftritte zwischen Vater und Tochter keine Kenntniß hatte, stand wie erstarrt, dumpf hinbrütend, während sich die herbeigekommenen Dienstleute mit dem Todten beschäftigten.

Der jähe Tod des Vaters hatte Julie, ohne sie übrigens in Haß und Liebe anders zu stimmen, dennoch mit überwältigender Macht schmerzlich ergriffen. Der Gedanke, daß er ohne das heutige heftige Erzürnen vielleicht noch länger gelebt hätte, trat mit schwerer Beklommenheit vor ihr Gewissen und machte ihr strenge Vorwürfe.

Jetzt, da der Vater aus dem Leben geschieden und sein Mund vom Siegel des Todes geschlossen war, fühlte sie in ihrem Herzen ein tieferes Mitleid für ihn erwachen und vor dem kalten Leichnam ihre Kindesliebe wärmer werden, als sie in den Tagen war, wo sie dem Vater mit entgegengesetzten Gefühlen gegenüberstand.

Diese stille Selbsterkenntniß, welche ihr neue Vorwürfe auflud, und die aufrichtige Abbitte, die sie vor der entseelten Leiche im Geiste ablegte, war die Sühne, zu welcher sie die Verletzung des unter allen Umständen heiligen und ewig waltenden Natur- und Sittengesetzes zwischen Eltern und Kindern zwang.

Nach solchen Vorgängen in ihrer Seele war Juliens

Schmerz über den Verlust des Vaters größer, als es ihre Umgebung im Hause erwartet hatte; aber alles dies hatte mit einer Umwandlung ihres Charakters, ihrer Vorsätze und sonstigen Lebensanschauungen nichts gemein.

Peter mochte dies heraus fühlen, denn er steckte jetzt vor Julie allsogleich eine andere Maske vor. Er stellte sich gegen sie höchst unterthänig und beschränkte sich darauf, lediglich nur die Rolle eines Knechtes zu spielen.

Julie ließ sich nicht täuschen, war jetzt auch von anderen, ernsteren Dingen in Anspruch genommen.

Die nächsten Tage vergingen mit den traurigen Ceremonien des Begräbnisses, welches von ihr veranstaltet wurde, wie es dem Besitzer eines solchen Hofes nach Landesgebrauch gebührte.

Julie betrauerte jetzt Vater und Mutter, und noch ein drittes, geliebtes Haupt, — sie hatte ja auch Sonnberg, den theuern Mann ihres Herzens verloren. — Er war verschollen. Niemand nannte seinen Namen, Niemand brachte ihr Kunde von ihm. — Das junge und doch so vereinsamte Leben lag vor ihr wie eine graue, verwitterte Oede, deren frostige Nebel kein warmer Sonnenstrahl durchdringt, kein Stückchen blauer Himmel unterbricht.

Es machte ihr keine Freude, daß sie jetzt, als Alleinerbin und als volljährig den Besitz des väterlichen Hofes antrat und eine der angesehensten Eigenthümerinnen des Bezirkes wurde.

* * *

Julie nahm einstweilen keine Aenderungen im Hause vor. — Der sonst so kecke Muth Peters war jetzt eine Zeit lang tief niedergedrückt. Er hielt sich mit aller Vorsicht zurück und überlegte, wie er sich den geänderten Verhältnissen, die seine Bestürzung fortwährend aufrecht hielten, zu fügen und sie dann zu benützen habe, damit der Wechsel der Dinge schließlich zu seinen Gunsten ausfalle.

Sein ganzes Streben berechnete er nun dahin, daß er sich durch eine möglichst ergiebige Führung seiner Meierschaft in den Augen der neuen Besitzerin Verdienste sammle. Je fügsamer und unterthäniger er gegen Julie war, desto härter

behandelte er die Dienstleute, von denen er nun doppelte Arbeit und Anstrengung forderte, so daß sie bald zu murren und schwierig zu werden anfingen, — denn „allzu scharf macht schartig", wie ein altes Sprichwort sagt. Ueberdies wußten sie recht gut, daß ihn bei seiner übermäßigen Strenge und verdoppelten Thätigkeit keine reine Absicht leitete, sondern daß er sich nur auf Kosten Anderer schönfärben wollte.

Es waren seit dem Tode Gregors kaum vier Wochen vergangen, als die Unzufriedenheit der Knechte und Mägde gegen Peter offen ausbrach und die Arbeiten der ganzen Feldwirthschaft ernstlich gefährdete.

Die öfteren Zwistigkeiten gingen in wilden Streit über, und von Seite des Oberknechtes, der sich im Namen Aller gegen ihn auflehnte, kam es draußen auf dem Felde bereits zu Thätlichkeiten.

Nach einer neuerlichen Rauferei dieser Art traten alle Dienstleute zusammen und gingen insgesammt zu Julie, ihrer Herrin, wo sie mit einer verständlichen und nachdrücklichen Beschreibung ihre Beschwerde über Peter anbrachten.

Julie hörte sie geduldig an, prüfte leidenschaftslos alle Klagen, fand sie wohl begründet und versprach ihren Untergebenen baldige Abhilfe. — Um den Frieden des Hauses wieder herzustellen, blieb ihr nichts anderes übrig, als Peter zu entfernen, was sie um ihrer selbst willen ohnehin schon früher gewünscht hatte.

Sie ließ ein paar Tage vorübergehen, worauf sie dann dem mißliebigen Vetter die Klagen der sämmtlichen Dienstboten offen vorhielt und ihm ankündigte, daß sie nun gezwungen sei, die Stelle eines Meiers einem Anderen zu übertragen.

Peter war über diese Wendung auf das Aeußerste betroffen; er biß die Lippen übereinander, hütete sich aber, ein Wort von dem zu verrathen, was in ihm kochte. — Er beschränkte sich darauf, der Muhme die Anerkennung, die er bei ihrem Vater genossen hatte, ins Gedächtniß zu rufen.

„Mein Vater, wenn er noch lebte, würde auch nicht anders handeln", erwiederte ihm Julie gelassen. — „So aber, wie jetzt, kann es im Hause nicht länger fortgehen, und um deinetwillen kann ich nicht die Leute alle entlassen, von denen überdies die meisten länger im Hause sind, als Du!"

Peter behielt im Augenblicke die Herrschaft über seine schlimmen Leidenschaften, um sich bei der Muhme, die nun einmal die Macht in Händen hatte, nicht Alles zu verderben. Er spielte nur den schwer Gekränkten, blickte sie vorwurfsvoll an und ging schweigend hinaus.

Seine Entlassung wurde in der nächsten Viertelstunde bekannt, und die Ruhe war wieder hergestellt.

Als die Stunde kam, wo er das Haus zu verlassen, und sich von Julie zu verabschieden hatte, war Letztere nicht ohne innere Bewegung, die ihr rechtliches Gemüth, dem Scheidenden gegenüber, in ihr hervorrief. — Sie gab ihm „als Andenken vom Vater" dessen goldene Sackuhr und eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes, die sie in einem Papierumschlage schon vorbereitet hatte. „Du sollst nicht mit leeren Händen von uns weggehen! — sagte sie fast mitleidig.

Zögernd nahm es Peter und sprach dabei: „Ich nehme es nur, weil es von Dir ist — und weil es Dich beleidigte, wenn ich es zurückweisen würde."

Plötzlich aber mochte ihn der Gedanke überwältigen, daß es die letzte Stunde sei, wo er sich mit Julie unter Einem Dache befand, — und mit einem Male brach die lange unterdrückte Leidenschaft seiner Liebe mit ganzer Gewalt hervor.

Mit fast wildem Feuer rief er: „Julie, wie ich, so liebt Dich keiner! Du magst mich mit Füßen treten, ich glühe dennoch nur für Dich! — Du magst mich verfolgen, — ich werde doch nicht anderes denken und wollen, als Dich zu besitzen! Das schwöre ich Dir, so wahr Gott im Himmel und" — mit unheimlichem Tone setzte er hinzu, — „der Teufel in der Hölle ist!"

Julie wich fast entsetzt zurück.

„Vergiß nicht," sagte Peter, ehe er ging, — „vergiß nicht das Andenken Deines Vaters zu ehren, und erinnere Dich an seinen letzten Willen! — — Ich will jetzt von Dir keine Antwort hören, sondern überlasse Dich dem Nachdenken über dasjenige, was Du mir, Deinem nächsten und einzigen Vetter, vielleicht schuldig bist! — Leb wohl!" —

Er entfernte sich rasch.

Julie war erschüttert von der Wirkung, welche dieser Abschied auf sie machte. — Aus seinen Worten, Blicken und

Mienen sprach — wie sie mit stillem Schauder erkannte, — das wüthendste Liebesverlangen, drohende Rache und Unversöhnlichkeit, die anmaßendste Selbstsucht, verlarvte Heuchelei, Stolz und wilder Trotz, unbeugsames Beharren und Alles dies neben und in einander in ein Gemenge gleich heftiger Leidenschaften verschmolzen! —

Julie fühlte sich erst erleichtert, als er wirklich fort war, konnte sich jedoch eines bangen Gefühles nicht erwehren, so oft sie an ihn dachte.

Peter ging nicht weg aus der Gegend; er erhielt auf dem benachbarten Hofe einer Witwe den Platz des Meiers Benedict, der von Julie wieder zurückgerufen und dessen Wiedereintritt auf dem Eckmayrgute mit Freuden begrüßt wurde.

Julie hätte es freilich gerne gesehen, wenn Peter auf eine größere Entfernung weggekommen wäre; dennoch fühlte sie sich wie von einem Alpe befreit.

Indessen ließ Peter nicht ab, sie wenigstens an Sonntagen bei dem Kirchengange zu sehen und mit ihr zusammenzutreffen, wozu er sich als so naher Vetter das Recht nehmen durfte.

Er ließ bei solchen Begegnungen von Zurücksetzung und Kränkung keine Spur gewahr werden, zeigte vielmehr vor aller Welt, daß Julie, „seine Flamme“ sei, — offenbar in der Absicht, jeden anderen Bewerber zurückzuscheuchen und von ihr fernzuhalten.

Allerdings hatte Julie, seit sie ihn näher kennen lernte, einige Furcht vor ihm; daher es kam, daß sie den Unverschämten nicht so nachdrücklich und so scharf, wie sie wünschte, zurückweisen konnte, sondern ihn so glimpflich als möglich behandelte und ihm, so gut es ging, sowohl auf dem Wege, als mit dem Munde auszuweichen suchte.

Peter gab darum seine Hoffnungen nicht auf, und blieb auf der Lauer. Julie aber dachte — und tröstete sich mit diesem Gedanken, — daß er endlich doch müde werden sollte.

Im Uebrigen war jetzt für sie eine Zeit der Ruhe gekommen; aber es war jene einer schmerzlichen Entsagung auf alle Freuden des Lebens. Sie sah mit den Augen ihrer Seele immer nur das Bild des Einen, — der nach kurzen acht Tagen ihr Herz mit sich genommen, der ihr nach dem Tode

der Mutter das Liebste, ja das einzige Liebe auf Erden geworden war. — Aber, ach, es kam nie mehr eine Nachricht von dem schönen, unvergeßlichen Officier! — Traurig sagte sie zu sich selbst: „Wie habe ich auch so thöricht sein können, zu glauben, daß er mich liebt, mich, die Tochter eines Bauern! — Für einen solchen Herrn gibt es andere, vornehmere Mädchen!“

War Sonnberg — oder Ludwig, wie sie ihn in ihren Gedanken nannte, — für sie im Leben verloren, so wollte sie auch nichts mehr wissen von den Dingen der Welt, welche sonst den Sinn der Menschen erfreuen.

Eine Freude aber wollte sie sich jetzt dennoch gönnen. Dem von der Mutter ererbten Sinne für das Bessere und Schönere folgend, ließ sie sich nun in der nächsten Zeit eine neue Einrichtung aus der Stadt kommen, womit sie mehrere Zimmer im ersten Stocke, obwohl dieselben nicht bewohnt, sondern, wie es im Lande heißt, „feiernd“ waren, zu ihrem Vergnügen verschönerte; und insbesondere geschah dies in jenem Zimmer, wo Ludwig während seiner Einquartierung gewohnt hatte, als wollte sie sich die Freude machen, ihn im Geiste dort zu beherbergen. — Zu ebener Erde aber richtete sie für sich selbst ein sehr hübsches, gemüthliches Stübchen ein, wie es ihre verewigte Mutter oft gewünscht und beschrieben, aber nie bekommen hatte.

Neugierige Nachbarinnen kamen auf Besuch, besahen sich die neue Einrichtung und waren darüber voll Lob und Staunen; hintennach gab es bald ein Gerede und Glossen aller Art über die „ewigen Sonderbarkeiten und Ungewöhnlichkeiten dieser Schellhammer Julie.“

Das Nächste war, daß sie statt der alten Hauskutsche eine neue, städtische Kalesche anschaffte, welche bei den sonntägigen Kirchenfahrten unter den Bauern, wie sie gewöhnlich vor der Kirche stehen, das größte Aufsehen erregte und jenes Gerede in neuen Fluß und in einen noch weiteren Umkreis brachte.

* * *

In mancher Beziehung hatten die guten Leute, welche die ganze übrige Menschenwelt nur nach sich beurtheilten, nicht ganz Unrecht; es lag für die Nachbarschaft schon darin

etwas ganz Außergewöhnliches, daß Julie als Besitzerin eines so großen Hofes, jung und hübsch, unverheiratet war und allem Anscheine nach es auch bleiben wollte, da ihr „die schönsten und besten Freier nicht gut genug waren".

Man sprach von Tag zu Tag mehr von ihr, und keineswegs immer in freundlichem Sinne, wiewohl man ihr weder im sittlichen Lebenswandel, noch gegen ihren Fleiß und ihre Rechtlichkeit irgend etwas vorwerfen konnte, im Gegentheil — ihren ehrenhaften Ruf allgemein anerkennen und bestätigen mußte; es war genug, daß sie sich in gar Manchem von ihnen unterschied und ihre eigenen Wege ging, ohne sich um Brauch und Sitte Anderer ängstlich zu kümmern, wie es die gewöhnlichen Alltagsmenschen thun, die sich nicht getrauen, anders zu sein, als der Haufe im Allgemeinen.

Jener Hang, aus dem täglichen Geleise heraus- oder innerhalb desselben noch weiter zurückzutreten, hatte bei Julie die natürliche Folge, daß die Einsamkeit, oder richtiger gesagt, der gänzliche Mangel eines Familienlebens, noch anderes „Ungewöhnliches" in ihr hervorrief.

Trotz der vielen täglichen Arbeiten und des lebhaften Verkehrs mit den Dienstleuten fühlte sich doch ihr Herz ganz einsam und verlassen; es erwachte in ihrer Brust eine tiefe, dunkle Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, dem sie vorläufig noch keinen Namen geben konnte. — Es war nicht das Sehnen nach einer Heirat; zwar hatte sie durch die Liebe zu Ludwig den früheren Abscheu vor der Ehe überwunden, aber der Einzige, dem sie ihre Hand gereicht hätte, war ihr ja vom Schicksal nicht beschieden. — Das Gefühl, allein zu sein und ohne alle Angehörige dazustehen, wurde ihr ungeachtet jener Entsagung immer drückender, die Sehnsucht nach einer schöneren, glücklicheren Bestimmung immer stärker.

Es war der dunkle, unbefriedigte Trieb, — der geheime, mächtige Zug, der durch die Seele des Weibes geht, mag sie nun Fürstin oder Bäuerin sein, — der ihre verschwiegenen Tiefen erfüllt und sie nicht ruhen und rasten läßt, bis seinem Begehren Genüge geschehen. — Die Sehnsucht, welche Julien zu keiner Ruhe kommen ließ, nahm, je länger und aufmerksamer sie darüber nachdachte, allmälig eine bestimmtere Gestalt an.

Sie wünschte, wenigstens ein Kind um sich zu haben, für dessen Heil und Liebe sie leben und schaffen, selbst auch leiden, — dem sie den ernsteren und heiligeren Theil ihres Lebens widmen könnte. — Das in ihr weibliches Herz eingepflanzte Naturgesetz und die daraus entspringende Sehnsucht drängte sie, ein Kind in der Nähe zu haben, auf welches sie all' ihre Liebe und Sorge, den schöneren Zweck ihres Daseins übertragen könnte.

Julie dachte bereits daran, ein armes Kind aufzusuchen und es anzunehmen, schrack jedoch davor wieder zurück, indem sie sich des Schicksals ihrer Mutter erinnerte, die ja auch ein „angenommenes Kind" gewesen.

Am Schluß der Tage, wo sie Abends in ihrem Stübchen, von der Arbeit ausruhend, diesen Gedanken nachhing und sich so mancherlei Betrachtungen hingab, kam von einem Rechtsfreund in Lambach ein Schreiben, welches sie in Angelegenheit der Uebernahme ihrer väterlichen Erbschaft dringend dahin bestellte.

Das ernste Geschäft im Auge, traf sie zur Reise sogleich alle Vorbereitungen, besprach mit dem Meier Benedikt, in dessen Händen die ganze Wirthschaft sicher ruhte, die nöthigen Anordnungen für die nächsten Tage, und meinte schließlich, daß sie wegen der Entfernung von 6—7 Meilen wohl drei Tage werde ausbleiben müssen.

Der Pferdeknecht erhielt darauf die Weisung, die neue Kalesche bereit zu halten, und am nächsten Morgen wurde von Julie, ahnungslos, was dort ihrer harrte, die Fahrt nach Lambach angetreten.

Am zweiten Tage kam der Knecht — allein zurück. Er berichtete dem Meier, daß die Besitzerin — so nannte er Julie mit höflichem Titel — noch einige Tage dort bleiben werde, weil sich das Geschäft länger hinausziehe, und sie werde sich deshalb zur Rückfahrt von dort einen eigenen Wagen nehmen. Uebrigens sei sie — wie sie gesagt hat — bei einer Familie, die mit der Mutter und deren Eltern bekannt war, gut aufgehoben, und solle sich Niemand daheim um sie ängstigen.

Der Meier fand in dieser Post nichts Auffälliges oder Seltsames, und waltete achtsam seines Amtes in der getreuen Aufsicht über Haus und Leute.

Die übrigen Dienstboten, nicht so neugierlos wie der bedächtige Benedikt, fragten den Knecht kreuz und quer: was denn die junge Bäuerin — so wurde Julie als Besitzerin des Hofes im Gespräche titulirt, — in Lambach Wichtiges zu thun habe? — Eine solche Reise und Abwesenheit gehörte ja zu den außerordentlichen Fällen.

Der Knecht vertraute der Großdirne, die in seiner besonderen Gunst stand, die folgende Bemerkung: „Es ist mir gewesen, als ob ich unter den Hußaren, die zu Lambach in Garnison liegen, jenen Officier gesehen hätte, der voriges Jahr bei uns im Quartier gewesen ist."

„Ah!" sagte die schelmische Annamirl, legte den Zeigefinger auf die Nase, zwinkerte mit den Augen und lächelte vergnügt: „Ist's um die Zeit?"

„Mußt du denn gleich so etwas vermuthen? Meinst du, sie ist auch so ein verliebtes Ding, wie ihr?" schäkerte der Knecht.

Die Dirne schlug ihn scherzend auf die Hand und lief mit den Worten davon: „Das müssen wir Weibsbilder besser verstehen."

Die Verwunderung der Leute wurde groß und ihr neugieriges Geflüster immer lauter, als Julie auch am fünften und sechsten Tage noch nicht heimkam, sondern erst am siebenten Tage zu Hause eintraf.

Die Mägde streckten ihre Hälse um einige Zoll höher, als ihre Herrin in einem fremden Wagen daherfuhr, und noch größer war ihr Staunen, als sie gegen ihre Gewohnheit flink wie ein Reh aus dem Wagen sprang und mit der größten Heiterkeit die Leute ihres Hauses begrüßte, welche sich über ihre glückliche Heimkehr freuten.

Die neugierige Großdirne suchte mit besonderer Augenschärfe in ihrem Gesichte zu lesen, denn sie möchte gar so gerne etwas Näheres darüber wissen, was denn in Lambach eigentlich vorgegangen ist?

* * *

In der That war Juliens ganzes Wesen durch diese Reise wie umgewandelt. Ihre dunklen Augen hatten zu keiner Zeit in solcher Lebenslust geglänzt, wie jetzt, wo sie kaum eine

Woche fern gewesen. Die Fröhlichkeit ihres Sinnes und die erhöhte Lebhaftigkeit ihrer Rede blieb von Keinem, der sie sah und hörte, unbemerkt. Die lebensfrohe Aufregung, in der sie sich befand, machte ihr Gesicht auf das Frischeste erblühen, und jene Sehnsucht, an welcher sie noch vor Kurzem litt, war wie durch einen Zauberschlag verschwunden, oder mußte eine andere glücklichere Richtung genommen haben.

An einem Finger ihrer linken Hand wurde jetzt ein goldener Ring bemerkt, und durch die Hausmagd, welche in Juliens Stübchen aufräumte, erfuhr man, daß auf der inneren Seite des Ringes die Buchstaben L. v. S. eingegraben waren.

Peter wußte sich dieselben wohl zu deuten, und er that es mit wahrem Ingrimm.

Was aber hatte sich denn in Lambach zugetragen? — Julie behielt dies als Geheimniß für sich, da sie wohl wußte daß sie darüber mit Niemand sprechen konnte. Sie lächelte still in sich hinein, und rief, wenn sie in ihrem Stübchen allein war, mit dem Tone seligster Empfindung, laut oder halblaut träumend, den Namen Ludwig.

Dem Meier sagte sie, wie zu ihrer Entschuldigung, daß sich jenes Geschäft mit dem Rechtsfreunde verzögert und dadurch ihr ungebührlich langes Ausbleiben verursacht habe. Benedict, der Mann voll schlichter Einfachheit, glaubte es und kümmerte sich überhaupt um nichts weiter, als um seine Arbeit. — Die Dienstleute dagegen munkelten allerlei und hatten es gar geschäftig, miteinander zu schwätzen, da die Großdirne die Neuigkeit vom Officier der zweiten Viehmagd unter vier Augen mitgetheilt und ihr das „stadsein“ (still sein) aufgetragen hatte, was aber, wie man weiß, zu den reinen Unmöglichkeiten gehört, — denn Alle wußten bereits von der Geschichte.

„Wir sind neugierig,“ meinten sie, als eben der Meier nicht anwesend war, „was da herauskommen wird?“ —

Die Annamirl lachte. „Vielleicht wird der Herr Lieutenant seine Husarenjoppe ausziehen und in den Schamper* von unserm Bauer schliefen? Hi, hi, hi! Das wäre noch über den Fasching!“

*) Halbrock, Spenser.

Diesem Witz folgte allgemeines Gelächter.

„Wartet nur!“ sagte Naz, der Pferdeknecht, welcher den Spaß fortsetzte, „dann kriegt ihr ein Regiment mit der Fuchtel!“

„Das thut nit gut!“ meinte ein Zweiter. „Wie mag sich denn die Bäuerin so etwas in den Kopf setzen! — Ist doch sonst so gescheidt!“

„Na, sie will halt alleweil 'was Exteres haben,“ versetzte die Großdirne schnippisch.

„Das geht dich wenig an, du Schnabel!“ fuhr jetzt der Meier dazwischen, der unbemerkt hinter dem Thore der Tenne hervortrat, indem er zufällig in der Nähe war und wahrscheinlich Alles gehört hatte.

Der die Köpfe zusammensteckende Klumpen stob im Nu auseinander.

Solche und ähnliche Gespräche führten Juliens Dienstleute jeden Tag, weil sie das Außergewöhnliche als etwas sehr Abenteuerliches ansahen und es in den engen Rahmen des Hergebrachten nicht einzufassen vermochten. Wie gewöhnlich, griffen sie den Dingen weit vor und machten ihre Vermuthungen schon zur Gewißheit.

Peter, welcher Juliens wegen mit den Leuten des Eckmayrgutes seine fortwährenden Verbindungen unterhielt, hatte auch davon erfahren und war wüthend darüber.

Julie aber war indessen — durch vier Wochen die fröhlichste und glücklichste Seele in der weiten Runde. — Da brachte eines Mittags die Botin von Sierning einen Brief an Julie, der ihr Glück wieder mit Einemmale trübte, ja fast vernichtete. Hastig erbrach sie das Schreiben, von dem sie richtig ahnte, daß es von Sonnberg war.

Er schrieb zärtlich, doch war der Brief sehr kurz. Ludwig meldete in Eile, daß er schon am nächsten Tage ausmarschiren und zur Hauptarmee nach Böhmen müsse, indem Krieg bevorstehe.

Es war das Jahr 1813.

Am Schlusse der wenigen Zeilen versprach er ihr, vom Kriegsschauplatz gewiß Nachricht zu geben.

Juliens Seele war bis in den Tod betrübt. „Es ist wieder nur ein schöner, kurzer Traum gewesen!“ rief sie

schmerzlich aus, indem sie den Brief sorgfältig zusammenlegte und unter ihrem Busentuch bewahrte.

Im nächsten Augenblicke bebte sie vor neuen Gedanken zusammen. Ihre lebhafte Phantasie sah den Geliebten auf dem Schlachtfelde, — bedroht und umringt von grausen Gefahren, — vielleicht in wenigen Wochen mit einer klaffenden Todeswunde blutig hingestreckt unter Tausenden von Leichen! — —

Die Bangigkeit in ihrem Herzen stieg mit jeder Stunde; und je höher sie die frohe Stimmung früher gehoben hatte, um so tiefer war jetzt der Rückfall in Schmerz und Trauer. Der plötzliche Wechsel des Glückes umflorte ihren Blick und das niedliche Köpfchen senkte sich voll schwerer, schwarzer Gedanken, die mit ihren dunklen Schatten über ihr jugendliches Antlitz zogen.

Man bemerkte theilnehmend die Veränderung, welche in ihrem Inneren so schnell vor sich gegangen war, aber sie scheute sich den Fragenden eine richtige Auskunft zu geben.

Die Leute im Hause, welche von dem Einlangen eines Briefes wußten, brachten denselben sogleich mit dem „Officier" in Verbindung und meinten insgesammt: „daß er geschrieben und ihr die Lieb' aufgesagt habe, weshalb sie in diese Traurigkeit versunken sei".

„Aber es ist ein wahres Glück für sie!" lautete der gemeinsame Urtheilsspruch, in welchen auch der besonnene Meier Benedict einstimmte.

Peter, durch seine Zuträger ebenfalls davon in Kenntniß gesetzt, hätte sich zwar über diese Muthmaßung freuen mögen; er begnügte sich jedoch nicht mit derselben, sondern wollte sich an Ort und Stelle persönlich überzeugen und den wahren Stand der Dinge auskundschaften. — Unter dem Vorgeben dringender Familienangelegenheiten machte er sich am nächsten Sonnabend auf und ging den weiten Weg nach Lambach, um dort über den Lieutenant Sonnberg so viel als möglich zu erfahren. — Peter fand keine Husaren mehr, da sie wirklich ausmarschirt und — wie die Leute in Lambach sagten, — lustig in den Krieg gezogen waren.

Sonnberg war also nicht mehr da, sondern bereits in weiter Ferne. Das war für Peter einstweilen genug. — Er freute sich über den ausgebrochenen Krieg, und baute darauf — bezüglich Juliens — einen Plan.

Als Peter zurückkam, erzählte er von dem Fortmarschiren der bekannten Husaren, und das Dienstgesinde Juliens reimte sich nun ihre Traurigkeit damit zusammen.

Julie schien sich, wie man allgemein dafür hielt, in stillem Liebesgram zu verzehren, und nach zwei — drei Monaten fing sie an zu kränkeln. Ihre Wangen, das schöne Roth verlierend, entfärbten sich, die Augen zeigten einen mattern Glanz, die früher so rosigen Lippen waren bläsſer geworden, das Gesicht hatte sich wegen der geringeren Völle etwas verlängert und auch in den Zügen desselben war eine Veränderung eingetreten.

Ohne eigentlich krank zu sein, mußte sie doch selbst bekennen, daß sie ihre Gesundheit sehr angegriffen fühlte. Ihr verändertes Aussehen fiel auf und wurde allgemein ihrem geheimen Kummer zugeschrieben. Julie selbst wurde unruhig darüber, sprach jedoch nicht gern davon, und wollte auch von Anderen nicht weiter befragt werden.

Nun machte sie an sich eine Beobachtung, über welche sie sehr nachdenklich wurde. Sie beschloß, sich an gehörigem Orte Raths zu erholen, ging jedoch nicht zum Wundarzt in Sierning — um jedes Aufsehen im Orte zu vermeiden — sondern fuhr nach Steyer, wo sie einen hochbejahrten, renommirten Doctor aufsuchte.

Bei ihrer Zurückkunft war sie nachdenklicher als zuvor, äußerte sich aber gegen Niemand; der Pferdeknecht hatte es übrigens erzählt, daß sie bei dem Doctor, dessen Namen er nannte, gewesen sei.

Ihrer nächsten Umgebung und der Nachbarschaft erregten drei Dinge Bedenken, — daß Niemand von ihr erfuhr, was der Doctor über ihre Krankheit gesagt habe, dann, daß sich ihr Zustand nicht änderte und daß sie keine Arznei nahm oder sonst ein Mittel gebrauchte. Nach drei Wochen machte Julie wieder die Fahrt nach Steyer zu dem Doctor. Das ist geheimnißvoll! sagte die Großdirne heimlich zu ihrem Liebhaber.

* * *

Die Leidende kehrte von Steyer sehr tiefsinnig zurück. Der ersten Magd, die ihr zu Hause begegnete, kam es vor,

als ob sie flüchtig vor ihr erröthete und die Augen zu Boden schlüge, wie Jemand, der sich über irgend etwas vor einem Zweiten und Dritten in verschämter Verlegenheit befindet.

Nachdem Julie vom Meier den Tagesbericht gehört und die weiteren häuslichen Anordnungen getroffen hatte, blieb sie in ihrem Stübchen allein, dessen Thüre sie abschloß. Sie brauchte keinen Zeugen, denn sie war mit ihrem geheimsten Innern beschäftigt. Eine geraume Weile saß sie im Lieblingswinkel hinter dem Ofen, wie in Gedanken verloren; dann bedeckte sie mit beiden Händen das Gesicht und stieß von Zeit zu Zeit unverständliche Laute aus.

Julie war in ungewöhnlicher Aufregung, die sich in stilles Weinen auflöste. Nach einer Weile ermannte sie sich wieder, und mit einem Tone, der aus dem Versuch zur Selbstberuhigung entsprang, sagte sie zu sich selbst: Was weine ich denn? Weg mit den Thränen!

Jetzt die Hände über der Brust kreuzend, preßte sie dieselben fest an's Herz und flüsterte halblaut, als ob sie nicht allein wäre: Ich sollte mich ja glücklich preisen!

In solchem Wechsel der Empfindungen brachte sie den ganzen Abend zu. — Wer versteht das Räthsel des weiblichen Herzens?

Die Nacht, welche darauf folgte, verging ihr beinahe schlaflos, brachte jedoch in Julien's Kopf einen Beschluß zur Reife. — Am andern Morgen schrieb sie einen Brief, den sie mittelst eines eigenen Boten auf die nächste Poststation sandte. — Das Schreiben ging nur eine Tagreise weit und in drei Tagen kam die Antwort, welche Julie zu befriedigen schien, weil sie nun verschiedene Vorbereitungen traf.

Als die Tagesarbeiten verrichtet waren, beschied sie Abends ihren Meier Benedict zu sich in ihr Stübchen, wo er sich neben sie zum Tische setzen mußte.

„Ich habe mit Euch, lieber Benedict," begann Julie in ernster Stimmung, „etwas Längeres und Wichtiges zu besprechen. Der Doctor gebietet mir dringend die tiefste Ruhe und Enthaltung von allen Arbeiten, zugleich aber auch," sie blickte dabei einen Moment seitwärts, „auf längere Zeit Veränderung der Luft." Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: „Ich

muß also das Haus verlassen, wenigstens für einige Zeit, bis — ich wieder ganz gesund bin."

Der Meier äußerte sein größtes Bedauern, wie es ihm auch vom Herzen ging. „Während meiner Abwesenheit," sagte Julie, „übergebe ich Euch, lieber Meier, Haus und Hof. Den Leuten will ich es selbst sagen, daß sie Euch wie dem Herrn zu gehorchen haben. Ihr wißt, wie sehr ich Euch mein Vertrauen schenke, da ich mich auf Eure Kenntnisse, Euren Fleiß und Eure Redlichkeit in Allem und Jedem so verlassen kann, als ob ich selbst dabei wäre."

„Bedanke mich auf das Beste!" entgegnete Benedict aufrichtig und gutmüthig. — „Führt in meinem Namen," fuhr Julie fort, „die Wirthschaft und die Rechnung, und wenn es nöthig ist, so stelle ich Euch eine eigene Vollmacht aus. Ich ziehe mich nach" — sie nannte einen kleinen Marktflecken im Gebirge an der obersteierischen Grenze; „damit ich aber dort ganz unbelästigt bleibe und wirklich in Ruhe leben kann, so müßt Ihr mir mit Eurem Handschlag geloben, daß Ihr den Ort meines Aufenthaltes keinem Menschen verrathet!"

„Weil Ihr's so haben wollt, so will ich es auch getreu so halten!" erwiederte Benedict so ernst, als ob er einen Schwur ausgesprochen hätte, und gab ihr dabei den Manns-Handschlag.

Julie setzte ihre vertraulichen Mittheilungen noch weiter fort: „Ein Hauptgrund, warum Niemand außer Euch meinen künftigen Aufenthalt wissen soll, ist — wie ich es Euch vertrauen kann — mein Geschwisterkind Peter, der seine rasende Leidenschaft für mich noch immer nicht aufgibt und den ich wahrhaftig ein wenig fürchte, weil ich Ursache dazu habe."

„Ich weiß es!" sagte Benedict, und lachte dabei: „Der Vocativus hat keinen schlechten Gusto." — „Wenn irgend etwas vorfiele," meinte Julie, „so lasset mir Nachricht zukommen, sowie auch ich an Euch schreiben werde." Sie schloß die ernste Unterredung mit der freundlichen Zusage, „daß er bei ihrer Heimkehr auf ihre volle Erkenntlichkeit rechnen könne." — „Verlaßt Euch auf mich! und mit Gottes Hilfe soll Alles in bester Ordnung fortgehen!" bekräftigte der Meier seine ehrlich gemeinten Zusicherungen. Julie bereitete sich nun ohne Säumen zur Reise vor und packte zusammen, was sie nöthig

zu haben glaubte. Ehe sie den Wagen bestieg, ließ sie die Dienstleute zusammenrufen, denen sie mittheilte, daß sie bis zur gänzlichen Herstellung ihrer Gesundheit ausbleiben müsse, forderte sie auf, dem Meier in Allem Gehorsam zu leisten, und beurlaubte sich von ihnen mit gewohnter Herzensgüte. — Nur mit Mühe konnte sie die Thränen in ihren Augen verbergen, als sie ihren schönen Hof verließ.

Von ihrem Knecht ließ sie sich nur bis Kremsmünster führen, von wo sie ihn wieder nach Hause schickte, während sie zur Weiterreise von Station zu Station einen fremden Wagen nahm.

Der Knecht konnte also daheim nicht viel erzählen und die Mägde wußten nicht, was sie denken sollten.

Als Peter von Juliens Abreise hörte, gerieth er ganz außer Fassung und zerbrach sich den Kopf, was denn das zu bedeuten habe? — Es dauerte nicht lange, so machte er bei Benedict, da er von den Uebrigen nichts erfuhr, den Versuch, von ihm etwas Näheres herauszubringen. Zu seinem ärgsten Verdruß aber blitzte er dabei ab.

Da es nicht in seinem Charakter lag, etwas aufzugeben und sich von Hindernissen beirren zu lassen, so wartete er nur auf eine neue und bessere Gelegenheit. — Er traf einige Zeit darauf Benedict an einem Sonntag im gewöhnlichen Wirthshause zu Sierning, wo er sich mit dem Gruß: „Ah, Freund Benedict!“ sogleich zu ihm setzte.

„Seit wann bist denn Du mein Freund?“ sagte Benedict ziemlich trocken, da er recht wohl wußte, daß ihm Peter den Verlust der Meierstelle auf Juliens Hofe nicht verzeihen konnte.

„Das will ich Dir gleich zeigen!“ erwiederte Peter auf Benedict's zweideutigen Gegengruß, indem er der Kellnerin zurief, eine Halbe Wein zu bringen. — „Ich bin heute gut aufgelegt“, sagte er, „und da mußt Du mit mir Ein's trinken!“

Trotz alles Sträubens mußte Benedict mithalten. „Wenn's sein muß, gut!“ versetzte er; „aber das nächste Mal zahle ich, — denn ich will Dir nichts schuldig bleiben.“

Als die erste Halbe getrunken, eine zweite gekommen und das Gespräch wärmer geworden war, rückte Peter mit seiner wohlberechneten Angelegenheit hervor und wollte Benedict

durch die Plötzlichkeit der Frage: „Wohin denn Julie gereist sei?“ überrumpeln.

Aber Benedict saß dem Fuchs nicht auf; er wollte ihn dafür selbst „blau anlaufen lassen“ und sich zugleich an seiner Eifersucht weiden. — „So viel ich weiß“, sagte Benedict, „hat Julie einen Antrag aus der Steiermark erhalten, — zu einer reichen Heirath nämlich.“

„Warum nicht gar? rief Peter voll Aerger. Benedict gab sich Mühe, so ernsthaft als möglich zu scheinen. „Es ist ein großes Anwesen, — ich glaube, ein Hammerwerk, und es ist wohl begreiflich. daß sie es selbst besichtigen will.“

Peter sprang auf und rief in größter Erhitzung: „Halte Du einen Anderen für einen Narren, nicht mich, — Du falscher Siebzehner — Was Du sagst, ist Alles erlogen! Ich bin besser unterrichtet, als Du meinst!“

Benedict lachte über den „rothgeschwollenen Gifthahn“ aus vollem Halse, worüber sich dieser noch mehr erboste.

Peter hätte fast schon Lust gehabt, den unverschämten Lacher am Rockkragen zu fassen und sich handgreifliche Genugthuung zu verschaffen, besann sich aber rasch eines Besseren, da er sich erinnerte, daß er Benedict noch brauche und sich seine Gunst nicht vollends verscherzen dürfe. „Du hättest mich bald aus meiner guten Laune gebracht“, sagte er mit kunstvoller Gelassenheit, als wäre nichts vorgefallen. Aber mit der Freundschaft war es für heute zu Ende.

Benedict wollte allen weiteren Belästigungen klug ausweichen und ging mit den Scherzworten: „Zerbrich Dir deswegen den Kopf nicht! B'hüt Dich Gott! Ich muß heim.“

Seinen Aerger hinabschluckend, trank Peter den Rest des Weines und gab den übrigen Gästen, die ihn weidlich neckten, keine Antwort. — Er brütete für sich hin über das Verhältniß zwischen Julie und Sonnberg, welches ihm in der That fortwährendes Kopfreißen machte und von allen Dingen weitaus das Wichtigste war. — Ueber Juliens jetzige Reise aber war er der Meinung, daß sie nichts sei, als ein vom Doctor vorgeschriebener kurzer Ausflug, von dem sie bald wieder zurückkommen müsse.

* * *

Wir treten mit diesem Capitel eigentlich in den zweiten Hauptabschnitt unserer Erzählung, indem derselbe von dem ersten durch einen längeren Zeitraum getrennt ist.

Von Julie erhielt der Meier von Zeit zu Zeit Nachricht, „daß es ihr ziemlich gut gehe"; Lieutenant Sonnberg stand im Felde und hatte auch einmal geschrieben, welcher Brief an Julie weiter ging. — Benedict ließ sich die ihm anvertraute Führung der Geschäfte auf dem Eckmayrgute mit allem Eifer angelegen sein, und es hatte sich daselbst nichts ereignet, was über das Geleise der täglichen und regelrechten Ordnung hinausging.

Peter war nach wie vor Meier auf dem nächsten Nachbarhofe; er wurde im höchsten Grade unruhig darüber, daß Julie so lange ausblieb, und er machte bei Benedict unzählige Versuche, zu erforschen, wo sie denn sei und warum sie so lange nicht heimkomme? — Alle seine Bemühungen scheiterten an der Nüchternheit Benedicts, den er ohnehin in der tiefsten Seele haßte, ohne es merken zu lassen.

Auch andere Leute bemühten sich vergeblich, von dem verschwiegenen Benedict etwas zu erfahren.

Noch mehrere Monate verflossen und es fehlte nicht viel von einem Jahre, seit Julie ihren Hof verlassen hatte.

Die Dienstleute fingen endlich an zu glauben, daß sie doch ernstlich krank gewesen sein müsse, weil sie sonst unter allen Verhältnissen schon längst heimgekommen wäre.

Da fuhr eines Abends ein halbgeschlossener Wagen gegen das Haus heran, — er brachte die Besitzerin, — zur Ueberraschung Aller, mit Ausnahme des Meiers, der von Juliens Ankunft bereits benachrichtigt war. Julie, frisch aussehend, stieg aus und hinter ihr noch eine zweite weibliche Person, die sodann ein — Kind, in Pölstern eingebunden, aus dem Wagen hob.

In der Freude der Begrüßung meinten Benedict und die Dienstleute alle, daß das Kind, welches beiläufig ein halbes Jahr alt war, der mitgekommenen fremden Frau gehöre.

Julie — entweder überhaupt so gesund aussehend oder für den Augenblick mit tiefer Röthe überzogen, gab, gegen den Meier gewendet, über das Kind Aufklärung, als sie bemerkt hatte, daß man sich über ihre „Reisegesellschaft" verwunderte.

„Es ist dort, wo ich gewesen bin", sagte sie mit flüchtiger Rede, „vermuthlich bekannt geworden, daß ich sehnlichst gewünscht habe, ein Kind um mich zu haben, damit ich mich mit demselben beschäftige und es erziehen könnte. Vor einem halben Jahre hat man mir nun eines Morgens diesen — „Findling" — sie konnte dieses Wort nicht sogleich finden und stockte deshalb ein wenig, „vor meine Thür gelegt. — — Ich habe mich des herzigen Kindes angenommen, es taufen und auf meinen Familiennamen einschreiben lassen."

Nach dieser Mittheilung, wobei sie die vereinten und von Neugier verschärften Blicke der Umstehenden einigermaßen zu belästigen schienen, zeigte sie auf ihre etwas ältere Reisegefährtin und sagte: „Das ist die Nanni, die ich für das Kind als Wärterin aufgenommen habe und die nun bei uns bleiben wird."

Jetzt wurde das Kind — ein Mädchen Namens Ludovika, landesüblich abgekürzt Wiki — von sämmtlichen Hausgenossen betrachtet und geherzt; mehrseitig wurde der Ausruf laut: „Ein bildhübsches Kind!"

Julie aber trug sogleich Sorge, daß neben ihrem Stübchen für Nanni und das Kind eine kleine Stube eingerichtet wurde, wo sie das Kind stets in ihrer Nähe hatte.

Hierauf hörte sie den langen und ausführlichen Bericht des Meiers, wobei sie den genauen und gewissenhaften Mann nicht unterbrechen durfte; dann erzählte sie ihm vom Leben in der Ortschaft, wo sie so lange unter fremden Menschen gewohnt, viele Sehnsucht nach ihrem Heimwesen ausgestanden, sich jedoch am Ende wieder erholt hatte, und übergab ihm zuletzt — als Dank für seine treue Aufsicht und Obsorge — ein silbernes Eßbesteck, auf dessen Futteral ihr Name stand, ein Stück feine Leinwand, ein Packet hübsches blaues Tuch, eine Gemshaut zu einer Hose und einen Seidenstoff zu einem feiertägigen Vorleib.

Benedict war über diese Zeichen von Julien's dankbarer Gesinnung gerührt und meinte, „daß er nichts als seine Schuldigkeit gethan habe, wie es einem Manne geziemt".

Die Großdirne und ihre Vertraute im Kuhstall plauderten indessen von den heutigen Ereignissen auf ihre Weise, welche darin bestand, daß sie in starken Zweifeln nachgrübel-

ten, „ob und inwieweit sie — worunter sie Julie verstanden — ihnen die Wahrheit gesagt oder nur „etwas vorgemacht" habe? — „Es müsse aber", meinten sie, „endlich doch einmal an den Tag kommen, was hinter diesem Kinde für ein Geheimniß steckt?" — Zum Schluß ging es darüber her, nachzudenken und zu bestimmen, „wem denn das Kind ähnlich sehe?" — Aber ihr Streit untereinander bewies, daß sie mit Niemandem eine Aehnlichkeit fanden oder — sie nicht erkannten.

Wie die beiden Mägde, sprach natürlich die ganze Nachbarschaft, „denn das wie aus den Wolken gefallene" kleine Kind auf dem Eckmayergut war für das ganze Dorf ein Ereigniß, das sogleich in den ersten Tagen nach Juliens Rückkehr manche neugierige Nachbarin herbeilockte, um selbst Augenschein zu nehmen und — das Gerede über das Findelkind eifrig fortzusetzen. — Man hielt alle Umstände, soweit sie bekannt waren, zusammen und gelangte zu Vermuthungen, welche für Julie nicht schmeichelhaft klangen. — Ein anderer Theil der Leute aber nahm sich ihrer wacker an und ließ dem Rufe ihres unbescholtenen Namens nicht nahetreten. — Als sie am nächsten Sonntag wieder das erstemal die Kirche besuchte, hatte sie ein wahres Kreuzfeuer von Blicken und Fragen zu bestehen. Scherzweise anspielend und doch dabei etwas gestachelt, sagte sie zu einer alten Bäuerin, die als eine der ärgsten Plaudertaschen bekannt war: „Wie mir scheint, so bin ich jetzt die wichtigste Person im ganzen Bezirk?" was ihr die Alte dienstgefällig und geradezu bejahte.

Julie hatte sich übrigens auf alles dies schon im voraus gefaßt machen müssen, gleichwie sie auch wußte, daß einer der ersten Besuche, denen sie entgegenging, der von Seite Peter's sein werde.

Er ließ nicht lange auf sich warten.

Obgleich Julie in keiner Weise dem Vetter eine Rechenschaft schuldig war, so fühlte sie sich doch, ihm gegenüber, in einer großen Befangenheit; und auch er war bei diesem Wiedersehen nicht minder betreten. Der Blick, mit dem er sie ansah, war der seines unabgeschwächten leidenschaftlichen Gefühles, — er betrachtete sie mit voller, sinnlicher Lust. Julie war wieder frisch aufgeblüht, ihre Gestalt etwas stärker geworden und ihre Reize waren üppiger als zuvor.

Peter bot alle Geschicklichkeit auf, sich möglichst zu seinen Gunsten vortheilhaft zu benehmen; aber es lag — bei dem Widerstreite seiner Gedanken und Empfindungen — in Ton und Rede ein künstlicher Zwang, mit dem er verkleiden wollte, was in seinem Innern vorging. Er krümmte sich so zu sagen unter Freundschaft und Theilnahme, und doch galt alles dies nur infoferne, als Julie seinem Liebesbegehren und seinen weiteren Plänen irgend eine Aussicht und Hoffnung gewähren wollte. Als er aber in der Nebenstube einen scheelen Seitenblick auf das Kind warf und den Namen Ludovika hörte, vermochte er seines verbissenen Grolles gegen seinen Nebenbuhler kaum Herr zu werden.

Er war in der ersten Minute ein tödtlicher Feind des Kindes, — einmal wegen der allfälligen Erbansprüche desselben und noch mehr wegen der herausfordernden Mahnung an den Taufnamen des verhaßten Officiers.

Ein Findelkind, sagte er beinahe zweideutig und mit forschenden, glühenden Blicken, welche Julie nicht ertragen konnte. Zorn oder Scham, oder Beides zugleich hatte ihr Gesicht mit Röthe übergossen.

Peter lenkte schnell ab, um sie nicht zu reizen und sich die Wege zu ihrem Herzen nicht gänzlich zu versperren.

Er machte wieder einen seiner schlauen Sprünge, indem er jetzt eine schwache Seite — die weibliche Eitelkeit — benützen wollte, um ihr etwas Gefälliges zu sagen; er beglückwünschte sie: „daß sie auf's neue so hübsch, so reizend aussehe."

Julie gab ungerührt zur Antwort: „Es wäre mir lieber, wenn Du mich häßlich fändest!"

Ebenso rasch entgegnete Peter: „Und für mich wäre es besser, wenn Dich Andere häßlich fänden, — denn glaube mir, noch nie hat im Herzen eines Menschen ein solches Feuer gebrannt, wie in dem meinen, und vielleicht kommt noch der Tag, wo es auch Dich erwärmen und das Wort des Vaters sich erfüllen wird! Leb' wohl!" —

Er sprach es mit halb feierlichem, halb keckem Tone des Glaubens an sich selbst, und entfernte sich dann mit raschen Schritten.

„Kaum bin ich daheim", sagte Julie zu sich selbst, völlig bestürzt über die Verkettung ihres Daseins mit dem unabwend-

baren, gefürchteten Vetter, — „kaum bin ich in meinem Hause warm geworden, so beginnt dieser unglückselige Mensch schon wieder seine Verfolgungen! — Und welche Blicke hat er auf das Kind geworfen! — Er haßt es!“ rief sie erschrocken und bemerkte nicht, daß jetzt Nanni neben ihr stand, welche sich theilnehmend erkundigte, ob ihr etwas zugestoßen sei?

„Nichts!“ sagte Julie sich sammelnd. — „Ich kann darüber mit Dir nicht reden.“

Nanni war nämlich ein ganz fremdes Mädchen, welches ihr empfohlen und eben darum, weil sie von Allem nichts wußte, in Juliens Dienst aufgenommen wurde.

Um die unangenehmen Eindrücke der vorhergegangenen Stunde zu verscheuchen, setzte sich Julie an die Wiege des Kindes, spielte mit demselben, rief es liebevoll beim Namen, hob es dann heraus, trug es herum und liebkoste es zärtlich, wie sie es jetzt immer that, so oft ihr nur ein Bischen Zeit erübrigte.

Die vaterlose kleine Wiki — wie sie bereits genannt wurde, — hatte jedenfalls eine gute Stelle gefunden. Wenn Julie an der Wiege des Kindes saß und in das liebliche, kleine Antlitz sich betrachtend still versenkte, da schien es, als wolle sie ihr Herz von seinen Bewegungen eine Weile friedlich ausruhen lassen. — —

* * *

Wie draußen in der großen Welt die Gegensätze nimmer ruhen, so war es auch hier im Kleinen. — Während Julie unablässig sich nach einem neuen Briefe mit Nachrichten von Sonnberg sehnte, dabei ihren häuslichen Arbeiten emsig oblag und über das Kind sorgfältige Aufsicht führte, sann Peter ohne Unterlaß darauf, seinen Plänen um jeden Preis Vorschub zu leisten. Er fand es zur Förderung derselben für unumgänglich nothwendig, im Hause Juliens und in ihrer unmittelbaren Nähe eine besonders ergebene Person, eine geheime Vertraute zu haben, mit deren Hilfe er allerlei auszuführen dachte. — Dazu hatte er sich eine junge, unerfahrene Dirne, jene Hausmagd, die in Juliens Stube das Aufräumen besorgte, ausersehen. — Er stellte sich, als sei er sterblich in sie verliebt und die verstandesarme Dirne war ihm bald mit Leib und Seele

ergeben, da sie stolz darauf war, einen so „sauberen Liebhaber" zu besitzen, wenn er ihr auch die höchst lästige Bedingung gestellt hatte, „daß sie diese Liebschaft vorderhand auf das strengste geheim halten müsse, widrigens er sogleich von ihr lassen würde."

Er brachte ihr zu diesem Zwecke den Glauben bei, „daß die Witwe, bei welcher er als Meier diente, ein Auge auf ihn geworfen habe und daß er sie einstweilen, um nicht seinen Dienst zu verlieren, in ihrem glücklichen Wahne belassen und nicht eifersüchtig machen wolle."

Hanni — so hieß die Dirne — glaubte ihm Alles und verrieth wirklich nichts von ihrem heimlichen Liebeshandel, sondern erfüllte — so schwer es ihr auch fiel — gewissenhaft die ihr gestellte Bedingung, aus Furcht, daß sie sonst den Geliebten verlieren würde.

Dieser aber dachte indessen an ganz andere Dinge. — Um Julien zu gefallen, kleidete er sich jetzt auf eine ganz besondere Art. Er ging nämlich von der Ansicht aus und speculirte, daß Julie für den militärischen Schnitt der Männerkleidung eine gewisse Vorliebe hege; er trug jetzt an Sonntagen einen engen, dunkelblauen Rock mit stehendem Kragen, vorne sogar verschnürt, enganliegende Stiefel über der Hose, und einen niederen Hut mit schmaler Krämpe, wozu noch ein wohlgepflegter Schnurbart kam. — Seinen Standesgenossen und Kameraden, die an seiner Tracht beinahe ein öffentliches Landesärgerniß fanden, sagte er: „Ihr seid keiner Soldat gewesen, wie ich! — Ich will militärisch gehen, weil ich mein Gefallen daran habe. Uebrigens gehört dazu die soldatische Haltung und Propretät, die ihr Keiner habt!"

Die Einen meinten nun: „So laßt ihm seine Freude, bis es ihn von selbst wieder verdrießt!" Die Anderen nannten ihn hinter'm Rücken einen Narren.

Hanni war über das knappe Gewand Peter's freilich entzückt, bei Julie aber schien es keine andere Wirkung zu machen, als sie ihn über seine Aufforderung: „Nun, Julie, wie gefalle ich Dir?" verwundert fragte, „warum er sich jetzt so ungewöhnlich kleide?"

„Julie, das geschieht Dir zu liebe!" erwiederte Peter mit einem Tone, der wenigstens in diesem Augenblicke auf-

richtig war. „Ich weiß, daß Du von jeher für das Noblere mehr Sinn gehabt hast, als für das Bäuerliche, und dadurch unterscheidest Du Dich ja auch von Allen Deines Gleichen."

In unbeschreiblicher Verlegenheit antwortete Julie: „Ich will nicht haben, daß Du das anderen Leuten sagst und Dich um meinetwillen vor ihnen lächerlich machst!"

Dieses kurze Zwiegespräch fand am Sonntag vor der Kirche statt, als eben der Wagen Juliens heranfuhr, um sie abzuholen und nach Hause zu führen. — Sie war herzlich froh, auf gute Art schnell wegzukommen, indem sie sich mit der möglichst schonenden Freundlichkeit vom Vetter verabschiedete und rasch davonfuhr.

Der Zurechtgewiesene war von zornigem Schmerze ergriffen. „Will auch dieses Mittel nicht verfangen?" sagte er und stieß dabei einige kräftige Soldatenflüche aus, da zufällig Niemand so nahe stand, um sie zu hören.

Allen Bekannten ausweichend, ging er allein nach Hause, in tiefes, finsteres Sinnen versunken.

Auf dem Heimwege traf er mit der Botin von Sirning zusammen, die ihren Gang gegen das Eckmayrgut zu nehmen schien.

Peter hielt sie auf, er sprach lange und angelegentlich mit ihr; sie schlugen hierauf einen Nebenweg ein und die Botin übergab ihm einen Brief.

Peter besah ihn aufmerksam, machte eine finstere Miene, gab der Botin Geld und steckte das Schreiben zu sich. Die Beiden trennten sich freundschaftlich und das Weib ging wieder zurück.

Es schien nicht, daß die Adresse dieses Briefes an Peter lautete, aber es war von demselben nichts mehr zu hören und auch die Botin erwähnte nichts davon, als sie am anderen Tage wiederkam, einen Brief an Julie überbrachte und nach Empfang des Botenlohnes sich eiligen Schrittes wieder entfernte.

Mit sehnsüchtiger Hast hatte Julie nach dem Briefe gegriffen, — in der freudigen Hoffnung, auf der Adresse die Züge von seiner Hand zu erblicken, — aber sie täuschte sich bitter. Es war eine weibliche, fast unleserliche Schrift.

Ehe sie den Brief erbrach, seufzte sie: „Noch keine Nach-

richt von Ludwig! — Ach, ich weiß nicht, ob er noch lebt? Weiß nicht, wo er ist! Und ich kann ihm nicht einmal das Wichtigste, was vorgefallen ist, mittheilen!"

Trübselig öffnete sie jetzt den erhaltenen Brief; er war von der Muhme Aloisia, der Schwester von ihrer seligen Mutter.

Julie fand darin auch nur Trauriges. — Die Muhme schrieb über ihr jammervolles Schicksal in der nachstehenden kurzen und äußerst einfachen Weise: „Liebe Julie! In meinem schweren Unglück thu' ich dir zu wissen, daß mein armer Mann vorgestern gestorben ist und heute begraben wird. Er hat — freilich ohne seine Schuld — mich in meinen alten Tagen als eine ganz hilflose Witwe zurückgelassen. Haus und Gewerbe sind weit über den Werth verschuldet, der executive Verkauf ist vom Gericht schon ausgeschrieben. Ich bin am Bettelstab, und habe Niemand auf Erden, als dich allein!"

Julie war zu Thränen gerührt und noch am Abend desselben Tages schrieb sie der Muhme zurück, „sie möge getröstet sein, — möge kommen und ihr Haus als ruhige Zufluchtsstätte für ihr Alter ansehen."

Julie freute sich von Herzen, daß sie in der glücklichen Lage war, der verarmten, verlassenen, nun mehr als sechzigjährigen Muhme eine solche Wohlthat erweisen zu können, und um ihrer Mutter willen freute sie sich doppelt. — „Ihr seliger Geist" — meinte sie frommen Sinnes — „werde vom Himmel herniedersehen und sich dessen freuen."

Die Antwort wurde gleich am anderen Tage abgesendet. Am Abend desselben Tages hatte Julie den Schrecken, daß die kleine Wiki plötzlich und schwer erkrankte.

Der von Sierning schnell herbeigerufene Arzt erklärte den Zustand des Kindes für ungemein bedenklich. Es waren sehr heftige Anfälle von Fraisen, welchen, wie man weiß, oft ein tödlicher Ausgang folgt. —

Der kleinste Bewohner des Hauses setzte dasselbe in die größte Bewegung.

* * *

Den zweiten und dritten Tag schien sich die Krankheit noch zu verschlimmern. Der Arzt machte eine sehr ernste

Miene und verhehlte es Julien nicht, daß in solchen Fällen jeden Augenblick der Tod eintreten könne und man sich auf das Schlimmste gefaßt machen müsse.

Julie war von der schmerzlichsten Bestürzung erfüllt; sie legte überall selbst Hand an und wachte die Nächte bei dem Kinde; sie pflegte es, mit Nanni wechselnd, ängstlich genau und opferte sich auf in Hingebung und Ertragung aller Beschwerden.

Aber das Kind lag im Sterben; der Arzt hatte es schon aufgegeben und verordnete nichts weiter mehr.

Die Theilnahme für das gelegte Kind, wie es allgemein genannt wurde, war im Hause nicht besonders tief, und Julie mit ihrer höchsten Angst ziemlich auf sich allein angewiesen, was sie jedoch nicht abhielt, an Pflege und Sorge das Aeußerste aufzubieten und mit Anwendung ihrer eigenen Mittel umso kräftiger fortzufahren.

Waren die Einen im Ganzen gleichgiltig und nur durch das Beispiel Juliens bewegt, so war Peter — durch Hanni von Allem unterrichtet — völlig erfreut über die Aussicht, daß dieses Kind, dessen Ursprung man nicht kenne, und das ihm so sehr im Wege stand, nun durch den Tod hinweggeräumt werde.

Die Lebensuhr des Kindes war aber noch nicht abgelaufen. Während man sein Verscheiden allgemein erwartete und Julie selbst, in Schmerz aufgelöst, den kleinen Liebling schon für unrettbar verloren hielt, war — wie es gegen alle menschliche Berechnung häufig geschieht — nicht nur ein Stillstand, sondern eine Wendung zum Besseren eingetreten. — Die Anfälle hörten auf, das Kind athmete leichter, die Gesichtszüge gewannen allmälig wieder den natürlichen Ausdruck und die Heftigkeit der Krankheit hatte sich gebrochen.

Nanni, die Wärterin, wiewohl über die Rettung des Kindes selbst erfreut, war gleich den übrigen Hausgenossen dennoch im höchsten Grade darüber verwundert, daß Julie wegen eines Findlings früher einen so ungemessenen Schmerz und jetzt ein so außerordentliches Glück äußerte.

Indessen ging das Kind — zur unbegrenzten Freude Juliens und zum Staunen des Arztes — der völligen Genesung entgegen.

Peter vernahm diese Nachricht mit unheimlicher Kälte. Bald darauf hatte er mit Hanni eine abseitige, eifrige Unterredung, in Folge deren er ihr ein paar streng geheime Aufträge ertheilte. Zur Vollziehung derselben fügte er die umständlichsten Weisungen und die Drohung bei, „daß sie das Aufgetragene nur auszuführen habe und zu Allem schweigen müsse, widrigens ihr es an den Kopf gehe". — Der Preis sei seine Liebe und sobald als möglich — die Heirat.

Die verblendete Dirne, lechzend nach diesem Preise, übernahm die geheimen Aufträge, nachdem sich Peter vorher noch vergewissert hatte, daß sie ihn in Allem genau verstanden habe. — Zuletzt gab er ihr ein kleines Päckchen, in Papier gewickelt, das sie behutsam zu sich steckte.

Hanni wußte das Geheimniß ihrer Verbindung mit Peter gut zu bewahren; Niemand hielt ihr heimliches Einverständniß für etwas anderes, als eine gewöhnliche Bekanntschaft, die sich manchen Liebesscherz erlaubt, wie sie unter der dienenden Classe auf dem Lande gang und gäbe sind, — und eben auf diese Versteckheit seiner näheren Beziehungen zu Hanni rechnete Peter. Der Dirne aber fehlte es an schärferem Verstande, um zu erkennen, daß sie dem Falschen nur als Werkzeug diente. — In der Schule Peters hatte sie übrigens schon so viel gelernt, daß sie die Kunst der Verstellung üben und Julien über die Wiederherstellung des Kindes ihre Freude bezeigen konnte, wofür sie von derselben manches Lob der Anhänglichkeit erntete.

Seit der vertraulichen Besprechung zwischen Peter und Hanni waren etwa acht Tage vergangen, als Nanni in die Küche ging, um die Schale mit dem gestoßenen Zucker für das Kind nachzufüllen. Sie stellte die gefüllte Schale im Hausflur auf eine Bank, in der Absicht, noch etwas zu holen, wobei sie sich durch eine Plauderei mit einer Magd im Hofe längere Zeit aufhielt. Als sie zurück kam, war die Schale beinahe ganz geleert, und in der Meinung, daß ein Naschmaul ihre Unachtsamkeit benützt habe, den Zucker auszukosten, schwieg Nanni zu dem kleinen Vorfall und füllte die Schale von Neuem, die sie dann hineintrug.

Es währte nicht lange, und Julie war eben damit beschäftigt, mit dem Meier die in letzterer Zeit in Rückstand

gekommenen Abrechnungen zu ordnen, als der Pferdeknecht hereinkam und meldete, daß der große Haushund draußen vor der Scheune todt liege und Niemand eine Ursache seines jähen Verendens wisse.

Julie zürnte über die Niederträchtigkeit der Menschen, indem sie meinte, daß irgend ein Vorübergehender den Hund vergiftet habe, wie dies auf einzeln gelegenen Bauernhöfen öfters vorkommt.

Der ärgerliche Fall trat wieder in den Hintergrund, als in der Nacht die nun gesund geglaubte, kleine Wiki neuerdings erkrankte.

Das Kind bekam ein schreckliches Erbrechen, lag ganz erschöpft da und war abermals dem Tode nahe.

Julie wollte nun ganz und gar verzagen. Der Arzt meinte, es sei ein sehr heftiger Rückfall und er könne bei dieser bösen Recidive der Krankheit für nichts stehen. — Sei es aber, daß er die rechten Mittel anwendete, oder daß sich die Natur des Kindes half, es überwand auch diese Gefahr, und in einigen Tagen waren die Spuren des tödtlichen Anfalls ziemlich verschwunden.

Julie betrachtete das Kind als neu geschenkt, und liebkoste es mit doppelter Zärtlichkeit.

Der Umstand daß eine Magd aussagte, sie habe vorübergehend vom Hofe aus, zuletzt den Hund gesehen, wie er von der Bank im Vorhause herabsprang, konnte nicht beachtet werden, weil Nanni es verschwieg, daß sie dort die Zuckerschale stehen ließ, daher Niemand auf den Gedanken verfiel, daß vielleicht der Hund es war, der den Zucker ausgeschleckt hatte, und daß vielleicht etwas Unrechtes beigemengt sein konnte, wovon dann auch das Kind noch einen kleinen Rest genossen hatte.

Niemand brachte diese verdächtigen Umstände mit einander in Verbindung, und so unterblieb auch jede weitere Untersuchung.

Wer den Blick gehabt hätte, Hanni schärfer zu beobachten, würde wahrgenommen haben, daß sie diese Tage über wo das Kind zum zweiten Male so schwer krank war und der Vorfall mit dem Hunde sich ereignete, sich in einer sonderbaren Verwirrung befunden hatte, und daß sie dann, als wieder Ruhe eintrat und

das Gerede im Hause sich legte, wieder ihre gewöhnliche Ruhe erlangte. Peter aber war fortan in sehr verdrossener Laune und hatte mit Hanni neue Zusammenkünfte.

* * *

Nach dem aufreibenden Strauß der vorausgegangenen Tage glaubte Julie nun einiger Erholung sich hingeben zu können, wenn anders ihre tiefe Unruhe wegen des Ausbleibens aller Nachrichten von Sonnberg damit vereinigt werden konnte.

Statt der schmerzlich ersehnten Post vom fernen, unbekannten Kriegsschauplatz kam eine andere Ueberraschung, jedoch trübseliger Art.

Eine bejahrte Frau, in dürftigem Gewande, von ziemlich verkommenem Aussehen und mit abgehärmten Zügen, auf dem Kopfe ein Bündel tragend, schleppte sich müde und erschöpft zur Hausthür herein und sprach den andächtigen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" sagte der Meier, welcher eben hinausging, ohne die Fremde weiter zu beachten.

Julie, welche jetzt aus der Stube trat, wurde von ihr wie eine Bekannte angerufen; sie hatte jedoch Mühe, die Eingetretene zu erkennen, aber die Aehnlichkeit der Fremden mit ihrer verstorbenen Mutter führte sie in der nächsten Minute dazu und mit dem bewegten Ausruf: „Muhme," lief sie ihr entgegen, nahm ihr das Bündel ab, umarmte sie und rief wiederholt: „Mein Gott, — zu Fuß!" Es war die Muhme Aloisia, die mit Thränen in den Augen um Aufnahme bat, nachdem ihr Julie das Kommen so liebreich erlaubt hatte.

Voll Mitleid für die arme Verwandte, führte sie Julie in ihr Stübchen, hieß sie niedersetzen und sich ausruhen und richtete die Tiefbekümmerte durch die freundlichste Ansprache auf: „Liebe, gute Muhme, seid gegrüßt und aufgenommen, wie Euch meine Mutter aufnehmen und Eures Unglückes sich erbarmen würde! Leget Euren Kummer ab in meinem Hause, und theilt mit mir, was ich habe!"

„Gott segne Dich, Du gutes Kind!" sagte die Muhme voll Rührung. „Du hast das Herz deiner Mutter geerbt, die ach, so früh hat sterben müssen! — Gott vergelt' es Dir tausendmal! — Wenn sich meine schwachen Kräfte wieder et-

was erholt haben, so laß' mich theilnehmen an den Arbeiten im Hause, ich will mithelfen, so viel ich kann."

Julie eilte in die Küche und sorgte zunächst für eine kräftige Suppe, womit sich Aloisia erquickte und stärkte. Während Julie hinausgegangen war, entdeckte die Muhme in der Nebenstube das Kind, über dessen Anwesenheit sie sehr verwundert war, besonders da ihr Nanni auf ihre Fragen eine ungeschickte Auskunft ertheilte. Julie fand sie mit ihr im Gespräch darüber, und — mit flüchtigem Erröthen — gab sie ihr Aufschluß, indem sie ihr mit kurzen Worten die Geschichte des Findlings erzählte. Die Muhme machte darüber die Bemerkung, daß, da Julie noch immer nicht heirate, es kein schlechter Gedanke gewesen sei, sie mit einem Kinde zu beschenken, weil sie es jedenfalls gut erziehen werde.

„Ja, das will ich!" gelobte Julie mit feierlichem Ernste. — „Ich will es halten, wie mein — eigenes Kind," setzte sie hinzu, und wandte sich etwas ab, um die Befangenheit zu verbergen, welche sie bei den letzteren Worten gefühlt hatte, und damit war die Angelegenheit des Kindes für jetzt abgethan.

Mittlerweile richtete Muhme Aloisia sich im Hause ein, wurde bald heimisch, schloß sich an Julie mütterlich an und unterstützte sie einsichtsvoll in der Aufsicht über das innere Hauswesen. Sie ging bereits sauber gekleidet, da ihr Julie gleich am ersten Tage den Gewandkasten übergeben hatte, worin die Kleider ihrer Mutter noch unberührt hingen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche sie für ihren eigenen Gebrauch hatte zurichten lassen.

Nach sechs — sieben Tagen der Anwesenheit der Muhme wurde sie Zeugin eines zwar geringfügigen, jedoch für Julie höchst unangenehmen Ereignisses.

Letztere vermißte nämlich den goldenen Ring, welchen sie damals von Lambach mitgebracht und bis jetzt immer getragen hatte. Julie erinnerte sich genau, den Ring am Abend vor dem Schlafengehen auf ein Kästchen gelegt zu haben und wollte ihn jetzt am Morgen, nach dem Waschen, wieder an den Finger stecken. Niemand wußte etwas davon, Niemand wollte den Ring gesehen haben. Julie äußerte ein Leidwesen und eine Aufregung, als ob sie ihr halbes Vermögen verloren hätte. Es wurde Alles durchsucht und zum zweiten und dritten Male

durchgesehen, — Julie selbst durchforschte jeden Winkel und jedes Fleckchen der Stube, — es war alles verlorne Mühe.

Julie brach gegen die Muhme in die wehmüthigsten Klagen aus: „Es ist ein liebes und theures, für mich unschätzbares Andenken! Es ist das einzige, das ich von ihm habe."

Die Muhme konnte natürlich nicht verstehen, wen sie meinte, erhielt auch in diesem Augenblicke keine weitere Aufklärung, sondern mußte sich begnügen, emsig mitzuhelfen, um noch einmal Alles zu durchsuchen.

Alle Anstrengungen waren vergeblich; es fand sich kein Ring vor, und auch alle Hausgenossen wurden umsonst befragt.

Die Letzteren wußten, was es für ein Ring war, indem ja Julie keinen anderen trug, und sie machten ihre verschiedenen Bemerkungen darüber. Hanni aber sagte zu einer Magd: „Das bedeute ein Unglück, welches dem Eigenthümer des Ringes bevorsteht; sie möge aber beileibe nicht verrathen, daß sie es gesagt habe."

Die Magd that auch das Letztere nicht, dagegen erzählte sie um so eiliger das Erstere, und die unglückverheißende Auslegung, welche bei dem eingewurzelten Aberglauben des Landvolkes so gerne geglaubt wurde, verbreitete sich alsbald im ganzen Hause.

Auch Julien kam dieses unheimliche Geflüster zu Kenntniß, und soweit sie auch den Dienstleuten an Verstand und Einsicht voraus war, so konnte sie sich doch eines gewissen beklemmenden Gefühles nicht erwehren, und mit namenloser Angst dachte sie an Ludwig. — Mit Schrecken erfüllte sie der Gedanke: „Der Ring ist verloren und — vielleicht noch mehr!"

Um der Muhme ihren Gemüthszustand begreiflich zu machen, erzählte sie ihr jetzt in Kürze die Veranlassung zu dem Liebesverhältniß mit dem Husaren-Lieutenant, und Aloisia konnte sich im Stillen nicht genug darüber verwundern.

Die heftige Unruhe Juliens wurde durch den Verdacht, der wegen des Ringes jetzt in ihr aufstieg, nicht gehoben; sie hielt sich nämlich für überzeugt, daß der Ring entwendet worden sein müsse, und ihr Verdacht fiel auf Diejenige, die in der nächsten Umgebung war und sich als die Jüngste im Dienste noch nicht so bewährt hatte, wie die Uebrigen — auf Nanni.

Julie erinnerte sich auch, daß bei dem zweimaligen schwe-

ren Erkranken des Kindes, besonders bei dem letzteren, von Seite der Wärterin manche sträfliche Fahrlässigkeit oder irgend etwas, worüber sie sich keine Rechenschaft geben konnte, mit unterlaufen sein müsse, was vielleicht gefährliche Folgen hatte, ohne die Ursache ergründen zu können.

Julie nahm das erschrockene Mädchen in's Verhör, und forderte sie auf, die Wahrheit zu bekennen. „Da mir, sagte sie am Ring außerordentlich viel gelegen ist, so will ich dir, wenn du mir ihn wieder verschaffst, Alles verzeihen und obendrein noch etwas schenken."

Nanni weinte und betheuerte bei allen Heiligen, daß sie unschuldig sei und nichts wisse. — Das Verschweigen des Umstandes, daß sie — in einem vielleicht verhängnißvollen Momente — die Zuckerschale im Hausflur stehen ließ, hielt sie für keinen Fehltritt, sondern nur für ein leichtes Versehen, und sie schwieg auch jetzt darüber.

Julie war über ihr vermeintliches Läugnen und ihre Verstellung äußerst aufgebracht und kündigte ihr den Dienst.

Nanni's Bitten waren vergeblich, denn Julie hatte das Vertrauen zu ihr verloren, und überdies hatte sich die Muhme angeboten, von jetzt an das Kind in ihre Obsorge zu nehmen. Nanni blieb zwar noch vierzehn Tage im Hause, wurde jedoch zu anderen Arbeiten verwendet; sie hielt sich für beschimpft und schwur — Rache zu nehmen.

Nanni hatte es sorgfältig vermieden, mit ihr in eine nähere Berührung zu kommen oder überhaupt nur ein Gespräch anzuknüpfen. Die übrigen Mägde sahen sie scheel an, denn sie hielten sie für die Diebin, und es gereichte ihnen zur Genugthuung, daß sie den Dienst verlassen mußte.

Nanni schied mit tiefem Groll aus dem Hause.

* * *

Im freundlichen Stübchen war der Mittagstisch gedeckt. Julie und Muhme Aloisia saßen beisammen und waren in ein ebenso vertrauliches als lebhaftes Gespräch vertieft.

Erstere freute sich innig, an der Muhme eine erfahrene, wohlwollende, mütterliche Freundin zu besitzen, und es that ihrem Herzen wohl, nun doch eine Seele in ihrer Nähe zu haben, welcher sie Alles anvertrauen, mit der sie Alles be-

sprechen konnte, was sie mit den schwersten Sorgen drückte und andererseits wieder durch die süßesten Freuden beseligte.

Julie sprach von Sonnberg und schilderte mit feurigen Worten die seltene Liebenswürdigkeit und den biederen Charakter des geliebten Mannes, während sie die Muhme, welche sich im Stillen die Aeußerung ihrer Bedenken gegen das Bündniß mit einem Officier auf eine spätere Zeit vorbehielt, wegen des noch immer nicht zum Vorschein gekommenen Ringes zu trösten und den mit dem Verluste desselben verbundenen Aberglauben zu bekämpfen suchte.

Julie aber versicherte, daß sie ihrer Angst um Ludwig, der sich bei seinem heißen Temperament gewiß in die äußersten Kriegsgefahren stürze, auch durch kein Gebet los werden könne.

Da trat die Postbotin herein und überbrachte an Julie einen Brief, nach dessen Abgabe sie mit derselben Eilfertigkeit, wie ein früheres Mal, sich wieder entfernte, nachdem sie an der Thüre mit scheinbarer Theilnahme bemerkt hatte: „Der Brief ist von weit her!"

Julie rief in ungestümer Freude: „Vielleicht eine Nachricht von Ludwig!" hielt jedoch sogleich inne, als sie auf der Adresse eine ganz unbekannte Schrift erblickte; sie war von einer fremden, männlich festen Hand.

Nichts Gutes ahnend und leise zitternd, öffnete sie den Brief und blickte hastig nach der Unterschrift.

„Ein Rittmeister?!" rief sie höchst unruhig. „Was will der von mir?"

Julie begann zu lesen, die erste Zeile halblaut, — bei der zweiten wurde sie stiller, — jetzt erblaßte sie, ihr Blick fing an zu starren, — sie stieß einen Schrei aus, — der Brief entfiel ihrer Hand — und das starke Mädchen sank beinahe ohnmächtig in den Stuhl zurück. Sie bebte am ganzen Leibe, stöhnte aus tiefster Brust und war nur eines einzigen Wortes mächtig, indem sie mit hohlem Tone ausrief: „Todt!" Blässe überzog ihr Antlitz, die ganze Gestalt war wie gebrochen.

Die Muhme, auf das Außerste erschrocken, hob den Brief vom Boden auf und las in ängstlicher Hast, was der unbekannte Rittmeister geschrieben hatte . . . Als Commandant der Escadron, bei welcher Lieutenant Ludwig von Sonnberg diente, meldete er mit dem tiefsten Schmerze eines guten Kameraden,

daß Sonnberg in einem hitzigen Gefechte mit dem Feinde sehr schwer verwundet wurde und zum schmerzlichsten Leidwesen des ganzen Regiments noch an demselben Tage verschieden sei. Zum Schluße fügte er bei, daß Sonnberg ihn vor seinem Tode gebeten habe, seine letzten Grüße an die Eltern und an Julie nach Oesterreich zu senden.

Die Muhme selbst war durch diese Nachricht auf das Tiefste erschüttert. Ohne mit der für Julie unnatürlichen Wahl eines Officiers einverstanden zu sein, hatte sie doch das innigste Erbarmen mit ihr. Was konnte sie aber Anderes thun, als den ersten Sturm austoben lassen? — Vor Wehmuth selbst sprachlos, hielt sie Juliens Hände in den ihrigen, stumm ihre höchste Theilnahme bezeugend.

Julie schlug jetzt die Augen auf. „O mein Gott!" rief sie mit schwacher Stimme, — „meine Ahnung hat mich nicht betrogen!" Ihr Schmerz löste sich jetzt in einem Strom von Thränen auf.

„Ja, liebes Kind!" sagte die Muhme, wie ein Arzt der Seele, „das ist gut! Weine dich aus! Das erleichtert das Herz!

In der außerordentlichen Erregung, welche der jähe Seelenschmerz in Julie hervorrief, sprang sie jetzt empor und eilte in die Nebenstube, wo in der Wiege das Kind schlief. — Die Muhme folgte ihr besorgt. Julie warf sich leidenschaftlich über das Kind und rief mit dem Tone unsäglichen Schmerzes: „Vaterloses, armes Kind!" Die Muhme horchte betroffen. „Ja Muhme! das ist sein Kind!" sagte Julie, indem sie sich erhob und unter den Zuckungen ihrer schmerzlichen Aufregung der erstaunten Muhme die nachfolgenden Enthüllungen machte: „Jetzt, wo ich den heißgeliebten Mann und mit ihm all mein Lebensglück verloren habe, — jetzt will ich Euch, die Ihr mein ganzes Leben kennt, — Euch, der Schwester meiner unvergeßlichen Mutter, Alles sagen, was ich aus Scham und aus Mangel eines vertrauten Herzens bisher noch Niemandem anvertraut habe."

Sie suchte sich zu sammeln und Fassung zu gewinnen, dann fuhr sie fort: „Ich wälze eine Last von meiner Seele, indem ich es Euch erzähle und mich dabei in die selige Zeit meines Glückes und meiner — Sünde zurückversetze."

Muhme Aloisia, welche in der Hauptsache den Zusam-

menhang zu begreifen begann, sagte voll Schwung: „Rede, Julie, wie es Dir um's Herz ist!“ — „Es drängt mich aber mit aller Gewalt“, sprach Julie mit weicherem Tone, „Euch ein volles Bekenntniß abzulegen, denn ich habe Euch und Allen, die um mich sind, bis jetzt verschwiegen, was in Lambach vorgefallen ist, da ich ein halbes Jahr nach der Einquartirung Ludwig's wegen des Geschäftes dort hingereist bin, ohne zu wissen, daß er dort in der Station gelegen war; die Briefe von ihm waren verloren gegangen. Mit meiner heißesten — meiner ersten Liebe bin ich mit ihm — stellt Euch mein entzücktes Staunen vor! dort zusammengetroffen, und der schöne Mann ist mir mit einer unbeschreiblichen Freude und der zärtlichsten Liebe entgegengekommen.“

Sie unterbrach sich wieder und rang verzweiflungsvoll die Hände. „O mein Gott! wie überlebe ich diesen fürchterlichen Schlag? Ludwig nicht mehr unter den Lebendigen!“

Die gottesfürchtige Aloisia redete ihr zu: „Liebes Kind! stelle Dein Schicksal unserem Herrgott anheim! Er lenkt Alles zu unserem Besten.“

Die Beiden ließen im Eifer der Unterredung den Umstand unbemerkt, daß ein Flügel vom Fenster, welches in den Obstgarten hinausging, offen stand. Hanni war schon früher aufmerksam geworden, als sie, nebenan mit Aufräumen beschäftigt, drinnen sehr laut sprechen hörte. Jetzt hatte sie sich außerhalb des Fensters hinter einem Holzstoß versteckt und horchte.

Nach einer Pause, während welcher Julie schweigend und abwesenden Geistes starr zur Erde blickte, ergriff die Muhme wieder das Wort: „Erleichtere Deine Brust und erzähle mir weiter!“ Julie kehrte aus ihren Träumen zurück, raffte sich auf und setzte ihre vertrauensvollen Mittheilungen fort: „Als ich gesehen habe, daß Ludwig's Herz in der feurigsten Liebe für mich gebrannt hat, da bin ich nicht im Stande gewesen, von Lambach gleich wieder wegzureisen; bei meiner Unabhängigkeit habe ich ohne Anstand mehrere Tage dort bleiben können. Ludwig hat mir hundert Eide seiner Liebe und Treue geschworen und das heilige Versprechen gegeben, mich, so bald es ihm nur immer möglich sein werde, zu heiraten. Alle Einwürfe, die ich ihm wegen der Ungleichheit unseres Standes gemacht habe, hat er mir aus dem Sinne geredet und mit tausend

Betheuerungen, die sein ehrliches Gesicht bestätigt hat, alle meine Furcht von meinem Herzen genommen. Ich habe geschwelgt in Glück und Seligkeit!"

Der Ton ihrer Rede war mehr gedämpft, als sie zu erzählen fortfuhr: „Wir sind öfters allein gewesen, eine glückliche Liebe will keine Zeugen, dazu die verführerische Freiheit im fremden Orte, wo mich außer ein paar Personen sonst Niemand gekannt hat, im höchsten Taumel unserer gegenseitigen Leidenschaft ist etwas geschehen", — sie stockte und ihr Gesicht war wie mit Blut übergossen.

„Julie!" rief die Muhme unwillkürlich und hob warnend den Finger. Julie ergänzte die abgebrochene Rede mit halblauter Stimme: „Ihr könnt es errathen, ohne daß ich es, von Scham erfüllt, Euch zu sagen brauche."

„Deine Verirrung ist auch nicht ohne Folgen geblieben?" fragte die Muhme etwas strenger.

Mit gesenkten Augen antwortete Julie: „Zu meinem Entsetzen habe ich sie bald gefühlt, und um kein öffentliches Aergerniß zu geben, habe ich mich unter dem Scheine einer dringenden ärztlichen Anordnung wegen angegriffener Gesundheit von hier entfernt. Ich bin, damit es ein Geheimniß bleiben soll, unter ganz fremde Menschen in einen ziemlich weit entlegenen Ort gezogen und eine geraume Zeit vom Hause weggeblieben. Dort ist dieses Kind", sie zeigte auf die kleine Wiki, „zur Welt gekommen, und ich habe es für einen mir gelegten Findling ausgegeben."

Mit erhöhter Stimme rief sie jetzt: „Es ist sein und mein Kind, und trotz meines Schamgefühls hätte ich — statt es zu verläugnen — mit freudiger Seele es ausrufen mögen, daß dieses Kind mir gehört und daß es mir eine unerklärliche Sehnsucht gestillt hat. — Wie sündhaft auch meine Gedanken und Thaten sein mögen, ich bekenne sie Euch offen und aufrichtig, — und da ich nach dem frühen Hinscheiden meines armen Ludwig keinen anderen Mann mehr lieben und heiraten kann, so will ich mein ganzes Leben diesem Kinde weihen, das ich von ihm besitze. Ich will — um vor der Welt nicht besser zu scheinen, als ich bin, — öffentlich bekennen, daß ich nicht die Ziehmutter, sondern die wahre Mutter bin, und das Kind soll dadurch vor allen Menschen in seinen Rechten gesichert

werden. — Wer einen Stein nach mir werfen will, der mag es mit seinem Gewissen ausmachen. — Ach, seit ich ihn, mein Liebstes und Einziges auf Erden, verloren habe, liegt mir wenig mehr an dieser Welt, auf der ich nichts mehr zu suchen habe."

Die Muhme schüttelte den Kopf und wollte sprechen. Julie ließ sich in diesem Augenblicke noch nicht unterbrechen, sondern hatte ihren Bekenntnissen noch den Schluß beizufügen: „Liebe Muhme, Ihr wißt nun Alles, was mir auf dem Herzen liegt. Ich habe Euch nichts verschwiegen und betrachte Euch als die Stellvertreterin meiner seligen Mutter, der ich strenge Wahrheit schuldig bin. — Wenn mich, als ledige Person, die Welt verurtheilt und vielleicht verlästert, so sprecht Ihr mich los von dieser Verdammung, im Namen meiner Mutter, — und ich will dann meine Trauer in ruhiger Ergebung ertragen!"

Muhme Aloisia hatte mit tiefem Ernste zugehört; sie erwiderte die Aufforderung mit den ebenso ernsten Worten: „Kind, Du hast Dich gegen weibliche Sitte und Ehre schwer vergangen und bist aus eigener Schuld in die bittere Nothwendigkeit versetzt, der Welt ein großes Aergerniß zu geben. Niemand darf das ungestraft thun."

Nach einigen lebhaften Gegenreden Juliens ereiferte sich die sittenstrenge alte Frau: „Wenn Deine selige Mutter — Gott tröste sie! noch lebte, so würden ihr Deine kniefälligen Bitten um Verzeihung dennoch das zugefügte grausame Herzleid nicht verringern, — sie würde sich halb zu Tode kränken und es Dir niemals erlauben, vor allen Leuten auszuposaunen, daß Du — ein außereheliches Kind hast!"

Julie, mit ihren freieren Ansichten und nur von Liebe zu dem Todtgemeldeten geleitet, entgegnete standhaft: „Ich bin es dem Andenken Ludwigs schuldig, daß ich sein Kind nicht verläugne!"

„Vergehen bleibt Vergehen und läßt sich durch nichts beschönigen!" erwiederte die Muhme. — „Wenn Dich auch der gütige Himmel und die gute Wirthschaft Deiner Eltern mit Wohlhabenheit gesegnet und Dich unabhängig gemacht haben, so darfst Du doch der öffentlichen Meinung nicht trotzen und die Welt nicht herausfordern, zu Deiner Verirrung Ja zu sagen. Hier ist die bisherige Nothlüge erlaubt, mit welcher

Du Dich in den Schleier der Ehrbarkeit gehüllt hast. Du mußt deshalb bei dem Findling stehen bleiben, und es ist genug, wenn Du ihn an Kindesstatt annimst!"

Julie machte neue Einwendungen, worauf die Muhme nachdrücklich erwiderte: „Die Wohlthaten, die Du mir in meiner Armuth erweisest, vergelte ich Dir durch die ehrliche Wahrheit, die ich Dir sage, weil es zu Deinem Besten ist."

Durch Schmerz und Aufregung zum Widerspruch gereizt, wollte Julie nicht nachgeben, und es kam beinahe zu einem Streit, welchen, ehe derselbe leidenschaftlicher wurde, Muhme Aloisia, unter dem Vorwande einer dringenden Nachschau in der Küche, abbrach, indem sie sich schweigend entfernte.

Als sie hinausging, hatte sich Hanni außen am Fenster wieder davongeschlichen.

Julie setzte sich zum Kinde, las den verhängnißvollen Brief noch einmal und überließ sich, da sie jetzt allein war, der ganzen Gewalt ihres Schmerzes, laut und heftig weinend. Ein paarmal nahm sie das Kind aus der Wiege, schloß es mit stummer Inbrunst in die Arme und drückte es an die Brust, immer wieder das Schluchzen erneuernd. Nachdem der wieder ausgebrochene Sturm ihrer tiefsten Empfindungen endlich sich gemildert und sie nach vollem Herzensbedürfniß sich ausgeweint hatte, überlegte sie das Zerwürfniß mit der Muhme und empfand Reue darüber. — Ohne sich länger zu besinnen, suchte sie sogleich die Muhme auf und bat sie wegen ihrer unbesonnenen Heftigkeit herzlich um Vergebung. — „Muhme, Ihr habt Recht", sagte sie, „und ich will Euch folgen!"

Aloisia war leicht versöhnt. — Aus mütterlicher Sorge für Juliens guten Ruf, und um ihr die Brücken auf dem Wege zur Zukunft nicht abzubrechen, nahm sie sich im Stillen vor, den Leuten die Erzählung vom Findelkind recht glaubwürdig zu machen; sie wollte, daß die Geschichte mit dem Officier nun für immer abgethan sei und Julie gleichsam ein neues Leben beginne. — Die gute Muhme kannte diesen festen Charakter noch zu wenig.

* * *

Am Feierabend kam Peter hinter dem Hause vorüber. Hanni kannte schon die gewisse Stunde; sie stahl sich hinaus und benachrichtigte ihn sogleich von dem, was sie heute erhorcht hatte. — Er fand durch ihre Mittheilungen bestätigt, was er über den Ursprung des Kindes ohnehin schon früher vermuthete, aber die Gewißheit äußerte doch immer noch eine heftige Wirkung. — Wuth und Befürchtung zerrten an ihm mit gleicher Macht, ohne daß er Hanni davon etwas merken ließ; dagegen ertheilte er ihr den dringenden Auftrag, daß sie sich jetzt besonders vorsichtig und schweigsam verhalte, und gab ihr den Wink, daß er bestimmt wisse, die entlassene Nanni habe Drohungen ausgestoßen und wolle Alle mit einander auf Euerm Hof bei Gericht verklagen. „Was nun immer geschehen mag", sagte Peter, „so ist es am besten, wenn Du Dich so dumm als möglich stellst und — wenn eine Frage an Dich kommt, — bei der Aussage stehen bleibst, daß Du nichts weißt!"

Hanni versprach ihm die genaueste Beobachtung seiner Weisungen. Die Verrätherin, selbst verrathen, wurde zum Schlusse des Stelldicheins von den Lippen des Falschen mit einem Kusse bezahlt, der die Thörin mit neuen Liebesbanden an ihn fesselte.

Peter war gut unterrichtet. Schon am nächsten Vormittag erschien auf dem Eckmayrgut eine Commission, welche sich bei der unangenehm überraschten Julie von Gerichtswegen meldete, um verschiedene Vorerhebungen zu pflegen und den gerichtlichen Augenschein einzunehmen.

Nanni hatte bei Gericht die Klage erhoben, daß sie ungerechter Weise des Diebstahls geziehen und schimpflich entlassen wurde, weshalb sie auf Ehrenbeleidigung und Entschädigung für erlittenen Verlust klagte. — Zugleich aber machte sie die gerichtliche Anzeige, daß zu gleicher Zeit ein Vergiftungsversuch gegen das Kind stattgefunden habe, wofür nach ihrer Angabe in dem Zusammentreffen der Umstände, nämlich der aufsichtslos stehen gebliebenen Zuckerschale, — in der Aussage der betreffenden Magd in Bezug auf das Auslecken derselben durch den Hund und dessen Verenden, endlich in dem heftigen Erbrechen des Kindes vom Genuß der äußerst geringen Zuckerreste — die dringendsten Verdachtsgründe vorlägen.

Julie war Anfangs empört über die dem Hause zur Last gelegten schweren Inzichten, dann aber gab sie die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit des verbrecherischen Versuches zu, und es durchzuckte sie dabei ein schrecklicher Verdacht gegen Jemand außer dem Hause, welchen sie jedoch nicht laut aussprechen konnte, weil sie nicht die geringsten Beweise in Händen hatte und es auch nicht zu fassen vermochte, wie jene Person das Verbrechen in Ausführung bringen konnte, vor dessen Gelingen sie jetzt nachträglich schauderte. — Sie erklärte der Commission, daß sie nur gegen Nanni einen Verdacht hegen könne, übrigens glauben müsse, daß sie vielleicht mit Jemand außer dem Hause ein Einverständniß gehabt habe, da sonst Niemand im Hause von dem Vorfalle so viel wisse, wie sie.

Die Herren der Commission nahmen diese Erklärung zu Protokoll und durchschritten sodann in Begleitung Juliens die sämmtlichen Oertlichkeiten, welche hieher einen Bezug nehmen konnten. — Hierauf wurden alle Hausleute, eines nach dem anderen, vorgerufen und deren Aussagen vernommen, jedoch daraus keine Aufschlüsse erzielt, weil sie weder über die Entwendung des Ringes, noch über die Vergiftung etwas angaben, sondern nur den schon bekannten Umstand wiederholten, daß der Hund von der Hausbank herabgesprungen sei, wo die Zuckerschale stand, und daß er bald darauf todt gefunden wurde, während Julie selbst den auffallend gefährlichen Zustand des Kindes in der darauffolgenden Nacht bestätigen mußte.

Die Commission, sich mit diesen Aussagen nicht begnügend, stellte an die Einzelnen die verschiedensten Fragen, um zu erforschen, ob und welche Beobachtungen von verdächtigen Umständen sie aneinander oder sonst im Hause gemacht haben?

Diese Verhöre brachten jedoch nichts zu Tage und man schritt nun zur Vornahme einer strengen Haussuchung, die sich auf die Kästen und Schränke Juliens nicht minder, wie auf die Truhen und Habseligkeiten der Dienstboten erstreckte, und zuletzt auf die Durchsuchung des ganzen Hauses, der Stuben, Kammern, Ställe und Kellerräume ausdehnte. — Man wollte ohne Zweifel dem Vorhandensein von Arsenik auf die Spur kommen. — Es wurde aber nicht das Geringste entdeckt, und zufällig hatte Julie nicht einmal Rattengift zu Hause.

Endlich schloß die Commission für heute ihre Erhebun-

gen, um sodann bei Gericht selbst die weiteren Vernehmungen fortzusetzen.

Die Untersuchung machte unter den Leuten und der Nachbarschaft und in der ganzen Gegend ein abscheuliches Aufsehen, und Julie war, neben ihrem Schmerze um Ludwig, im höchsten Grade darüber verbittert.

Das Gericht konnte hierauf keine Rücksicht nehmen, sondern lud sie zu neuen Vernehmungen vor, gleichwie auch ihre Dienstleute, insbesondere die sämmtlichen Mägde, mehrmals vorgerufen und in ein scharfes Kreuzfeuer von verfänglichen Fragen genommen wurden.

Gleich Julie, welche ihre Leute eifrig in Schutz nahm, sprachen die Mägde insgesammt ihren Verdacht nur gegen Nanni aus, welche sich aus dem Schlamm herausziehen und Andere hineinbringen wolle, indem sie das Gericht durch pfiffige Vorspiegelungen von der Schuld zweiter und dritter Personen hintergehe und dadurch ihre eigene Haut zu retten suche.

Alle weiteren Verhöre führten zu nichts; Julie wagte es nicht, jenem Verdachte, welchen sie bei dem Erscheinen der Commission schöpfte, vor Gericht Namen und Ausdruck zu geben; der dunkle Vorfall blieb unenthüllt und Nanni mußte mit ihrer Klage abgewiesen werden. — Sie hatte sich wenigstens dafür gerächt, daß sie Julien durch diesen widerwärtigen Gerichtshandel einen unsäglichen Verdruß bereitet hatte.

Als die Untersuchung niedergeschlagen und beendet war, begegneten und besprachen sich im Geheimen zwei Personen, welche jetzt wieder freien Athem schöpften, ohne daß ein Haar auf ihrem Haupte gekrümmt worden war.

Julie aber schämte sich vor den Leuten, deren Blicke sie mit unverschämter Neugier verfolgten, während überdies noch die herbste Trauer an ihrem Herzen nagte. Dies und ein anderer Vorfall, welcher sich schon zu Anfang der gerichtlichen Untersuchung begab, machten ihr den Aufenthalt und das Leben daheim unerträglich.

Drei Tage nach den Enthüllungen, welche sie der Muhme über die Geburt des Kindes machte, hing am frühen Morgen vor dem Fenster von Juliens Schlafstube ein riesiger Strohkranz.

Die Dienstleute im Hause und Julie selbst verstanden die boshafte Anspielung, welche in diesem Zeichen lag. — Es

bestand nämlich in früheren Zeiten die Strafe für gefallene Mädchen, daß sie mit einem Strohkranz auf dem Kopfe vor der Kirchenthüre stehen mußten. Während die Mägde aus Muthwillen kicherten, ärgerte sich der biedere Benedikt gewaltig. „Wenn ich den Buben kennte," rief er drohend aus, „der das gethan hat, ich beutelte ihm den Schopf, daß ihm Hören und Sehen verginge!"

Julie weinte bittere Thränen. „Seht Ihr, Muhme," sagte sie zu Aloisia, „die Leute wissen es ohnehin schon, daß die Wiki mein Kind ist." Die Muhme suchte sie zu trösten. Julie ließ sich jedoch die Beleidigung, die ihr angethan wurde, nicht aus dem Sinne reden, und ihre Erlebnisse früherer und neuerer Zeit wirkten zusammen, daß sie nun anfing, gegen ihren heimatlichen Herd, sowie gegen ihren ländlichen Stand eine Abneigung zu fühlen, die sich bald bis zur feindseligen Stimmung vergrößerte. — Mit mächtigem Drange begann sich ihre ursprüngliche Natur zu regen, und unwiderstehlich erwachte in ihrer Brust das Verlangen, sich von dem Gemeinen und Derben ihrer Standesverhältnisse zu befreien, bessere Bildung zu erwerben und dann auch für etwas Besseres zu gelten, ihr Dasein für edlere Zwecke und für die Erziehung ihres Kindes zu bestimmen.

Die Muhme wollte nichts davon hören und hielt Juliens Wünsche für halb verrückte Pläne, die, wie sie meinte, bei nun eintretender Ruhe bald wieder verrauchen würden.

Es sollte aber keine Ruhe eintreten.

* * *

Eine neue Kriegslist Peters spann ihr Netz nun auch um die Muhme Aloisia. Als er hörte, daß ihre Autorität auf Julie einen Einfluß ausübe, ergriff er jeden Anlaß, sich ihr zu nähern, ihr seine Achtung zu bezeugen, und sich um ihre Gunst zu bewerben.

Aloisia, welche das Wort des Heuchlers für bare Münze nahm, fühlte sich geschmeichelt; sie schenkte ihm ein williges Gehör und schien ihm wirklich ihre Neigung zuzuwenden.

Durch ihre günstige Vermittlung wollte er bei der hartnäckig widerstrebenden Julie endlich vorwärts kommen.

Seit längerer Zeit hatte sie ihrem gefürchteten Vetter

auszuweichen gesucht; er aber wollte das nicht bemerken, und was auch früher und inzwischen geschehen war, Peter erhaschte jede Gelegenheit, mit ihr zusammenzutreffen, und unter der Larve schuldloser Unbefangenheit und unwandelbarer Treue hatte er die unglaubliche Keckheit, die freundschaftlichste Begegnung von ihr zu verlangen.— Was er auch immer in tiefster Verborgenheit mit Hanni getrieben, was er auch sonst gebrütet und gerechnet, entworfen, versucht und gethan hatte, das Ziel seiner Leidenschaft war immer das eine unverrückbare geblieben — Juliens Hand und mit derselben den Besitz ihres Hofes zu erringen. — Er wendete dazu alle erdenkbaren Mittel an, schrack vor keinem zurück und ging hoffend und wagend die vielverschlungenen Wege seines ränkevollen, verwegenen und wahrhaft gefährlichen Charakters.

Das Gerede der Leute über die Untersuchung auf dem Eckmayrgute und gegen die sämmtlichen Inwohner desselben hatte endlich ihren Abschluß gefunden und es war darauf wieder die Alltagsstille des ländlichen Lebens gefolgt, die sich nur mit den gewöhnlichsten Dingen beschäftigt.

Diesen Moment wartete Peter ab. — Er war seither öfters mit Julie zusammengekommen, die, wahrscheinlich aus Scheu vor ihm, jedesmal unter dem Scheine der verwandtschaftlichen Freundlichkeit seine Aufmerksamkeiten duldete, was er sich dahin auszulegen schien, daß ihre Hoffart durch das bis jetzt Erlebte nun allmälig mürbe zu werden beginne, worauf er ja alle seine Schritte angelegt hatte.

Am nächsten Sonntag, in den Nachmittagsstunden, wo auf den Bauernhöfen die tiefste Feiertagsruhe herrscht, erschien er ganz unerwartet, bei Julien auf Besuch. Er traf sie und auch die Muhme daheim, die Eine in ein altes Buch vertieft, die Andere mit dem Ausklauben von Aepfeln beschäftigt. Julie war auf das Peinlichste überrascht. Peter dagegen trat mit der vollsten Sicherheit auf, und man konnte es in seinen Mienen lesen, daß ihn keine flüchtige Angelegenheit hergeführt habe, und selbst sein gewähltes Aeußere stimmte damit überein. Seine Kleidung war, wie er wußte, nach Juliens feinerem Geschmack viel hübscher und sorgfältiger, als die der jungen Männer seines bäuerlichen Standes; seine stramme und doch gelenke Gestalt viel vortheilhafter, und seine Rede — durch

die Uebung im Militärleben — viel gewandter. Peter war sich seiner stattlichen Erscheinung bewußt und legte an sich — im Vergleich mit Anderen den Maßstab keiner geringen Selbstschätzung an. Die betrogene Hanni hatte lüstern nach ihm geschielt, als sie ihn hereingehen sah, ohne mit ihm sprechen zu können.

Bei seinem Eintritte grüßte Peter mit der Form der größten Gemüthlichkeit, und unterließ nicht, auch die Muhme — mit dem gut nachgeahmten Tone der nationellen Treuherzigkeit — zu begrüßen. Der gutmüthige Gegengruß Aloisia's war für Peter ziemlich ermuthigend. Julie mußte, der Landessitte gemäß, den Vetter in seiner doppelten Eigenschaft, als Verwandten und Gast bewirthen. Sie ging hinaus, um Hanni zu rufen, daß sie Wein und Weißbrod bringe. Die kurze Zwischenpause von Juliens Abwesenheit benützte Peter, um der Muhme dringend zuzuflüstern: „Wertheste Muhme, steht mir bei! Ich wiederhole heute das wichtigste Anliegen meines ganzen Lebens."

Julie kam jetzt wieder herein, hinter ihr Hanni, welche auf Peter einen verstohlenen Blick warf; dieser aber that, als ob er sie gar nicht bemerkte. Nachdem die Muhme eingeschenkt und Peter die Gesundheit der beiden liebwertheſten Muhmen ausgebracht hatte, eröffnete er das Gespräch mit einer Ruhe und Mäßigung, deren Kunst nur von einem so durchgetriebenen Menschen, wie er es war, erreicht werden konnte.

Julie saß wie auf glühenden Kohlen, denn sie wußte im voraus welches Lied er singen werde.

„Liebe Julie," begann er sanftmüthig, — „ich habe mir vorgenommen, gegen meine Gewohnheit ruhig und ausführlich mit Dir zu sprechen, und heute ist eben eine gute Stunde. — Vor Allem bitte ich Dich, daß Du mir verzeihest, wenn ich Dich irgend einmal beleidigt oder gekränkt habe!"

Julien schoß die Röthe in's Gesicht. „Was soll ich Dir verzeihen?" fragte sie mit festdurchbohrenden Blicken.

Rasch erwiederte Peter: „Meine Leidenschaft — meine Liebe, die Du kennst, — die Dich unablässig verfolgt, — die sich durch keine Zeit und kein Ereigniß abkühlen, durch keine Macht der Erde in mir vernichten läßt."

„Du kennst meine Gesinnung," entgegnete Julie, kaum

im Stande, ihren Unwillen zu verbergen, — „und so wenig wie Du, eben so wenig habe auch ich mich verändert.“ Mit starker Betonung rief sie aus: „Ich will nicht heiraten!“

Bei diesen Worten wollte sie sich in ihrer Aufregung vom Stuhle erheben und das Gespräch abbrechen, Aloisia aber hielt sie nieder und ermahnte sie: „Verliere deine Ruhe nicht, Julie! — In deinen Jahren und in deiner glücklichen Lage sollst Du so etwas gar nicht sagen.“

Peter, die Schranken der Mäßigung nicht überschreitend, suchte nur die Eindringlichkeit seiner Worte zu erhöhen, indem er sprach: „Julie, Du kannst nicht immer allein stehen, — Du brauchst für die Jahre Deiner Zukunft eine starke Hand, welche Dich stützt, die mit Dir Arbeit und Mühe theilt, mit treuer Führung Dir über alle Schwierigkeiten und Wechselfälle des Lebens hinweg hilft und Dir sorgsam Dein Vermögen zusammenhält. Du brauchst ein Herz, das mit Dir gleich empfindet, Deine Sorgen auf sich nimmt, Deine Freuden mitgenießt. — Du kannst nicht immer Mädchen bleiben, mußt deine Bestimmung erfüllen. Als Besitzerin eines großen Hofes, ohne Mann, könntest Du Dich — so verständig Du auch bist, doch auf die Länge nicht behaupten, Du würdest — nimm mir das nicht übel, — mit Haus und Hof zu Grunde gehen! — Das war nicht der Wille Deiner Eltern!“

„Mir aus der Seele gesprochen,“ rief die Muhme mit vollster Zustimmung. Julie schwieg, — dachte sich aber: Hauptspitzbube! Die Muhme rüttelte Julien, als solle sie gleichfalls beistimmen. „Findest Du denn nicht, daß der Vetter recht vernünftig spricht?“

Ohne Juliens Aeußerung abzuwarten, setzte Peter seine wohlberechnete Ansprache fort. So schonend als möglich, langsam und dumpf sagte er jetzt: „Der Lieutenant Sonnberg ist todt, — ich weiß es“ —

Julie zuckte schmerzlich zusammen. Peter ergriff ihre Hand, und legte in seine Rede einen beinahe feierlichen Ton: „Betrachte seinen Tod als einen Wink des Schicksals, welches Dir dadurch angekündigt hat, daß Du nicht aus Deinem Stande hinaustreten sollst! — Es ist ein Fingerzeig, welcher Dir noch zur rechten Zeit —“

Julie, höchst erregt, fiel ihm in's Wort: „Die Ausle-

gung steht mir allein zu!" Aloisia wollte sie nach dem Standpunkte ihrer entgegengesetzten Ueberzeugung besänftigen: „Du magst mir zürnen, aber ich muß dir sagen, der Vetter hat nicht Unrecht, — es ist meine eigene Meinung."

„Das mag sein!" sagte Julie kurz und hätte gerne eine schärfere Bemerkung gemacht. Peter aber wollte heute die äußerste Kraft seiner Ueberredungskunst aufbieten, und es schien ihm, als seien ihm die Umstände des Augenblickes günstig. Er suchte sie mit einer gewissen Wärme zu beschwören: „Julie, kehre jetzt — nach manchen trüben Erfahrungen — mit deinen Gedanken und Gefühlen zu den Deinigen zurück! Wie willst Du anders dein Glück begründen, deine Zukunft sichern? Wer auf der Welt schätzt und verehrt dich höher, als ich? Wer würde dir treuer und dankbarer sein, als ich, dein Blutsverwandter? — Ich weiß, es ist kühn von mir, nach einem solchen Besitze zu streben, denn mit Abrechnung gewisser Umstände" — er sagte dies gedämpft, aber dennoch deutlich anspielend, und Julie blickte zu Boden, — „hast du das Recht, die höchsten Ansprüche zu machen, wer aber unter den Männern der ganzen Pfarrei kann sich mir an Größe der Liebe und ihrer Ausdauer, an Welterfahrung und Kenntnissen, an naher Verwandtschaft und an Willensvermächtniß deines Vaters gleichstellen?" — Er vergaß nicht, bescheiden zu erscheinen und zu bemerken: „Ich habe kein Vermögen, aber ich weiß, daß deine noble Gesinnung auf das nicht sieht, und Keiner würde dies freudiger erkennen, als ich! — Vertraue mir, und mit dem Vertrauen wird auch die Neigung erwachen, mit der du mich zum glücklichsten Menschen machen würdest!" —

Als Julie schweigend vor sich hinstarrte und ihre Gedanken anderswo beschäftigt zu sein schienen, während die Muhme voll Unruhe auf dem Stuhle hin- und herrückte, glaubte Peter nun schweres Geschütz aufführen zu müssen. — Er zeigte in die Nebenstube und sagte gelassen, jedoch mit Nachdruck: „Julie, denkst du nicht daran, daß du für das vaterlose Kind, was da drinnen liegt, einen Ziehvater brauchst?"

„Ich bin mir selbst genug!" warf Julie nicht ohne Stolz hin. Peter entgegnete mit derselben Gelassenheit, wie früher: „Du täuschest dich! — Und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, wird dir das Dasein dieses Kindes sehr im Wege stehen,

wenn du dich, wie es dennoch geschehen wird — zum Heiraten entschließest."

„Wie meinst du das?" fragte Julie ziemlich scharf. Peter suchte die heikliche Antwort in das wenigst anstößige Gewand einzukleiden, da er bemerkte: „Es ist für die Leute unserer Gegend nun kein Geheimniß mehr, was es mit diesem Kinde für ein Bewandtniß hat."

Aloisia hustete vor Verlegenheit, Julie wollte ihn mit einem finsteren Blicke zurechtweisen. „Verstehe mich recht Julie!" sagte Peter mit einem fast gemüthvollen Tone. — „Ich habe kein Recht dazu, dir einen Vorwurf zu machen, und wie weit ich davon entfernt bin, das habe ich schon durch meine früheren Worte und innersten Wünsche bewiesen. Ich habe dich nur aufmerksam machen wollen, — verzeihe mir meine Offenheit! — daß die Welt, wie du dich schon überzeugt hast, sich daran stößt, und daß ein Mann, an dem etwas Rechtes ist, des Kindes wegen Anstand nimmt, sich dir zu nähern und um dich zu werben."

Julie erwiderte sehr gereizt: „Ei, wie du dich Lügen strafst! du selbst bist der Wiederspruch dessen, was du sagst!"

Peter verlor keineswegs seine Geistesgegenwart; er machte schnell dahin die Wendung, wohin er eben kommen wollte. „Gerade ich bin Derjenige", sagte er schlau, „der sich durch seine Erfahrungen in der weiten Welt von allen engherzigen Vorurtheilen befreit hat. Gerade ich setze mich darüber hinaus, und in meinen Augen hast du deshalb keinen geringeren Werth als zuvor!"

Die Muhme stieß Julie heimlich an und lispelte: „Hörst du?" Julie war nicht in der Verfassung, darauf zu achten; zürnend und strafend sagte sie zu Peter: „Was ist größer, deine Keckheit oder deine Eitelkeit?"

Dem abgefeimten Vetter gab es zwar einen Riß; er war jedoch sogleich wieder gefaßt und entgegnete: „Sieh, Julie, ich fahre nicht in die Höhe, denn ich liebe dich viel zu sehr, als daß du mich beleidigen könntest!"

Aloisia nickte ihm beifällig zu. Er rechtfertigte sich gegen Julie: „Wenn Du im Schlusse meiner früheren Worte eine eitle Selbstüberhebung gefunden hast, so will ich dir sagen, daß eben ich allein nur dich vertheidigen kann und daß ich

dich auch wirklich in Schutz nehme, — was dich ja doch freuen und endlich mit mir versöhnen muß. Du weißt gar nicht, was die Leute Ehrenrühriges reden, denn es wird ja Alles entstellt und um das Zehnfache vergrößert."

Als er bemerkte, daß Julie hierüber betroffen war, holte er zu dem letzten Streich aus, der nach seiner Meinung den starken Baum zum Wanken und Fallen bringen sollte. — Mit der ganzen Glut seiner Leidenschaft, und doch die Berechnung nicht aus dem Auge verlierend, drängte er Julie zur Entscheidung. Nur die anmaßendste Selbstüberschätzung mit dem Glauben an seine Unwiderstehlichkeit konnte ihn mit der Hoffnnng blenden, daß Julie, wie sehr sie auch widerstrebe, durch ihre Verhältnisse nun gehörig abgestumpft oder gebrochen und bereits dahin gebracht sei, sich ihm gegenüber wesentlich zu ändern, und daß er bei Entfaltung seiner Redegabe darauf rechnen könne, sie werde ihm, wenn auch nicht unmittelbar ihr Herz, so doch aus politischem und moralischem Zwang ihre Hand reichen. — Peter war sinnlich und habsüchtig genug, um sich mit Juliens körperlichem Theil und materiellem Vermögen zu begnügen, und ihre Neigung in zweite Linie zu stellen. — Für alle Fälle hatte er sich vorgenommen, heute Sturm zu laufen, koste es, was es wolle. — Er beschwor sie noch einmal: „Ergib dich dem Glauben, daß das Glück, welches du verloren hast, für dich keines war! — Verbanne alle Trauer aus deinem Herzen und mache dich frei von dem Fremden und Ungehörigen, das dich unempfänglich gemacht hat gegen Diejenigen, welche dir näher stehen! Wirf das letzte Mißtrauen gegen mich bei Seite, — und nachdem dein besserer Sinn gegen den gemeinen Theil unseres Landlebens einen gerechten Widerwillen empfindet, so bedenke hinwieder, daß auch ich kein gewöhnlicher Bauer bin, und daß ich mehr gelernt und in der Welt erfahren habe, als sie alle, die da meinen, daß sie etwa wegen Geld und Erbschaft einen Platz vor mir einnehmen können! — Vertraue mir und laß dich rühren durch meine jahrelange Treue! — Entsage deinem traurigen Alleinstehen und mache durch dich selbst, wie durch deinen Güterbesitz einen Mann glücklich, der sich dir mitten im Gedränge deiner Kränkungen noch mit derselben Liebe anbietet, als wäre inzwischen nichts geschehen! — Und wenn du den aus-

drücklichen Willen deines Vaters wahr machst und mir Erhörung schenkst, so schlage das nicht gering an, daß ich dann im Stande bin, vor der Welt deine Ehre herzustellen."

Mit den letzteren Worten, die aus lauter Berechnung zu weit gingen, hatte sich Peter's Hochmuth arg verrechnet; sie wirkten blitzartig auf Juliens Zorn, der sich zum heftigsten Ausdruck entzündete. Es riß sie mit jäher Macht empor und augenblicklich schleuderte sie dem jetzt erschrockenen Vetter die eigenen Worte zurück: „Du — meine Ehre herstellen!? Ist jemals eine größere Unverschämtheit erhört worden? Hältst du mich für so blödsinnig, um zu glauben, daß ich dich und deine ewigen Ränke nicht längst durchschaut habe?"

Die Muhme war gleichfalls aufgesprungen und wollte Julie von weiteren Ausbrüchen abhalten: „Ich bitte dich um Alles in der Welt sei nicht so überspannt!" Mit den Worten: „Das geht nur mich an und Ihr habt dafür kein Verständniß!" die bestürzte Aloisia rasch abfertigend, wendete sie sich wieder gegen Peter und schmetterte den ehemaligen Soldaten nieder: „Wie kannst du es — trotz Allem, was du weißt — doch wagen, mir deine zweideutige, zudringliche, kecke Person in der heiligsten Frage des Lebens aufzudrängen? Wer gibt dir ein Recht, mich mit deiner wüthenden, unreinen Leidenschaft jahrelang zu verfolgen? Wie kannst du dir erlauben, mich mit solchen Anträgen zu beleidigen? Ich möchte dir gerne noch mehr sagen, doch will ich es unterlassen. Ich erkläre dir ein für allemal, daß ich nichts weiter davon hören, nichts von dir wissen will! Dies ist mein letztes Wort und laß mich nun in Ruhe."

Peter war bis in die Lippen hinein blaß. Im ersten Moment der furchtbaren Enttäuschung stand ihm vor Verwirrung und innerer Wuth kein Wort der Erwiederung zu Gebote. Er biß die Zähne zusammen, da er sah, daß alle Berechnungen und alle Schritte, die er von langer Hand vorbereitet und in die verwegenste List eingekleidet hatte eine umsonst verschwendete Mühe waren und der kunstvolle Bau seiner Hoffnungen wie ein armseliges Kartenhaus zusammenfiel.

Julie hatte die Stube verlassen und war in die Nebenkammer zu dem Kinde gegangen. Die Muhme ging auf und nieder und rang stumm die Hände.

Als Peter wieder seine Fassung gewann, trat er unter die Thüre der Nebenstube und sprach drohend zu Julie: „Sieh zu, daß du nicht bereuest, mich so schnöde behandelt zu haben!“

Er hielt etwas inne und sagte dann mit verändertem Tone: „Wäre ich rachsüchtig oder ein Mensch von gewöhnlicher Sorte wie die Andern, ich müßte jetzt in Haß entbrennen und könnte dir zum Scheidegruß sagen: Der Fluch deines Vaters, den du verläugnest, komme über dich und dein Kind“, — die Muhme bekreuzte sich vor Schrecken, — „aber ich will dies nicht gesagt haben, denn“ — er sagte dies mit einer Stimme, die aus schwer gepreßter Brust kam und fast unheimlich klang, „spotte über mich! ich höre nicht auf, dich dennoch zu lieben!“

Mit starken Schritten verließ er die Stube und das Haus. „Julie, um Gotteswillen! Was hast du angefangen! Ich bin in der größten Angst!“ jammerte Muhme Aloisia.

Julie, ihre Aufregung bekämpfend, sagte vor sich hin: „Nun ist es beschlossen!“ Die Muhme aber erhielt schwere Vorwürfe, daß sie es in ihrer Kurzsichtigkeit beinahe offen mit dem Bösewichte gehalten hatte. Die entgegengesetzten Ansichten der Beiden über Menschen und Verhältnisse stritten sich jetzt in der hitzigsten Weise. Aloisia hielt übrigens an der Meinung fest, daß Julie außerordentlich übertreibe, weil sie für ihre Behauptungen keine Beweise habe und auch Peter's freies Auftreten dagegen spreche.

Eine ernstliche Entzweiung zwischen ihnen und eine völlig scharfe Strafpredigt der Muhme über Julien's Ueberspanntheiten war für heute die unmittelbare Folge.

Julie war auf dem Punkte, das letzte Herz zu verlieren, von dem sie sich verstanden glaubte; aber ihre Willenskraft war zu eisern, als daß sie von ihren Grundsätzen und Entschlüssen abgegangen wäre.

* * *

Eine Stunde nach dem Auftritte mit ihrem gefährlichen Vetter hielt sie — mit Ausschluß der Muhme — eine lange und vertrauliche Besprechung mit ihrem Meier Benedikt. Sie theilte ihm mit, daß sie aus verschiedenen Gründen fest und unwiderruflich beschlossen habe, Haus und Hof zu verkaufen

und wegzuziehen. „Ich will mich ganz zurückziehen," sagte sie schwermüthig, „denn wisset, der Einzige, den ich geliebt habe, der ist todt, und nie mehr wäre ich im Stande, einen Andern zu heiraten; ohne Mann aber kann ich nicht auf dem Hofe bleiben, weil man mich nie in Ruh und Frieden lassen würde. Ueberdies habe ich wegen der Erziehung des Kindes etwas Besonderes vor."

Benedikt war höchlich überrascht und äußerte sein aufrichtiges Leidwesen, „daß sie ein Gut verlassen wolle, welches auf einen so blühenden und werthvollen Stand gebracht sei! auch seien ihr, wie er meinte, die Dienstleute sehr anhänglich, und würden bei einem Wechsel des Herrn gewiß nur verlieren. Und daß ich selber," so schloß er seine treugemeinte Entgegnung, „am Allermeisten verlieren würde, das will ich nur nebenbei erwähnen."

Julie beruhigte ihn für seine Person, blieb jedoch bei ihrem Beschluß und ersuchte ihn dringend, den Auftrag zu übernehmen, ihr möglichst bald einen guten Käufer zu wege zu bringen, für welche Mühe sie ihm besonders erkenntlich sein werde.

„Es thut mir wahrhaftig vom Herzen leid, daß Ihr uns verlassen wollt und vom Elternhause weggeht!" sagte Benedict fast traurig. — „Wenn's aber schon nicht anders ist, so will ich mir alle Mühe geben, den Auftrag nach Wunsch zu erfüllen. — Ich weiß, daß der reiche Stiegelmayer für seinen zweiten Sohn einen Hof sucht, und welcher könnte ihm lieber sein, als der unserige? — Laßt ihr ihm den halben Kaufschilling gegen Interessen auf dem Haus liegen, so wird sich der Handel nicht lange hinausziehen. Ich will noch heute nach dem Feierabend zu ihm gehen und euch morgen früh Nachricht bringen."

Julie war damit vollkommen zufrieden, und sie konnte das wichtige Geschäft wohl auch in keine besseren Hände legen. Nach der vorläufigen Schlichtung dieser Angelegenheit ging sie zur Muhme, die sich draußen mit einer Hausarbeit beschäftigte und noch bitter schmollte.

Juliens treffliches Gemüth konnte es nicht lange ertragen, daß ihr die mütterlich treue Freundin zürnte; die Muhme wieder, obwohl in ihrer Verarmung ganz von Julien's Gnade

abhängig, war so rechtschaffen und wahrheitsliebend, daß sie nicht anders als nach ihrer redlichen Meinung und Ueberzeugung sprach.

Julie, die edel genug war, sie jene Abhängigkeit nicht im Entferntesten fühlen zu lassen, redete sie herzlich an und drängte sie in gemüthvoller Weise, sich mit ihr wieder zu versöhnen. In der Einleitung zu ihrer Ansprache gab sie ihr zu, daß sie vielleicht anders sei, als Andere ihresgleichen, bat sie jedoch, damit Nachsicht zu haben, weil es ihr nicht mehr möglich sei, anders zu sein, als sie eben geworden."

Aloisia war durch dieses liebreiche Entgegenkommen leicht bezwungen; gerne nahm sie die dargebotene Hand, und es ging ihr tief vom Herzen, da sie wohlmeinend versicherte: „Ich denke immer an deine Mutter und möchte dich so gerne glücklich sehen! Aber ich sehe mich nicht hinaus, daß du es werden kannst!"

Ihr Wille war der schwächere; sie mußte sich in Juliens Wesen und Eigenthümlichkeiten einleben und sich denselben allmälig fügen lernen.

Als sie von dem eingeleiteten Hausverkauf hörte, schüttelte sie nachdenklich den Kopf, und die Nothwendigkeit dieser gewagten Maßregel, durch welche sie die Heimat preisgeben müßte, wollte ihr durchaus nicht einleuchten, aber sie ließ sich jetzt in keinen Streit mehr ein. — Es war ihr bange um Julie, welche sie mit ihrem ganzen Thun und Lassen auf absonderlichen romantischen Irrwegen erblickte.

Indessen nahmen die Dinge ihren Verlauf, wie sie angebahnt waren.

Am zweiten Tage nach diesen häuslichen Scenen kam Benedict in Begleitung Stiegelmayers, der in der That geneigt war, Juliens gesammtes Besitzthum zu kaufen.

Man setzte sich im Stübchen zusammen; die Muhme brachte für die Männer Wein und Gläser, schenkte schweigend ein und entfernte sich sogleich wieder, weil sie sich im Stillen über den Handel ärgerte und gar nicht dabei sein wollte.

Desto eifriger verhandelten Julie und Benedikt mit dem Nachbar, der, wie das Landvolk im Allgemeinen, in Geldsachen ungemein zäh war.

Der sachkundige Benedikt aber hielt ihn fest, und man

kam endlich dahin überein, daß der Stiegelmayer Alles, wie es liegt und steht, übernehme und den ziemlich hohen Kaufschilling, mit welchem Julie zufrieden sein konnte, zur Hälfte baar erlege, die andere Hälfte aber gegen gute Verzinsung grundbücherlich auf dem Hause sicherstelle. —

Es wurde ferner festgesetzt, daß der neue Besitzer die Kaufsbedingungen binnen der nächsten sechs Wochen zu erfüllen und den Hof anzutreten habe.

Ehe der Käufer, im Fortgehen, an der Thür mit dem Weihbrunn sich besprengte, nahm ihn Julie am Arm und sagte „Noch eine Bedingung!"

„Was denn?" fragte er.

Julie verlangte: „Lieber Stiegelmayer! Ihr müßt meinen braven Benedikt als Meier behalten!"

„Na," meinte er, „darauf kommt's mir auch nicht an. — Der Benedikt kann meinethalben bleiben, bis mein Bub' großjährig wird."

Benedikt war sehr erfreut und dankte Julien herzlich.

Am andern Tage wurde die Sache bei der Bezirksobrigkeit in aller Form Rechtens abgeschlossen und in Richtigkeit gebracht.

Als Peter von dieser Neuigkeit hörte, welche für die ganze Gegend ein wahrhaftiges Ereigniß war, knirschte er mit den Zähnen, denn auf einen solchen Streich Juliens war er nicht gefaßt.

Letztere blieb in den Anordnungen für ihre nächste Zukunft nicht müssig. Sie schrieb vorerst einen Brief, dessen Aufschrift nach einer kleinen Stadt, inmitten einer reizenden Landschaft, an der Reichsstraße von Salzburg her gelegen, gerichtet war. — Nach wenigen Tagen reiste sie persönlich, jedoch ganz allein, dahin.

Julie hatte sich jenes Städtchen als ihren künftigen Aufenthaltsort ausersehen und entwarf in Gedanken ihre weiteren Pläne.

Bei ihrer baldigen Rückkehr erzählte sie Benedikt, daß sie dort ein Haus zu kaufen Willens sei und bereits in Unterhandlung stehe. „Ohne Haus und Eigenthum zu sein," sagte sie, „das könnte ich nicht ertragen. Ich kann gar nicht sagen, wie armselig mir die Inwohnerleute vorkommen, die kein eigenes Haus haben und eigentlich nirgends daheim sind."

„Ja wohl! Glücklich wer's besser hat!" bemerkte Benedikt und machte eben keine sehr frohe Miene, denn es wäre ihm auch lieber gewesen, ein Haus zu besitzen, statt dienen zu müssen.

Jetzt erinnerte sich Julie ihrer noch rückständigen Verpflichtung gegen Benedikt. „Ich bin Euch für die Mühe beim Hausverkauf noch meine Erkenntlichkeit schuldig," sagte sie freundlich, ging zum eingemauerten eisernen Geldkästchen an der Wand, nahm daraus ein paar größere Scheine und überreichte sie Benedikt.

Er wollte das Geld — es waren zweihundert Gulden — nicht nehmen, aber Julie beschwichtigte ihn: „Ich kann damit Eure Treue nicht bezahlen; es ist nur für das letztere Geschäft, und Ihr habt es ja redlich verdient!"

Nach einigen Tagen kam ein Schreiben, welches ihre zweite Hausangelegenheit in jener kleinen Landstadt in Ordnung brachte und ihren Wunsch erfüllte, indem ihr Kaufsanbot angenommen wurde.

Die Muhme vernahm es von ihr erst hintennach; sie seufzte und sah sie schon zu Grunde gehen.

Julie machte sich nun sogleich an die großen Vorbereitungen zum Wegziehen und fing an, emsig einzupacken, was nicht zum Verkauf des Hauses gehörte.

Die kleine Wiki zeigte jetzt ein fröhliches Gedeihen und war bei Ausführnng des weiten und beschwerlichen Umsiedelns kein Hemmniß.

Auch der Stiegelmayer säumte nicht mit der Erfüllung der ihm gestellten Bedingnisse. Noch vor Ablauf der bedungenen ersten Frist kam er zu Julie und bezahlte den halben Kaufschilling, mit welcher Summe, nebst den Jahreszinsen von der zweiten Hälfte, sie nun hinlänglich geborgen war.

Muhme Aloisia war im Geheimen sehr verdrießlich darüber, daß sich für das Fortziehen, welches ihr recht muthwillig und planlos vorkam, Alles so glatt und ohne Hindernisse abwickelte, da sie gehofft hatte, daß das ganze närrische Project zuletzt doch in den Brunnen fallen werde. Zu ihrem großen, jedoch machtlosen Aerger mußte sie sich nun vom Gegentheile überzeugen, denn die großen Kisten mit den Einrichtungsstücken und sonstigen Geräthschaften waren bereits abgesendet und der Tag der Abreise stand vor der Thür.

Julie machte jetzt in der Nachbarschaft die nöthigen Gänge um sich zu beurlauben und um die Bewahrung eines guten Andenkens zu bitten, — Ihr letzter und schwerster Gang war auf den — Friedhof, wo sie lange an den Gräbern ihrer Mutter und ihres Vaters kniete, ihre stillen Gebete verrichtete und heiße Thränen vergoß.

Dort, auf der geheiligten Todesstätte ihrer Eltern, wurde sie in tiefster Seele inne, was es heißt, von der Heimat zu scheiden! — Alle Erinnerungen an Vater und Mutter und an die Jahre ihrer Kindheit traten mit tausend Bildern vor ihre ergriffene Seele, und es war ein schmerzlicher Kampf, den ihr starkes Herz zu überwältigen hatte, als sie mit rothgeweinten Augen und fast zusammengebrochen am Grabe der Eltern Abschied nahm.

Wir glauben in ihrem jetzt bläßer gewordenen Antlitz richtig zu lesen, wenn wir annehmen, daß sie mit dem ersten Gebete eine Art Beichte vereinigte, die sie aufrichtigen Herzens vor den theuren Todten über die Zeit ablegte, als sie aus dem Leben geschieden waren, und daß sie im letzten Gebete die Seelen der verstorbenen Eltern kindlichen Sinnes um Verzeihung bat, daß sie jetzt im Begriffe stand, das väterliche Erbe für immer zu verlassen.

Nach diesem letzten Gange übergab sie in die Hände Benedikt's, als Bevollmächtigten des Käufers, die ganze Wirthschaft des Hofes und führte ihn überall umher, damit er sich von dem Vorhandensein der Fahrnisse und Geräthe überzeuge, dann rief sie die Dienstleute zusammen und gab Jedem ein Andenken, wozu sie einen Vorrath von seidenen Tücheln, Schürzen, Kleiderzeugen, Tuch und Leinwand bereit gehalten hatte.

Am nächsten Morgen bestiegen Julie und die tiefbetrübte Muhme mit dem Kinde den schwer bepackten Reisewagen. Julie schüttelte Benedikt herzlich die Hand, dankte ihm noch einmal für seine langjährige Treue und gab ihm das Versprechen, daß sie im nächsten Jahre einmal auf Besuch kommen werde. — Ihre Stimme war bewegt und ihre Blicke durch Thränen verschleiert. — Die Dienstleute standen umher, mit nassen Augen, und konnten es nicht begreifen, daß sie in der Blüthe ihrer Jugend von dem schönen Hof davonging.

Sie bog sich noch ein paarmal aus dem Wagen und grüßte zurück auf diejenigen, mit denen sie so viele Jahre lang in Freud und Leid zusammengelebt hatte; sie winkte ihre Scheidegrüße zurück auf das Haus, wo sie geboren ward, — auf das Vaterhaus, — welches sie für jetzt und für immer verließ! —

Es war ein harter Abschied. —

Ferne, an einem Feldrain, von Haselgebüsch verdeckt, stand Peter, und sah mit giftigen Blicken den Wagen davonrollen. Von seiner unbezähmbaren Leidenschaft gefoltert, in Haß und Liebe des Aergsten fähig, rief der Ergrimmte, die Rechte weit vorstreckend, der Hinziehenden nach: „Wo immer hin, — ich werde Dich finden!“

* * *

Im Städtchen V. bezog Julie ihr hübsches, zweistöckiges Haus, welches einige Schritte außerhalb des Thores lag und durch ein vergittertes Vorgärtchen von der Straße geschieden war. Den stillen Reiz des Hauses erhöhte ein großer Obst- und Küchengarten, der mit seinem rückwärtigen Ende an einen Feldweg stieß.

Julie richtete sich in ihrem neuen Besitzthum mit vielem Geschmack wohnlich ein, und es schien selbst der hartnäckigen Muhme zu gefallen.

Ihr Zweites war, die hier auffallende ländliche Tracht abzulegen und sie mit städtischer Frauenkleidung zu vertauschen, wobei sie sich von jeder Putzsucht bescheiden und anständig fernhielt. — Der neue Anzug hob ihren ebenmäßigen Wuchs vortheilhaft hervor und stand ihr allerliebst; man merkte nicht, daß sie nicht durch Geburt und Erziehung dafür bestimmt war, und ebenso wenig konnte man bei ihrem Anblick glauben, daß sie nun sechsundzwanzig Jahre zählte, denn die ländliche Frische ihrer vollen Wangen ließ sie um zwei — drei Jahre jünger erscheinen. —

Julie wählte die neue Form ihres Aeußeren nicht aus Eitelkeit und nicht etwa deshalb, damit sie mehr scheine, als was sie bisher gewesen, sondern bewies, daß sie es that, um etwas Anderes zu werden.

Alsbald wurde sie in der kleinen Stadt, für welche die

neue Bürgerin ja auch ein Ereigniß war, der Gegenstand einer lebhaften Neugierde; man hielt sie anfangs für eine junge Witwe, von der es hieß, daß sie Vermögen besitze, und da sie überdies so manches hübsche Mädchen der Stadt verdunkelte, so zog sie in Kurzem die regste Aufmerksamkeit der jüngeren Herren auf sich, jedoch, ohne daß dieselben sich rühmen konnten, ihrerseits beachtet zu werden.

Julie blieb sich und dem Andenken Ludwigs treu. Muhme Aloisia, obwohl häufig brummend, stets aber für Julie besorgt, ließ es sich sehr angelegen sein, allfälligen Glossen über das Kind zuvorzukommen, weshalb sie bei ihren neuen Bekannten in der Stadt jeden Anlaß benützte, ihnen eine Geschichte von dem Findling zu erzählen, während Julie selbst nur mit wenigen Leuten in Berührung kam.

Als die Arbeiten des Einrichtens im neuen Hause vorüber waren, ergab es sich daß Julie in ihrer jetzigen Lage, die nur einen kleinen Haushalt nöthig machte, zu viele freie Muße erhielt, bei welcher sie sich fortwährend mit dem Gedanken an den geliebten Todten beschäftigte.

Ueber ihr junges Leben lagerte sich nun wieder die tiefste Schwermuth, und nur im Kinde, daß sie fast allein pflegte, fand sie zärtliche Freuden. Da trat die Muhme Aloisia mit Vorstellungen und Vorwürfen auf: „Wie sie es ohnehin gewußt habe, daß es so kommen werde, und daß es gar nicht vernünftig war, den prächtigen Bauernhof zu verkaufen, wo sie so rüstig und fröhlich und mit dem Segen Gottes hat arbeiten, wirken und schaffen können".

Julie antwortete ihr mit einem guten und kräftigen Mittel, eine neue Beschäftigung zu finden, die freie Zeit auf die thätigste und edelste Weise zu verwenden, und durch diese Beschäftigung Trost und Frieden zu erlangen. Sie wollte das längst Gewünschte und stets Versagte nun nachholen, geistiges Wissen sich aneignen und sich ausbilden, sie wollte — ein Kind sein und lernen.

Der geeignete Weg hiezu war bald gefunden. Im Städtchen lebte in ziemlich ärmlichen Verhältnissen eine sehr gebildete, kinderlose Beamtenswitwe, welche sich über Juliens freundliches Ersuchen gerne herbeiließ, ihr gegen mäßiges Honorar Unterricht zu ertheilen, wobei bestimmt wurde, daß Frau Gettinger täglich zweimal in's Haus komme.

Julie begann sozusagen ein neues Leben. Was schon im Wesen ihrer Mutter lag und was sie von ihr geerbt hatte, — Drang und Sehnsucht, etwas Anderes kennen zu lernen, als das unendlich Wenige, was die kleine Dorfschule geboten hatte, sollte jetzt — wenn auch spät — gestillt und verwirklicht werden.

Der Unterricht wurde sogleich begonnen und fleißig fortgesetzt. Julie horchte demselben aufmerksamer zu, als jedes Kind; sie zeigte in Allem ein ungemein starkes Gedächtniß und machte bei großem Fleiß und Talent schnelle, ja fast staunenswerthe Fortschritte. Frau Gettinger hatte an ihrer seltenen, aber dankbaren Schülerin eine große Freude, und sorgte durch ihre Bekanntschaften in der Stadt für den fortwährenden Zufluß neuer Bücher, welche Julie immer wieder mit neuer Wißbegierde las. — In zwei Monaten hätte wohl Jeder, der mit ihr sprach, schwören müssen, daß sie die Tochter gebildeter Eltern sei.

Julie theilte ihre Zeit zwischen dem Lernen und der Pflege der kleinen Wiki, welche nun bereits zu gehen anfing, und überließ die Sorge für die häuslichen Arbeiten der rüstigen Thätigkeit und dem praktischen Sinne der Muhme, welche ihrerseits froh war, ungestört schalten und walten zu können, und keine Zeit zu haben, um neben der still und stundenlang lesenden und lernenden Julie Langweile kauen zu müssen. Sie ließ es sich nicht nehmen, die Küche und die Wäsche zu besorgen, auf dem Markte persönlich einzukaufen, zu Hause überall aufzuräumen und alle Geschäfte zu verrichten, welche sonst einer Magd zugefallen wären. Gerne überließ sie Julien die Plage des Lernens, welches sie unter den jetzigen Umständen für eine überflüssige Spielerei hielt.

Als sie, die in Bezug auf das Anstreben geistiger Veredlung mit ihrer verstorbenen Schwester nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, eines Tages doch nicht umhin konnte, gegen Julie zu bemerken, „daß es fast komisch sei, wenn sie jetzt wie ein Schulkind lerne“, erinnerte sie diese an den schönen Ausspruch der Mutter: „daß es nie zu spät sei, zu lernen, und daß der Mensch überhaupt nie auslernen könne“. Sie fügte hinzu: „Und wie freue ich mich, wenn ich im Stande sein werde, in wenigen Jahren meine Wiki selbst unterrichten zu können!“

Aloisia konnte dagegen füglich nichts einwenden, wiewohl sie keineswegs damit einverstanden war. —

Ein neues, jedoch wehmüthiges Vergnügen gewährten Julien die Zeitungen, in denen sie Berichte fand, welche von dem in Frankreich zurückgebliebenen Besatzungscorps der Oesterreicher sprachen und darunter auch das Hußarenregiment nannten, bei welchem Ludwig gedient hatte. Ach, wie schlug ihr Herz bei dem Namen dieses Regiments, den sie kannte, und wie schwer preßte es dann die Last trauernder Erinnerung! — Ihre Thränen wollten noch immer nicht versiegen.

Die Muhme, welche nicht daheim, sondern auf dem Markte war, hätte ihr die Zeitungsblätter gewiß nicht zukommen lassen, diese aber gingen durch Frau Gettinger's Hände.

Erstere rüttelte bei ihrem Nachhausekommen Julie mit der Nachricht auf, daß sie einen Bekannten von Sierning, dessen Namen sie nicht sogleich nennen wollte, in der Stadt gesehen, er aber sie nicht bemerkt habe.

„Wer war es?" fragte Julie.

„Unser Vetter", antwortete die Muhme vorsichtig.

„Peter!?" rief Julie mit leisem Schrecken. „Wie kommt der hieher?"

Aloisia wußte nichts weiter von ihm.

* * *

In der That war es der Unhold, welchen die Muhme auf dem Marktplatze gesehen hatte; es war ihr aber nicht bekannt, daß er schon früher in der Nähe des Hauses verweilte. Er saß seitwärts und unbemerkt auf dem Bauholz, welches an der Wand einer Scheune aufgeschlichtet lag. Ohne Zweifel hatte er Juliens Haus erfragt, es jedoch nicht gewagt, bei der Besitzerin auf das Gerathewohl einzutreten; er wollte vielleicht nur warten, bis sich Jemand sehen ließ, oder einstweilen nur auskundschaften, wann Julie oder die Muhme auszugehen pflegen. Er hatte diese Beobachtungen vielleicht schon ein paarmal versucht, da er sich seit etwa acht Tagen in der Gegend befand. — Peter hatte es bald in Erfahrung gebracht, wohin Julie gezogen war, und sein Entschluß war ebenso schnell gefaßt als ausgeführt.

Er hatte sich auf einem Bauernhof ganz in der Nähe des Städtchens als Großknecht verdungen und hatte fast jeden Tag Gelegenheit, mit den Pferden in die Stadt zu kommen.

Sein Plan, stets in der Nähe Juliens zu sein und zu bleiben, war dadurch in Ausführung gebracht. Es war Julien nicht bestimmt, daß sie vor dem verwandten, beispiellos verwegenen Manne Ruhe haben sollte; es war aber auch für ihn selbst verhängnißvoll, daß er seiner wild flammenden Leidenschaft für sie — trotz aller Erfahrungen und Demüthigungen — nicht zu entsagen vermochte. — Wir sehen ihn sein hoffnungsloses und dennoch nie aufgegebenes Treiben auf's Neue beginnen.

Julie war über die erste Nachricht von seiner Anwesenheit im höchsten Grade beunruhigt. Am Sonntag, welcher zunächst folgte, ging sie, wie gewöhnlich, allein in die Frühmesse der Stadtpfarrkirche, die Muhme aber war zu Hause geblieben, da sie nur abwechselnd ausgehen konnten.

Hinter einer Hausecke, wo Julie, nach dem Gottesdienste heimgehend, nicht ausweichen konnte, wartete Peter, auf das Stattlichste gekleidet. Als sie des Weges daher kam und so unverhofft seiner ansichtig wurde, fuhr sie vor ihm mit einer Scheu zusammen, die sie sonst vor keinem Menschen auf Erden fühlte.

Er trat schnell auf sie zu, und eben der Mangel an Stolz, welchen er an Julien sogleich bemerkte, machte ihn nur um so dreister. — Mit einer Unbefangenheit, als ob zwischen ihnen nie etwas vorgefallen wäre, begrüßte und begleitete er sie auf dem Wege, den sie bis zu ihrem Hause nehmen mußte.

Zuerst war es eine Schmeichelei, die er ihr über den wunderhübschen städtischen Anzug sagte und auf die Erregung der weiblichen Eitelkeit berechnete.

Auf ihre fast schüchterne Frage: was er denn hier in B. für Geschäfte habe? gab er ihr mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit die Erklärung: „Julie, magst Du glauben und denken, was Du willst, — aber es ist heilige Wahrheit, die ich Dir sage! — Ich habe es in Sierning, nachdem Du fortgezogen warst, nicht länger aushalten können, — ich wäre wahnsinnig geworden! — Mag aus mir werden, was da wolle, — ich muß dort sein, wo Du bist, — ich muß Dich öfter sehen! — Und ich sage Dir, daß ich mir eher die rechte Hand abhauen lasse, ehe ich meine Liebe zu Dir aufgebe! — Ich harre aus und weiche nicht, wie der Soldat auf einem verlornen Posten. Alles Weitere überlasse ich der Allmacht der

Zeit, die vielleicht auch Dich bezwingen und bekehren wird!"

Julie hörte diese Rede mit leisem Zittern, ohne in ihrer Lage irgend eine Gegenwehr zu besitzen oder anwenden zu können; sie beschleunigte nur ihre Schritte und setzte ihm sonst keinen Widerspruch entgegen, aus Furcht, den Tollkühnen zu reizen und auf der offenen Straße Aufsehen zu erregen, daher sie so behutsam und gedämpft als möglich erwiederte: „Du weißt nicht, was ich leide! Mein Herz ist todt für die Welt, — und wenn es noch schlägt, so ist's nur für mein Kind und für die Erinnerung an ihn, den mir nach kurzer Glückseligkeit das grausame Schicksal entrissen hat."

„Die Trauer um einen Todten muß und wird ein Ende nehmen," sagte Peter, der seinen aufwallenden Unmuth kaum zurückzuhalten vermochte. — „Du kannst und darfst nicht so unnatürlich fortleben, wie bisher!" — Da er wahrnahm, daß sich ihr Widerstand heute nicht gegen ihn selbst aussprach, so setzte er mit Nachdruck hinzu: „Wenn ein Mann nicht in Einer, sondern in zehnfacher Hinsicht ein Recht hat auf Dich, so bin ich es!"

Julie brauchte auf diese Worte nichts mehr zu antworten, denn schon war das Haus erreicht, in welches sie, ohne ihn einzuladen, rasch hineineilte, und unwillkürlich drehte sie vor dem Verfolger drinnen das Schloß der Hausthür ab.

Peter stand vor dem Hause und stieß zwischen den Zähnen einen jener derben Flüche aus, wie er sie im Soldatenleben gehört und gelernt hatte. — In wilder Aufregung ging er nach einer Weile von dannen. — Er begab sich in eine nahe Schänke, wo er seine Wuth zu vertrinken suchte und dumpf brütend über ein Mittel nachsann, um die Widerspänstige so oder so zu bändigen.

Julie kam völlig betäubt in ihre Wohnung und die Muhme mußte sich nach vernommener Erzählung der soeben stattgefundenen Begegnung alle erdenkliche Mühe geben, um sie wieder zu beruhigen.

„Uebrigens," meinte Aloisia, „ist eine solche Ausdauer, wobei er sein Alles opfert, wahrhaftig etwas Unerhörtes, und es wäre fast rührend, wenn ihn — wie man es doch glauben muß — wirkliche Liebe treibt und verzehrt. — Ich mag mir

deine Lage überdenken, wie ich will — ich komme immer wieder zu meiner alten Meinung zurück: Es ist nämlich für ihn und für dich ein Unglück, daß du dir wegen dieses Officiers — verzeih' mir den Ausdruck! — ein so langes Herzleid anthust und nicht so bist, wie tausend andere Mädchen an deiner Stelle wären? — Wollte Gott, ich könnte dir meine Augen geben, daß du die Welt und das Leben anschautest, wie ich! Du würdest dann deine Verhältnisse, die über alles gewöhnliche Geleise hinausgehen, leichten Sinnes aufgeben und so glücklich werden, wie Andere, die es hundertmal weniger verdienen als du!"

Als Julie noch immer schwieg und vielleicht darüber nachdachte, wie sie sich vor dem schrecklichen Vetter schützen könne, fuhr die Muhme in ihrem warmen Eifer fort: „Du solltest vor der Welt als eine angesehene Frau dastehen und dein Kind sollte einen Vater haben."

Julie senkte den Kopf und verharrte in ihrem Schweigen. Die Muhme hielt vielleicht die Stimmung des Augenblicks für günstig und schloß ihr dringendes Zureden mit der Bemerkung: „Wenn der unglückselige Vetter Allerlei getrieben und verschuldet hat, was dich gegen ihn aufbringt, so mußt du anderseits bedenken, daß er es aus lauter Liebe gethan und deshalb jedes erdenkbare Mittel aufgeboten hat, um zu seinem Ziele zu gelangen. — Es käme nur darauf an, das verhängnißvolle kurze Zwischenspiel mit dem Officier durch den Todtenschein ein- für allemal abzuschließen und die Dinge mit praktischen Blicken und mit nüchterner Vernunft anzusehen."

Julie, offenbar des Kampfes müde, bewahrte in ihrer Antwort die größte Mäßigung: „Ich weiß, liebe Muhme, daß Ihr es gut mit mir meint — so gut, wie wohl sonst Niemand auf Erden; dennoch werden wir uns einander nie verstehen. Während Ihr mich an meinem Verstande fast irre macht, sagt mir mein Gefühl, welches mich nie getäuscht hat, daß der Vetter, den Ihr stets in Schutz nehmt, ein tief verlarvter Bösewicht — vielleicht ein Verbrecher ist!"

„Liebe Julie, du bist mit deinen Ueberspanntheiten incurabel!" sagte Aloisia verdrießlich und ging zu ihren Beschäftigungen hinaus in die Küche, einsehend, daß ein weiteres Hin- und Widerreden nur zu einem Gezänke führen und dieses unnütz sein würde.

Julie versank in trüben Ernst, tief bekümmert darüber, daß sie nicht im Stande war, dem jahrelangen, gefürchteten Verfolger zu entgehen. — Vergebens suchte sie in zärtlichen Liebkosungen des Kindes und in den Büchern, aus denen sie lernte, Zerstreuung zu finden, — das bange Gefühl wollte sich nicht beschwichtigen lassen.

* * *

Ihr Haus lag, wie schon früher erwähnt wurde, vor dem Thore der Stadt und stand für sich allein, auf drei Seiten vom Garten umgeben und auf der Vorderseite vom Vorgärtchen und der vorbeiführenden Reichsstraße begrenzt. — Zu ebener Erde wohnte nur ein altes kinderloses Ehepaar, den ersten Stock, wenn sie ihn auch nur zum Theile brauchte behielt Julie für sich, der zweite Stock aber war dermalen noch unbewohnt, da derselbe für eine neue Miethpartei erst hergerichtet wurde.

Das Haus war demnach sehr ruhig, jedoch auch ziemlich vereinsammt, was aber — ungeachtet des Umstandes, daß der rückwärtige Theil des Gartens an einen abgelegenen Feldweg stieß und nur von einer gewöhnlichen Holzplanke eingefaßt war, noch keinem Besitzer irgend eine Besorgniß einflößte, da in der stillen und sicheren kleinen Stadt Niemand an einen Einbruch oder sonstige Gefahren dachte.

Diese letztere Erwägung ist es auch nicht, sondern ein anderer Grund, warum wir über die Lage des Hauses nebenher eine Bemerkung einzuschalten veranlaßt sind.

Julie hatte in den darauffolgenden acht Tagen den Vetter nicht gesehen; sie begann wieder freieren Athem zu schöpfen und ihr Lernen auf das Fleißigste fortzusetzen.

Peter aber gab sein Werk und die Pläne seiner furchtbaren Leidenschaft nicht auf. Er glich einem Geier, der das Haus mit scharfem Auge und beutegierigen Fängen still umkreiste. — Bei der großen Nähe seines Bauernhofes war es ihm ein leichtes, sehr oft in die Stadt herein zu fahren und jedesmal in jene Schenke zu gehen, von wo er bis zu Juliens Hause nur ein paar hundert Schritte hatte. — Er wählte sich diese Spelunke nicht ohne Absicht, denn von dort aus konnte er ohne Schwierigkeit seine Beobachtungen machen.

Heute ist Wochentag; Peter war schon zeitlich in die Stadt gekommen, hatte Pferde und Wagen im gewöhnlichen Einkehrwirthshause untergebracht und sich nach Verrichtung seines kurzen Geschäftes wieder in die Schenke begeben, wo er dem Weine mehr als sonst zusprach. Er saß in einer Ecke der Stube allein und flierte vor sich hin, von Zeit zu Zeit in eine auffallende Unruhe übergehend.

Peter brütete über einen schrecklichen Gedanken und trank dabei ein Glas nach dem andern. Er erinnerte sich, — aber nur ein Charakter wie der seine konnte eine solche Erinnerung festhalten und überhaupt einen sochen Gedanken fassen, — daß ein widerstrebendes Frauenzimmer, welches man durch Gewalt zum Liebesgenuß zwingt, den Mann niemals mehr vergessen könne und ihm anhänglich werde.

Er verflocht den grausigen Gedanken, insbesondere auch mit dem Lieutenant Sonnberg, der vielleicht dasselbe gethan, und welchem sodann Julie die stärkste Anhänglichkeit bewiesen hat. Die letztere Annahme betrachtete er als ganz zutreffend und mit der Schlußfolgerung als anwendbar für ihn selbst. Das von Wein erhitzte Gehirn trieb den Gedanken bis zum Ausbrüten eines verbrecherischen Anschlages.

Peter erhob sich und ging hinaus, um in der Nähe von Juliens Hause unbemerkt einen günstigen Augenblick zu erspähen, da er gut wußte, daß um diese Zeit die Muhme auf den Markt zu gehen und gewöhnlich eine Stunde auszubleiben pflegte. Er täuschte sich nicht in seiner Berechnung, da Aloisia mit dem großen Marktkorb eben das Haus verließ und im gewohnten langsamen Schritte des Alters dahintrippelte,

„Sie ist nun allein oben," sagte Peter zu sich selbst, und war in der nächsten Minute von einer andern Seite her im Hause und mit wenigen Sätzen oben an der Thür, die er öffnete, ohne das Herein abzuwarten.

Julie war allein, nebenan schlief das Kind. Sie saß am Tisch, in eine ihrer Lernaufgaben vertieft.

Als Peter plötzlich vor ihr stand, erschrack sie auf das Heftigste.

„Erschrick nicht, liebes Herz, daß ich ohne Einladung und ohne Anmeldung so ohne weiters komme," sagte Peter keck lachend, und benahm sich wie ein sehr vertrauter Haus-

freund, dem das Recht zusteht, in Ton und Geberde die größte Vertraulichkeit zu zeigen.

Das ängstliche Befremden Juliens verwandelte sich bald in eine stärkere Empfindung.

Von Wein und Liebeslust glühend, rief Peter: „Du mußt es meiner Soldatennatur, verzeihen, daß ich geradezu gehe, und mußt es Deinem nächsten Vetter schon erlauben, daß er Dich einmal heimsucht und — sich mit Dir unterhalten will!" — Rasch sprang er jetzt zurück und sperrte die Thür ab.

„Ich habe mit Dir keine Geheimnisse zu verhandeln," sagte Julie so entschieden, als sie es vermochte, und wollte die Thür wieder aufschließen.

„Ich aber will mit Dir Geheimnisse haben," lachte Peter in frecher Laune und vertrat ihr den Weg. Er fing sie um die Mitte und flüsterte kosend: „Wisse, mein Schatz, ich will mit Dir recht geheim lieben!"

Sie stieß ihn voll Entrüstung zurück: „Wer gibt Dir das Recht, Dir das gegen mich zu erlauben?" Im Innern aber zitterte sie, da sie ihm durch ihr Alleinsein völlig preisgegeben war. Ihr Rufen hätte Niemand gehört.

Der halb Betrunkene, sein schönes Opfer mit lüsternen Augen betrachtend, ließ es nicht los und setzte die Scherze seiner grauenhaften Zärtlichkeit, zum Aeußersten entschlossen, mit wilder Gier fort. „Ei, warum thust Du denn gegen mich so spröde," sagte er unter dem Hervortreten seines schrecklichen Vorhabens. „Ich liebe Dich mehr als der Lieutenant, dem Du Deine Ehre preisgegeben."

Die letzteren Worte, aus solchem Munde gesprochen, übten auf Julie eine plötzliche und niederschmetternde Wirkung. Ueber die tödtliche Beschämung brach sie in Thränen des Zornes aus, und, wie vernichtet, sank sie auf das nahestehende Ruhebett.

Peter glaubte, nun sei ihr Widerstand gebrochen. Ehe sie es versah, erfaßte er sie mit seinen stählernen Armen und mit dem halb unterdrückten Ausruf: „Jetzt bist Du mein," war er im Begriff, die vom höchsten Schrecken Entkräftete zu überwältigen, — ihr Schreien erstickte er ohne Mühe, — in diesem entsetzlichen Augenblicke entstand auf der Gasse unten mit einem Male ein mörderisches Geschrei, — Peter stutzte

und ließ von seinem fast ohnmächtigen Opfer ab. — „Teufel," rief er wüthend und sprang zum nächsten Fenster, um zu sehen was es gebe.

Julie lief eben so schnell zum andern Fenster, riß es auf, rief um Hilfe und sah auch schon in demselben Moment die Muhme heimkommen.

Julie war gerettet.

Peter blaß vor Wuth, aber sie gewaltsam unterdrückend, war auf der Stelle nüchtern geworden und mit Blitzesschnelle entwarf er den Plan seines gefahrlosen Rückzuges. — Er eilte zur Thür schloß sie rasch auf, damit die kommende Muhme sie offen finde und kein Beweis gegen ihn vorliege.

Julie, noch an allen Gliedern zitternd, lehnte in einem Stuhle, der Sprache unfähig.

Peter ergriff nicht die Flucht, sondern blieb und nahm augenblicklich die Miene der Unbefangenheit und aufgeräumtesten Laune an.

Die Muhme kam, und ohne zu ahnen, was eben vorgegangen war, erzählte sie — zur Beruhigung für Julie — daß der Exceß und Lärm auf der Gasse nur ein gewöhnlicher Raufhandel sei, welchen zwei Knechte in der nahegelegenen Schenke anfingen und auf die Straße heraus verpflanzten, wobei sich, wie immer, sogleich eine Menge Menschen ansammelte.

Es war also dieser glückliche Zufall, der den verbrecherischen Anschlag vereitelte, und eben jene Schenke, wo Peter diesen ausheckte, war auch wieder die Veranlassung zur Vernichtung desselben.

Erst nachdem Aloisia mit ihrem Berichte fertig war, merkte sie, daß hier etwas geschehen sein müsse; sie glaubte jedoch, daß zwischen den Beiden wieder ein gewöhnlicher Streit stattgefunden habe.

Peter kam den weiteren Erörterungen zuvor, und gleich als wollte er der Muhme Aufklärung geben, machte er selbst auf Julie aufmerksam, indem er lachend bemerkte: „Die Julie hat schwache Nerven, — sie ist etwas erschrocken. Ich bin heut' besonders gut aufgelegt, und habe mir als Vetter freie Scherze erlaubt, was also weiter nichts auf sich hat."

Er trat näher zu Julien hin und sagte halblaut: „Mache

kein Aufsehen darüber." — Den beiden Frauenzimmern mit der unbefangensten Frechheit „einen guten Tag" wünschend, entfernte sich jetzt der Furchtbare.

Unten auf der Straße, wo die beiden Knechte noch fortstritten, mischte er sich in seinem Zorne über den vereitelten Anschlag sogleich in den Streit, nahm die Partei des Einen und ging in Verbindung mit ihm auf den Andern los, den sie blutig mißhandelten, bis endlich der Gerichtsdiener und die Stadtpolizei erschien und alle drei Excedenten auf das Rathhaus mit sich fortführten, wo sie in Gewahrsam gebracht wurden.

* * *

Nach Peter's Entfernung erholte sich Julie allmälig von der ausgestandenen unaussprechlichen Angst und Empörung ihrer Seele. Als sie aber der Muhme das Schreckliche erzählte, was der verruchte, von ihr so oft vertheidigte Vetter zu verüben versucht hatte, war Aloisia sehr geneigt, von der gräulichen Geschichte kaum den zehnten Theil zu glauben.

Julie, viel zu sehr angegriffen, ließ sich nicht darauf ein, ihre Entrüstung über diese verstockte Ungläubigkeit auszusprechen; sie entgegnete der Muhme nur die kurzen, entschiedenen Worte: „Sein Maß ist voll!"

Gegen die ehrliche, aber so kurzsichtige Muhme nichts weiter mehr erwähnend, hatte sie bei sich beschlossen, Peter nun nicht mehr zu schonen und sich bei Gericht Genugthuung für den an ihr begangenen Frevel zu verschaffen.

Obwohl ihr dieser Schritt in mehr als einer Hinsicht sehr schwer fiel, so ging sie doch ohne Verzug zu Gericht und machte erröthend die Anzeige von dem Verbrechen, dessen Verübung mit ruchloser Gewalt versucht und nur durch einen rettenden äußeren Zufall verhindert wurde.

Julien's sittliche Schamhaftigkeit hatte dabei — worauf sie nicht gefaßt war — die namenlose Pein auszustehen, daß sie alle ihre Aussagen auf das Umständlichste zu Protokoll geben und über alle vorausgegangenen Verhältnisse die umständlichsten Angaben machen mußte, in Folge dessen nicht nur die früheren Nachstellungen Peter's, sondern auch ihr Liebesverhältniß zu dem Officier, die Geburt des Kindes und die

bereits in Sierning untersuchte Vergiftungsgeschichte — ohne Umschreibung — wie es der Ernst des Gerichtsvorganges und die genaue Erforschung der Wahrheit erfordern — zur Sprache kamen. Zuletzt mußte sie, da sie keine Zeugen hatte, über alles Ausgesagte einen Eid ablegen, was sie neuerdings tief erschütterte.

Wie ein zu Tod gehetztes Reh kam sie zurück; der erlebte Schrecken und die erlittene Seelenqual hatten sie so erschöpft, daß sie ein paar Tage das Bett hüten mußte.

Indessen saß Peter im Arrest, und die gerichtliche Verhandlung gegen ihn nahm ihren Anfang. Von den Untersuchungen über die zwei vorliegenden Anklagen war die eine bald zum Schlusse geführt. Er wurde wegen öffentlichen Excesses und wegen körperlicher Beschädigung eines Dritten zu einer Kerkerstrafe verurtheilt.

Darauf begannen die Verhöre bezüglich der Anklage von Seite Julien's.

Peter läugnete Alles; er blieb bei der Aussage stehen, daß er an jenem Tage betrunken gewesen und alles, was Julie wider ihn vorgebracht habe, nur auf einen übermüthigen Scherz hinausgelaufen sei, wie dies unter so nahen Verwandten ja häufig vorkommt; daß nichts vorgefallen sei, was ihr ein Recht gebe, von einer derartigen Gewaltthat zu reden, gleichwie er zum Beweise dessen dort anwesend geblieben sei und sich nicht geflüchtet habe, wie es die Muhme Aloisia bezeugen könne. — Er war auch so pfiffig, zu erwähnen und hervorzuheben, daß Julien's Vater sie ihm ausdrücklich zum Weibe bestimmt habe, was sie selbst bestätigen müsse.

Mit wahrem Entsetzen erfüllte es die Muhme, als sie wenige Tage darauf eine gerichtliche Vorladuug erhielt, um als Zeugin zu erscheinen. Ihre Aussagen waren aber für Peter eher entlastend als erschwerend.

Nach wiederholten Verhören des Inquisiten und Vernehmungen Juliens und der Muhme, und nachdem das Vorleben Peter's durch den Schriftenwechsel mit dem Untersuchungsgerichte in Sierning erhoben worden war, wurde er auf Grund der beeideten Aussage Juliens des angeklagten und versuchten Verbrechens schuldig erkannt und in Erwägung einiger mildernden Umstände zu halbjährigem Kerker verurtheilt. — Er hatte

gemeint, ganz straflos daraus zu kommen, daher ihn das gerichtliche Urtheil wie ein Donnerschlag traf. — Peter, in dessen Brust jetzt ein wildes Rachegefühl gegen Julie zu erwachen und zu toben begann, mußte hinter Schloß und Riegel im Gefängniß bleiben. — Der enge Raum, in welchem er sich befand, war nicht so finster wie die Seele des Mannes, der jetzt durch die Kerkerhaft gebändigt und von der Außenwelt abgeschlossen war.

Die Criminaluntersuchung hatte im Städtchen, wie dies nicht anders sein konnte, ein außerordentliches Aufsehen erregt und die davon bekannt gewordenen anstößigen Einzelnheiten für die allgemeine Unterhaltung einen höchst willkommenen Stoff geliefert. Wenn auch Julie über das ärgerliche Gerede sich hinaussetzte, so führte sich es doch die Muhme, welche mehr unter die Leute kam, sehr zu Gemüthe und kam gänzlich aus ihrem Gleichgewichte. Die Verurtheilung Peter's beugte sie ganz nieder; sie erblickte in ihm den Blutsverwandten Juliens und in dem Auftreten gegen ihn eine religiöse Gewissenssache, bei deren Betrachtung sie sich mit Bangigkeit im Stillen sagte, daß es für Julie unmöglich gut enden könne.

Aloisia getraute sich aber vor Julie nicht von alldem etwas zu äußern, noch weniger das Mitleid kundzugeben, welches sie für Peter's Schicksal fühlte, und am wenigsten, den Verdruß merken zu lassen, welchen sie darüber empfand, daß nichts von dem, was Juliens Angelegenheit betraf, nach ihrem Sinne ging.

Unter solchem Umständen gab es immerfort gespaltene Meinungen, und Julie, welche jetzt eine stille, glückliche Zeit gehofft hatte, konnte zu keinem Frieden gelangen. — Mit um so größerem Eifer warf sie sich jetzt auf die angestrengteste Fortsetzung ihres Lernens, worin allein noch sie dem Leben einen Reiz abzugewinnen vermochte. — Ohne Geschwister, Vater und Mutter todt, das Vaterhaus verkauft und verloren, der Mann ihrer Liebe todt, mit dem Aufenthalte unter lauter neuen, fremden Menschen, der Vetter als Verbrecher im Kerker! — Nur das Kind allein war ihr geblieben, das sie noch mit dem Leben verband und ihrem Dasein einen Zweck verlieh. Julie wußte wahrlich nicht, was noch aus ihr werden sollte, und dies war auch der Punkt, welchen sie der Muhme zugestehen mußte.

Aloisia ergriff den Anlaß mit großer Genugthuung, um mit schlagfertiger Zunge zu beweisen, daß Julie die der gewöhnlichen Ordnung zuwiderlaufenden Verhältnisse verlassen und auf ihre frühere, durch Geburt und Erziehung vorgeschriebene Lebensbahn zurückkehren müsse.

Dazu aber war es nun schon zu spät und Julie auch nicht mehr geeignet. Die nebelgraue Zukunft, welcher sie entgegenging, lag ohne Ziel und ohne Halt vor ihr; sie breitete sich aus wie eine endlose ausgestorbene Haide, über welche der Himmel ein aschfarbenes Dach gespannt und bis zu deren Rändern das Auge keinen grünen Baum entdeckte. Und in dieser weiten stummen Oede, in welche nur von rückwärts her, aus der Ferne der Vergangenheit befreundete Laute drangen, sah sich Julie mit ihrem Kinde allein! — In manchen Stunden überkam sie eine schmerzliche Wehmuth, und Thränen netzten die Bücher, in denen sie las und lernte, um auf dem Felde unbekannten Wissens neue Güter zu erwerben und Ersatz zu finden für das Glück, welches ihr das Leben versagte.

Da sie vor Peter's Verfolgungen jetzt gesichert war, so gab sie sich dem Empfangen des Unterrichtes mit ganzer Seele hin, und Frau Gettinger staunte über den Grad von Bildungsfähigkeit, welchen ihre unermüdliche Schülerin entwickelte. Keine bessere Gesellschaft brauchte sich Juliens mehr zu schämen, und mit dem fortschreitenden Gewinne von Kenntnissen trat sie aus ihrer tiefen Zurückgezogenheit allmälig heraus; sie kam jetzt in mehrere angesehene Häuser der Stadt, von denen sie bei dem unausweichlichen näheren Bekanntwerden oder durch Frau Gettinger's wohlmeinende Vermittlung freundlich eingeladen und wo sie gerne gesehen wurde.

Der Verkehr mit diesen Familien bildete ihre Umgangsformen und sie konnte füglich für eine junge Frau gelten, die in der Stadt eine gute Erziehung genossen hatte.

Julie fühlte die wohlthätigen Folgen einer vernünftigen Geselligkeit, indem sich ihr Geist belebte und sie in ihrem Trübsinne sich wieder aufzurichten vermochte.

Der Muhme aber, welche sie vom Stande ihrer Geburt immer weiter sich entfernen sah, wurde dabei immer banger zu Muthe, wiewohl es ihr bisweilen wieder schmeichelte, wenn sie sah, daß ihre Nichte von den weiblichen Honoratioren der

Stadt als Ihresgleichen behandelt und wegen ihrer schnellen städtischen Umwandlung sogar bewundert wurde.

Ein solcher Fall war ja im Städtchen wohl noch niemals vorgekommen.

* * *

Man fing an, sich für Julie, seit sie mit der Außenwelt mehr in Berührung kam, allgemein zu interessiren und ihren trefflichen Eigenschaften gerecht zu werden; selbst das Kind, von dem es nicht verborgen bleiben konnte, daß es das ihre sei, gab dem Urtheil der Leute keinen Anstoß mehr, da ihre sonst makellose Züchtigkeit jeden Vorwurf verstummen machte.

Ihre angenehme Persönlichkeit und ihr anständiges Benehmen fanden allerorts ein aufrichtiges Wohlgefallen, und man fühlte sich von ihrem Wesen, welchem die Grundlage der Einfachheit und Treuherzigkeit unversehrt geblieben war, wohlthuend angezogen. — Es konnte nicht fehlen, daß sie mehr und mehr auch die Blicke der jungen Männer auf sich lenkte, ohne daß sie es im Entferntesten beabsichtigte oder daran Gefallen fand.

Julie, noch immer sehr hübsch und durch sanfte Melancholie an Liebreiz gewinnend, sah sich von Bewerbungen der ernstesten Art umgeben, welche um so eifriger waren, als es bekannt wurde, daß sie sich auch im Besitze eines Vermögens befand, welches nach dem Maßstabe der kleineren Verhältnisse der Landbewohner nicht unbeträchtlich genannt werden konnte.

Ein junger Beamter, im ganzen Städtchen als sogenannte gute Partie bezeichnet, hatte sich in Julie sterblich verliebt. Er suchte auf alle mögliche Weise mit ihr zusammenzutreffen, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und ihre Gunst zu gewinnen. Der junge Mann war in der That liebenswürdig und Julie hätte unter anderen Umständen mit ihm glücklich werden können. Als er ihr bei einem günstigen Anlaß seine feurigen Gefühle entdekte und sie zur Gegenerklärung drängte, sagte sie mit großer Selbstüberwindung, jedoch von Schamröthe übergossen: „Ich möchte nicht, daß Sie sich länger in mir täuschen! — Ihre Neigung zu mir, die ich hochachte, wird sich abkühlen, wenn ich Ihnen sage daß uns etwas trennt, was

Sie nicht beseitigen können, denn ein — Fehltritt kann nicht ungeschehen gemacht werden."

„Ich weiß, Julie, worauf Sie anspielen!" erwiederte der junge Mann voll Rücksicht. „Das soll zwischen uns kein Hinderniß sein — ich schwöre es Ihnen!"

Julie war sehr bewegt und schien einige Zeit mit sich zu kämpfen; aber das Andenken Ludwig's hatte sich mit wunderbarer Macht in ihre Seele gegraben. — „Ich bin nicht mehr frei," erklärte sie dem leidenschaftlichen Verehrer voll Schonung, „denn das Kind verbindet mich für immer mit dem Manne, dem es entstammt."

Der Liebende, dem es aufrichtiger Ernst war, rief mit aller Lebhaftigkeit: „Sein Tod hat Ihnen die Freiheit zurückgegeben!"

„Vor der Welt," antwortete Julie, „aber nicht vor meinem Herzen." Ihr sittliches Gefühl sträubte sich dagegen, ihrem Kinde einen fremden Vater zu geben.

Nachdem der Liebeswerber auf so entschiedenen Widerstand gestoßen war, mußte er endlich weichen; er that es jedoch nur mit dem geheimen Vorsatz, nach einiger Zeit wiederzukommen, weil er an einen Mädchencharakter, wie ihn Julie zeigte, nicht glauben konnte.

Treu ihren Grundsätzen und in stillem Walten, welches sich in die Beschäftigungen mit dem nun laufenden Töchterlein, in ihre Bücher und Aufgaben und in die Oberaufsicht des kleinen Hauswesens theilte, verbrachte Julie die weiteren Monate, in deren Verlaufe sie die Anträge jenes jungen Mannes ungeachtet der heftigsten Gegenreden der Muhme noch ein paarmal zurückweisen mußte.

Mittlerweile rückte der Tag, wo Peter's Strafzeit zu Ende ging, nahe heran, woran aber Julie nicht dachte, da es ihr nicht vorkam, als ob die Zeit in so unglaublicher Schnelle verlief. So oft sie sich mit leisem Bangen seiner erinnerte, war es ihr, als ob seine Haft noch viele Monate dauern müsse.

Um dieselbe Zeit stand dem Städtchen an der großen westlichen Reichsstraße eine ungewöhnliche Bewegung bevor. — Die Zeitungen verkündeten nämlich die zu erwartenden Durchmärsche der aus Frankreich heimkehrenden Regimenter, welche das daselbst zurückgebliebene Besatzungscorps gebildet hatten.

Alles freute sich, die Letzten jener tapferen Krieger zu sehen, welche im Vereine mit den deutschen Brüdern das Napoleonische Tyrannenjoch zertrümmert und sich mit ewigen Lorbeern geschmückt hatten. — Es war ja damals die schöne Zeit nach den glorreichen Befreiungskriegen, wo der deutsche Geist einen begeisterten Aufschwung genommen und die Hoffnung des Volkes auf ein Besserwerden aller Zustände ein heiliges Recht erworben hatte.

Innig theilnehmend, aber auf das Schmerzlichste bewegt, hörte Julie diese Nachrichten. Wie hätte ihr Herz mitgejubelt, wenn ihr die Hoffnung geblieben wäre, daß mit den Wiederkehrenden auch Ludwig kommen werde! Die Zeit der allgemeinen Freude war für sie jene der schwersten Prüfung; sie mußte dabei das Leben ihrer Seele zum Opfer bringen.

Nach vierzehn Tagen — eben als Peter aus dem Gefängniß entlassen wurde, kam von der Landesregierung an die Unterbehörden und Gemeinden die Aufforderung, für die demnächst eintreffenden Truppencolonnen Quartiere, Lebensmittel, Vorspannspferde u. s. w. bereit zu halten.

Während sich nun Alles mit der Vorsorge für die angemeldeten Truppen freudig beschäftigte, war der entlassene Sträfling, in dessen Brust ein ungeheurer Grimm gegen die Menschen loderte, mitten unter ihnen, und das fortwährende Gespräch über den bevorstehenden Durchzug des Militärs erfüllte ihn mit einer besonderen Wuth.

Peter hatte die Stadt, trotz der erlittenen Brandmarkung seines Namens, nicht verlassen; er blieb, und suchte einen neuen Dienst, wurde aber nirgends aufgenommen und mußte sich zuletzt als Taglöhner verdingen.

Als Julie davon hörte, wurde sie neuerdings in die größte Unruhe versetzt; bald erhielt sie von ihm einen Zettel, worin er ihr die gänzliche Entblößung von allen Mitteln anzeigte und dringend Geld verlangte.

Sie legte einige Gulden zusammen, und in Bestürzung über seine Anwesenheit schrieb sie dazu einen Brief, worin sie ihm gütlich vorstellte, daß er wegen des Vorausgegangenen einen anderen Aufenthaltsort wählen möge, wogegen sie ihm falls er in Noth käme, von Zeit zu Zeit eine Beihilfe schicken werde.

Bei Empfang des Briefes brach Peter in ein lautes Hohnlachen aus und ging sogleich in die bekannte Schenke, um sich mit Juliens Gelde wieder einmal einen guten Tag anzuthun, und sich für die ausgestandenen Kerkerleiden zu entschädigen. Er brachte das Geld in ein paar Tagen durch und schrieb an Julie abermals einen Zettel, in welchem er eine weit größere Summe forderte, nachdem — wie er beifügte — das Unglück, welches ihn betroffen habe, durch sie veranlaßt wurde.

Ueber diese Unverschämtheit tief entrüstet, wiederholte ihm Julie in der Rückantwort das bereits früher Gesagte, mit größerem Nachdruck, legte übrigens wieder einen kleineren Geldbetrag bei.

Er erneuerte seine frühere Forderung auf die gleiche Weise; Julie gab ihm hierauf keine Antwort, sondern ging mit sich zu Rathe, welche Wege sie einzuschlagen habe, um sich vor diesem gefährlichen Bösewicht Sicherheit und Ruhe zu verschaffen.

In Peters Brust kochte Rache, und er hielt sich mehr als je in der Schenke auf, von wo er gewöhnlich an Juliens Hause vorüberging.

Diese aber sah mit dem tiefsten Kummer, daß ihr Schicksal nicht müde wurde, sie zu peinigen; hier — wieder der Verfolger gegen sie losgelassen, dort — die Erwartung des unsäglichen Schmerzes, daß die heimziehenden freudig erwarteten Truppen ohne den Einen wiederkehren, dem sie im Leben und im Tode eine beispiellose Treue bewahrte.

Am anderen Morgen ging sie zur Kirche und sendete mit inbrünstiger Andacht ein Gebet zum Himmel, worin sie um den Beistand des Allmächtigen flehte, und die Wirkung des gottergebenen Vertrauens stärkte ihre verzagende Seele wieder mit neuem Lebensmuth.

* * *

In den nächsten Tagen begannen die Durchmärsche der Truppen. Das ganze Städtchen, dessen sämmtliche Häuser im grünen Schmucke von Tannenreisig prangten, war auf den Beinen und füllte mit seiner Bevölkerung die Straßen.

Die erste Colonne war ein Regiment Infanterie, welches

lustig mit klingendem Spiele durchzog und mit betäubendem Zuruf der freudetrunkenen Bewohner begrüßt wurde.

In Zwischenräumen von zwei bis drei Tagen kamen Bataillone und Regimenter, jedes auf dieselbe herzliche Weise empfangen.

Das Städtchen kam vor freudiger Aufregung nicht zu sich und überbot sich in der festlichen Bewirthung der ruhmgekrönten, sonnengebräunten Gäste, welche mitgeholfen hatten, der höllischen Wirthschaft des Bonaparte endlich den Garaus zu machen.

Julie wollte mit ihrem patriotischen Herzen hinter den Kundgebungen der allgemeinen Freude nicht zurückbleiben; sie mischte sich gleichfalls unter die Zuseher, rief ihr tief empfundenes „Vivat" mit und dachte voll wehmüthiger Rührung an die Mütter und Schwestern, Gattinen und Bräute, zu denen die einzelnen Männer dieser fröhlichen Kriegerschaaren heimzogen.

Mit entgegengesetzten Empfindungen und von Niemand beachtet, stand Peter im dichtesten Gedränge; einst selbst Soldat, hätte er vor Allen über den glücklichen Heimmarsch seiner braven Waffengefährten sich freuen sollen, aber den tief Gesunkenen bewegten ganz andere Gedanken. Mit wild flammenden Augen blickte er auf die jubelnde Menge, und zog sich mit scheuem Gewissen zurück, als er Julie in einiger Entfernung stehen sah.

Auf den zweitnächsten Tag war für ein Regiment Cavallerie Quartier angesagt. Das gab nun eine neue Freude, die um so größer war, als es durch das Quartieramt verlautbarte, daß es Hußaren seien, für welche, wie bekannt, eine besondere Vorliebe besteht.

Gegen Abend jenes Tages kam der Vortrab derselben, aus einer Escadron bestehend, an der Spitze ein bärtiger Rittmeister, mit einer Narbe im Gesicht und einen Orden auf der Brust,

Die ersten Züge waren schon zum Thore hineingeritten, als Julie von der Straße aus das Pferdegetrapp hörte; sie ging zum Fenster, wo sie die Reiter sehen konnte.

Ein flüchtiger Blick genügte, um zu erkennen welche Cavallerie es war.

Der Anblick der Hußaren wirkte so erschütternd auf sie,

daß ihr fast die Sinne vergingen. Julie verhüllte sich das Gesicht und ließ ihren Thränen freien Lauf, — sie galten ja demjenigen, der mit den Gekommenen nicht wiederkehren sollte! Sie war mit ihrem Kinde allein, denn selbst die Muhme war fortgegangen, um auf dem Hauptplatz den Einzug des Regiments besser zu sehen, ebenso hatte sich das alte Ehepaar zu ebener Erde dahin begeben.

Das Haus war ganz verlassen, Julie in ihrem Schmerz ungestört, von der ungehemmten Heftigkeit desselben völlig überwältigt. — Sie lag wie in dumpfer Betäubung da; ihre Sinne waren unfähig, wahrzunehmen, was um sie herum vorging.

Es mochten bereits anderthalb Stunden verflossen sein; draußen war schon tiefe Dämmerung eingetreten, — da wurde es in der Nähe des Hauses plötzlich laut und man hörte von einzelnen Stimmen den Schreckensruf: Feuer!

Der Lärm vor dem Hause wurde immer größer. Julie sprang erschrocken empor, kam jedoch in ihrer Verwirrung zu keiner klaren Besinnung und begann sich wegen ihres Alleinseins vor der anwachsenden Menschenmenge zu fürchten. Sie schloß die Thür der Wohnung ab und sperrte sich ein.

Jetzt wurde auf dem Thurme der Stadtpfarrkirche angeschlagen und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Feuer! Feuer!“ Im nächsten Augenblicke rasselten ein paar Feuerspritzen und Wasserwägen daher.

Julie erwachte aus ihrer Betäubung und zitterte am ganzen Leibe, — da pochte es heftig an der äußeren Thür und die Stimme der Muhme rief von außen: „Julie, Julie, mach' auf!“

Aloisia, geisterbleich und athemlos hereinstürzend, stieß die hastigen Worte aus: „Julie, um Gotteswillen, bei uns brennt's!“

„Jesus!“ rief Julie, im höchsten Schrecken sich entfärbend und fast dem Umsinken nahe; sie dachte nur an die Rettung des Kindes, im Uebrigen beinahe alle Geistesgegenwart verlierend, während die Muhme mit der größten Hast das Werthvollste zusammenräumte, um es in Sicherheit zu bringen. Das Laufen, Schreien und Wehklagen der beiden Frauenspersonen erschreckte das Kind so sehr, daß es gleichfalls zu schreien anfing und die Verwirrung nur noch größer machte.

Das Feuer war im Hintertracte ausgebrochen, welcher an das vordere Haus angebaut war, mit demselben einen fortlaufenden Dachstuhl bildete und nur eine Schindelbedachung hatte.

Die Flammen schlugen von allen Seiten heraus und verbreiteten in der bereits eingetretenen Dunkelheit eine schauerliche Helle. Die außerordentliche Gefahr, daß der Brand auch das vordere Wohnhaus ergreifen und Alles einäschern werde, stieg von Minute zu Minute.

Julie flüchtete sich mit dem Kinde auf die Straße, indessen die weniger verwirrte Muhme die besten Habseligkeiten durch vertraute Leute ausräumen und hinabbringen ließ.

In das Geschrei der Löschenden und Helfenden mengten sich die tiefen Schläge der fortwährend mahnenden Feuerglocke auf dem Thurme; — selbst den Muthigsten erfaßt in solchen Momenten eine unbezwingliche Angst, und man denke sich nun den Zustand, in welchem Julie sich befand, nachdem ihre Seele heute ohnehin schon so viel gelitten hatte!

Als sie ihr Kind an sich pressend, auf der Straße stand, in den wüthenden Brand blickte und die Hände rang, sprengte eine Abtheilung Hußaren daher, welche vor wenigen Stunden gekommen, außerhalb der Stadt einquartiert und unter der Führung eines Rittmeisters auf Feuerkommando hieher beordert war. Die Hußaren sprangen rasch aus den Bügeln, banden ihre Pferde unter Bedeckung in der Nähe an und warteten auf das weitere Commando ihres Rittmeisters, welcher um seine Anordnungen zu treffen, unter die Leute trat und sich eiligst erkundigte, wo der Eigenthümer des Hauses sei?

Man führte ihn einige Schritte seitwärts zu Julie, welche bereits früher durch das Heransprengen der Hußaren aus ihrem dumpfen Jammer emporgerissen wurde.

Der Rittmeister — es war eben derselbe, der an der Spitze des Vortrabes heute angekommen — jetzt mit dem Rücken gegen den Brand gekehrt, ging rasch auf Julie zu und wollte sie eben ansprechen; der Wiederschein des Feuers fiel auf ihr Gesicht; — der Rittmeister prallte fast zurück und plötzlich rief er: „Julie, — Julie, Du!? Ist's möglich!?"

Er breitete seine Arme aus und rief wiederholt: „Julie! Welche Fügung Gottes!"

Julie war durch seine Stimme wie elektrisirt, und indem sie Alles um sich herum zu vergessen schien, starrte sie ihm regungslos in's Gesicht, welches, obwohl jetzt vom Feuer beschienen, dennoch nicht allsogleich von ihr erkannt wurde; es war voll Bart, von der Sonne verbrannt und durch eine Narbe etwas verändert. Juliens bemächtigte sich eine neue, schwere Betäubung; den Rittmeister noch immer anstarrend, rief sie mit bebender Stimme: „Mein Gott! Sind Sie vielleicht — ein Bruder von Ludwig?"

Noch einmal rief der Rittmeister: „Julie! Kennst Du mich nicht mehr? Ich bin Ludwig!"

Julie, an allen Fibern ihres Herzen zitternd, konnte nicht an die Möglichkeit der geliebten Erscheinung glauben; sie trat näher auf ihn zu, blickte ihm schärfer in's Antlitz und — jetzt war für sie, trotz der umgebenden furchtbaren Umstände, der unbeschreibliche Moment des Erkennens gekommen!

Ein leiser Schrei des süßesten Schreckens entrang sich ihrer Brust. „Ludwig — Du lebst!? Du bist es wirklich?"

„Wunderbare Wege des Schicksals!" rief Ludwig, denn der Todtgeglaubte war es wirklich.

Beide vergaßen das Schreckliche des Augenblicks — den Brand; aber es war auch nur ein kurzer Augenblick. Julie fand nur noch Zeit, auf die kleine Wiki zu deuten und leise zu sagen: „Ludwig, Dein Kind!"

Ludwig tief ergriffen, hob das kleine blonde Mädchen in die Höhe und küßte es zärtlich. Alles dies begab sich inmitten der verwunderten Menschen und in Zeit von wenigen Minuten. Der Moment, wo sich die Liebenden nach Jahren wieder fanden, trennte sie auch wieder.

Der äußerste Ernst der Gefahr und die Pflicht seines Dienstes geboten Ludwig, sich loszureißen und seine Leute zu commandiren, welche in einiger Entfernung seines Befehles harrten und ihren Rittmeister nicht begreifen konnten.

Ludwig rief entschlossen: „Julie, wir müssen Dein Haus retten! Alles Weitere später!"

Er beorderte einen Theil seiner Mannschaft zur Bewachung des Eigenthums von Julie, die Uebrigen mußten den Löschenden beistehen, indessen er selbst an die gefährlichsten Punkte sich begab.

Julie, deren Verhängniß sie zu gleicher Zeit mit Schrecken und Entzücken erfüllte, blickte mit träumenden Augen in den Brand, der für sie alles Furchtbare fast verloren hatte. Viel Größeres, als hier zu Grunde gehen konnte und dessen Verlust zu verschmerzen war, hatte ihr in derselben Stunde die Barmherzigkeit des Himmels wiedergeschenkt! — War ja ihrem Herzen Ludwig vom Tode auferstanden, der Geliebte wiedergekehrt und ihr treu geblieben!

Zwar von dem schrecklichen Ereigniß des Brandes bedrängt und beängstigt, trug sie doch auch noch ein anderes, weit mächtigeres und seligeres Gefühl in ihrem Herzen, und mit Dank gegen die ewige Vorsehung erkannte sie, daß eben das Brandunglück die unmittelbare Veranlassung zum Wiedersehen Ludwig's war, da sonst die beiden Liebenden ungeachtet ihrer Nähe nichts von einander erfahren hätten.

Von dem Wechsel und dem Zusammentreffen der Dinge tief erschüttert, ging sie auf ihrem Standort in höchster Unruhe hin und her, und während sie wegen ihres Hauses ängstlich den Ausgang erwartete, sah sie mit der äußersten Spannung und Sehnsucht dem weiteren Zusammensein mit Ludwig und allen Mittheilungen entgegen, die er ihr zu machen hatte.

Um sie herum standen viele Müssige und Neugierige, wie sich bei jedem solchem Spektakel zahlreich einzufinden pflegen; sie sprachen und stritten darüber, wie denn das Feuer entstanden sein könne, und es gewann die Meinung die Oberhand, daß es gelegt worden sein müsse.

Julie selbst dachte an das Letztere, und in schwärzester Gestalt erfaßte ihr Verdacht eben den Namen Peter's, als die Muhme daher kam, beruhigendere Nachrichten über den abnehmenden Brand brachte und nebenbei bemerkte, daß sich unter den Hilfeleistenden auch der unglückliche Vetter befinde, und Julie bat ihn in Gedanken um Verzeihung, daß sie ihn mit einer so schrecklichen Beschuldigung belastet habe.

Mittlerweile hatten die großen Anstrengungen der Löschenden und die Mithilfe des wackeren Militärs bewirkt, daß dem Weitergreifen der Flammen Einhalt gethan und der Brand auf den hinteren Trakt abgegrenzt wurde.

Ludwig kam von Zeit zu Zeit und brachte Julien kurze

Meldung. Gegen Mitternacht war endlich das Feuer bewältigt, und Julie und Ludwig fanden noch eine halbe Stunde Zeit, sich oben in ihrer Wohnung zu sehen und in ruhigerer Stimmung von beiderseits Erlebten das Allernöthigste sich einander zu erzählen.

Welcher Wandel des Geschickes — und wer schildert dieses zweite Wiedersehen des glücklichen Paares, welches der noch qualmende Rauch nicht zu beirren vermochte?

* * *

Noch wußten die Beiden nicht, was sich jetzt auf der Brandstätte zugetragen hatte.

Peter war bis zuletzt zugegen und machte sich durch eine besondere Verwegenheit bemerkbar, mit welcher er die vom Stadtmagistrate gesendete Löschmannschaft, namentlich aber die mithelfenden ungeübten Hußaren verhöhnte, welche seinen Spott ungeahndet hinnahmen, weil ihn die Ungarn nicht verstanden.

Als das Hintergebäude in seinem Holzwerk ausgebrannt war, wagte sich Peter noch einmal hinein, wiewohl ihm die außen stehenden Arbeiter davon abriethen.

Was hatte er drinnen noch zu suchen? Wollte er sich überzeugen, daß alle Gefahr für das vordere Wohnhaus nun wirklich vorüber sei? oder was sonst?

Er kam nicht zum Vorschein. — Die Arbeiter hörten, bald nachdem er hineingegangen war, ein dumpfes Getöse von stürzenden Balken und einen kurzen gellenden Schrei.

Es war kein Zweifel, daß der Tollkühne verunglückt und sein Leben entweder schon verloren oder doch in der höchsten Gefahr sei.

Die Arbeiter, welche dem Uebermüthigen und durch seine Kerkerstrafe Entehrten durchaus nicht freundlich gesinnt waren, beriethen sich lange, was zu thun sei? Nach längerer Zeit aber überwog die Menschlichkeit, und zwei von den Muthigsten entschlossen sich, hineinzugehen und Peter aufzusuchen.

Die beherzten Männer fanden ihn, mitten unter rauchenden Trümmern, in einem fürchterlichen Zustande am Boden liegen; er war am Kopf und auf der Brust schwer getroffen und gab kein Lebenszeichen von sich. — Mit außerordentlicher Mühe schleppten sie ihn heraus, begossen ihn mit Wasser und

überzeugten sich, daß er noch lebe, worauf sie ihn in das städtische Spital trugen.

Nach Mitternacht, als der Rittmeister und die Hußaren, welche von Julie beschenkt worden waren, das Haus verlassen hatten, kam sie noch einmal herab, um nachzusehen und sich wegen Abwendung aller weiteren Gefahr vollends zu beruhigen.

Da hörte sie das geschehene Unheil. Wie ein Centnerstein fiel es ihr auf das Herz, daß Peter bei dem Rettungswerke in ein solches Unglück gerathen war und nun für sie leiden mußte.

Gleich am Morgen bat sie die Muhme, im Spital nachzufragen und sich nach Peter's Zustand zu erkundigen. Die Muhme kam mit der Nachricht zurück, daß es ihm schlecht gehe und man an seinem Aufkommen zweifle. Es gereichte ihr zu großer Genugthuung, daß der höchst beklagenswerthe Vetter, welcher sein Leben auf das Spiel gesetzt habe, Julien gegenüber nun als ein Opfer und als eine Art von Märtyrer erschien.

Julie mußte dieser Bemerkung zustimmen und war über das jammervolle Ereigniß ernstlich bestürzt. Der unglückselige Zwischenfall brachte sie neuerdings um alle Gemüthsruhe — kaum daß sie mit Ludwig eine, zwar von äußeren Umständen bedrohte, aber dennoch glückliche Stunde durchgenossen hatte. Das tiefe Mitleid, welches ihr das traurige Schicksal Peter's einflößte, und der edelmüthige Vorsatz, daß sie für den Unglücklichen, vielleicht für immer Verkrüppelten nach ihren besten Kräften weiter sorgen wolle, wurden aus ihrem Herzen nicht verdrängt durch die Freude, als Ludwig, der Neugewonnene, aber Unveränderte, bald am Morgen wiederkam, da die Escadron für heute einen Rasttag hatte.

Es war Julien gegönnt, den geliebten und so lange beweinten Mann einen Tag zu besitzen.

Nach Jahren — Ein Tag!

Welch' eine lange Reihe von Erlebnissen hatten die Beiden sich einander mitzutheilen, in welche Fluth von Empfindungen sich zu versenken, und wie selig wieder und wieder in das stille leuchtende Meer der Liebesblicke zu tauchen!

Ach, wie kurz war die ihnen bemessene Spanne Zeit! — Wir erfahren aus Ludwig's reichhaltigen Erzählungen, denen

nun auch die Muhme mit respectvoller Verwunderung von Zeit zu Zeit lauschte, die folgenden Hauptmomente.

Lieutenant von Sonnberg hatte sich im Felde mit großer Bravour gehalten und war bis in's Herz von Frankreich gekommen. In mehreren Schlachten und Treffen fand er Gelegenheit sich auszuzeichnen, wofür er außer dem Range bis zum Rittmeister befördert und mit einem Ordenskreuze belohnt wurde. Erst gegen Ende des Feldzuges erhielt er durch einen Säbelhieb die schwere Verwundung, von welcher die Narbe auf der Wange zurückblieb. Er hatte von Julie nie einen Brief empfangen, er dagegen mehrere an sie geschrieben; das Ausbleiben aller Nachrichten von ihr erklärte er sich nur durch das unstäte Wandern im Kriege und durch die weite Entfernung; unerklärbar aber blieb es ihm, daß ihr fälschlicher Weise sein Tod gemeldet werden konnte.

Julie zeigte ihm den treu aufbewahrten Brief, aber Ludwig kannte weder den Namen noch die Handschrift jenes Rittmeisters, und konnte sich die Fälschung und den Grund derselben nicht enträthseln.

„Und dennoch bist du dem Todtgeglaubten treu geblieben!" sprach er voll der freudigsten Rührung und umarmte sie feurig. — „Du hast um meinetwillen viel ausgestanden, und meine Liebe soll es dir vergelten! — Ein braver Soldat bleibt seiner Fahne und seiner Ehre treu bis in den Tod, — er kann es aber auch in der Liebe sein. Ich habe viel gutzumachen und will deine Ehre vor der Welt wieder herstellen. Jetzt ist Friedenszeit und nichts mehr soll unser Glück hindern!"

Und nun rief er sein Töchterlein zu sich, schaukelte es auf den Knieen, streichelte und liebkoste es und ergötzte sich an dem kindlichen Geplauder.

Von Juliens ausführlichen Mittheilungen erregten die kleinsten Dinge seine lebhafte Theilnahme, vor Allem aber war es ihre Umbildung und Verwandlung, die mit der Darlegung ihrer Kenntnisse und ihres neuen Wissens sein freudigstes Staunen weckte, gleichwie er schon bei dem gestrigen, ersten Wiedersehen durch ihre veränderte äußere Erscheinung angenehm überrascht war, — „obschon du mir", wie er lächelnd beifügte, „eben auch in deiner ländlichen Kleidung und nationalen Tracht so außerordentlich gefallen hast, wie du es ohnehin weißt!"

Wiewohl Julie mit Aug und Ohr und mit ganzer Seele an jedem Worte hing, das aus seinem Munde floß, so versäumte sie es dennoch nicht, ein paarmal unten im Hofe nachzusehen, wo die Arbeitsleute mit dem Wegräumen des Schuttes und der Trümmer vom Brande beschäftigt waren; sie dachte aber nicht daran, den Schaden zu berechnen, welchen das Feuer verursacht hatte — da es hiezu auch morgen noch Zeit war.

Für jetzt war es viel dringender, das Zusammensein mit Ludwig fortzusetzen so lange es der eine, kurze Tag erlaubte.

Er besprach jetzt die Pläne für die nächste Zukunft.

Ludwig sagte mit soldatischer Kürze und Bestimmtheit: „Liebe Julie, mein Plan ist folgender. Gleich nach dem Eintreffen in der Garnison reiche ich das Gesuch um meine Pensionirung ein, nehme Urlaub, gehe nach Wien, bringe die Sache bei meinen Eltern und Verwandten in Ordnung, trete mit Rittmeisterscharakter aus, und bin in sechs — längstens acht Wochen wieder bei dir, um dann bei dir zu bleiben und unsere Herzen durch einen ewigen Bund zu vereinigen."

In Juliens Augen glänzten Thränen der seligsten Freude.

Die Glücklichen hielten die Hände in einander verschlungen, und nachdem noch vor wenigen Stunden der Schrecken des Feuers das Haus durchstürmt, gestern noch das Geschick Juliens ein trostloses geschienen hatte, wurde jetzt — im Beisein der verblüfften Muhme — das einfache, aber innige Fest des Eheversprechens begangen.

Nur eines trübte das Glück Juliens — der unabwendbare Gedanke an den tödtlich verwundeten Peter.

Der Mittagstisch, an welchem auch Ludwig als Ehrengast theilnahm, war kaum vorüber, als eilig ein Wärter aus dem Spitale kam, welcher Julien meldete, daß der heute Nacht aufgenommene Peter Renk am Tode liege, bereits mit den heiligen Sterbesacramenten versehen worden sei und seine letzte Bitte dahin gehe, daß seine Muhme Julie, ohne einen Augenblick zu versäumen, zu ihm kommen möchte.

Der Wärter entfernte sich eben so eilig wieder.

Julie war von dieser Meldung sehr schmerzlich bewegt und ihr versöhnliches Herz fühlte das tiefste Erbarmen; sie vergaß auf sich und ihre Liebesangelegenheiten und hielt es

für ihre Pflicht, sich in Begleitung der Muhme Aloisia alsogleich auf den Weg zu machen.

Ludwig blieb einstweilen bei der kleinen Ludovika zurück.

* * *

Peter lag mit seinen schweren Wunden rettungslos darnieder. Die überaus kräftige Natur kämpfte mit dem Tode, der ihm — wie das Volk sagt — schon auf der Zunge saß. — Der früher so stattliche Mann war nicht mehr zu erkennen.

Julie und die Muhme traten still ein und setzten sich an seinem Bette nieder. Peter war äußerst schwach, jedoch bei voller Besinnung, und er erkannte die Beiden, die ihm nun liebreichen Trost zusprachen.

„Ich danke euch, daß ihr gekommen seid!" sprach er mit matter Stimme. — „Mit mir ist's aus, — ich bin vor der Zeit an meinem Ende. Ich will nicht aus der Welt gehen, bevor ich nicht vor dir, Julie, mein letztes Bekenntniß abgelegt und mein Gewissen erleichtert habe."

Betroffen blickten sich Julie und Aloisia einander an und harrten in ernster Stimmung seiner weiteren Rede. Der Unglückliche strengte sich an, um die nachfolgenden Worte vernehmbar zu machen: „Ich habe den Hußaren-Officier bei seinem Hereinreiten erkannt, — sein verhaßter Anblick hat mich in Wuth versetzt, und während die Leute in der Stadt alle den Soldaten nachgelaufen sind, hab' ich euch unbemerkt eine — Hochzeitsfackel angezündet, ich habe bei deinem Hause den Brand gelegt."

Julie und die Muhme waren von Entsetzen ergriffen und machten zu gleicher Zeit den Ausruf: „Heiliger Gott!"

Peter fuhr mühsam fort: „Um keinen Verdacht auf mich zu laden und nicht wieder eingesperrt zu werden, habe ich beim Löschen scheinbar selbst mitgeholfen, — habe jedoch noch im letzten Augenblicke — gegen das vordere Haus hin — ein zweites Feuer legen wollen."

„Jesus!" riefen die auf den Tod erschrockenen Zuhörerinnen dazwischen.

Der sterbende Verbrecher ergänzte mit tonloser Stimme: „Da hat mich das Strafgericht Gottes ereilt — und jetzt ist's

vorbei!" — Er fiel zurück, als wollte er jetzt schon seine Seele aushauchen.

Es entstand eine längere Pause; Julie und die Muhme waren auf das tiefste erschüttert.

Peter athmete schwer, aber er machte auch aus der früheren Zeit noch weitere Geständnisse. Aus den abgerissenen Sätzen derselben ging hervor, daß er es war, welcher den Brief mit der Nachricht von dem Tode Ludwig's geschrieben, sohin die ganze Nachricht gefälscht hatte, um Julie von dem Gegner abzuziehen; daß er aus demselben Grunde, im geheimen Einverständnisse mit der Botin von Sierning die Correspondenz zwischen den beiden von Anfang an unterschlagen und im tiefverschwiegenen Bündniß mit Hanni alle übrigen Ränke — nebst dem Versuche der Vergiftung des Kindes — unternommen habe.

Julien überlief es eiskalt, als sie diese Enthüllungen vernahm. Völlig versteinert saß die Muhme. Nun wurde sie es mit Schrecken inne, wie unbegreiflich sie sich an seinem Charakter getäuscht und wie sehr sie Julien Unrecht gethan hatte.

Peter legte die rechte Hand auf seine Brust und lispelte kaum hörbar: „Alles dies, was ich euch jetzt gesagt habe, lastet auf mir; ich büße schwer, muß es mit dem Leben bezahlen. Der Allbarmherzige wird mich gnädig richten."

Die Erschöpfung seiner letzten Kräfte zwang ihn, im Sprechen eine geraume Weile auszusetzen, dann seufzte er: „Einen Theil der Schuld trägt dein Vater, er hat mich bis zu seiner letzten Stunde bestärkt im Glauben an mein Recht auf dich. Ich habe viel verbrochen, aber mein feindseliges Schicksal und mein — Tod verringert meine Schuld." Er warf einen schmerzlichen Blick auf Julie und stöhnte: „Ich habe dich — geliebt und — gehaßt, verzeihe mir!"

Es waren die letzten Worte, die er in seiner zunehmenden äußersten Schwäche hervorzubringen vermochte.

Zu Thränen gerührt und voll barmherziger Milde sprach Julie, indem sie sich näher an das Ohr des Verscheidenden neigte: „Beruhige dich, Peter, und kränke dich nicht! Ich habe dir Alles verziehen."

Er schlug die Augen noch einmal auf und über sein erd-

fahles, von Schmerz verzerrtes Antlitz flog ein letztes stilles Lächeln, welches seine Versöhnung mit Gott und mit Julie verkündete. Er machte mit der Hand eine Bewegung, als wolle er sie Julien reichen und ihr Lebewohl sagen.

Julie ergriff die feuchtkalte Hand und aus ihren Augen fielen heiße Tropfen darauf, — der Tod versöhnt.

Peter begann jetzt heftig zu röcheln, die Wärter traten herzu und beschäftigten sich mit dem Sterbenden.

Julie und die Muhme standen zur Seite und sprachen andächtig ein stilles Gebet; sie tauchten dann den Daumen und den Mittelfinger in das Weihwassergefäß an der Thür, besprengten Peter's Stirne und machten das Zeichen des Kreuzes. Weinend und mit leisen Tritten verließen sie das Zimmer.

Julie war nur bei dem Tode ihrer Mutter auf eine ähnliche Weise ergriffen, und auch Ludwig blieb nicht unerschüttert, als er von den nach Hause Kommenden den Bericht über die im Spital vorgefallene Scene hörte. Er schloß Julie in seine Arme und gab einer tiefen Empfindung Ausdruck, indem er ausrief: „Wie ich aus Allem entnehme, so hast du, liebe Seele, um meinetwillen Vieles und Schreckliches ausgestanden, aber im Feuer des Unglückes hat sich deine Treue wie Gold bewährt! Ehrlos würde ich sein, wenn ich an dir nicht Gleiches thäte."

Noch voll Ergriffenheit über den Abschied von Peter, aber voll Innigkeit erwiederte Julie: „Theurer Ludwig, stelle mich nicht höher, als ich es verdiene! Es ist mir ein Leichtes gewesen, meinem Herzen zu folgen. Ich bin überreich belohnt. Die Gnade Gottes hat dich mir erhalten, dich mir wiedergeschenkt!"

Es waren ernste feierliche Augenblicke, welche der Gang der Ereignisse dem wieder vereinigten Paare beschieden hatte. Die Stunden des Tages flogen dahin; der Rittmeister mußte bei seiner Eskadron einmal nachsehen. Er nahm auf kurze Zeit Abschied und versprach, den Rest des Tages noch bei Julie zuzubringen.

Letztere fand jetzt erst Zeit, die Brandstätte genau zu besichtigen, die Forderungen der Arbeitsleute zu berichtigen und den Schaden zu überblicken, welchen ihr das Feuer zugefügt

hatte. Der erlittene Verlust war glücklicher Weise nicht groß, da das Haus und die Nebengebäude im Verbande einer Versicherungsgesellschaft standen. Hätte auch Julie bei dieser Berechnung daran gedacht, daß der Brand gelegt und unter diesen Umständen eine Entschädigung sehr zweifelhaft war, sie würde sich wegen Ludwig's glücklicher Rückkehr auch darüber getröstet haben. Uebrigens war unter den vielen Neugierigen, welche die Brandstätte zu besichtigen kamen, von Peter's unglückseliger That nichts bekannt, und Julie sowohl wie die Muhme behielten sie aus Schonung gegen ihn als Geheimniß für sich.

Er bedurfte dieser Schonung nicht mehr für das Leben, sondern nur für sein Andenken, denn ehe noch der Abend anbrach, kam aus dem Spital die Nachricht, daß Peter verschieden sei.

* * *

Rittmeister Ludwig war nach zwei Stunden wieder zurückgekommen, welche Schnelligkeit er großentheils seinem erprobten Pferde zu danken hatte. Ein Diener war mitgeritten, um es für die Stunden zu versorgen, welche sein Herr im Hause Juliens noch zubringen konnte, während der Muhme die Obliegenheit übertragen war, für die Bewirthung des Dieners selbst eine besondere Sorge zu tragen, da Ludwig bemerkte, daß sein Istvan, der wackere Bursche, den ganzen Feldzug mitgemacht und ihm viele Treue bewiesen habe.

Aloisia saß längere Zeit unten bei dem braunen Sohne der Pußta und ließ sich von ihm den Zug nach Frankreich erzählen, so gut als er es deutsch radebrechen konnte. Indessen wurde von Ludwig und Julie Alles verabredet, was sie in der nächsten Zeit zu thun gedachten. Die wenigen Stunden, welche ihnen noch übrig waren, eilten dahin und flogen um so schneller, je eifriger sie ihre Pläne für die Zukunft besprachen.

Eine neue, schmerzliche Prüfung stand Julien bevor, als der vorgerückte Abend den Rittmeister dringend nöthigte, endlich aufzubrechen, da die Escadron mit dem frühesten Morgen weiter marschiren mußte.

Ludwig drückte auf Juliens Stirne und Lippen einen langen, innigen Kuß. „Machen wir uns das Herz nicht schwer!“

rief er, segnete die kleine Ludovika und drückte der Muhme die Hand. „Lebt wohl! Auf ein baldiges, frohes Wiedersehen!“

Er eilte fort, und kaum vermochten sie ihn unten im Hofe noch zu erreichen, wo er sich in den Sattel schwang und die letzten Abschiedsgrüße gewechselt wurden.

Nun trat im kleinen Kreise eine tiefe Stille ein.

Wie im Traume hing Julie den Ereignissen nach, welche in den letzten Tagen ihr Herz durch Schrecken und Trauer erschüttert und zugleich mit einem ungeahnten Entzücken erfüllt hatten.

Zunächst aber waren ihre Gedanken und ihre Sorge darauf gerichtet, daß Peter ein anständiges Leichenbegängniß erhalte, was denn auch geschah, gleichwie es weder Julie noch die Muhme unterließen, ihm das letzte Geleite zu geben, an seinem frühen Grabe noch einmal zu beten und nach den ergreifenden Schlußworten des Priesters: „O Herr, laß ihn ruhen in Frieden. Amen!“ einige Schollen der geweihten Erde auf den Sarg hinabzuwerfen.

Julie bestellte noch an demselben Tage ein eisernes Kreuz für sein vereinsamtes Grab, und die ihr von der Stadtbevölkerung dafür gezollte, erhöhte Achtung belohnte sie für die gegen einen unglücklichen Verwandten bewiesene edelmüthige Gesinnung.

Nach so vielerlei Stürmen zog in ihr Gemüth endlich eine wohlthuende Ruhe ein; sie gelangte erst jetzt zu Glück und Frieden.

Inzwischen ging es in ihrem Hause lebhaft zu. Das abgebrannte Hintergebäude wurde schnell mit einem Nothdach versehen, und die Maurer- und Zimmerleute waren vollauf beschäftigt, Alles wieder in den vorigen Stand herzustellen.

In Juliens Wohnung mußten jetzt die geliebten Bücher ziemlich unbeachtet liegen bleiben, da sie mit den Briefen an Ludwig sehr viel zu thun hatte, und ihre Zeit auch noch von einer zweiten süßen Beschäftigung — der Ausstattung in Anspruch genommen war.

Die zögernden Wochen zärtlichen Harrens gingen endlich auch vorüber.

Ludwig, als Mann von Ehre hielt getreulich Wort. Etwa vierzehn Tage später, als er Anfangs berechnet hatte, kam er zur glücklichen Braut zurück, und trug jetzt Civilkleidung. —

Die Pensionirung war ihm bei dem damaligen Friedensstande gewährt worden, und zufolge seiner Auszeichnung vor dem Feinde erhielt er den Majorscharakter ad honores. Freudestrahlend verkündete er Julien diese ehrenvolle Rangerhöhung, und ein liebevoll entgegenkommendes Herz freute sich mit.

Bald wurde von der Kanzel in der Kirche „mit dreimaligem Aufgebot" die bevorstehende Trauung des Paares verkündet, und sowohl die Neugierde als die wirkliche Theilnahme hatte wieder auf eine Weile reichliche Nahrung für das Gespräch in den kleinen und kleinsten Kreisen der Stadt, die den Major von Sonnberg gerne als ihren Bürger aufnahm. — Der jugendlich kräftige Mann von kaum 34—35 Jahren wollte in seinem Pensionsstande nicht müßig gehen; er bewarb sich bei dem Stadtmagistrate sogleich um ein Amt, und es ward ihm die Verleihung eines solchen rücksichtsvoll zugesagt.

Die Stunde der Trauung Ludwig's und Juliens beglückte und belohnte zwei der treuesten Herzen.

Daß die in voller Frische der Gesundheit aufgeblühte Julie in ihrem geschmackvollen Brautkleid reizend aussah, von der jüngeren weiblichen Einwohnerschaft neugierig betrachtet und um den schönen Mann beneidet wurde, wollen wir nur nebenbei erwähnen.

Zur Feier des Tages, der nicht mit einer lärmenden, großen Hochzeit begangen wurde, fuhren sie mit der kleinen Ludovika, die nun ihren Vater gefunden hatte, und mit der zufriedengestellten Muhme Aloisia nach Gmunden am schönen Traunsee, wohin sie nur drei Fahrstunden hatten. Dort in der Pracht der Alpennatur, genossen ihre empfänglichen Seelen die ersten Seligkeiten des auf ewig geschlossenen Bundes. — Julie fühlte sich doppelt glücklich in dem Gedanken, daß nun auch ihre bürgerliche Ehre vor dem öffentlichen Gerichte der Welt hergestellt war.

Muhme Aloisia, völlig bekehrt, that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß aus Julie nun gar eine Frau Majorin geworden, und daß sie nach einem Jahre einen kleinen Großneffen in ihren Armen wiegte.

# Ein „land'leriſches“ Aſchenbrödel.

Eine Viertelstunde abseits von der Straße, welche von Ischel zum Hallstädtersee führt, in der romantischen Thalwindung zwischen den schönen und ansehnlichen Dörfern Laufen und Goisern, liegt nahe an den Gehängen waldiger Berge das stattliche Gehöft der Mühle, von welcher wir die wirkliche Thatsache unserer kleinen Volksgeschichte mit der Vorerinnerung erzählen wollen, daß sich dieselbe erst vor wenigen Jahrzehenden zugetragen habe. Aus Gründen der Schicklichkeit ändern wir die Namen der Orte und der Personen, ohne uns vom Schauplatze der zu Grunde liegenden Begebenheit weit zu entfernen, und nennen das erwähnte Gehöfte die Erlbachmühle.

Das reinliche weiße Haus, ein Stockwerk hoch, im Vordergrunde der zu beiden Seiten anstoßenden Mühlwerke, trägt schon von außen das Gepräge der Wohlhabenheit, und macht bei dem Anblick seiner Lage und der ganzen Umgebung den wohlthuenden Eindruck eines patriarchalischen Besitzes. Das freundliche Bild ergänzt ein großer Obstgarten hinter dem Hause, wo sich die übrigen Wirthschaftsgebäude, Stallungen und Scheuern anschließen. Das Eigenthum der Mühle umfaßt noch einige Felder in der Nähe, — zu größeren Ackerflächen ist in diesen schmalen Thälern wenig Raum, — aber desto mehr Joche zählt es an Wiese und Wald.

Wir fühlen uns da bald heimisch bei dem Rauschen des grünen Bergwassers, das mit einem kleinen Arme der raschen Traun die Mahl- und Sägemühle treibt, und angenehme Erinnerungen aus der glücklichen Kinderzeit weckt uns das gleichmäßige Geklapper der einen und das emsige Raspeln der andern. Anheimelnd muß an solchen Punkten das Gefühl des fremden Wanderers sein, da er sich in dem Lande befindet, über welches nicht nur die Natur die Fülle ihres Segens und ihrer Schönheit ergoß, sondern wo auch — trotz der Klagen über verschlimmerte Zeiten und Sitten — noch viele treuherzige und gastfreundliche Menschen wohnen. — Glücklich prei-

sen mag sich der Mann, der dies sein eigen nennt, der da lebt und rüstig schafft.

Dieser Gedanke wird sich Manchem, welcher da des Weges zieht, mit der verzeihlichen Regung eines stillen Neides aufdrängen, — aber ach, auf keiner Stätte der Erde ist das Glück des Menschen ungetrübt. — Ein Beitrag zur Bestätigung dieser jahrtausendalten Erfahrung ist der weitere Verlauf unserer Erzählung.

* * *

Der Herbst war gekommen und es begann bereits früher zu dämmern.

Im Dunkel des Abends huschte ein Mädchen rückwärts aus der Mühle, horchte vorsichtig umher und eilte dann längs des Gartenzaunes zu der alten Linde, welche an dem wenig betretenen Wiesenpfade hinter dem Garten stand. — Das Mädchen hatte über Kopf und Oberleib ein großes, dunkles Tuch geworfen, das ihre Gestalt halb verhüllte und nur dem Nahestehenden ein bildschönes, wenn auch etwas bleiches Gesichtchen hätte sehen lassen.

Im tiefen Schatten unter der Linde wartete ein blonder junger Mann, der offenbar zu einem besonderen, vielleicht nur zu dem gewöhnlichen Stelldichein gekommen war. Er trug die malerische Tracht eines Jägers im Hochgebirge, den Stutzen über der Schulter, den grünen Hut mit Gemsbart und Schildhahnfeder etwas keck nach der Seite. Von keinem Mantel verhüllt, sondern nur in eine feine Lodenjacke gekleidet, zeigte er seine hohe schlanke Gestalt, und die regelmäßigen, frisch gerötheten Züge seines Gesichtes lassen errathen, daß wir einen der schönsten jungen Männer des Gebirges vor uns haben.

Es ist Eberhard, der erste Forstjunge von der kaiserlichen Herrschaft Wildenstein.

Das Mädchen schien ihn leidenschaftlich zu lieben, denn sie war auf ihn zugeeilt, warf sich an seine Brust, rief nur seinen Namen und war längere Zeit keines anderen Wortes mächtig.

Ob er die Liebe des Mädchens mit demselben Feuer erwiederte, können wir zwar nicht erkennen; als aber die Aufregung der ersten Begrüßung vorüber war, begann jetzt zwi-

schen den Beiden ein halb unterdrücktes, heftiges Geflüster, und das Mädchen kam sichtlich in neue, immer größere Aufregung, welche — wie es schien — zuerst in bitteren Vorwürfen sich aussprach, dann aber in lautes Schluchzen überging.

Lise, eine alte, vertraute Magd in der Mühle, hatte während dieses Auftrittes draußen unter der Linde, im Gartenhause etwas zu holen, wo sie, durch die Stimmen des liebenden und streitenden Paares aufmerksam gemacht, stehen blieb und ungesehen von den Beiden, die sie ungeachtet der Dunkelheit doch gar bald erkannte, ihrem scharfen Gespräche zuhorchte. — Wiewohl sie nur wenig davon verstehen konnte, brachte die Alte doch so viel heraus, daß es sich zwischen den Zweien um etwas Wichtiges handeln müsse, was sie von jetzt mit einer gewaltigen Neugier erfüllte. Sie ging bis zum hinteren Zaune des Gartens, wo sie etwas näher war, und von einem Hollunderbusch gedeckt, bequem hingucken konnte; aber sie verstand auch hier nur einzelne Ausrufungen, wie sehr sie auch die Ohren spitzte. Dagegen sah sie deutlich, daß sich Resi, — so hieß das Mädchen — ungemein heftig geberdete, und daß Eberhard vergebens sie zu beschwichtigen suchte.

Voll Verwunderung über dieses Ausserssichsein der Resi ging die Alte leise zurück, seufzte und schüttelte den Kopf. Was muß denn da vorgefallen sein? sagte sie zu sich selbst. Na, es wird wohl bald aufmahrig*) werden, was dahinter steckt. Wahrscheinlich hat sie den leichtsinnigen Schlankel auf einer Untreu ertappt, wie halt die Männerleut schon sind! — Die Resi erbarmt mir! fügte sie gutmüthig hinzu. — Mit der Betrachtung: Da sieht man, daß Einem auch die Schönheit nicht hilft, beendete die runzlige Dirne, welche wohl niemals eine Schöhnheit war, ihr Selbstgespräch, sachte hinter sich die Garthenthür schließend.

Bald darauf hatte auch das Liebespaar sich getrennt, auf eine Art und Weise, die für das Mädchen traurig genug war.

In ihr großes, wollenes Tuch tief vermummt, ging Resi langsamen Schrittes zurück in's Haus, trocknete sich die Thränen, rang nach Fassung und bemühte sich, ihre innere Bewe-

*) offenkundig, verlautbart.

gung vor den übrigen Hausgenossen zu verbergen. In der Schlafstube netzte sie das Kissen mit um so heißeren Thränen; sie weinte still im Bette und schloß die ganze Nacht kein Auge. Nur Lise, die verschwiegene Alte, errieth den Grund davon.

In den nächsten acht Tagen folgten sich noch zwei solche Begegnungen, dann war Alles wie abgeschnitten; denn Eberhard hatte eine andere Dienstesbestimmung erhalten.

* * *

Seit jenem ersten Abend waren etwa drei Wochen vergangen. Heute ist Sonntag, auf welchen diesmal das Fest der heil. Theresia gefallen war. — Der Tag wurde in der Mühle festlich begangen, denn die Meisterin und die älteste Tochter des Hauses feierten ihr Namensfest. — Im größten Staate war Herr Steininger und Familie zur Kirche nach Goisern gefahren und vor anderthalb Stunden von dort nach Hause zurückgekommen. — Jetzt verrichteten sie das gewohnte Tischgebet und setzten sich zum feiertäglichen Mittagmahl.

Der große, eichene Tisch, vorne in der Ecke der getäfelten Herrnstube, war mit schneeweißen, feinen Linnen gedeckt und die zinnernen Teller funkelten spiegelblank.

Steininger, ein rüstiger Mann von fünfzig und einigen Jahren, mit noch dunklem Haar und einem wohlgenährten, bartlosen Gesicht voll Lebenslust, schien sich seiner Gesundheit, seiner Wohlhabenheit und auch seiner Familie sehr zu freuen. Er führte mit seiner Frau Therese eine zufriedene Ehe, die mit drei, nun schon erwachsenen Töchtern gesegnet war.

Die Meisterin, eine noch hübsche Frau, saß ihm zur Seite. Sie war jedoch nicht so heiter und gesprächig wie sonst, wiewohl ja eben ihr Namensfest begangen wurde, ein werthvolles neues Kleid ihr Angebinde und das ganze Hauswesen in bester Ordnung war.

Wir möchten glauben, daß es vielleicht das Mutterauge war, dessen tieferer Blick ihr seit einiger Zeit Kummer verursachte. — Steininger, in der frohen Laune seines glücklichen Temperaments und für solche Wahrnehmungen überhaupt nicht sehr feinfühlig, bemerkte dies nicht, indem er allein das Wort führte, vom Geschäft und von Bekannten erzählte und die Familie mit vielerlei Scherzen unterhielt.

Am Tische saßen noch zwei blühende, blonde, blauäugige Mädchen von 17 und 18 Jahren, die beiden jüngeren Töchter, Rosi und Marianne, die leibhaftigen Ebenbilder der ebenfalls blonden Mutter. Die Mädchen gaben sich bei den Scherzen des Vaters dem Frohsinn ihrer Jugend hin und lachten nach Herzenslust.

Wo aber ist die dritte Tochter?

Eben fragte der Vater mit einigem Befremden: „Warum bleibt denn die Resi nicht bei uns? Heut' an ihrem Namenstag!?"

Begütigend, jedoch halb ungläubig, entgegnete die ernstere Mutter: „Sie hat es sich nicht nehmen lassen, heut in der Küche zu dirigiren. Du weißt ja, je mehr Arbeit und Umbastlerei im Haus, desto lieber ist es ihr."

„Ja, ein Erzdirndl!" sagte der Müller wohlgefällig. In diesem Augenblicke kam Resi herein, indem sie selbst den Braten auftrug.

Wir erkennen in ihr das Mädchen vom Stelldichein unter der Linde. — Aber wie ganz anders, wie allerliebst sieht sie heute aus! — Genau so wie die Schwestern gekleidet, hatte sie nach Landessitte um das feine Köpfchen und über das gescheitelte, dunkelbraune Haar mit hohem Kamm das schwarzseidene Tuch geschlungen; ein Jäckchen von schwarzem Sammt, ein hellfarbiges Busentuch von Musselin, ein Rock von dunkelblauer Seide und eine weiße, feine mit Spitzen garnirte Schürze bildeten ihren geschmackvollen Sonntagsanzug im Hause. Ein goldenes Armband an dem einen Handgelenke zeigte das Angebinde des heutigen Festtages. — So hübsch und blühend auch die zwei jüngeren Schwestern waren, Resi übertraf sie noch um Vieles, und man nannte sie weit und breit in der Runde des Kammerguts die Schönste. — Freilich hatte sich in der letzteren Zeit an ihrer blendenden, äußeren Erscheinung Mancherlei geändert. Das frühere Roth ihrer Wangen war einer auffallenden Bläße gewichen, und aus den braunen, seelenvollen Augen sprach ein tiefgeheimes Weh. Mühsam bekämpfte sie vor den Eltern und Geschwistern die Niedergeschlagenheit ihres Gemüthes, das vordem so fröhlich war wie jenes der Schwestern, bis sie — wie die Leute im Hause sagten — mit Eberhard bekannt wurde.

Als sie eingetreten war, zwang sich das schöne und im Grunde des Herzens gute Mädchen, eine möglichst heitere Miene zu zeigen, um ja den heutigen Tag nicht zu verderben.

Der Vater rief ihr wohlgelaunt entgegen: „Resi, jetzt bleib einmal da und sei lustig mit uns! Komm!“ — und dabei hob er sein volles Weinglas, — „ich trinke auf unsere lieben Reserln, — auf Deiner Mutter und auf Deine Gesundheit!“

Er leerte das Glas bis zur Neige, während die Mutter und die drei Töchter von ihren Gläsern nippten.

Es entstand eine kleine Pause, weil die Müllerin und Resi, eben die beiden Namenstage, nicht in die rechte Stimmung kommen wollten.

Da begann Herr Steininger gegen die erschreckte Resi hin gutmüthig zu poltern: „Ich weiß schon, was dem Mädel im Kopf steckt. Das ist der Eberhard, der Dir seit längerer Zeit überall aufgelauert hat, und dem Du vielleicht mehr Gehör gegeben hast, als gut ist.“

Bei den letzten Worten zuckte Resi leise zusammen und ihr bleiches Gesicht war jetzt wie mit Blut übergossen.

„Da muß ich dem Vater ganz Recht geben“, — sprach die Müllerin so schonend als möglich. — „Weil aber diese Geschichte heute nun einmal auf das Tapet kommt, so kann ich auch nicht schweigen, sondern muß recht ernstlich bemerken, daß ich diesem Menschen nicht traue, wenn er auch von Gesicht und Statur noch so sauber ist; denn so viel man hört, ist er ein sehr leichter Gesell, ein gewissenloser Mensch“, — Resi machte eine zuckende Bewegung und heftete den trüben Blick unverwandt zur Erde, — „der sich“ — fuhr die Müllerin in ihrem mütterlichen Eifer fort, — „vielleicht damit prahlt, daß er auch Dir den Kopf verrückt hat. Er sieht mir gar nicht darnach aus, als ob es ihm bei einem rechtschaffenen, soliden Mädel Ernst wäre. In seiner Lage, mit seiner geringen Anstellung kann er auch gar nicht heirathen, daher er Dich sitzen läßt, oder er speculirt nur auf Dein Geld, — das Eine so schlecht wie das Andere!“

Resi schien im Innersten ihrer Seele zu zittern; sie wollte sprechen vermochte aber nicht, auch nur Ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu erwiedern.

Als nun Rosi drein reden wollte, und für die Schwester Partei nehmend, voll Naivetät meinte: „Die Resi hat doch einen guten Gusto gehabt!“ — da wurde sie alsbald von der Mutter tüchtig abgetrumpft.

Der Müller rückte während dieser Verhandlung unruhig und unbehaglich auf seinem Stuhle hin und her, und trank ein und das andere Mal aus seinem Glase; er erbarmte sich der gefolterten Resi und wollte dem ernsten Gespräche wieder eine fröhlichere Wendung geben, indem er sprach: „Na, die Resi ist ja ein gescheidtes Dirndl und wird sich diesen flüchtigen Liebeshandel bald aus dem Sinn schlagen. Die Geschichte hat ja hoffentlich ohnehin schon ein Ende.“

Resi's Wangen wechselten in Röthe und Bläße.

„Sei'n wir froh“, — rief der Vater, der wieder das Wort nahm, — „daß der Eberhard vor 14 Tagen von hier weggekommen und tief in's Salzburgische hinein versetzt worden ist.“ Er wendete sich zur Müllerin und sagte: „Laß Dir deshalb nicht bange sein! — Schau, Alte, wir sind auch einmal jung gewesen und haben hinter dem Rücken der Eltern manchen kleinen Streich gemacht.“

Die Müllerin verwies ihm die Rede durch einen Wink der Augen, und sah besorgt nach den beiden jüngeren Töchtern. — Der Müller aber ließ sich nicht irre machen und sprach zu seinem Weibe: „Legen wir jetzt einen Stein darauf und sei gegen die Resi nicht zu strenge!“

Resi warf einen innigen Blick der Dankbarkeit auf den Vater und ging dann schnell hinaus, indem sie sagte, daß sie wieder in der Küche nachsehen müsse.

„Gott gebe“ — entgegnete die Müllerin, als Resi draußen war, ihrem Manne — „daß Alles so leicht und eben abläuft, wie Du meinst! — Guter Franz, Du kennst Dein Kind nicht so wie ich. Sie ist leidenschaftlich und dabei doch ihr Kopf sehr fest, fester als der meine und der Deine.“

Sie erzählte davon mehrere Beispiele, verläugnete aber bei keinem Worte das warme Gefühl ihrer mütterlichen Liebe.

Das versöhnte den Müller. Er war über Resi völlig beruhigt und ließ sich, seine Familie zum Essen und Trinken anfeuernd, die reichliche Tafel wohl schmecken.

Resi kam nicht wieder herein, sondern es erschien eine

junge Küchenmagd, welche die noch übrigen Speisen auftrug. — Es war wie ein stillschweigendes Uebereinkommen, Resi jetzt in Ruhe zu lassen, und das trauliche Familiengespräch war schon längst auf andere Dinge gekommen, als jetzt mit Einem Male eine Unterbrechung erfolgte.

* * *

In den Hof der Mühle fuhr eine leichte, offene Kalesche, mit zwei schönen Braunen bespannt. Ein junger Mann vom ländlichen Mittelstande, in einen leichten Mantel gehüllt, lenkte die Pferde. — Bei der Einfahrt durch das Hofthor hatte er zu den Fenstern der ebenerdigen Herrnstube mit freundlichem Hutschwenken hineingegrüßt.

Der Müller, der ihn zuerst bemerkte, rief: „Das ist der junge Mayrhauser!" und eilte hinaus, um den unerwarteten Gast zu begrüßen.

Dieser war behende vom Wagen gesprungen und hatte seine Pferde dem herzugeeilten Kutscher des Hauses zur weiteren Obsorge übergeben.

Der Müller und der Angekommene begrüßten sich als gute Bekannte auf das Freundschaftlichste.

Der fremde, junge Mann, wohlgebaut und mit offenen, sehr einnehmenden Gesichtszügen war Georg Mayrhauser, der einzige Sohn eines sehr wohlhabenden Wirthes am Attersee. — Seine sorgfältige Kleidung, zwar nach ländlichem Schnitte, paßte zu seinem Stande und zu seiner angenehmen Gestalt. Der mäßig gekrämpte Hut war von langhaarigem Biberfell, der kurze, dunkle Rock vom feinsten Tuch, der halb offene Hals von leichtem, schwarzem Krepp umschlungen, die Weste von Seide und das Beinkleid vom besten Hirschleder, an welches sich hart an den Knien die hohen, glänzenden Röhrenstiefel schlossen.

Steininger führte ihn sogleich zu seiner Familie. — Beim Eintreten rief er der Müllerin sein Willkommen frisch und laut entgegen: „Grüß' Ihnen Gott, Frau Steiningerin! Ich komm' noch nicht zu spät zum Gratuliren. Es gilt noch, denn sie haben heute gewiß noch kein Kraut gegessen."

Er schüttelte ihr kräftig und treuherzig die Hand, was die Müllerin mit einem sehr freundlichen Gegengruß erwiederte.

Georg begrüßte jetzt auch die beiden Mädchen und rief in beifälliger Verwunderung: „Ah, wie die Rosi und die Marianne groß und — sauber geworden sind!“

Die herzliche Zuvorkommenheit der Familie bezeugte dem Ankömmling, daß er ein sehr gerne gesehener Gast sei.

Er fragte jetzt in auffallender Hastigkeit: „Wo ist denn die Resi? Ist sie nicht zu Hause?“

„Ja, ja!“ antwortete die Müllerin etwas verlegen, — „sie ist daheim.“

Das Gesicht Georg's klärte sich wieder auf, und auf das freundliche Geheiß der Familie nahm er jetzt am Tische zwischen dem Müller und der Müllerin Platz, die ihn sogleich zu bewirthen anfingen. — Der kerngesunde, dreißigjährige Mann zeigte aber wenig Hunger und Durst, denn seine Seele und sein ganzes Innere war von etwas Anderem voll.

Rosi stand jetzt auf und meinte, daß sie die Resi rufen werde.

Georg hielt sie am Arme zurück und sagte: „Liebe Rosi, ein wenig später! — Es ist mir ganz lieb, daß sie zum Anfang nicht hier ist.“

Die Müllerin sah ihren Mann mit einem bedeutungsvollen Blicke an.

Georg theilte jetzt den Zweck seines Besuches mit wobei er nach der Einfachheit und Wahrheit seines Wesens ungeschminkt und unverblümt, jedoch mit großer Wärme und Ueberzeugungstreue sprach. — „Herr Steininger und Frau Steiningerin“ — begann er, — „ich komme heute in einer recht wichtigen Angelegenheit zu Euch, und habe mir dazu just den heutigen Namenstag ausgesucht, weil ich von meiner seligen Mutter her auf solche Tage viel halte.“

Alle nickten beifällig und horchten mit gespanntester Aufmerksamkeit.

„Ihr wißt“ — sagte Georg in Fortsetzung seiner gemüthvollen Ansprache, — „daß ich Euch und Euer ehrbares Haus schon lange und von ganzem Herzen hochschätze, und obschon wir einige Stunden weit auseinander wohnen, so weiß ich doch, daß auch ich bei Euch einen Fleck gelte.“

Steininger und seine Frau gaben ihm durch Händedrücke ihre Zustimmung zu erkennen.

„Ich habe eine kleine Einleitung vorausgeschickt", — sagte Georg weiter, — „damit ich nicht ungeschickt mit der Thür in's Haus falle; — aber ich bringe es nicht zusammen, lange von außen herumzugehen."

Die Müllerin horchte mit sichtlicher Freude.

Georg fuhr fort: „Mein guter Vater ist über 70 Jahre alt; er hat sich sein Lebtag viel geplagt, und seinen Fleiß und seiner Rechtschaffenheit verdanken wir unsern guten Hausstand."

„Wahr ist's!" bekräftigte der Müller mit lebhafter Betonung. — „Wer kennt nicht den Herrn Mayrhauser, den Erzmann!"

Der junge Gast nahm wieder das Wort: „Seit einiger Zeit verlassen ihn die Kräfte, und er sehnt sich nach einem ruhigeren Leben. Vor einigen Tagen, als er eben wieder recht leidend und matt gewesen ist, hat er mich zu sich in sein Schlafzimmer gerufen und hat zu mir gesagt: Georg, mit mir will's nicht mehr recht gehen und ich muß mich geben. — Du bist alt und vernünftig genug, um statt meiner das Haus und unsere ganze Wirthschaft zu übernehmen. Weil aber seit dem Tode deiner Mutter keine Frau im Hause ist und die Dienstbotenregierung nichts taugt, so mußt Du heiraten, — und das bald!"

Die Theilnahme der Müllerfamilie kam bei diesen Worten in eine noch höhere Spannung.

„Lieber Vater," — hab ich ihm darauf geantwortet, lebt noch recht lange zu unserer Aller Freude, — und wir wollen miteinander wirthschaften. Was aber das Heiraten anbelangt, so hab' ich seit einem Jahr im Stillen selbst schon daran gedacht, und jetzt will ich ernstlich daran gehen. Ich kenne ein Mädel", — er sprach dies mit erhöhter Wärme, — „das alle vortrefflichen Eigenschaften besitzt, die man sich nur wünschen kann. Sie ist von sehr braven Eltern, häuslich erzogen, fleißig, verständig, gut im Gemüth, paßt zu mir nach Stand und Alter, ist ausnehmend schön — nur zu schön für mich, und hat obendrein Vermögen."

Die innere Bewegung seiner Zuhörer steigerte sich bei jedem Worte.

„Na", — hat mein Vater vergnügt ausgerufen, — „wenn Du die kriegst, dann hast Du alle neun beisammen.

„Ob ich sie kriege, habe ich zum Vater gesagt, dafür hab' ich freilich nicht Siegel und Brief, aber die Freundschaft zwischen unserem Haus und dem ihrigen, unser guter Name, meine aufrichtige Gesinnung und meine muthige Offenheit geben mir die allerbeste Hoffnung."

„Wer ist den Deine Auserwählte?" hat mein Vater neugierig gefragt.

Statt die Antwort in der bisherigen Erzählungsweise zu geben, stand jetzt Georg rasch auf und sprach in beinahe feierlichen Tone: „Die Steininger Resi von Goisern!"

Dieser Erklärung folgte eine Scene unbeschreiblicher Ueberraschung. — „Die Resi?" riefen Alle wie aus Einem Munde, aber der Ausdruck des Tones war ein verschiedener. Augenblickliche und unbedingte Zustimmung von Seite des Vaters, Mädchenhaftigkeit und schwesterliche Liebe von Rosi und Marianne, Freude und Verlegenheit von Seite der Mutter.

„Ja," — rief Georg, — „das ist mein feierliches Anliegen! Ich bin als Brautwerber zu Euch gekommen und bitte um die Hand Eurer Resi. Nehmt Ihr meine Werbung freundlich auf, so macht ihr mich zum glücklichsten Menschen!"

Der Müller, schon ein bischen weinselig, umarmte ihn freudig und rief völlig gerührt: „Wo könnte ich denn einen liebern Schwiegersohn finden?"

Die Müllerin faßte Georg's Hand und sprach mit offenem Biedersinn: „Ich denke so wie mein Mann und freue mich so herzlich wie er, aber" — sie fand nicht gleich das rechte Wort und stockte einen Augenblick, — „aber die Resi müssen wir früher auch noch hören."

Georg erwiederte: „Die Einwilligung der Eltern ist schon mein halber Triumph, und die Resi — das hoffe ich zu Gott — wird mein Glück vollständig machen."

Nach einer kleinen Pause, die in solchen Momenten oft entstehen, sagte Georg mit etwas herabgestimmtem Tone: „Ich habe wohl von einer kleinen Liebschaft gehört, die sie mit einem Forstjungen von hier gehabt hat" —

Der Müller machte mit der Hand eine ablehnende Bewegung, während über die Stirne der Müllerin ein Schatten zog.

Der wackere, etwas sanguinische junge Mann schloß seine Ansprache mit der treuherzigen Versicherung: „Ich stoße mich

nicht daran, weil ich mich mit dem Gedanken tröste, daß es unmöglich etwas Ernstes gewesen ist. Dergleichen flüchtige Bekanntschaften, ein Gefallen auf das Gesicht hin, muß man den Mädeln nicht zu strenge auslegen; sie lassen davon ab, wenn von einer andern Seite der rechte Ernst kommt. Zudem ist er, wie ich weiß, nicht mehr hier."

„Freilich, freilich!" versetzte Steininger mit voller Zuversicht, während sich Georg jetzt zu Rosi wendete: „Und nun bitte ich Dich, liebe Rosi, mit Erlaubniß von Vater und Mutter die Resi hereinzurufen!"

Rosi sprang wie ein Rehkitzchen davon.

Georg unterhielt sich unterdessen mit Herrn und Frau Steininger und besprach nach Herzenslust seine Pläne über das neu einzurichtende Hauswesen, blickte aber dabei mit dem einen Auge immer nach der Eingangsthür, die sich lange nicht öffnen wollte.

Erst nach einer geraumen Weile kam Rosi mit der gesuchten Schwester zurück.

Resi ging mit Herzlichkeit, jedoch mit wehwüthig freundlichem Lächeln Georg entgegen, der sie auf das Zärtlichste bewillkommte.

Auf das Geheiß der Mutter mußten jetzt die beiden jüngeren Töchter sich entfernen. Die neugierigen Mädchen thaten es jedoch nur mit zögernder Unlust, wie es ihre halbverdrießlichen Mienen verriethen.

Georg hatte Resi's Hand ergriffen und drückte sie leise. Mit einem Blicke in ihre halbgesenkten, trüben Augen fragte er bescheiden: „Die Rosi hat es Dir vielleicht schon gesagt, warum ich hier bin, liebe Resi?"

Ohne sie aber vorschnell zu einer Antwort zu drängen, nahm er mit beredten Worten nun seine eigentliche Werbung wieder auf. Er berief sich auf die freundliche Zuneignng, die sie ihm vor einem Jahre, gelegenheitlich eines Zusammentreffens in Gesellschaft ihrer Eltern in Ischl bewiesen, und wie ihn seit jener Stunde stets ihr liebes Bild begleitet habe.

Georg schüttete sein übervolles Herz vor ihr aus, und sprach mit einer solchen Verständigkeit und einer so rücksichtsvollen Schonung, daß man sie einem Manne seines Standes kaum zugetraut hätte.

Resi befand sich in der größten Aufregung, ohne daß sie übrigens bis jetzt gezwungen gewesen wäre, eine unmittelbare und entscheidende Antwort zu geben.

Georg, der die geheimen Schriftzeichen in ihren sehr bewegten, wechselnden Gesichtszügen nicht zu lesen verstand, kam nach wiederholten, heiligen Betheuerungen seiner heißesten und uneigennützigsten Liebe, nun zum Schlusse und bat sie, unter beiderseitiger Einwilligung von Vater und Mutter, einstweilen nur um ihr vorläufiges, liebevolles Jawort.

Die beiden Eltern traten jetzt zu ihr hin und redeten ihr auf das Liebreichste zu.

Statt jedoch eine Antwort zu geben, sank Resi in ihrer heftigen inneren Bewegung auf einen Stuhl und brach in lautes Weinen aus.

Der Müller und die Müllerin waren kaum weniger bestürzt, als der arme Georg, alle drei aber bemühten sich, das so stürmisch erregte Mädchen wieder zu beruhigen.

Mit großer Anstrengung stammelte sie die Worte: „Ich war Dir sehr geneigt, Georg! aber" — ihre Stimme stockte, und aus der krampfhaft zusammengeschnürten Kehle brachte sie nur noch den fast gellenden Schrei hervor: „Ich kann nicht!"

Mit diesen niederschmetternden Worten stürzte sie, wie in wirrer Flucht, zur Thür hinaus.

Wer schildert die betäubenden Wirkungen dieses so plötzlichen Wechsels, — die Empfindungen in der Brust der Nachstarrenden?

Georg stand wie versteinert. „Zu spät!" rief er schmerzlich aus und schlug sich vor die Stirne.

Die beiden Eltern waren auf das Aeußerste ergriffen und Georg gegenüber in gleichem Grade betreten; sie wußten nicht, wie sie sich und ihre Tochter entschuldigen sollten.

Der Müller ermannte sich zuerst; und als unverwüstlich frohsinniger Lebemann fand er auch das Mittel, dem schlimmen Stand der Dinge wieder eine angenehmere Seite abzugewinnen. — „Das ärgerliche Mädel" — sagte er, — „hat uns einen Strich durch die Rechnung gemacht, aber — nur einstweilen! — Der Eberhard ist erst zu kurze Zeit fort, — Du mein lieber Georg, bist halt noch ein wenig zu früh gekommen

Wir müssen der Resi Zeit lassen, sie wird schon zur Besinnung kommen."

„Ein Glück wär's!" seufzte die Müllerin.

Georg schöpfte allmälig wieder freieren Athem. — „Ich gebe die Hoffnung nicht auf," sagte Georg mit dem nachklingenden Tone seiner tiefen Erschütterung. — „Für heute aber wollen wir abbrechen. Ich will Euch und die Resi nicht länger quälen. Wenn Ihr's erlaubt, so such' ich Euch von heut' in vier Wochen wieder heim. Schreibt mir aber in der Zwischenzeit keine Silbe; denn das Geschriebene ersetzt nicht fünf Minuten des persönlichen und mündlichen Verkehrs."

Er reichte dem Müller und der Müllerin die Hand, die ihm das Bittere des Abschiedes durch alle erdenklichen Trostgründe zu mildern suchten.

Mit schwerem Herzen beurlaubte er sich, und, von den Beiden in den Hof hinausbegleitet, bemühte er sich vergebens, Resi irgendwo — noch einmal zu sehen.

Sie blieb unsichtbar. — Statt ihrer kamen Rosi und Marianne zum Vorschein, die mit halb verweinten Augen von Georg, den sie gleich den Eltern recht lieb gewonnen hatten, Abschied nahmen.

Sein Wagen war bald angespannt, und nach einer kleinen Viertelstunde fuhr der überaus wackere junge Mayrhauser traurig von dannen.

Unter dem Bogen des Hofthores blickte er noch einmal um und winkte der von ihm so hoch verehrten, befreundeten Familie die letzten Grüße.

Wie in Betäubung standen der Müller und die Seinen im Hofe, unschlüssig, was jetzt zu thun.

„Mädeln!" sagte dann die Müllerin zu Rosi und Marianne, — „laßt für heute mich und den Vater allein! — Verzehrt euer Abendessen, wenn ihr noch etwas wollt, in eurem Schlafzimmer, und geht bald zu Bette!"

Die Mädchen nickten zu dem Befehle der Mutter mit dem Kopfe, sahen aber einander verwundert an.

* * *

Der Freude über einen so vortrefflichen Schwiegersohn beraubt, saßen Steininger und Frau tiefbekümmerten Herzens

in ihrem Schlafstübchen beisammen und verhandelten eifrig das heute vorgefallene Familienereigniß.

Sie stritten nicht, sondern sprachen nur, denn die Ansichten des rechtschaffenen Ehepaares gingen in der Hauptsache nie auseinander. Vor der Hand waren sie freilich rathlos.

Die Mühlknechte, Maierleute und sonstigen Dienstboten, welche sich die Anordnungen der Herrenleute für den morgigen Werktag holten, wurden heute rascher, als sie es gewohnt waren, abgefertigt.

Jetzt trat die Müllerin unter die Thür, welche auf die Hausflur führte, rief die alte Lise und trug ihr auf, der Resi zu sagen, daß sie kommen solle.

Resi kam, langsamen Schrittes, gesenkten Blickes, im Gesichte noch blässer als früher, und mit dem Ausdrucke der innersten Zerknirschung. — Das arme Mädchen zitterte und glich einer zusammengetretenen Rose.

Den Eltern fiel ihr Zustand auf, sie schrieben aber die Ursache desselben im Allgemeinen nur ihrer Furcht zu, daß sie sich vor ihnen über den zurückgewiesenen Antrag Georg's jetzt werde rechtfertigen müssen.

Die Mutter, zuerst das Wort ergreifend, sagte zu Resi, mit einem Tone, der trotz des Aergers der Eltern über das Vorgefallene dennoch nicht frei von mütterlicher Liebe war: „Du kannst Dir denken, warum wir Dich haben hereinrufen lassen. Ich muß Dir sagen, daß ich und der Vater gleich sehr bestürzt, bekümmert und erzürnt sind, weil Du — bloß wegen einer einfältigen, zu nichts führenden Liebschaft — Dein Glück so mit Füßen trittst! — Wie um Gotteswillen ist es möglich, daß Du diesem armseligen Forstjungen noch so sehr anhängst und deßhalb eine Partie ausschlägst, welche Dir einen herzensguten, ungemein braven, vermöglichen Mann verschafft und Dich zur angesehensten Frau gemacht hätte. — Meinst Du denn, thörichtes Ding, daß Du ein halbes Dutzend solcher Anträge bekommen wirst?"

Resi schwieg und hielt sich mühsam an der Lehne eines Stuhles aufrecht.

Der gutmüthige väterlich besorgte, aber stets von seinem leichteren Blute beherrschte Müller wollte der etwas scharfen Einleitung die Spitze abbrechen. — „Sei nur nicht gleich so

außer Dir, Resi! — Wir wollen Dir ja nicht den Kopf abreißen. Solche Geschichten in einer Familie sind schon hundertmal dagewesen. Sag' uns aber wenigstens, daß Du Dir recht ernstlich vornimmst, den Eberhard aus dem Gedächtnisse zu bringen, und nach einiger Zeit das zu thun, was wir wünschen. Wenn Du uns für heute dieses Versprechen leistest, so sind wir schon getröstet und es wird Alles wieder recht werden."

Resi, in unsäglicher Aufregung, sank jetzt vor ihren Eltern auf die Knie und begann in erbarmenerregender Weise zu schluchzen, ohne daß sie fähig gewesen wäre, ein Wort zu sprechen.

„Na, na! was ist denn das?" rief der Müller, im höchsten Grade geängstigt.

Mehr erschreckt als befehlend, sagte die Müllerin: „Ich bitte dich, Resi — rede! Du hast etwas auf dem Herzen!"

„Vater — Mutter — liebe — Eltern!" stammelte das knieende, in Thränen aufgelöste, verzweiflungsvolle Mädchen.

„Mein Gott! Was hast Du denn, Resi?" riefen gleichzeitig und fast in denselben Worten der Müller und die Müllerin. In ihrem Schrecken vergaßen sie, der knienden Tochter das Aufstehen zu gebieten, indem sie so etwas ja noch nie erlebt hatten.

Resi, ein Bild des Erbarmens, rang nach Worten, und machte nun in krampfhaft herausgestoßenen, kurzen Sätzen folgende Enthüllung:

„Vater — Mutter — habt Erbarmen mit mir, — verstoßt mich nicht aus Eurem Angesicht! — Noch vor einem Jahre — hätte ich Georg's glückliche Frau — werden können, — jetzt — wär's zu spät! — Eberhard — meine unglückselige, heftige Leidenschaft — heimliche Zusammenkünfte, — er hatte mir die sichere Heirath versprochen, — ein unseliger Wahn von Vertrauen verblendete mich," — sie wurde durch neues, noch heftigeres Schluchzen unterbrochen, dann rief sie mit der tonlosen Vernichtung einer armen Sünderin: „Ein — unbewachter Augenblick, — ich vergaß mich und Alles um mich her, — — Eberhard hat mich — verführt, — ich gehe einer unauslöschlichen Schande entgegen, — ich bin — —"

„Rede nicht aus, Du unglückseliges Kind!" fiel ihr voll

Entsetzen die bleichgewordene Mutter in's Wort, die am ganzen Leibe zitternd, mit dumpfen Tone hinzufügte: „Wir wissen genug!"

Der Vater, jetzt einen furchtbaren Ernst vor sich sehend, stand wie von einem jähen Donnerschlag getroffen! Seine Erschütterung war nicht weniger tief, vielleicht noch gewaltiger, als jene der Mutter.

Resi erhob jetzt die bittenden Hände und wimmerte: „Verzeihung — Verzeihung, trostlose, hintergangene Eltern, die ich dennoch über Alles liebe auf Erden! — Könnt' ich sterben und meine Schande mit mir in's Grab nehmen, — ich thät' es mit tausend Freuden, so jung ich auch bin und so lieb mir auch das Leben war!"

Ganz außer Fassung, stieß der Müller seinen väterlichen Schmerz — wahrlich in der allermildesten Form — mit den Worten aus: „Resi, warum hast Du uns das gethan!"

In strengstem Tone gebot die Mutter: „Steh' jetzt auf! Alles Reden und Weinen nützt nun nichts mehr. Du weißt, daß wir Dich deshalb nicht erschlagen oder enterben können, aber alle Schande, die Dein schwerer Fehltritt zur Folge hat, mußt Du tragen, — vielleicht Dein Lebelang!"

Resi verhüllte das Antlitz und weinte so bitterlich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Minder von Zorn und Schrecken, als von Schmerz und Mitleid überwältigt, stöhnte der Müller: „Macht für heute ein Ende! Mir brennt das Gehirn, — ich halt' es nicht mehr länger aus!" — Er ging zum breiten, eingelegten Stehkasten, der in der Nähe stand, nahm einen dicken Rock heraus, setzte den Hut auf, öffnete die Thür und sagte im Hinausgehen: „Ich muß ein wenig in die frische Luft hinaus, um mich wieder zu sammeln."

„Bleibe nicht zu lange aus, Franz! Wir haben noch das Weitere zu besprechen," rief die Müllerin unter der Thür dem Fortgehenden eindringlich nach und beschied zugleich die alte Liese zu sich.

Als diese kam, sagte sie zu ihr: „Der Resi ist nicht wohl. Nimm sie mit Dir und sorge dafür, daß sie bald eine warme Suppe bekommt, — sie hat ja auch zu Mittag fast nichts gegessen. Sie wird früher zu Bett gehen; bleibe ihr in der Nähe, für den Fall, als sie etwas braucht."

„Schon recht, Frau Mutter!“ sagte die Alte in mechanischer, aber pünktlicher Treue, Resi aber sank der Mutter stumm an die Brust, küßte sie, riß sich eben so heftig wieder los und eilte hinaus.

Lise folgte ihr bedächtig nach, und wagte nur bei sich im Stillen Vermuthungen zu hegen.

Die Müllerin war jetzt allein. — Den heißen Kopf in die beiden Hände gestützt, stierte sie vor sich hin und brütete über allerlei Gedanken.

Es war kaum eine halbe Stunde vergangen, so kam ihr Mann wieder zurück. — „So ein Alleinherumgehen“ — sagte er beim Eintreten — „taugt nichts. Es geschieht mir leichter, wenn ich bei Dir bin und mit Dir reden kann“. — Er setzte sich an ihre Seite, und nun beriethen sie sich in geheimster Zurückgezogenheit über die weiteren Schritte.

Nach langer Erörterung und reiflicher Ueberlegung vereinigten sie sich zu einem Plane, der die Ehre der Tochter des Hauses retten sollte.

Das ehrenhafte Paar fand darin die eigene Beruhigung und die tröstende Meinung, daß es mit dem gefaßten Vorhaben für heute abschließen und sich zur Ruhe begeben könne.

Nur der Ausruf der Müllerin: „Das war ein schrecklicher Namenstag!“ verrieth noch die vorausgegangenen Stürme. — Unmittelbar darauf verrichtete sie, in der Ecke neben den verhängten Himmelbetten, auf einem Betschämel vor dem Bilde des Gekreuzigten ihr andächtiges Nachtgebet und ohne Zweifel hatte die verzeihende Mutter auch ihr verirrtes Kind mit eingeschlossen.

Der Müller reichte ihr zuletzt noch die Hand, bezeugte ihr durch einen warmen Druck, daß er ihr zum Schlusse des Tages danken wolle für mütterliche Liebe und Treue.

* * *

Am andern Morgen waren Steininger und Frau mit den drei Töchtern am großen Tische der Herrnstube zur gewohnten Stunde beim Frühstück versammelt.

Es wäre dabei ziemlich einsilbig hergegangen, wenn nicht die arglose Unbefangenheit der beiden jüngeren Töchter das Gespräch in einigem Fluß erhalten hätte.

Als der Kaffee eingenommen war, wußte die Mutter Rosi und Mariannen sogleich eine Arbeit im Hause anzuweisen, so daß sich die Mädchen entfernen mußten, ohne daß sie die Absicht merkten.

Die in sich versunkene Resi, welche die Eltern kaum anzublicken wagte, wollte sich gleichfalls entfernen und still zu einer Arbeit gehen, sie wurde jedoch durch ein beiderseitiges: „Bleibe noch ein wenig!" zurückgehalten.

„Ja!" flüsterte sie kaum vernehmbar.

„Höre, Resi" — begann die Mutter mit einem möglichst versöhnlichen Tone — „was ich und der Vater beschlossen haben. — So schwer Du Dich auch gegen uns vergangen hast, so geht uns doch Dein Schicksal tief zu Herzen, und wir könnten selbst keine Ruhe mehr finden."

Das schwer gebeugte Mädchen warf bei diesen Worten einen Blick voll kindlicher Rührung auf die beiden Eltern.

Ernst, wie er es noch nie gewesen, und doch zugleich voll väterlicher Güte, sagte jetzt der Müller: „Wir wollen nicht, daß Du durch Deinen Fehltritt für Deine ganze Zukunft zu Grunde gerichtet sein sollst, sondern wir wollen, daß Deine Ehre, Dein guter Name vor Gott und der Welt wieder hergestellt werde."

Resi antwortete mit einem Blick, worin sich eine unnennbare Traurigkeit spiegelte.

„Um unsern Plan auszuführen" — mit welchen Worten die Mutter den Hauptinhalt der ersten Einleitung abschloß — „gibt es nur ein Mittel, und wir haben uns noch gestern Abends darüber geeinigt, nämlich: Dich so bald als möglich mit Eberhard zu verheiraten."

Resi machte unwillkürlich eine Bewegung, der höchsten Ueberraschung, jedoch nicht die einer freudigen; sie wollte sprechen. —

„Laß mich ausreden!" sagte die Mutter in hastigem Eifer.

„Wenn Dir der Eberhard mit wahrer Liebe zugethan ist, so kannst Du ihn noch zu einem braven Mann machen, und das bleibt immer die Hauptsache. Er ist zwar dermal nicht im Stande, von seinem geringen Einkommen eine Familie zu ernähren, aber wir geben Dir so viel Heiratsgut, daß ihr anständig leben könnt."

„Es soll Euch nichts abgehen!“ bestätigte der Vater, dem das Herz so leicht überquoll.

Von so vieler Liebe und Güte im Innersten ergriffen, bedeckte Resi die Hände der Eltern mit heißen Küssen, dann sprach sie mit gehobener Stimme: „Statt Euer ungerathenes Kind zu verstoßen, wie ich es verdiene, überhäuft Ihr mich noch mit neuen Wohlthaten! O mein Gott! Ich bin dessen nicht werth!“

Der Vater wollte ihren Jammer beschwichtigen: „Wir wollen Dich ja eben wieder aufrichten, können Dich nicht so leiden sehen!“

Mit großem Befremden aber fragte die Mutter: „Hast Du nicht unsern Plan gehört? Warum greifst Du nicht zu mit beiden Händen?“

Resi antwortete mit fast gebrochener Stimme: „Mein Unglück ist ein gränzenloses, unheilbares! — Während ich den tausend Eidschwüren Eberhard's glaubte und vertraute, hat er mich auf das Abscheulichste verrathen. — Ich bin ihm auf die größte aller Schlechtigkeiten, auf Falschheit und Untreue gekommen!“

Unter neuem Ausbruch ihrer Thränen erzählte sie, daß er vor etwa 5—6 Wochen in Hallstadt eine fremde, junge Witwe von Adel kennen lernte, die ihn in ihre Netze gezogen habe. — „Er hat mir das“ — schluchzte sie — „nicht abläugnen können, denn auch seine gähe Versetzung von hier ist nur ein Werk seiner Untreue!“

In leidenschaftlichster Erregung beendete sie die kurze Erzählung mit dem Ausruf: „Meine Liebe zu ihm hat sich in Haß verwandelt!“

„Dann ist Dir nicht zu helfen!“ rief der Vater wie ein Verzweifelnder.

„Nein, mir ist nicht zu helfen!“ hauchte kaum hörbar das verlorene Mädchen und wankte zur Thür hinaus. — Die Mutter war über alle diese Enthüllungen und die sich daran knüpfenden Folgen einer Ohnmacht nahe.

Steininger und Frau standen nun auf einem noch wüsteren Flecke der Trostlosigkeit, als am gestrigen Abend.

Diese practischen und thatkräftigen Leute aber stehen nicht lange rathlos, die Hände in den Schooß legend! sie gingen

schon in der nächsten Viertelstunde daran, einen anderen Weg ausfindig zu machen, auf welchem die Ehre der Tochter und der Ruf des Hauses am Besten gewahrt werden sollte.

Nach einem halbstündigen, ernsten und lebhaften Zwiegespräch, womit ein neuer Plan verabredet und endgiltig gefaßt wurde, erhob sich Steininger von seinem Stuhl und drückte über das Beschlossene seine Befriedigung aus:

„Ja, ja! das ist das Beste, in das obere Mühlviertel! Dorthin kommen die wenigsten Leute."

Gemessenen Schrittes und Furchen auf der Stirne, ging er jetzt zu seinen Geschäften hinaus. — Seit den peinlichen Verhören mit seinem Lieblingskinde hatte sich sein ganzes Wesen geändert; es schien, als wäre er mit einem Male um fünfzehn Jahre älter geworden und als hätte sein früher so leichtes Blut nun einen gar schweren Lauf.

Die Müllerin, wie tief sie auch als Mutter zürnte, liebte und litt, verlor weniger die Geistesgegenwart, und eigentlich rührten alle Anordnungen nur von ihr her. Sie holte jetzt das alte Schreibzeug vom Kasten herunter, legte sich ein Blatt Papier zurecht und begann einen Brief zu schreiben. An dieses Geschäft nicht gewöhnt, brauchte sie volle anderthalb Stunden, bis sie mit dem Briefe zu Stande kam.

Nun wurde gesiegelt und eine jüngere Magd hereingerufen. „Zieh' Dich sogleich an" — sagte sie zu dieser — „und komm' dann wieder herein. Du mußt diesen Brief nach Ischl tragen, auf die Post aufgeben und gegen Recepisse recommandiren. Verstehst Du? — Indessen richte ich Dir das Postgeld zusammen."

Der Befehl war bald vollzogen und die flinke Magd mit dem Briefe fortgeeilt.

Als die Dirne den Brief forttrug, sagte Frau Steininger mit wehmüthigem Humor zu sich selbst: Man muß die Quartiermacher vorausschicken.

Darauf ging auch sie an ihre Arbeiten, deren es für eine solche Hausfrau täglich und stündlich in Fülle gibt. — Der übrige Tag verlief in tiefer Stille; aber die Fröhlichkeit war aus der Erlbachmühle verschwunden, denn auch die Dienstboten merkten, daß bei den Herrenleuten irgend etwas nicht zusammengehe.

Erst nach dem Abendessen, nachdem Rosi und Marianne von der Mutter noch verschiedene Aufträge für die Mägde erhalten und sich deßhalb entfernt hatten, folgte die Fortsetzung der Verhandlung vom Morgen.

Die Mutter ergriff das Wort: „Resi, wir müssen für Deine nächste Zukunft sorgen. Bei den eingetretenen Umständen ist es natürlich, daß Du nicht im Hause hier bleiben kannst, schon um Deiner jüngeren Schwestern willen."

Resi, hoch erröthend und tief verschämt, schlug die Augen nieder.

„Wir bringen Dich" — fuhr die Mutter fort — „zur verwitweten Muhme Agnes, die bei . . . lebt" — sie nannte einen kleinen Marktflecken im oberen Mühlviertel — „in ihrem Hause bist Du gut aufgehoben und vor der Welt möglichst verborgen. Deinen Schwestern, den Hausleuten und sonstigen Bekannten wollen wir sagen, dem Vetter Joseph im Mühlviertel sei plötzlich seine Frau gestorben und er habe dringend gebeten, daß Du ihm die Wirthschaft führen sollst. Die Entfernung ist groß genug, um das Geheimniß bewahren zu können. Der Brief, der Deine Ankunft meldet, ist schon abgegangen. Wir wollen Dich in den Stand setzen, daß Du noch in dieser Woche die Reise antreten kannst."

„Das ist Alles" — sagte der Vater traurig — „was wir jetzt für Dein Bestes thun können. Es wird von Deiner eigenen Klugheit abhängen, daß Du in Deinem Zufluchtsorte nicht verrathen wirst."

Resi, von dieser so schonenden Behandlung und liebevollen Obsorge tief gerührt, unterwarf sich mit Betheuerungen ihrer innigsten Dankbarkeit, unbedingt dem Willen der Eltern, und schon am Abend des zweiten Tages war zur Abreise Resi's Alles geordnet.

Die alte Lise wurde ins Vertrauen gezogen und für die Fahrt in's entlegene Mühlviertel zur Begleiterin bestimmt. — Der Kutscher Mathes hatte die Reisekalleſche hergerichtet und den vollgepackten Koffer Resi's bereits aufgeladen.

Früh am andern Morgen, ehe noch die Dienstleute ihre Tagesverrichtungen aufnahmen, erfolgte der stille Aufbruch, bei dem nur die Eltern, Rosi und Marianne zugegen war.

In der Stube drinnen hatten Vater und Mutter der

bange scheidenden Tochter mit dem Weihbrunnen an der Thür ihren älterlichen Segen ertheilt und sie auch mit den nöthigen Geldmitteln versehen.

Resi, in warmen Reisekleidern und doch kalt durchschauert, bat um kurzen Abschied und beherrschte die stürmischen Empfindungen ihres Innern, um nicht den Eltern das Herz noch schwerer zu machen, als es ohnehin schon war. — „Gottes reichsten Lohn und Segen für all' Eure Liebe! Der Allmächtige erhalte Euch gesund!" rief das erschütterte Mädchen, riß sich dann vom Halse des Vaters und der Mutter los, flüsterte noch einmal: „Verzeiht mir!" küßte und umarmte die weinenden Schwestern, und stieg mit Lise rasch in den Wagen, der sogleich davonfuhr. Ach, es war ein trauriger Abschied! Das schönste Mädchen der Gegend verließ auf solche Art das Vaterhaus!

---

Spät am Abend des zweiten Tages langten sie an ihrem Bestimmungsorte an, wo die Muhme Agnes für eine gehörige Aufnahme bereits besorgt hatte. Die ältliche Witwe, mit Resi's Mutter weitläufig verwandt, besaß ein Häuschen und eine kleine Wirthschaft, deren Ertrag der Alleinstehenden ein eben genügendes Auskommen verschaffte.

Resi erhielt neben der Schlafstube der Muhme für sich ein eigenes Kämmerlein, dessen Stille und Abgeschiedenheit ihren damaligen Wünschen vollkommen zusagte. Die Vorsorge der Eltern, womit sie der etwas kümmerlich lebenden Muhme ein anständiges Kostgeld für die Resi zugesichert hatten, trug dazu bei, die Lage des armen Mädchens — wenigstens äußerlich — so erträglich zu gestalten, als es unter den gegebenen Verhältnissen möglich war.

Mathes und Lise fuhren am dritten Tage wieder heim.

Resi trennte sich von der treuen Lise mit einem so brennenden Schmerz, als riße sich von ihr das letzte Glied, welches sie mit Vaterhaus und Heimat verbunden hatte, gewaltsam los. — Lise selbst, die den Zusammenhang ahnte, weinte wie ein Kind, das sein Liebstes verliert. — In den nächsten Minuten des Alleinseins fühlte Resi die Nothwendigkeit, alle Stärke des Geistes zusammenzuraffen und auf eigenen Füßen zu stehen. — Nun aber war es ihr Erstes, alle ihre schöneren

Kleider in die Lade zu sperren, sich auf das Einfachste und Unscheinbarste zu kleiden, bei allen Arbeiten der häuslichen Wirthschaft zuzugreifen und vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich zu beschäftigen, was sie als ein sehr richtiges Mittel erkannte, nicht unter der Schwere ihrer traurigen Gedanken zu erliegen.

Die Muhme war ihr bald vom Herzen zugethan und wußte auch vor den Leuten ihren Namen und ihre Herkunft zu schonen.

Auf diesem Puncte der Erzählung müssen wir jetzt für längere Zeit von Resi scheiden und sie mit der schmerzlichen Entsagung auf alles Glück des Lebens ihrem weiteren Schicksale still entgegen gehen lassen.

* *
* *

In einem Brauhause zu . . . ., nur ein Paar Stunden von Salzburg entfernt, saß um einen großen runden Tisch ein abendlicher Kreis von jungen Männern, rauchend, trinkend, lachend und Witze reißend. Ein auffallend hübscher Mann in der besonders herausgeputzten Tracht eines Bergförsters, mit kurzgeschorenem blonden Haar, in der Blüte und Fülle seiner Jugendkraft, war der Hauptsprecher und der Mittelpunkt dieses muthwilligen Kreises.

Es ist Eberhard, der seit etwa fünf Wochen dem hiesigen Forstamte zugetheilt war, nicht aber so tief, als neulich Resi's Vater meinte, in das Gebirge des Salzburgerlandes versetzt wurde.

Eben warf Einer der Tischkameraden den waidmännischen Witz hin: „Ein Mordkerl — der Eberhard! Außer dem großen kaiserlichen Revier hat er noch das der Baronin, und es wird ihm doch nicht zu viel!“ — Ein wieherndes Gelächter folgte auf diese Worte, die von einem bekannten Verhältnisse Eberhard's Kunde gaben. Er nahm es jedoch wohlgefällig auf, zwickerte mit den Augen und ließ sich offenbar gerne damit necken, was auch den ganzen Abend fleißig geschah und wobei man die einzelnen Ausrufungen hören konnte: „Ein unerhörtes Glück! — Er muß ein Baron-Schießen*) geben!“

*) Preisschießen auf die Scheibe.

„Es soll ein Wort sein!“ sagte Eberhard in trefflichster Laune, und verließ, wie jedesmal, wenn er anwesend war, erst um Mitternacht die Wirthsstube.

Die Baronin, wie sie sich nannte, hatte sich vor Kurzem aus einer größeren Stadt hieher gezogen, wo sie mit einer sogenannten Gesellschafterin und einem Dienstmädchen für sich ein kleines Haus bewohnte. Sie schien Vermögen zu besitzen, war jung und hübsch, und nach ihrer Angabe seit anderthalb Jahren verwitwet. Niemand wußte etwas von ihren früheren Verhältnissen, Jedermann aber ersah aus ihren feinen, etwas angegriffenen Gesichtszügen und aus ihrem ganzen Wesen, daß sie das Leben schon ziemlich kennen gelernt hatte.

Wir, denen sie in sehr zweifelhaftem Lichte erscheint, nennen sie kurzweg die Baronin, in welcher wir die fremde, junge Witwe finden, mit welcher der treulose Eberhard zu Anfang des Herbstes in Hallstadt Bekanntschaft gemacht hatte. Gleich den andern Tag treffen wir ihn bei einem Besuche, den er der schönen Verführerin abstattete und den sie schon zu erwarten schien. Die Art und Weise, mit welcher sie ihre körperlichen Reize geltend machte, zeigte von der Vertrautheit des Verhältnisses der Beiden, so daß über ihre nahen Beziehungen kein Zweifel übrig blieb. Selbst dem oberflächlichen Menschenkenner mußte es klar werden, daß sie an dem schönen Forstmann einen heftigen, sinnlichen Gefallen gefunden, und daß sie sich nur seinetwegen hieher in den Ort seiner Bedienstung gezogen habe. Der Verblendete war dafür um so eifriger in seinen Huldigungen gegen diejenige, die ihm ein glücklicher Zufall zugeführt hatte und die er hoch über ihm stehend glaubte. Eitelkeit und Ehrsucht waren die Haupttriebfedern, die ihn in ihren Netzen gefangen hielten. Er träumte von großer Protection, von raschen Beförderungen und sah sich zuletzt schon als Gemal einer Baronin und als vornehmen Herrn.

So war das Verhältniß von beiden Seiten ein unlauteres, von den Zungen der Leute des kleinen Ortes noch tiefer herabgezogenes. Eberhard, seinen Zielen nachjagend, setzte sich über alles das hinaus und suchte die Gewissensbisse niederzukämpfen, die er empfinden mußte, wenn er daran dachte, daß er Resi verrathen und in ihrem Unglücke verlassen hatte.

Die unheimliche Baronin wußte ihn fortan in ihren

Fesseln gefangen zu halten, indem sie ihn durch süße Liebesgunst bethörte und durch Vorspiegelungen aller Art sein besseres Selbst mit allen Erinnerungen einschläferte. — Zur näheren Charakteristik und zum späteren Verständniß dieser weiblichen Unbekannten müssen wir aus einer ihrer vertraulichen Stunden eine Aeußerung gegen Eberhard mittheilen, dem sie einmal zurief: „Eine große Leidenschaft von mir — da ich auch Malerin bin — sind die Bäume der Nadelwälder, — und Du, Eberhard, mit Deinem hohen und geraden Wuchs erinnerst mich stets an eine meiner Lieblingstannen!“ — Dabei belohnte und entflammte sie ihn durch einen jener Liebesblicke, wie sie nur die Meisterinnen so zweideutiger Kunst zu werfen verstehen.

Das also war ihr Hauptaugenmerk! Und wie schmeichelte dem unerfahrnen Thoren das schale, äußerliche Lob! Wie weit entfernt war er von der Erkenntniß, daß er geradezu den Namen eines Nichtswürdigen verdiente, während er zur Zeit wo er Resi in Goisern kennen lernte, noch kein verdorbener, sondern nur ein leichtsinniger Mensch war.

In dem seine Sinne betäubenden Umgange mit der Baronin waren mehrere Wochen vergangen und bereits Neujahr gekommen; es hatte sich in der Zwischenzeit nichts von wesentlichem Belange ereignet, nur glaubte Eberhard, daß sein kühnes Ziel, die Heirat mit der reichen, adeligen Witwe, näher und näher rücke.

Als einen kleinen Zwischenfall müssen wir hier bemerken, daß Herr Steininger von Goisern, dessen väterliche Liebe und Sorge wohl keine Ruhe finden mochte, um diese Zeit persönlich nach . . . kam, wo er sich, ohne mit Eberhard zusammenzutreffen, bei dem geschäftsbefreundeten Braumeister angelegentlichst nach ihm und seinen Verhältnissen erkundigte. Wie gerne hätte der biedere Mann für Resi, für sich und seine Familie einen Trost, die Hoffnung auf eine mögliche Wendung und Rückkehr des jungen vielleicht doch noch nicht ganz verstockten Verräthers mitgenommen. Aber ach, er hörte vom Geschäftsfreunde, der in seiner Weise ohne viele Umschweife sprach, so niederschlagende Dinge, daß er jede Hoffnnng aufgeben und mit centnerschwerem Herzen wieder nach Hause kehren mußte.

Der Braumeister, ohne Kenntniß der Vergangenheit Eberhard's, erzälte diesem von der Anwesenheit des Herrn Steinin-

ger von Goisern. Eberhard stutzte, als er den Namen hörte, und er besaß noch so viel Ehrgefühl, daß eine leichte Röthe sein Gesicht überflog; aber eine gleich darauf folgende Begegnung mit der Baronin machte jede bessere Regung wieder zu nichte.

Wieder waren ein paar Wochen verflossen, und mittlerweile die Zeit des Faschings eingetreten. Man gab, so gut es ging, Bälle und Unterhaltungen, bei welchen die Baronin und Eberhard nicht fehlten. Er tanzte mit ihr Nächte lang und genoß die Lust mit vollen Zügen. Niemand zweifelte an seinem vollständigen Siege, wenn auch die Vernünftigeren zu einem Glücke dieser Art bedenklich den Kopf schüttelten. — Das Leben ging in Saus und Braus noch eine Weile so fort, da verlautete eines Morgens im Forstamte die Anzeige, daß im nahen Hochgebirge ein Paar sehr gefährliche Raubschützen ihr Unwesen treiben. Eberhard als der Jüngste des Forstpersonals, wollte sich auszeichnen; er bot sich sogleich an, die Sache zu ordnen, und man willfahrte ihm gerne, das gefahrvolle Geschäft dem starken und geschickten Forstjungen überlassend.

Wir haben jedoch Gründe, Eberhard hier zu verlassen, und wollen dasjenige was ihm bei den Wildschützen begegnete und was zwischen ihm und der Baronin weiter geschehen ist, in einem späteren Abschnitte nachtragen, da wir uns früher dem Sterne unserer Erzählung, dem leidenden, schwer bestraften Mädchen im Mühlviertel, zuwenden müssen.

* * *

Die Verborgenheit Resi's wurde nicht gestört, und selbst ihre Eltern vermieden es sie zu besuchen, um kein Aufsehen zu erregen. Nur Briefe vermittelten die Verbindung zwischen ihr und dem Vaterhause.

Diese Zeilen voll Theilnahme und fortwährender Besorgniß, wieder und wieder gelesen, waren jetzt ihr kostbarstes Gut, und nur die Liebe zu den unvergleichlich guten Eltern und den treu anhänglichen Geschwistern vermochte es allein, sie in ihrem trostlosen Seelenleiden aufrecht zu erhalten. — Bei stillem, bangem Harren, nur durch häusliche Beschäftigung und die Gutmüthigkeit der Muhme erträglicher gemacht, war schon ein halbes Jahr abgelaufen, Ostern bereits vorüber. Die

verhängnißvolle Stunde, in welcher Resi Mutter werden sollte, rückte immer näher, und sie kam endlich.

Man erlasse uns jede Schilderung.

Resi ward Mutter eines — todten Kindes.

Nur ihre Jugend und der Gedanke an die Eltern war im Stande, sie aus den schrecklichen Vorgängen in ihrer Seele zu erretten.

Schonend besorgte die Muhme das Begräbniß des Kindes und in gleicher Weise meldete sie das Ereigniß den Eltern. Früher aber, als nach deren Beschluß ein Wagen kam, um Resi nach Hause abzuholen, hatte die Letztere das Häuschen der Muhme — trotz aller ihrer Gegenvorstellungen — verlassen, und war im schlechtesten Anzug, zu Fuß fortgewandert. Allen Bitten und Vorstellungen der geängstigten Muhme hatte sie den Ausruf entgegengesetzt: „Ich bin von jetzt an nur noch eine Büßende!"

Weinend gab ihr die Muhme, die vor dem entschiedenen Willen Resi's jede Macht verlor, eine Stunde weit das Geleite. Resi selbst mußte der ganz Verzagten durch alle erdenklichen Beweisgründe Trost einflößen, ehe sie bei einer alten Kreuzsäule von einander Abschied nahmen. Dann wanderte die junge Mutter unter harten Entbehrungen und am Abend in Bauernhäusern Unterstand suchend, auf Feldwegen fort, in der Richtung gegen die fernen, wohlbekannten Berge. — Es war Mai, der Frühling hatte das schöne Land mit den Blüten der Hunderttausende von Obstbäumen überschneit. Der arme weibliche Pilger hatte für all diese Pracht der Natur kein Auge, er suchte nur den Weg nach der Heimat.

In der tiefen Dunkelheit am Abend des sechsten Tages klopfte es an einem ebenerdigen Fenster der Erlbachmühle, die bereits geschlossen war.

Die alte Lise öffnete das Fenster und fragte: „Wer ist draußen?"

Eine bekannte Stimme antwortete mit gedämpftem Tone: „Grüß' Dich Gott, Lise! Mach' mir auf!"

„Jesus!" rief die Magd — „das ist die Resi!"

Ja, es war die Tochter des Hauses, welche, kaum erkennbar, mit einem Bündel unterm Arm, in das Vaterhaus heimkehrte.

In den nächsten Minuten lag sie in den Armen der erstaunten und erschreckten, schwer gekränkten und dennoch tief gerührten Eltern, dann aber war sie, todtmüde, mit gänzlich erschöpften Kräften, zusammengebrochen und auf einen Stuhl gesunken.

Eine unbeschreibliche Scene des Wiedersehens!

Resi hatte endlich so viel Fassung gewonnen, um mit Worten, die tief aus der leidenden Seele drangen, ihre herzerschütternde Selbstanklage zu beginnen: „Mit Schande beladen, komm' ich zu Euch zurück, und keine Reue kann sie hinweg tilgen von mir! Gebt mir Obdach, liebe Eltern, denn nur in Eurer Nähe kann ich mein Leben und mein Loos ertragen. Gott und Ihr verzeiht mir, nicht aber die Welt, das weiß ich, und ich selbst verzeihe mir eben so wenig. Darum habe ich mir Strafe und Buße auferlegt, wie es einer Gefallenen geziemt."

Die Augen von Thränen feucht, horchten die tiefergriffenen Eltern den reuigen Worten ihrer heimgekehrten Tochter. — „Was willst Du denn thun?" fragte die mitleidige Mutter.

„Ich will," — entgegnete Resi in selbstauferlegter Demuth — nicht mehr die Rechte meiner Schwestern genießen. Ich will Euch als Magd dienen und will auch in allen Dingen wie eine Magd gehalten sein."

Beide Eltern aber sträubten sich edelmüthig gegen eine solche Selbsterniedrigung, gleichwie sie sich auch über Resi's armseligen Anzug wahrhaft entsetzten und ihr dießfalls auftrugen, denselben noch heute abzulegen und ihn morgen an Eine von den Stallmägden zu verschenken.

Traurigen, aber festen Sinnes erwiederte Resi: „Herzliebe Eltern, ich bitte Euch innigst, laßt mir meinen Willen! Ich hab' es so bei mir beschlossen und kann davon nicht abgehen. Ich bin ja doch bei Euch und bleibe — was mir jetzt am Liebsten ist — unbemerkt."

Alle weiteren Einreden von Vater und Mutter waren vergebens. Resi blieb fest bei ihrem Entschlusse stehen, und erbat es sich zuletzt als eine Gunst ihrer Liebe, sie ihren Willen ausführen zu lassen, weil sie sonst gezwungen wäre, fortzugehen und unter fremden Menschen zu dienen.

„Lassen wir das jetzt beruhen!" sagte der Vater, um die

peinliche Verhandlung abzuschneiden; aber in tiefer Bewegung, wie sie der ergreifende Augenblick der Heimkehr Resi's in ihm hervorrief, setzte er hinzu: „Ja, Kind! Du hast Dich schwer vergangen, hast aber auch hart gebüßt! Suche Dich, wie mit Gott und Deinen Eltern, so auch mit Dir selbst zu versöhnen! Die Menschen werden vergessen und Alles wird wieder anders werden."

Die Mutter blickte so schwermüthig darein, als könne sie an den letzten Trost des Vaters nicht glauben; ihr Auge ruhte voll unsäglichen Mitleids auf der Tochter, an deren zerstörte Zukunft sie in Scham und Schmerz dachte.

Gespräch und Gedanken nahmen eine andere Wendung, als jetzt Resi um eine Schale warme Suppe bat, da sie seit der Frühe keinen Bissen Nahrung genommen habe."

„O Du mein Gott!" rief die Mutter schmerzlich aus und eilte sogleich hinaus in die Küche.

Mittlerweile waren Rosi und Marianne, welche von der Ankunft ihrer Schwester hörten, im Nachtgewande aus ihrer Schlafstube herbeigekommen, um in ungestümer und unbefangener Freude Resi zu begrüßen.

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit, die sie aber sogleich wieder beherrschte, umarmte Resi die beiden Schwestern, welche sich bei ihrer näheren Betrachtung den gemeinen Dienstbotenanzug nicht zu enträthseln vermochten.

Die Mutter brachte jetzt die Suppe, dazu kaltes Fleisch und Brod. — Resi genoß die Erstere, berührte aber nichts von dem Uebrigen, küßte dann den Eltern die Hand, wünschte ihnen gute Nacht und sagte halblaut, in bittendem Tone: „Lasset mich gewähren! Ich bleibe bei der Lise draußen."

Unwillkürlich ließen es die Eltern geschehen; sie wußten jedoch nicht, wie sie den beiden jüngeren Töchtern das Befremden beheben sollten, welches die sonderbaren Umstände der Rückkehr ihrer Schwester in ihnen geweckt hatten.

Steininger und Frau, von dem Erscheinen Resi's als abgehärmte Büßerin im höchsten Grade aufgeregt, tauschten noch lange ihre wehmüthigen Empfindungen gegenseitig aus.

„Hätt' ich" — so schrie der Müller in Wuth und Schmerz plötzlich auf — „dem niederträchtigen Burschen Eberhard nicht gleich das Genick umdrehen sollen!?"

„Gott verzeih' ihm" — sagte die Müllerin — „was er an unserm braven, jetzt so unglücklichen Kinde doppelt und dreifach Schlechtes verübt hat!"

Aber ach, sie sahen wohl selbst ein, daß alle diese Reden vergebens seien. Es war schon Mitternacht vorüber, sie konnten diese Nacht keinen Schlaf und keine Ruhe finden.

Resi aber zeigte am andern wie an den folgenden Tagen, daß sie ihren Entschluß, im Vaterhause nur als Magd zu dienen, mit eiserner Festigkeit gefaßt hatte. Sie ließ sich durchaus nicht bewegen, wie die Schwestern als Tochter des Hauses sich zu kleiden, am Tisch der Eltern zu essen, bei den Schwestern in einem besseren Zimmer zu schlafen und die sonstige Gemeinschaft der Familie zu theilen. — Sie bat noch einmal: „Lasset mich, gute Eltern, wie ich bin!"

Sie blieb bei den Mägden und theilte mit Lise, zu der sie seit den Kinderjahren eine besondere Anhänglichkeit hatte, hinten im Hofe eine Dienstbotenkammer.

Gekleidet wie die übrigen Mägde, verrichtete sie alle niedrigen Arbeiten im Stalle, im Hause und auf dem Felde, still, unermüdlich fleißig. Sie aß auch nur mit den Mägden und hielt sich in ungeheuchelter Unterwürfigkeit von den „Herrenleuten" strenge abgesondert.

Man ließ sie endlich ruhig gewähren, weil sie still und ohne Klage bei ihrer Buße beharrte. Aber mehr als einmal traten ihren Schwestern Rosi und Marianne Thränen in die Augen, wenn sie ihr nachblickten; sie getrauten sich aber nicht mehr, sie zu einer Aenderung ihres Sinnes zu bewegen, seitdem sie durch eine schwätzende Magd endlich erfahren hatten, warum Resi vom Hause entfernt gewesen war. Sie hielten ihr schwesterliches Erbarmen bei sich verschlossen, um Resi in keiner Weise zu verletzen. — Dem Vater und der Mutter schnürte es oft das Herz zusammen, sie vermochten aber nichts zu ändern.

Resi selbst war zufriedener, als ihre Angehörigen. Es gewährte ihr eine große Genugthuung zu sehen, daß ihr sämmtliche Dienstboten außerordentlich zugethan waren, und daß sie ihr so viel Achtung bezeigten, um sich niemals eine Gemeinheit oder einen ungeziemenden Scherz gegen sie zu erlauben. Es befriedigte sie zugleich, wahrzunehmen, daß sie vor der Welt

— was sie sich ja so sehr gewünscht hatte — möglichst unbeachtet blieb. Letzteres aber war nicht so der Fall, als sie glaubte. Sie wurde in und außer dem Hause denn doch gesehen, namentlich an Sonntagen, wenn sie mit den Dienstleuten zur Kirche ging, und bei solchen Anlässen war dann ihr Anzug und ihr Fernhalten von den Eltern und Geschwistern nur um so auffälliger. Die Leute fingen an, ihre Glossen zu machen und über die abscheuliche Unbarmherzigkeit des Erlbachmüllers und seiner Frau sich ihre Bemerkungen in die Ohren zu zischeln. Alle hatten Mitleid mit dem schönen, jetzt so herabgekommenen Mädchen, dessen gegenwärtigen Zustand sie nur den schuldlosen Eltern zur Last legten. In vierzehn Tagen wurde weit und breit von dem „armen Aschenbrödel" in der Erlbachmühle gesprochen, wobei, wie gewöhnlich, die größten Uebertreibungen und Entstellungen nicht gespart wurden.

Ein aufrichtiger Nachbar setzte die Müllersleute von dem nachtheiligen Gerede in Kenntniß, und diese säumten keinen Augenblick, Resi sogleich zu sich zu berufen und ihr wegen des Zurücktretens in die vollen Rechte und Lebensgewohnheiten eines Gliedes der Familie nachdrücklichst zuzureden, ja, es ihr offen zu befehlen. „Es ist nun genug der Buße," sagte der Vater. „Sei Du gegen Dich selbst nicht grausamer, als es die Menschen sind."

In gleich eindringlichem Sinne sprach die Mutter, die über das Wort „Aschenbrödel" völlig erbittert war.

Still und bescheiden hörte Resi die Vorstellungen der Eltern, sie blieb jedoch unerschütterlich. Mit sanfter Stimme gab sie zur Antwort: „Ihr habt um meinetwillen schon so viel gelitten, daß Ihr auch diese Lügen der Leute geduldig könnt über Euch ergehen lassen. Die Wahrheit — daß nämlich nur ich allein an allem Schuld bin — wird schon an den Tag kommen und all' Eure Güte und Liebe glänzend rechtfertigen. Gott weiß es ohnehin, daß Ihr gegen mich die besten Eltern seid auf der Welt, und daß, wenn dieß nicht so wäre, ich mir längst das Leben genommen oder den Weg in die Fremde gesucht hätte, wo mich die Menschen nicht kennen. Glaubt mir, liebste Eltern, daß ich bei Euch, in der Herrenstube hier, das Sein nicht ertragen könnte. In jedem unschuldigen

Worte meiner Schwestern, bei jedem Besuch, der zu Euch kommt, würde ich eine Anspielung auf mein Unglück finden; ich würde erschreckt zusammenfahren und müßte hundert Mal in Scham erröthen, während ich draußen bei der anhaltenden Arbeit die einzig mögliche Zerstreuung, meine Ruhe und mein stilles Glück finde. Gebet mir, gute Eltern, das Versprechen, mich wenigstens so lange nach meinem Willen schalten zu lassen, so lange als mich — die Schuld meines Vergehens drückt."

Es blieb den Eltern zuletzt nichts übrig, als der willenskräftigen und doch sich so sehr demüthigenden Tochter, die sich selbst zum Aschenbrödel verurtheilte, neuerdings nachzugeben und die Leute reden zu lassen.

Resi vergalt es den Eltern durch den willigsten Gehorsam in allen andern Dingen, durch die fleißigste Arbeit und das sittlichste Verhalten.

Ihr Beispiel wirkte auf alle Uebrigen; es wurde zwei Mal so viel gearbeitet, als früher, und dabei Alles in bester Ordnung verrichtet; alle verdrießlichen Dienstbotenhändel fanden durch ihre fortwährende persönliche Gegenwart, durch ihre Herzensgüte und ihre Verständigkeit die beste Ausgleichung oder wurden gleich von vorne herein zu rechter Zeit verhütet.

So war sie, trotz ihrer büßenden Eigenschaft als gemeine Magd, der still bemitleidete Liebling der Eltern der sämmtlichen Dienstleute des Hauses.

Man konnte beobachten, daß Resi in ihrer unerhörten Entsagung eine moralische Erhebung fand; es war unverkennbar, daß sie sich bei dem Gedanken, für das Beste der Eltern ungemein nützlich zu wirken, innerlich erkräftigte, vor dem eigenen Richterstuhle gegen sich selbst milder und allmälig mit sich zufriedener wurde.

Ihre Wangen rötheten sich wieder und das schöne Mädchen blühte von Neuem auf.

Die Leute in der Gegend, welche sie oft den ganzen Tag auf dem Felde arbeiten sahen, fingen an, sie zu bewundern, hörten aber dennoch nicht auf, vom armen Aschenbrödel zu erzählen. Auch Rosi und Marianne konnten nicht begreifen, daß sich die Schwester in ihrer beispiellosen Erniedrigung nicht äußerst unglücklich fühlen sollte. Es war rührend zu sehen, wie sie ihr oft von den besseren Speisen des Tisches der Eltern

heimlich etwas Gutes zusteckten, was Resi, um nicht ihre schwesterliche Liebe zu kränken, nicht zurückweisen durfte.

Uebrigens blieb sie fortan ihrer Buße getreu, und so waren seit ihrer Heimkehr bereits zwei Monate verflossen.

Die Ruhe ihres gleichförmigen Stilllebens wurde jetzt durch zwei unerwartete Vorfälle unterbrochen. Lise flüsterte ihr eines Abends die Neuigkeit zu, daß vor einigen Tagen Eberhard in Goisern gesehen wurde. Die Alte hätte noch etwas gewußt, zu sagen, wollte es aber — sie wußte selbst nicht warum — nicht mittheilen.

Resi erschrack bei dieser Nachricht heftig, heftiger, als man es jetzt hätte vermuthen sollen. Ihr Busen hob sich in stürmischer Bewegung und die niedergekämpfte Leidenschaft, Liebe und Haß, entflammte von Neuem. Alle Erinnerungen an eine süße, glückliche Zeit und an die darauf gefolgten schrecklichen Tage wachten mit alter Stärke auf. Der Friede ihrer Seele war dahin.

Am nächstfolgenden Tage war Georg, der junge Mayrhauser, auf Besuch gekommen und von der Familie, in welcher jedoch Resi fehlte, mit der aufrichtigsten Freude empfangen worden. Georg, mit seinem einfachen, offenen und geraden Wesen, erzählte bald, in welcher Absicht er gekommen sei. Er meinte, „daß er zwar nach Allem, was er gehört habe, auf die Resi verzichten müsse, daß es ihn aber immer und immer wieder zum Hause Steininger ziehe, so oft er daran denke, sich eine Frau zu suchen."

„Rosi" sagte er, und dabei blickte er sie mit leuchtenden Augen an — ist jetzt um ein Jahr älter und mit ihrem stattlichen Wuchs ganz heiratsmäßig geworden. Wenn sie sich von Herzen entschließen kann, mich, wie ich bin, mit meinen Tugenden und Fehlern zum Mann zu nehmen, so bitte ich frischweg um ihre Hand."

„Lasset mich heute" — so schloß er seine kurze, aber herzliche Werbung — „nicht zum zweiten Male leer fortziehen."

Den Worten Georg's folgte eine große und angenehme Ueberraschung. Die mit Röthe übergossene Rosi hatte dem hübschen Brautwerber, welcher ihr schon voriges Jahr sehr gefallen hatte, freundlich zugelächelt, dann war sie in süßer Verwirrung davongelaufen. Sie hatte nichts Eiligeres zu thun,

als Resi aufzusuchen, welche draußen im Stalle bei den Kühen beschäftigt war. Hastig erzählte sie ihr das Vorgefallene und verrieth dabei ihren süßen Schrecken. „Was sagst Du dazu, Resi? Ich thue keinen Schritt ohne Dich und ich entschließe mich nur dann einzuwilligen, wenn Du, liebe Schwester, keinen Anspruch auf ihn machst."

Resi stand rasch von ihrer Arbeit auf, ergriff die Hand der Schwester und sprach liebevoll: „Georg ist vom Schicksal nicht für mich bestimmt. Nimm ihn, Rosi! Du wirst mit ihm glücklich sein.!"

Kaum hatte Resi das gesprochen, so war Rosi schon wieder zur Thür draußen und in die Herrenstube zurückgeeilt, wo sie sich gegen Georg voll Naivetät entschuldigte, daß sie vorhin vor lauter Ueberraschung keine Silbe hätte hervorbringen können.

Georg wiederholte jetzt seinen Antrag in noch bestimmterer Form, die beiden Eltern gaben durch Mienen und Geberden ihre vollste Zustimmung zu erkennen, und Rosi, dem beglückten Georg ihre Hand reichend, sprach mit der ganzen Frische ihrer Unschuld und ihrer neunzehn Jahre ein treuherziges Ja.

Mit diesem Augenblick war in die Erlbachmühle wieder Freude eingezogen und zwischen Georg und den Eltern waren alle Nebensachen bald vereinbart. Für die Feier der Hochzeit wurde auf den Wunsch Georg's nur eine ganz kurze Frist festgesetzt, und dann noch durch ein Paar Stunden in fröhlichem Geplauder alles hierauf Bezügliche besprochen.

Georg mußte endlich an den Aufbruch denken. Er versprach in längstens acht Tagen wieder zu kommen. Nachdem er von Allen den herzlichsten Abschied genommeu, dämpfte er plötzlich die laute Stimme der Freude und sagte an der Thür: „Grüßet mir die Resi vielmal! Gebe Gott, daß auch sie glücklich werden könnte!"

Der begleitenden Familie traten bei dieser Erinnerung Thränen in die Augen, aber es war erklärlich, daß sie in ihrer Wehmuth schwiegen. Georg verbesserte sich schnell und benützte die letzte Viertelstunde wieder zur fröhlichen Angelegenheit der Hochzeit.

Lustig fuhr er heute von dannen..

Rosi stand unterm Thor, so lange sie ihn sehen konnte,

dann aber lief sie sogleich zu Resi, umarmte sie stürmisch und meldete ihr, daß sie Georg's Braut sei.

Resi war über die Freude der jüngeren Schwester von tiefer Rührung ergriffen und mit aller Innigkeit, deren sie fähig war, wünschte sie ihr Glück zur Heirat, zur unauflöslichen ehelichen Verbindung, auf welcher vor der Welt der Segen der Eltern ruhen werde.

Rosi verstand nicht, in welchem Sinne die Schwester ihre letzteren Worte mit trauriger Anspielung auf sich selbst bezogen hatte.

Die büßende — im Vergleiche mit der liebesfreudigen Schwester — welch' ein trübes, ergreifendes Gegenbild!

* * *

Wir kehren nun zu Eberhard zurück und wollen von seinen weiteren Erlebnissen den hieher gehörigen Nachtrag einschieben. Wir haben ihn gegen Ende des Monats Jänner verlassen, als er eben im Begriffe war, gegen die angezeigten Raubschützen auszuziehen.

Er versah sich mit dem Nöthigen, nahm seinen verläßlichsten Stutzen und stieg in das Gebirge, wo er den Wilderern auflauerte. Er traf sie in der That.

Sobald er ihrer ansichtig wurde, rief er ihnen ein scharfes Halt! entgegen und mit der feurigen Unerschrockenheit, die ihm eigen war, forderte er sie auf, augenblicklich die Gewehre wegzulegen und sie ihm auszuliefern. Statt diesem Gebot zu folgen, feuerte der Eine von den beiden Raubschützen und die Kugel riß Eberhard den Hut vom Kopfe.

Blitzschnell war dieser mit seinem Stutzen zur Wange gefahren, Eberhard legte auf den, der zuerst geschoßen hatte an und dieser stürzte schwer verwundet zur Erde.

In demselben Augenblicke feuerte aber auch der Zweite; Eberhard war am Fuß getroffen, er vermochte sich nicht mehr aufrecht zu erhalten, sondern sank unter den heftigsten Schmerzen zu Boden, und es vergingen ihm die Sinne.

Während der Forstjunge hilflos dalag, und mit seinem Blute den Schnee färbte, schleppte der unversehrt gebliebene zweite Raubschütz den verwundeten Genossen mit sich fort und verschwand auf den einsamen Höhen des winterlichen Gebirges.

Als Eberhard wieder zur Besinnung kam, war er allein, weit entfernt von aller menschlichen Hilfe. Er hatte nicht die Kraft, sich aufzuraffen, sondern mußte sich begnügen, mit der schmerzenden Wunde in sitzender Stellung zu bleiben. Er hatte Mühe, die steifgefrorenen Bergschuhe und die Strümpfe vom Fuß zu bringen, um die große Schußwunde mit seinem Sacktuch zu verbinden. Die Wuth, daß ihm die beiden Verbrecher entkommen waren, und der Zorn, daß er zu gänzlicher Ohnmacht verdammt war, machte ihn heftig fiebern und verschlimmerte seine Lage nur noch mehr. Schmerz, Kälte Hunger und Schlaf überwältigten ihn. Den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht lag er so dahin. Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele.

Am zweiten Tage seines Ausbleibens schöpfte man im Forstamte ernstliche Besorgniß um ihn. Es wurden ein Paar Jäger aufgeboten, den Vermißten aufzusuchen. Nach Verlauf mehrer Stunden hatten sie Eberhard in einem fast bewußtlosen Zustande aufgefunden, und zu seinem Glücke waren es zwei starke Männer, die sich zu helfen wußten, ihn auf zusammengeflochtene Baumäste aufluden und hinabtrugen.

Der gerufene Wundarzt fand die Wunde sehr gefährlich, denn der Schuß hatte den Knöchel des einen Fußes beinahe zerschmettert, und das Wundfieber stellte sich in einem sehr heftigen Grade ein. Nach drei — vier Besuchen sprach der Arzt von der Nothwendigkeit, daß, um das Schlimmste zu verhüten, der Fuß am Knie abgenommen werden müsse. Eberhard, dessen unglaubliche Eitelkeit von einer solchen Verkrüppelung sich entsetzte, wehrte sich auf das Entschiedenste gegen den Ausspruch des Arztes.

Er erklärte, daß er lieber sterben, als einen Fuß verlieren wolle. Der Arzt konnte ihn nicht zwingen, sondern mußte seine Bemühungen und Heilmittel auf das Gerathewohl hin fortsetzen. Eberhard lag Wochen lang in dem bedenklichsten Zustande dahin.

Die Baronin ließ sich beinahe jeden Tag nach seinem Befinden erkundigen, worin der eitle Mensch einen ungemein wohlthuenden Trost fand. Es drängt sich uns die Frage auf, ob er denn auf seinem langwierigen Schmerzenslager nicht auch an Resi dachte? Ob denn das Pochwerk des Gewissens in seiner

Brust schon gänzlich stille stand, und ob er nicht ein einziges Mal daran dachte, welchem Schicksal Resi eben zu jener Zeit entgegen ging?

Es mußten noch schwerere Schläge kommen.

Die kräftige Natur seines jugendlichen Alters und seines abgehärteten Standes half ihm endlich über das Aergste hinweg. Der Fuß heilte. Als er aber nach drei Monaten es versuchte aufzutreten und zu gehen, da erschrack er, wie von einem plötzlichen Unglück getroffen. Der eine Fuß war kürzer geworden — er hinkte.

Eine namenlose Bestürzung ergriff ihn, als er an sich diese Entdeckung machte. Zehn und zwanzig Mal strengte er sich an gerade zu gehen, — umsonst — er mußte hinken. Er schämte sich beinahe, sich sehen zu lassen und er brauchte einige Tage, um aus dieser verzweifelten Stimmung etwas herauszukommen.

Nun aber war sein erster Gang zur — Baronin, bei welcher er sich Trost für seinen Kummer und Ersatz für sein Leiden holen wollte.

Aber welch' ein Empfang wartete dort seiner! Nicht mit der Freude des Wiedersehens, nicht mit einem Seufzer theilnehmenden Mitleids, sondern mit einem Schrei des Entsetzens, empfing ihn die Baronin: „Eberhard, Du hinkst ja!?"

Der liebloſe Ton dieser Worte fuhr wie ein Messer durch seine Brust. Er hielt aber an sich und wollte jetzt seine Leidensgeschichte erzählen. Die gemüthlose Eroberin seines Herzens hörte jedoch nicht darauf, sondern rief mit einem Gemisch von Spott und neuem Entsetzen wiederholt: „hinkend!"

Eberhard wurde blaß wie die Wand. Die Baronin ließ sich deshalb nicht beirren. Die ganze Frivolität ihres innersten Wesens bloß legend, lachte sie: „Das wäre mir ein sauberer Verehrer — ein Hinkender! Ha, ha! Mein lieber Freund, Sie sind ja" — sie zog das vertrauliche Du bereits zurück — „von den Tannen aufwärts unter die Leckerstauden*) gegangen? — Hi, hi, hi!"

Zuerst starr, dann zitternd vor Scham und Wuth, stand Eberhard vor ihr, und das von niedriger Leidenschaft ent-

*) Das Krummholz in der oberen Region hoher Berge.

heiligte Gefühl der Liebe hatte urplötzlich in Abscheu umgeschlagen, indem er nun mit offenem Auge in die Tiefen eines sittlichen Abgrundes blickte. Aus dem langen, süß äffenden Traume seiner unglückseligen Eitelkeit und seines strafwürdigen Leichtsinnes durch Spott und Hohn wach gerüttelt, schleuderte er jetzt der Entlarvten die Nichtswürdigkeit ihres Namens schonungslos ins Gesicht. Als er sah, daß seine heißen Worte auf ihren nachlässigen Gleichmuth und ihre übermüthige Laune nur sehr wenig, oder eigentlich keinen Eindruck machten, da schlug er sich vor die Stirne und hätte vor Zorn über sich selbst weinen mögen.

Der heftige Auftritt endete mit dem vollen Bruch zwischen den Beiden.

Die Baronin, welche während Eberhard's Krankenlager mehrmals die Besuche fremder Herren empfangen und wahrscheinlich ein neues Verhältniß angeknüpft hatte, war wenige Tage nach dem eben geschilderten Vorfalle, mit Hinterlassung vieler Schulden, aus dem Orte verschwunden — Niemand wußte wohin.

Eberhard war nun vollends sich selbst wiedergegeben; er wüthete auch nur gegen sich selbst, und in der großen Bitterkeit dieser eigenen Vorwürfe lag eben der Beginn einer — Umkehr. Als er in den Stunden des Alleinseins gegen sich selbst ausgetobt und in den Tiefen seiner Seele noch Reste eines besseren Menschen gefunden hatte, sagte ihm der stille Engel der Erinnerung, daß es jetzt genau jene Zeit sei, wo Resi — wie er es wissen mußte, das Verhängniß ihrer Mutterwerdung zu erdulden hatte. Eberhard's Erlebnisse reichten nämlich damals bis gegen Ende des Monats April, wo — auf einem kleinen Friedhof im fernen Mühlviertel ein todtgebornes Kind begraben wurde.

Der von Schuld und vom Schicksal geschlagene Mann, von der Macht früherer Zeiten überkommen, schauerte in sich zusammen. Er suchte sich von diesen qualvollen Erinnerungen loszumachen, aber sein besseres Selbst war nun einmal erwacht; es hielt ihm unerbittlich den Spiegel all des Schlechten vor, das er an der Unschuld und am Herzen Resi's, um eines verworfenen Weibes willen verübt hatte. Allmälig erwachten Regungen der Reue, wiewohl er sie Anfangs in seinem Stolz sich nicht eingestehen wollte.

Dazu kam nun noch von seinen Kameraden und Bekannten der derbe ausgelassene Spott, der ihn wegen der durchgegangenen Baronin und überdies noch wegen seines Hinkens allerwärts verfolgte, ohne daß er sich anders als mit gewaltthätigen Drohungen hätte wehren können. Er verwünschte hundert Mal alle seine Thorheiten und insbesondere diejenige, daß er sich hieher hatte übersetzen lassen, wo nun sein Name unrettbar lächerlich gemacht war. Er konnte es bald nicht länger mehr aushalten und nichts war natürlicher, als das rastlose Bestreben, diesen Ort zu verlassen und eine andere Bestimmung zu erhalten. Ein Gönner in Salzburg, an den er sich bittend wendete, versprach ihm zur Erreichung seines Wunsches behilflich zu sein.

Unter der Gewalt der empfangenen Eindrücke hielt sich Eberhard von allem leichtsinnigen Umgang fern und lebte desto eifriger seinem dienstlichen Berufe.

Der in ihn eingekehrte größere Ernst veredelte zusehends seinen Charakter, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir meinen, daß die an seinem hinkenden Fuße erlittene Strafe der Eitelkeit nicht weniger dazu beitrug, als die Scham über das schmählich gelöste Verhältniß mit der falschen Baronin, wie man die Entwichene jetzt allgemein nannte. Die Umwandlung in seinem Innern nahm einen zwar langsamen, aber stetigen Fortgang. Je häßlicher das Bild der sogenannten Baronin vor seiner Seele stand, desto lichter und freundlicher trat jenes der treulos verlassenen und schnöde verrathenen Resi hervor. Die sich vollziehende Läuterung seines Gemüthes hatte die andere günstige Folge, daß sein Ehrgefühl für die eifrigste Ausübung seiner Dienstpflichten mit jedem Tage sich erhöhte, und daß er dafür die Anerkennung seiner Vorgesetzten erntete.

Fünf Wochen nach diesem Umschwung seiner Lebensverhältnisse, als Resi schon einige Zeit zu Hause war, erhielt er von einem Freunde in Goisern einen Brief, worin er ihm unaufgefordert über Resi und ihr dermaliges merkwürdiges Leben ausführliche Nachricht gab. Der rechtlich gesinnte Schreiber des Briefes hatte ihm vermuthlich sehr eindringlich zu Gewissen geredet, denn das Schreiben machte auf Eberhard einen tiefen Eindruck. In demselben Momente aber blickte er auf seinen

hinkenden Fuß und schmerzlich rief er aus: „Ich bin verkrüppelt — entstellt! Wie kann ich mich wieder sehen lassen?!“

Vierzehn Tage darauf langte an das Forstamt ein Dienstschreiben ein, welches die Bewilligung der von Eberhard nachgesuchten Versetzung enthielt. Zu seiner freudigen Ueberraschung vernahm er zugleich, daß er zum kaiserlichen Forstwart befördert worden sei, und eine besondere Fügung wollte es, daß er zu einem mit Goisern benachbarten Forstamte bestimmt wurde. Mit tausend Freuden zog er weg von dem Orte, wo er so viel Bitteres erlebt und erduldet hatte. Um die Mitte Juni traf er in seinem neuem Dienstorte ein, und bald darauf war es, wo er in Goisern gesehen wurde, wie es die alte Lise mit vorsichtiger Heimlichkeit Resi erzählt hatte.

Kurze Zeit nachher und bald ein zweites Mal wollten Dienstleute der Erlbachmühle gesehen haben, daß Eberhard rückwärts an der Mühle vorüberging und in einiger Entfernung lange stehen blieb.

So viel war wenigstens gewiß, daß er sich wieder in der Nachbarschaft befand, und daß Resi, welche darüber sichere Nachrichten erhielt, noch unruhiger und scheuer als bisher geworden war, so daß sie an Sonntagen, um nicht von einer größeren Menge gesehen zu werden, oder etwa dem Treulosen zu begegnen, nur in die erste Frühmesse zur Kirche nach Goisern ging. —

Die unsichtbare Hand der ewig waltenden Vorsehung aber webte, ohne Zuthun der Menschen, still an dem Faden des Schicksals weiter.

* * *

Seit dem Tage von Georg's Brautwerbung wurde in der Erlbachmühle an Rosi's Ausstattung auf das Eifrigste gearbeitet.

Auch Resi half still fleißig mit, und das edle Mädchen ließ es der glücklicheren Schwester nicht merken, mit welch' einem wunden Herzen sie bei dieser Arbeit mitwirkte. — Die Mutter, als Frau eines so großen und wohlhabenden Hauses, hatte in der Hauptsache schon früher für die herangereiften

Töchter gesorgt und — wie es in solchen Häusern üblich ist, — die nöthigen Vorräthe an Leinenzeug, Betten, Geschirr und sonstiger Einrichtung gesammelt. — So kurz auch die Frist bis zu Rosi's Hochzeit bemessen war, man hatte dennoch Alles in Ordnung gebracht. — Es war festgesetzt, daß die Trauung in der Pfarrkirche zu Goisern stattfinden und dann in dem dortigen Gasthause die große Hochzeitstafel gefeiert werden sollte, zu welcher alle Verwandten des Steininger'schen Hauses und des Bräutigams geladen wurden.

In der Erlbachmühle war Alles in freudiger Aufregung und Geschäftigkeit. — Zwei Tage vor der erwarteten Feier benützte Rosi einen günstigen Augenblick, wo sie mit Resi ungestört sprechen konnte. Sie that es mit allem Aufwande ihrer Rede und ihrer aufrichtigen Herzlichkeit, um die ältere Schwester zu beschwören und zu bestürmen, daß sie ihr und den guten Eltern die Freude machen möge, bei der Trauung und der Hochzeitfeier zugegen zu sein, und wenigstens für diesen Tag ihr Gewand und ihre Trauer abzulegen.

Resi dankte ihr mit einem innigen Blicke für alle schwesterliche Liebe, machte aber dann eine verneinde Bewegung und sagte schwermüthig: „Liebe Rosi, fordere nicht von mir, daß ich bei einer solchen Gelegenheit zwischen den Blicken der versammelten Menge Spießruthen laufen soll! — Ach, wie soll ich in deiner Nähe und neben der unschuldigen Schwester Marianne mit vor dem Traualtar stehen? — Ich kann nur glücklich sein, wenn ich unscheinbar und verborgen lebe, — wenn ich bleibe, was ich bin, — eine Dienstmagd, welche von den Augen der Welt wenig beachtet wird. — Das allein," — ein Strom von Thränen entstürzte ihren schönen, träumerischen Augen — „ich kann sonst nichts Anderes mehr verlangen!"

Alle Bitten der schmerzlich ergriffenen Schwester, sie zu einem anderen Entschluß und zum endlichen Aufgeben ihrer übertriebenen Buße zu bewegen, waren vergebens. — Resi sagte zuletzt: „Verzeih' mir, Rosi, daß ich mich an deinem Ehrentage von Euch — von den Glücklichen ausschließen muß! — Beweise mir aber deine Liebe dadurch, daß du mich nicht zwingen willst, das Dunkel meines jetzigen Daseins zu verlassen!"

Rosi mußte nun freilich abstehen von ihrem liebreichen

Drängen, und sie that es mit einem wahrhaft traurigen Herzen, während Resi die Schwester rasch noch einmal küßte und dann zu einer ihrer dienstlichen Verrichtungen davoneilte.

Am Abend machten auch der Vater und die Mutter einen ähnlichen, aber eben so vergeblichen Versuch. Ueber Resi's zwar schüchterne, dennoch aber hartnäckige Weigerung gerieth jetzt die Mutter in heftiges Zürnen.

„Das ist nun schon mehr als Narrheit!" sagte sie. — „Wer wirft Dir denn Deinen Fehltritt vor? Und überhaupt — wie viele wissen denn davon? Machst Du nicht selbst die Leute aufmerksam? Wer hat Dich denn dazu gezwungen, daß Du mitten unter uns ein solches Aschenbrödel spielst? Gerade das, daß Du so extrem bist, muß einem Jeden auffallen, und wir müssen uns statt Deiner vor der ganzen Welt schämen!"

Tief und schwer nach Athem ringend, entgegnete Resi: „Ich weiß es wohl, daß ich nicht Eure Liebe, sondern Euren Zorn verdiene. Es ist Alles eine gerechte Strafe. — Vater — Mutter, habt Geduld mit mir! Ich kann nicht dafür, daß ich so geworden bin." — Nach einer Pause inneren Kampfes sprach sie mit besonderer Betonung: „Vielleicht ist eben das, daß ihr gegen mich so milde gewesen seid, die Ursache, daß die Schuld um so schwerer auf mir liegt, und daß ich selbst gegen mich um so strenger geworden bin. — Ach, ich kann nicht anders!"

In kindlicher Unterwürfigkeit küßte sie den Eltern die Hand und verließ leise weinend das Zimmer.

In schwerer Betrübniß blickten Vater und Mutter dem seltsamen, nur von Gott verstandenen Kinde nach, und mußten seufzend geschehen lassen, was sie nicht zu ändern vermochten. Zum Schluß suchte Steininger sich und seine Frau mit der Hinweisung auf die heilende Zeit zu trösten.

Nun aber war der Tag der Hochzeit gekommen.

Der Hof der Mühle füllte sich mit den Wägen, welche von nah und fern die frohen Gäste brachten. — Aus Allen ragte Georg, der Bräutigam, durch seine schöne Männlichkeit hervor, und der bei ihm besonders ausgeprägte nationale Gesichtstypus der Gemüthlichkeit, Offenheit, Verständigkeit und

Fröhlichkeit machte sein angenehmes Aeußere, heute im hochzeitlichen Staate, nur noch gewinnender. — Auch sein alter Vater, der Wirth vom Atterſee, wollte das Glück des Sohnes mitgenießen und war unter den vielen Verwandten anwesend. — Im lieblichſten Brautſchmucke aber erſchien Roſi. — Es war nichts verabſäumt worden, das in Jugend und Geſundheit blühende Mädchen auf das Anmuthigſte zu ſchmücken. Das koſtbare Brautkleid, Geſchmeide und Blumen wetteiferten mit ihren natürlichen Reizen, und Georg, — der älteren abweſenden Schweſter wohl nicht mehr eingedenk, — betrachtete ſie mit verklärten Blicken. — Nicht minder reizend war die noch jugendlichere Marianne, die als jüngſte Schweſter heute das Ehrenamt der Kranzeljungfrau zu üben hatte.

Wie immer fehlte nur Reſi. Niemand von den verſammelten Gäſten getraute ſich, nach ihr zu fragen, da ihnen das beklagenswürdige Verhältniß mehr oder minder doch bekannt war. — Es that den Eltern, ungeachtet ihrer Freude über Roſi's Glück, im tiefſten Herzen weh, daß in dieſer Stunde, vor einem für die Familie ſo feierlichen Ereigniß, nicht einmal ihr Name genannt werden konnte. Vor den Gäſten aber verbargen ſie, was in ihrem Inneren vorging.

Jetzt waren die Wägen zur Kirchenfahrt bereit. Roſi bat nur um einen kleinen Aufſchub.

Es drängte ſie, im letzten Augenblicke vor der Trauung noch einmal Reſi zu ſehen. — In der Kammer der Liſe trafen die beiden Schweſtern zuſammen. — Roſi im glänzenden Schmuck der Braut, Reſi im Gewande von Kattun und Wolle. Ein ſo ergeifender Gegenſatz, daß er auch ein minder gefühlvolles Herz, als jenes der Roſi, hätte rühren müſſen! —

Beide Schweſtern, in dieſem Momente zu tief bewegt, ſprachen nichts mehr, ſondern umarmten und küßten ſich, als ſollten ſie auf ewig von einander ſcheiden. Dann verhüllte ſich Reſi mit der einen Hand die Augen und drängte mit der anderen Roſi ſanft zur Thür.

Als Letztere fort war und die Wägen hinausfuhren, kniete Reſi auf den harten Fußboden der Kammer nieder und betete vor einem alten Bilde des Heilandes, Segen erflehend für die treue Schweſter, die ſie mit aller Innigkeit liebte, und an welche ſie gewiſſermaßen ihre älteren Rechte abgetreten hatte. —

Heute zum ersten Male war sie nicht mehr im Stande, zu arbeiten und bei der Arbeit Ruhe zu finden. —

Die Trauung des jungen Paares wurde zu Goisern unter einer ungewöhnlich regen Theilnahme der Ortsbewohner feierlich vollzogen, und sodann im Saale des ersten Stockwerkes im großen Gasthause zum reichbesetzten Hochzeitsmahle geschritten, während in den ebenerdigen Wirthsstuben die Knechte der Hochzeitsgäste bewirthet wurden.

Die Tafel dauerte in landesüblicher Weise, wie es bei großen Hochzeiten der Fall zu sein pflegt, durch mehrere Stunden. Es wurden die Gesundheiten der Brautleute, der Brauteltern, des Vaters des Bräutigams, der Kranzeljungfrau und der zahlreichen Verwandten ausgebracht, aber Niemand wagte, auf die Gesundheit der armen Resi daheim zu trinken. — Nur Rosi und Marianne — die Thränenperlen der Schwesterliebe in ihren Augen — thaten es im Stillen miteinander. — Gegen Abend begann im Nebensaale die Tanzunterhaltung, zu welcher auch die angeseheneren Familien des Ortes geladen und gekommen waren. — Wie oben die Musik der Ländler und Walzer durch die offenen Fenster hinausschmetterte, so wurde es am späteren Abend auch unten in der großen Schenkstube sehr laut. — Neben den vielen und zum Theile schon angetrunkenen Zechern saß Mathes, der Kutscher aus der Erlbachmühle, dort an einem Tisch und that sich eben bei Wein und Braten gütlich. — Vor Völle und wirrem Durcheinander wurde da der Einzelne nicht mehr beachtet, daher es sich erklärt, daß ein junger Forstmann, der jetzt hereinkam und auf einem Fuße etwas hinkte, unbemerkt blieb. — Er blickte suchend herum und fragte dann eine der Kellnerinnen um den Kutscher des Herrn Steininger. Das Mädchen zeigte ihm auf Mathes hin, welchen er sodann begrüßte und um Erlaubniß ersuchte, sich zu ihm zu setzen. — Mathes kannte ihn nicht. — Der Knecht war nicht aus der Gegend und erst ganz kurze Zeit vorher, als er im vorigen Herbst die Tochter seines Herrn in's Mühlviertel führte, in Steininger's Dienste getreten. Er war deshalb mit allen früheren Verhältnissen nicht vertraut, sondern kannte sie nur vom Hörensagen. Mathes, von Wein schon etwas angestochen, ließ sich mit dem Forstmann bereitwillig in ein Gespräch ein.

Nach einigen mehr oder minder gleichgiltigen Dingen, welche als Einleitung dienen sollten, sagte der blonde Waidmann: „Die ältere Tochter des Herrn Steininger ist nicht mit auf der Hochzeit“ — worauf er angelegentlich fragte: „Ist sie denn krank?“

Mathes sah den Fragenden mit Ingrimm an und schlug in den Tisch, daß die Gläser klirrten, was aber die Nebengäste nicht beirrte. — „He, guter Freund,“ — versetzte der Knecht, — „was kümmert Euch denn unsere Resi?“

Der Forstmann erwiederte mit der möglichsten Gelassenheit: „Es ist nur ein Zufall, daß ich hier bin und von der großen Hochzeit hörte; ich habe jedoch einen Freund und Dienstkameraden dem ich gerne über die Resi eine Nachricht bringen möchte.“

„Aha!“ rief Mathes in noch verstärktem Grimme, — „das ist wohl der Erzspitzbube, der das brave Mädel so unglücklich gemacht hat?“ — Nach einem tüchtigen Zuge aus seinem Glase hieb er mit den Händen in der Luft und schrie: „Was ich davon weiß, ist mir genug! Ich könnte den Judas, den erzschlechten Kerl in ein Geschnaitel*) für die Säue zusammenhacken!“

Der fremde Tischgenosse ward im Gesicht blutroth, aber er behielt seine Mäßigung und suchte Mathes zu beschwichtigen. „Der, von dem ihr redet, ist mir auch bekannt, aber er ist nicht so schlecht, wie ihr meint.“

Mathes gab sich nach dem obigen Anfalle seines ersten Grimmes wieder der Weinlaune hin, wurde sehr gesprächig und erzählte dem aufmerksam zuhorchenden Fremden, was er von Resi und von der Familie seines Dienstherrn wußte. Der derbe jedoch ehrliche Knecht sagte nur Gutes und konnte insbesondere über Resi nicht satt des Lobes werden. Er fügte vertraulich hinzu: „Wenn es auch hundertmal wahr wäre, was man unter vier Augen von ihrem Malheur erzählt, und daß sie sich deßwegen so schämt und erniedrigt, so ist sie doch ein kreuzbraves, bewunderungswürdiges, zu vergoldendes Mädel, das ich stante pede heiraten thäte, wenn sie mich möchte.“ Mit körnigem Humor trug er ihm zuletzt auf:

*) Zusammengehacktes Fleisch.

„Wenn Euch der Gewisse begegnet, so sagt ihm, daß unser Herrgott auch noch auf der Welt ist, und daß er seiner Armlänge gewiß nicht entkommen kann!“

Der Fremde, tiefsinnig blickend, gab Mathes vollkommen recht und hatte sich bald darauf still entfernt.

Eine Weile vorher, als die beiden noch im Gespräche waren, wollte einer von Steininger's Mühlknechten, welche den Festtag bei Bier und Wein mitbegingen, eben in die Stube hereintreten, kehrte jedoch wieder um, als er neben Mathes den jungen Forstmann erblickt und nach scharfem Schauen — erkannt hatte. — Er suchte vier — fünf seiner Kameraden auf und meldete ihnen in aller Hast: „Denkt Euch, der fremde Bursche Eberhard ist hier!“ — Bei diesem Namen erhoben die Mühlknechte drohend ihre nervigen Arme und Fäuste. „Heut' kommt uns der Schelm justament recht! Wir müssen wegen Resi mit ihm abrechnen! — Er kriegt einen Denkzettel, daß er sein Lebtag genug haben soll!“ riefen sie wechselweise und drangen in die Wirthsstube, wo sie jedoch den Verhaßten nicht mehr trafen. Sie stürmten dann hinaus auf die Straße um ihm nachzusetzen, konnten ihn aber in der Dunkelheit der Nacht nirgends finden. — Im größten Unmuth über den vereitelten Fang kamen sie zurück und fingen mit Mathes einen Streit an, dem sie vorwarfen, daß er so dumm gewesen sei, den Eberhard nicht zu erkennen und so einfältig entwischen zu lassen.

Mathes gab den Erhitzten die Dummheit mit doppelter Lauge zurück und meinte: „Gerade ihr seid die dummen Kerle, denn der, mit dem ich da geredet hab', ist ein manierlicher und viel braverer Mensch, als der, von dem ihr redet.“

Bei diesem Mißverständniß des gutmüthigen, grundehrlichen Mathes lag in einfachen Worten eine merkwürdige Wahrheit! — —

Die Mühlknechte aber lachten und tranken ihre Galle hinunter.

Die Hochzeit dauerte bis an den Morgen. — Als die Wägen in die Erlbachmühle zurückkamen, war es schon heller Tag, und Resi — arbeitete bereits, ohne von den zurückkehrenden Hochzeitsgästen gesehen zu werden.

Ihrem Herzen aber stand noch ein sehr harter Strauß

bevor, als Rosi im Laufe des Vormittages Abschied nahm, um mit Mann und Schwiegervater wegzufahren und vom Vaterhause, von Eltern und Geschwistern zu scheiden. — Die glückliche junge Frau und die unglückliche ältere Schwester hatten ihre letzte Unterredung; sie bestand aber mehr aus Thränen als aus Worten. — Nach einer langen und innigen Umarmung sagte Rosi: „In meinem täglichen Nachtgebet wirst du sein, Resi! Die göttliche Vorsehung wird es geschehen lassen, daß auch Dir noch eine Zeit der Freude bestimmt ist!"

Resi drückte die Schwester noch einmal an ihr Herz und sprach mit gehobenen Blicken: „Der Glaube an Gott den Allmächtigen wird mich stärken und mir forthelfen. — Leb' wohl, leb wohl! — Grüße mir tausendmal Deinen braven Mann und sei recht glücklich! — Leb' wohl, Du gute, treue Schwester!"

Rosi konnte nur schluchzend noch sagen: „O mein Gott! wie thut es mir wehe, Dich so zu sehen und so zu verlassen! Arme — arme Resi, — leb' wohl!"

Die Zeit drängte, die Schwestern mußten sich trennen. — Bald darauf verließen die Neuvermählten das Haus, vom Segen der Eltern begleitet, und die übrigen Gäste und Verwandten beurlaubten sich ebenfalls.

Ueber das Glück des Vaters und der Mutter breitete nur der Gedanke an Resi einen Schatten, und sie berathschlagten vergebens, wie sie ihn bannen sollten.

Dem wohlhabenden Müller wollte es durchaus nicht gelingen, wieder seine angeborne, frohe Laune zu gewinnen, — er fühlte ja und mußte es sich gestehen, daß ihm Resi — trotz des Vorgefallenen — noch immer das liebste Kind war.

Und die Mutter litt vielleicht noch mehr. —

* * *

Nach den Aufregungen der vorhergegangenen Woche war es in der Erlbachmühle nun ungemein stille geworden, und nur die gewöhnlichen Tagesgeschäfte, welche einem Jeden zugewiesen waren, brachten Bewegung in's Haus.

Seit Rosi's Abreise suchte nun auch Marianne bei den

häuslichen Arbeiten tüchtig zuzugreifen, und gleich ihrer Schwester schien sie es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, zwischen den Eltern und Resi liebreich zu vermitteln. — Es zeigte sich eben in Allem, daß die Mädchen eine treffliche Erziehung erhalten hatten, welche ihnen den Fleiß und die Klugheit von der Mutter und das Gemüth vom Vater nebst den übrigen guten Eigenschaften der Eltern vererbte.

Noch war keine ganze Woche verflossen, als Resi eines Nachmittags mit einigen Dienstleuten heuen ging. Die Wiese, an einer einsamen Berglehne, an deren unterstem Rande ein Feldweg vorbeiführte, war ziemlich weit entlegen. — Resi, einen breiten Strohhut auf dem Kopfe und sonst in ihrer Tracht von dunklem Kattun, mochte etwa eine Stunde mit dem Rechen gearbeitet haben, als unten am Feldweg ein fremder Mann erschien, welchen sie seiner Kleidung nach für einen Förster hielten, übrigens nicht sofort erkannten, weil sein Gang etwas hinkend war. — Als er näher kam, stehen blieb und nun zu den Heuerinnen heraufblickte, wurde auch Resi auf ihn aufmerksam.

Der Fremde, vielleicht die Wiese und Steininger's Dienstleute kennend, grüßte jetzt und ging langsam herauf. — Er war auf eine Nähe von dreißig Schritten herbeigekommen und blieb jetzt stehen, als wolle er in bescheidener Stellung warten. —

Resi hatte mit unabgewendeten Blicken nach ihm gesehen, — sie erbleichte mit einem Male, fing an zu zittern, that einen leisen Schrei und der Rechen entfiel ihren Händen.

In der nächsten Secunde schien es, als wollte sie fliehen, doch vermochte sie es nicht mehr, — die Alles überwältigende Macht dieser ungeahnten, persönlichen Begegnung hatte sie festgebannt, als wurzelten ihre Füße in der Erde, die sich eben unter ihr befand.

Das zitternde, in den Tod erschrockene, kaum ihrer Sinne noch mächtige, liebende und hassende, wie von einem jähen Blitz all' ihrer Erinnerungen getroffene Mädchen hatte den Fremden erkannt, — es war Eberhard, der vor ihr stand.

Die Dienstleute hörten auf zu arbeiten, hielten sich voll Neugier und Verwunderung nur etwas entfernt und blieben Zuschauer des unerwarteten Schauspiels.

Eberhard trat näher und brach das tödtliche Schweigen, welches in den ersten Minuten seines Erscheinens eintrat.

„Resi," sagte er mit einem Tone, der tief aus der Seele kam und alle Gefühle von Schuld und Reue, Liebe und Wiedersehen, heißer Bitte und schwerer Buße in sich schloß, — „Resi, wende Dich nicht ab von mir! — Seit Wochen, wo ich wieder in eurer Nachbarschaft bin, hab' ich schmerzlich darnach gestrebt, Dich zu sehen, — heute endlich ist es mir gelungen, — wohl mir, unter Gottes freiem Himmel!"

Resi vermochte weder zu fliehen noch zu sprechen; sie stand wie eine bleiche Säule, mit tief gesenkten Blicken.

Er ergriff ihre Hand, — sie bebte zusammen und entzog sie ihm, wie von kaltem Entsetzen durchschauert.

„Resi," — so fuhr Eberhard im obigen Tone fort, — „vergib — vergib! Ich stehe wieder vor Dir wie zu jener Zeit, wo ich noch rein war von Schuld, und wo deine Liebe mich zum glücklichsten der Menschen machte!"

Mit einer Heftigkeit, die wir seit jener letzten Zusammenkunft mit Eberhard im vorigen Herbste nicht mehr an ihr bemerkten, brachen jetzt die Empfindungen des namenlos beleidigten, gedemüthigten und leidenden Mädchens los. — Ihr markdurchdringender Ausruf: „Heimtückischer Verführer, — Meineidiger — Ehrloser!" mußte an Eberhard's Ohr wie die Donnerstimme des Gerichtes schlagen.

Er stand wie vernichtet, obwohl er auf diesen Sturm längst sich vorbereitet hatte.

„Ja, ich bin an Deinem Herzen und an Deiner Ehre ein Verbrecher, — habe schwer gefrevelt an Dir und all' den Deinen," — sagte er dumpf; — „aber Gott der Allbarmherzige nimmt denjenigen, der von Herzen bereut, wieder gnädig auf, und auch Du Resi, mußt mich hören, wenn je Dein Herz wirklich mein war! — Ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir heilig ist auf Erden, — bei der Zukunft unseres Lebens, — ich beschwöre Dich bei unserm todten Kinde!"

Bei den letzteren, nur halblaut gesprochenen Worten verhüllte sich Resi mit der Schürze das Gesicht und ein lautes Schluchzen verkündete den Zustand ihres gebrochenen Herzens und zugleich das Sinken ihres erbitterten Widerstandes.

Als Eberhard ihre tiefe Erschütterung wahrnahm, sagte er weich: „Resi, ich weiß Alles von Dir, — weiß wie Du getrauert und gelitten hast, und ich verehre Dich nur um so höher. Du aber weißt nicht, welche Wege ich gegangen bin, — wie mir endlich die Augen geöffnet wurden und ich von einem tiefen Abgrund gerettet worden bin." — Zerknirscht wie in einer Beichte vor einem gesalbten Priester des Herrn, legte er nun ein ausführliches, volles Geständniß ab. Er erzählte von dem Abend an, wo sie zuletzt beisammen waren, bis zur heutigen Stunde Alles, was er erlebt, gethan und gesündigt hatte. Er bekannte offen alle Verirrungen seiner maßlosen Eitelkeit, seines ungezähmten Leichtsinnes und seines unwürdigen Umganges mit der Baronin, die er von der ersten Begegnung an bis zum Augenblicke des Bruches wahrheitsgetreu schilderte und dann mit dem Fluch der Schlange belegte.

Resi schlug das gesenkte Auge langsam empor und schien jetzt mit steigender Spannung zu horchen.

Eberhard glaubte mit inniger Freude durch den Thränenschleier wahrzunehmen, daß die ersten Regungen der Versöhnung zum Vorschein kamen.

Nichts verhehlend, was sein Gewissen belastete, setzte er seine reumüthigen Bekenntnisse und seine Betheuerungen der Rückkehr zu einem neuen Leben fort und sagte dann feierlich: „Resi, Alles was ich Dir jetzt mitgetheilt habe, ist heilige Wahrheit, so wahr Gott der Allwissende über uns ist! Ich stehe vor Dir als ein gefallener und gestrafter, als ein am Fuß verstümmelter, aber als ein gereinigter und gebesserter Mensch. Kannst Du noch verzeihen, o so vergieb — vergieb demjenigen, dem Du Dein Höchstes gabst!"

Die Seele des edlen Mädchens kämpfte einen letzten, langen und schweren Kampf. Die Leidenschaft, mit der sie einst Eberhard liebte, war selbst zur Zeit ihrer schwersten Schmach und Erniedrigung in den geheimsten Tiefen ihres Herzens nie erloschen, wenn gleich nie ein Laut davon über ihre Lippen kam. Die rückhaltslose Offenheit, mit welcher er alle seine Vergehungen bekannte, die heiße Reue, die jedes seiner Worte durchglühte, sein unerwartetes Erscheinen, sein Wiedersehen, der männliche Ernst, welcher jetzt aus seinem ganzen Wesen

sprach, Alles dieß wirkte und stürmte auf sie zusammen, um die Rinde des weiblichen Herzens zu sprengen und es für den Einzug der Gefühle aus einer glücklicheren Zeit zu öffnen. Schmerz und Liebe beseelten den Ton, mit dem sie sprach: „Treuloser Mann, wie soll ich an Dich glauben?“

Eberhard entgegnete feurig: „Laß es mich Dir beweisen!“ Er ergriff dabei abermals ihre Hand, und sie ließ es jetzt geschehen.

„Glaube an mich und vertraue mir!“ rief er bittend aus. „Wenn Du im Stande bist, das Geschehene zu vergessen und zu vergeben, wenn Dein Herz noch fähig ist, mir eine leise Neigung zu schenken, wenn sich Dein Auge nicht stößt an meinem verstümmelten Fuß und wenn es Dir eine kleine Bürgschaft ist, daß die Anerkennung meiner Vorgesetzten mich im Dienst befördert hat, o, so höre meine treue, bittende Stimme: Laß den besseren Eberhard zurückkehren zu Dir, zu Dir, — Du theures Mädchen, dessen Werth ich erst jetzt ganz erkenne, das die Feuerprobe des Unglücks so engelgleich bestanden hat! Resi, laß mich hoffen! Alles, was ich verbrochen habe an Dir, ich will es gut machen!“

Ihre Augen erfüllte jetzt ein ungewöhnlicher Glanz; sie richtete sich empor und sprach mit weihevollem Ernste: „Eberhard! ist das vor Gott die reine Wahrheit Deines Herzens?“

Er antwortete rasch und ebenso feierlich: „Ewige Verdammniß treffe meine Seele, wenn mein Wort Lüge wäre!“

Wie von zauberischer Feenhand schien Resi verwandelt. Ohne es zu sagen, hatte ihr Herz die Versöhnung vollzogen und die ungeheure Last der Vergangenheit von sich abgeworfen. Sie war dem Leben wieder geschenkt, und ein seliges Lächeln verklärte ihre schönen Züge. Zum ersten Male sah sie Eberhard treu und offen ins Auge, und gleich, als hätte sie tief durch dasselbe hindurch seine Seele erforscht, sagte sie milde und freudig: „Ja, ich will glauben, daß Du Wahrheit sprichst! Was ich gelitten und leidend verschwiegen habe, Alles ist jetzt vergessen!“ Sie reichte ihm die Hand und wiederholte mit sanfter Stimme: „Ich will Dir glauben; das Weitere stelle ich Gott anheim.“

Der hochbeglückte Eberhard hätte laut aufjubeln mögen, aber die nahen Zeugen zwangen ihn zur Mäßigung seines

Ausbruches; desto heißer und inniger erwiederte er den Druck ihrer Hand und desto dringender bat er sie um den Tag des nächsten Wiedersehens.

Resi bemerkte ihm freundlich jedoch bedeutungsvoll: „Laß uns für heute scheiden, Eberhard! Willst Du mich wiedersehen, so komme zu meinen Eltern!"

„Habe Dank, Resi!" rief Eberhard, „tausend Dank, daß Du es mir erlaubst! Am nächsten Sonntag bin ich bei Euch. Gott lohn' es Dir, geliebtes Mädchen, daß Dein Herz der höchsten und schönsten That fähig war — der That des Verzeihens!"

„Preisen wir Gott den Herrn, daß er uns auf die rechten Wege geführt hat", sagte Resi andächtig.

Der Bund der beiden Liebenden war durch diese eine, aber entscheidende Begegnung wieder erneuert, und mußte auch ihr heutiger Abschied vor den Dienstleuten sich in äußerlichen Schranken halten, so war er doch in Blick und Händedruck ein wahrhaft innerlicher.

Eberhard, ein neues und reines Glück in der Brust, hatte sich entfernt und an der letzten Biegung des Feldweges noch einmal grüßend seinen Hut geschwenkt.

Die Dienstleute, von denen ihn ein Paar Dirnen erkannten, steckten die Köpfe zusammen und besprachen eifrig den für ihre Neugierde so wichtigen, aber unbegreiflichen Vorfall.

Resi bemerkte dies alles nicht, sie stand lange wie träumend und in sich verloren; jetzt nahm sie den Rechen wieder zur Hand, aber sie hielt ihn nur zum Scheine; denn das Arbeiten war heute kein Mittel mehr, welches gegen die große Zerstreuung hätte verfangen können.

Nach einer Stunde kam Mathes mit dem großen Leiterwagen um das Heu in die Scheune zu führen. Es wurde jetzt emsig aufgeladen und endlich der Heimweg angetreten, nach welchem sich Resi bereits sehr sehnte.

Zu Hause wurde die außerordentliche Veränderung, welche in der kurzen Zwischenzeit an Resi vorgegangen war, sogleich bemerkt, wenn auch nicht die geschwätzigen Heuerinnen das Gesehene augenblicklich und haarklein dem übrigen Dienstvolke beschrieben und bekannt gemacht hätten.

Resi's erster Gang aber war zu den Eltern, denen sie

in freudigster Hast und mit genauester Vollständigkeit das Zusammentreffen mit Eberhard und den Schluß der Begegnung mittheilte.

Groß war das Staunen des Vaters und der Mutter, als sie die Erzählung hörten und die gänzliche Umwandlung der Tochter sahen; im Stillen aber getrauten sie sich nicht, etwas Gutes zu hoffen. Um Resi nicht zu entmuthigen und aus ihren Himmeln zurückzuwerfen, stellten sie sich, wie auf ein gegebenes und verstandenes Zeichen, auf das Freudigste überrascht, als glaubten sie bereits an eine glückliche Lösung; dennoch war — trotz ihrer geheimen Befürchtungen — auch über sie eine mächtige Aufregung gekommen.

Resi dagegen, einmal dem Vertrauen und Hoffen hingegeben, erlitt in ihrem Innern keinen Rückfall mehr, sondern genoß in liebender Zuversicht die ersten Segnungen eines neuen, froheren Daseins. Sie legte nun ihr bisheriges Gewand ab und war wieder die Tochter des Hauses, worüber sich die Eltern einstweilen weit mehr, als über die Nachrichten von Eberhard freuten.

Marianne umarmte voll Rührung die neugeborne Schwester, als sie Abends — nach langer, trüber Zeit — wieder in der gemeinschaftlichen Schlafstube beisammen waren und nun nach Herzenslust plaudern konnten.

* * *

Der Sonntag, von Resi heiß erwartet, von den Eltern heimlich angezweifelt, kam heran, und Eberhard hielt Wort.

Gleich nach dem Mittagsessen trat er bescheiden und mit sichtlicher Scheu, zur Thür der Herrenstube herein, wo die Familie Steininger noch um den Tisch versammelt war.

Resi, heute in einem sehr hübschen Anzug, erröthete und wagte kaum aufzublicken. Eberhard, der früher nie im Hause gewesen, sondern den Eltern nur dem Sehen nach bekannt war, stellte sich Herrn und Frau Steininger als den kaiserlichen Forstwart Eberhard Plattner vor, und wurde zwar mit zurückhaltender Befangenheit, jedoch nicht unhöflich empfangen.

Resi hatte die Eltern schon früher beschworen und ihr Wort dafür erhalten, daß sie ihm über das Vergangene keine Vorwürfe mehr machten, sondern sein reuiges Selbstbekenntniß und seine ehrliche Wiederkehr als Genugthuung hinnahmen. Nach den ersten Momenten der gegenseitigen Verlegenheit nahm sich Eberhard das Herz, sich über die Freiheit seines Besuches zu rechtfertigen und darauf zu berufen, daß sie wohl schon durch Resi selbst von Allem in Kenntniß seien. Er verabsäumte nicht, vor Allem um die Verzeihung der Eltern zu bitten, denen er ein so großes Herzeleid zugefügt habe. „Nicht ich" — sagte er — „sondern nur Resi kann mir dieselbe erbitten, gleich wie sie auch edel genug ist, um sich über meinen körperlichen Fehler hinauszusetzen," wobei er auf seinen verkürzten Fuß niederblickte. Hierauf führte er durch eine lange Zeit allein das Wort und erzählte den Eltern mit der nöthigen Umschreibung offen und getreu alle jene Schicksale, die er seit seinem Wegkommen von Wildenstein durchgemacht hatte und die wir bereits kennen. „Und nun glaubet mir, geehrter Herr und Frau Steininger" — sagte er jetzt mit Nachdruck — „daß ich nicht mehr der leichtfertige Eberhard von ehemals bin. Es ist jetzt mein heiligstes Bestreben, mir Euer Vertrauen, Eure Achtung und Zuneigung zu erwerben, und ein freudiges Ziel des Glückes und meiner Mannesehre zu erringen. Für heute bitte ich Euch nur um die gütige Erlaubniß, daß ich Euer werthes Haus recht bald wieder besuchen darf."

Resi hatte mit stillem Glücke seiner überzeugenden Beredsamkeit gehorcht und dabei ängstlich den Eindruck verfolgt, welchen seine Worte von Satz zu Satz auf die beiden Eltern machten. Die Offenheit und das frische waidmännische Wesen Eberhard's nahmen den biedern Müller für ihn ein, und auch die Mutter gewann von dem jungen Manne, den sie sich unabgewandt mit einer gewissen prüfenden Schärfe ansah, nach längerem Beisammensein eine bessere Meinung. Sie gestatteten ihm, daß er seinen Besuch nächstens wiederhole. — Eberhard, für die großmüthig verzeihende Aufnahme seinen freudigsten Dank erstattend, wäre — wie gerne! noch länger geblieben; aber mit gewandter Lebensart empfahl er sich jetzt und grüßte Resi mit einem warmen Blicke der Liebe, den sie mit derselben stillen Innigkeit erwiederte. Sie beobachtete die Schicklich-

keit, ihn nicht hinauszubegleiten, wie sehr auch das volle Herz sie dazu gedrängt hätte.

Vater und Mutter schienen über den Besuch befriedigt und vergnügt zu sein, und Resi fühlte sich glücklich.

Mit diesem Besuch Eberhard's war in die Mühle ein neues Element der Bewegung und der gespanntesten Erwartung gekommen. Schon am nächsten Morgen ließ Steininger nach gepflogener Verabredung mit seiner Frau, den leichten Wagen einspannen und fuhr geraden Weges zu dem benachbarten Forstamte, wo Eberhard seit einigen Wochen bedienstet war. Dort ging er sogleich in das Haus des mit ihm befreundeten Oberförsters, bei dem er sich im Vertrauen unter vier Augen um den Privatcharakter und das dienstliche Verhalten des neuen Forstwarts dringend erkundigte. Die vom alten Oberförster ertheilten Auskünfte fielen sehr zu Gunsten Eberhard's aus, und Steininger war schon seit sehr langer Zeit nicht so vergnügt wie diesmal nach Hause gefahren. Es war für den wackeren Mann eine wahre Herzensfreude, mit den erhaltenen vertraulichen Nachrichten nicht nur seine Frau, sondern insbesondere Resi hoch zu erfreuen und jetzt mit ihr in offener, heiterer Weise über die Angelegenheit ihres Herzens zu sprechen.

Bei dem Besuch am nächsten Sonntag fand Eberhard bereits eine viel wärmere Aufnahme, und man hörte mit der theilnehmendsten Aufmerksamkeit aus seinem beredten Munde die ausführliche Erzählung alles dessen, was seine Herkunft, seine Eltern, seine Jugendjahre und sein ganzes Vorleben betraf.

Am darauffolgenden Sonntag, bei dem dritten Besuch, war Eberhard schon so weit, daß er es wagen durfte, neben der hocherröthenden Resi in aller Form um ihre Hand anzuhalten, um nicht nur vor der Welt ihre Ehre wieder herzustellen, sondern auch durch ihren Besitz an das höchste Ziel seiner Wünsche zu gelangen.

Vater und Mutter, versöhnt und durch kein Mißtrauen mehr beunruhigt, legten die Hände der Verlobten in einander und segneten die unverhofft lösende Wendung, welche das Schicksal des ihnen so theuren, ersten Kindes genommen hatte. Uebrigens ließ die Mutter den feierlichen Augenblick nicht un-

benützt, um dem künftigen Schwiegersohne die Heiligkeit der Treue mit der wärmsten Sprache des mütterlichen Gefühles zu Gemüth zu führen. Der Vater, in seinem Wesen einfacher, forderte von Eberhard einen festen Handschlag und sein Manneswort. Der junge Forstwart gab es und hob dabei den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand wie zum Eidschwur.

Resi war nie schöner, als in dieser Stunde, wo beglückte Liebe sie für alles Leid und alle Schmach süß und ehrenhaft entschädigte.

Die Eltern selbst fühlten sich wie neugeboren, und bald theilte sich dem ganzen Hause — darunter der alten, treu anhänglichen Lise obenan — die allgemeine Freude mit.

Am dritten Tage darauf kam Rosi, die junge Frau, welche durch einen Brief von Resi's Hand die Nachricht ihrer Verlobung erhalten hatte, auf Besuch. Wie flog sie der Schwester an den Hals! Thränen der Freude weinend, daß sie Resi nun nicht mehr als Aschenbrödel, sondern in Glück und heiterstem Frohsinn traf.

Nach sechs Wochen war große Hochzeit in Goisern — die zweite, welche das Haus Steininger im Laufe weniger Monate dort feierte.

Der Bund Eberhard's und Resi's war vor dem Altar geschlossen, die allgemeine Theilnahme noch größer als bei der ersten Hochzeit; denn die Freude und Befriedigung über die Bekehrung eines Treulosen hatte alle Gemüther ergriffen, vielleicht mit Ausnahme von ein Paar Gevatterinnen, die sich verwunderten, daß sie „ihn mit seinem hinkenden Fuß" jetzt noch habe nehmen mögen.

Resi, durch so lange Zeit im Gewande einer Magd gesehen, heute aber in blendendem Brautschmuck und schöner noch durch den Ausdruck der Seele in den edelgeformten Zügen, wurde mit doppeltem Wohlgefallen betrachtet, und man sagte sich allgemein: „War die Steininger Resi einst das schönste Mädchen, so ist sie jetzt die schönste Frau."

Tafel und Tanz in demselben Gasthause waren ebenfalls noch lebhafter als früher, und die Lust der Dienstleute von der Erlbachmühle in den untern Stuben wo möglich noch lauter. Mathes, der Hochzeitskutscher seiner Herrenleute, that

sich gegen die Mühlknechte nicht wenig darauf zu gute, daß er wegen Eberhard's damals Recht gehabt habe.

Niemand aber war seelenvergnügter als der glückliche Müller. Auf seiner frohen Laune lastete jetzt kein Druck mehr, und seine kluge, wackere Hausfrau, seine Freude herzlich theilend, mußte nachsichtig durch die Finger sehen, daß er heute vor lauter Gesundheittrinken nicht ohne ein kleines Räuschchen davonkam.

Und wie zärtlich koste mit Resi die Liebe der Schwestern Rosi und Marianne! Eberhard und Georg schlossen als neue Schwäger Freund- und Bruderschaft.

Die sühnende Reue eines Einzigen hatte viele glückliche Menschen gemacht.

# Die Wiedervergeltung.

In den reizenden Thälern, in welche das gewaltige Felshaupt des Traunsteins von dessen Süd-Ostseite hineinblickt, brannten auf allen Höhen die Sonnenwendfeuer.

Es war der fröhliche Tag Johann des Täufers. Unser Volk weiß zwar nicht, daß diese Sitte aus uralter, heidnischer Zeit stammt; gleichwohl hält es fest an den Gebräuchen der Väter und läßt es sich nun einmal nicht nehmen, nach dem alten Herkommen — wenn auch nicht mehr in der Ebene, so doch auf den Bergen — zu Ehren des Sommers die hellen Freudenfeuer anzuzünden! Selbst auf der höchsten Spitze des Traunsteins leuchtet jedes Jahr das friedliche Feuerzeichen weit hinaus in das obderennsische Land.

Diesmal war es obendrein ein Sonntag, — die allgemeine Freude um so größer.

In einem dieser anmuthigen, ferne von der Hauptstraße gelegenen Alpenthäler, nahe an einem schönen Gebirgssee und durch dessen Ablauf von einem silberklaren Flüßchen durchströmt, liegt an den grünen Abhängen der Waldberge ein ansehnliches Pfarrdorf, das längs dem Laufe seines raschen, triebkräftigen Wassers eine Reihe von Sensenschmieden, Hammerwerken und Sägemühlen zu seinen Angehörigen zählt.

Heute am Sonnenwendtage, wo unsere Erzählung beginnt, herrschte auf allen Wegen und Stegen des ganzes Bezirkes ein ungemein reges Leben.

Die Bewohner der Gehöfte aus der nahen und entfernteren Umgebung, Bauern und Bäuerinnen, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde; Revierjäger und Försterleute aus den dortigen großen Waldungen des Staates und einer berühmten Abtei des Landes; Meister und Dienstleute aus den Schmieden und Mühlen; Dorfhandwerker und Taglöhner; Kleinhäusler und ihre Familien; Flößer, Holzknechte und Kohlenbrenner, — alles war auf den Beinen, kam im Mittelpunkte ihrer Ortschaft, den die Kirche mit ihrem nächsten Umkreise bildet, fröh-

lich zusammen und vertheilte sich nach dem nachmittägigen Segen in die vorhandenen Wirthshäuser, Schenken, Gärten und Kegelbahnen.

Von der Schießstätte her krachten die Stutzen der eifrigen Scheibenschützen und die Pöller bei Treffern in den dritten und vierten Kreis, was man im Volksmunde kürzer bezeichnet: bei einem Dreier oder Vierer.

Am lebhaftesten wurde es gegen Abend und besonders zahlreich war das junge Volk beiderlei Geschlechts versammelt, dem an diesen Tage eine althergebrachte Sitte es erlaubt, daß die Burschen ihre Dirnen in die Methhütte führen. — Diese war vom Lebzelter, der gewöhnlich zugleich Wirth ist, für den heutigen Besuch eigens aufgeschlagen.

Da wimmelte es von grünen Hüten der Männer, die, großentheils in Lodenjacken, kurzen Lederhosen und grünen Strümpfen, schon der eigentlichen Gebirgstracht sich nähern.

Nicht minder zahlreich war der weibliche Theil, mit weißen Hüten, die in den Gegenden des Traunsteins getragen werden. Es ist bekannt, wie hübsch ihre Farbe und schöne Form von dem rothen Kopftuch darunter sich abhebt, und wie vortheilhaft sie ein ländlich frisches, jugendliches Gesicht kleiden.

Wir brauchen nicht lange zu versichern, daß sich viele sehr hübsche Paare darunter befanden, alle aber in ihren Zügen den echt deutschen Typus jener Bevölkerung zeigten.

Was hatte sich heute die glückliche Jugend nicht alles zu sagen! Wie viele Versprechen und Schwüre wurden wieder erneuert!

Es ist warlich ein Tag für liebende Herzen, und glücklich Diejenigen, die sich eines Besitzes erfreuen!

Für die Uebrigen, die heute leer ausgingen, gleichwie für alle Aelteren und Verheiratheten mußten die großen Bauern-Krapfen Entschädigung bieten, die der Landesbrauch bei dem heutigen Mittagmahl in jedem Hause auftischte.

Die Freuden des Tages luden zu Glas und Krug, und die große Sommerhitze im sonnigen Thale vermehrte noch den Durst der lustigen Leute, denen der heutige Tag eine Art von Berechtigung gab, — freilich auf ihre eigenen Kosten, die sie aber gerne bezahlten, wenn auch die Jungen über ein zu geringes Einkommen und die Alten über zu große Lasten und Abgaben klagten.

Wolfgang Zaininger, der Rösselwirth, sein Sohn Augustin, die Muhme Barbara, die Kellnerin Stanzl, die Aushelfer und die sämmtlichen männlichen und weiblichen Dienstboten hatten in den Stuben zu ebener Erde und im ersten Stocke, im Garten, in Küche und Keller vollauf zu thun, um die Menge ihrer Gäste gehörig zu befriedigen. Von allen Seiten rief es: „Zaininger!" — „Augustin!" — „Stanzl!" — Sie hätten statt eines Paars zehn Hände und Füße gebraucht.

Bevor wir in der Schilderung des fröhlichen Sonnenwendtages und seiner Liebesbegebenheiten fortfahren, müssen wir uns mitten im großen Umschießen, welches heute im Rösselwirthshause herrscht, doch vor allem mit dem Sohne Zaininger näher beschäftigen, weil er berufen ist, in unserer Erzählung eine der Hauptrollen zu spielen.

Augustin war ein auffallend schöner Bursche von 25 bis 27 Jahren, blond, groß und schlank, von höchst einnehmenden Gesichtszügen, gutmüthig und offenherzig, voll Leutseligkeit und munterer Laune.

Er hieß allgemein der „schöne Augustin," den sie zugleich den besten Zitherspieler und sakrischsten Tänzer nannten. Kein Wunder, daß er bei dem weiblichen Geschlechte das größte Glück machte. — Dabei war er sehr verständig, thätig und flink in den Geschäften des väterlichen Hauses und der einzige Sohn des wohlhabenden und angesehenen Wirthes zum goldenen Rössel.

Bei diesen trefflichen Eigenschaften des Verstandes und Gemüthes und bei so vielen äußeren Vorzügen, um die er von den Söhnen der reichsten Häuser beneidet wurde, hatte jedoch der gute Augustin von Kindesbeinen an einen so leichten Sinn, als ob in seinen Adern statt des gewöhnlichen Blutes nur Champagner flösse, den er übrigens in seinem entlegenen Gebirgsthale gar nicht kannte.

Augustin hatte bereits unzählige Liebesverhältnisse angeknüpft, keines aber dauerte länger als zwei bis drei Monate, nach welcher Zeit sein unstäter Sinn sie schon wieder abgebrochen hatte. Man konnte von ihm sagen, daß er nur in der Unbeständigkeit beständig sei. Dennoch flogen ihm immer wieder neue Herzen entgegen und es war noch kein Eroberer so schnell wie er.

Die vielen Liebschaften, welche von ihm bekannt waren, und das bisherige Herumflattern von Einer zur Andern hatte zur natürlichen Folge, daß man die in solchen Fällen gebräuchliche Redensart: „Ein Schnittling (Schnittlauch) auf allen Suppen!" jedesmal hörte, so oft von Augustin die Rede war.

Augustin wußte dies und lachte in seinem Leichtsinn darüber; aber seit einiger Zeit wurde er bei solchen Anspielungen verlegen und suchte sie alles Ernstes von sich abzuwehren.

Eben als er heute mit einer hübschen Försterstochter in seiner Weise freundlich sprach und sich vielleicht einige Secunden länger als bei anderen Gästen aufhielt, rief ihm von einem anderen Tisch her ein nerviger Sensenschmied lachend zu:

„Augustin! heute ist der gewisse Schnittling wieder wohlfeil!"

Augustin lachte zwar, aber er entgegnete ihm mit einem festen Tone:

„Du, Zainheitzer![1]) Das hat jetzt ein Ende!"

Diese kurzen Worte hinwerfend, hatte er sich in seiner großen Geschäftigkeit aus diesem Kreise bereits wieder entfernt.

Wir werden bald hören, wie er das meinte; einstweilen scholl ihm ein helles Gelächter des Unglaubens nach, und ein paar aufgeräumte Kameraden an einem dritten Tische begannen unter wiederholtem Lachen der nächsten Zuhörer alle die Liebschaften herzuzählen, deren Namen auf der langen Liste Augustins verzeichnet standen.

Bei seinem Wiederkommen that er, als ob er es nicht hörte und nicht verstünde. — Er konnte jetzt, wo seine heimlichen Gedanken eine feste Richtung genommen hatten, nichts Klügeres thun, als sich mit anderen Witzen zu helfen und dem lästigen Gespräche eine andere Wendung zu geben. — Wir müssen bemerken, daß ihm ernstlich daran gelegen war, in einen besseren Ruf zu kommen, was mit jenen Gedanken genau zusammenhing.

Nach dem Sohne haben wir nun auch dem Vater Augustins eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken.

Er ist vorne in der großen Gaststube beschäftigt, und eben tritt er herein, an jedem Finger der beiden Hände den

[1]) Der Gehilfe des Hammerschmiedes in der Sensenfabrik.

Henkel eines Bierglases haltend, die er mit meisterhafter Uebung den rufenden Gästen der Reihe nach flink credenzt, um sogleich wieder nach einer eben solchen Anzahl hinaus zu eilen.

Er ist zwar um einen halben Kopf kleiner als sein Sohn, aber ein noch sauberer und rüstiger Mann von einigen fünfzig Jahren. Sein dunkles Haar ist nur hie und da ein wenig grau, und ein Fremder, der nicht weiß, daß er sehr früh geheirathet, würde ihn für einen älteren und stattlicheren Bruder Augustins halten. — Sein rundes, von Gesundheit strotzendes Gesicht hat das nationale Gepräge der Offenheit und des Frohsinns, zugleich aber auch den Ausdruck sorgloser Behäbigkeit, die ihn aber nicht hindert, frisch und rührig seines Amtes zu walten, das ihn heute wohl ausnahmsweise so sehr in Anspruch nimmt.

Man sieht es seiner angenehmen Geselligkeit, seiner Lebenslust und seinem ganzen Wesen an, daß er sich in seiner Jugend von seinem Sohne in keiner Beziehung viel unterschieden haben mochte.

Zaininger war seit mehreren Jahren Witwer und man wunderte sich, daß er, als ein so beliebter Mann, bei seiner Rüstigkeit und in seiner Lage nicht längst wieder zu einer neuen Heirath geschritten sei. Darum glaubte auch Niemand, daß er solche Pläne bereits gänzlich aufgegeben habe, obschon er bisher keine sichtbare Veranlassung gab, etwas Bestimmteres vermuthen zu können.

Nach dem Tode seiner Frau nahm er seine Schwester Barbara, eine kinderlose Witwe, zu sich und übergab ihr die weibliche Leitung des Hauswesens.

Dies ist die Muhme, deren wir oben erwähnten, die aber heute an die Küche gebannt ist, wo sie ihr scharfes Regiment führt.

Je weiter die Stunden gegen den Abend vorrückten, desto voller und lauter wurde es draußen im Garten beim goldenen Rössel.

Unter der vielfach gemischten Gesellschaft war eben jetzt eine stille Bewegung entstanden, wie sie gewöhnlich einzutreten pflegt, wenn besonders bemerkenswerthe oder seltene Gäste erscheinen.

Es war dies die Sagmeisterin, Frau Almlehnerin und

ihre schöne Tochter Margareth, in Begleitung der Familie eines mit ihnen verwandten reichen Holzhändlers.

Mutter und Tochter waren in ihrem vollsten Sonntagsstaate, welchen die schwere Linzer Goldhaube, das dunkle Corset, das großblumige Busentuch und die kurze Schürze, — alles von Seide, dann die goldene Halskette mit dem kleinen Spitzenkragen und überdies bei der Tochter der feine, blüthenweiße Rock kennzeichnete.

Die geschmackvolle Tracht ihres Standes erhöhte Margareths blendende Erscheinung nur noch mehr, und aller Augen waren auf sie gerichtet.

Sie ist von tadellosem Wuchs, mit üppigen Formen; vielleicht nur um ein Weniges zu klein, nicht so groß und schlank, um als noch stattlicher gelten zu können; dagegen das Gesicht ein schönes Oval, die Wangen frisch, die Farbe der Haut an Stirne und Hals hell und rein, die Augen braun, das hübsch gescheitelte, reiche Haar dunkel wie Kastanien; doch sprach aus ihren regelmäßigen Zügen keine Weichheit weiblicher Natur, im Gegentheile spielte um den kleinen Mund voll weißer Zähne ein Zug von ungewöhnlicher Festigkeit, der sich auch in den Formen und Linien des Kinns ausgeprägt hatte. — Trüge sie eine eigentliche Alpentracht, so würde man sie mit Recht eine kräftige Tochter der Berge nennen können. In psychischer Hinsicht war sie es gewiß.

Die liebliche Knospen- und Blüthezeit ist zwar vorüber, um so voller eben hatten sich ihre Reize entfaltet, und jedenfalls konnte ihr Anblick die junge Männerwelt in große Unruhe versetzen.

In der That verdiente die Erbin der Almlehner Sägemühle diese Aufmerksamkeit höheren Grades; denn in sittlicher Beziehung wußte man nur das Beste von ihr. — Es gab unter den jungen Leuten keinen, der etwa eine leichtfertige Bemerkung über sie gemacht hätte; vielmehr war es der allgemeine und bittere Vorwurf: daß sie unbegreiflich spröde sei und alle bisherigen Heirathsanträge zurückgewiesen habe. Einer dieser Sprecher flüsterte zu seinem Tischgenossen: „Dennoch sieht sie nicht aus, ob sie wollte eine Klosterfrau werden." — Die Bemerkung wurde mit einstimmigem Beifall aufgenommen.

Neben der Tochter saß die Mutter, eine ehrbare Witwe, die in Margareth ihr einziges Kind besaß und den Betrieb ihres Werkes schon seit vielen Jahren selbstständig und mit großer Verständigkeit leitete.

Sie unterschied sich gar sehr von der Tochter, nicht sowohl durch Alter und ein sonst kränkliches Aussehen, als durch den Ausdruck eines grämlichen und herben Wesens.

Trotzdem schien sie den Begrüßungen und Huldigungen nicht abhold zu sein, welche ihre Tochter von allen Seiten empfing.

Margareth aber erwiderte dieselben mit einer Art von kühler Zurückhaltung, woran nicht die Anwesenheit der Mutter oder linkische Scheu, sondern der ihr eigenthümliche mädchenhafte Stolz und vielleicht auch noch ein anderer, liebenswürdigerer Umstand schuld war.

Der Zuvorkommenste von allen war der Wirth selbst, der in seinem Benehmen voll Rücksicht und zärtlicher Bemühung die Rolle seines Sohnes übernommen zu haben schien.

Auch Margareth war gegen ihn auf das äußerste freundlich und dadurch Zainingers Gesicht wie verklärt.

Augustin — ließ es zwar ebenfalls nicht an seinem Gruße fehlen, aber die Berührung mit ihnen war beinahe schüchtern, und es hatte ihm, wie man im Lande zu sagen pflegt, „die Rede verschlagen.“ — Er schien sogar roth zu werden und machte von jetzt an keine lauten Scherze mehr.

Seine Kameraden, an nichts weiter denkend, begriffen ihn nicht und hänselten ihn wegen seiner sittsamen Stille und Ernsthaftigkeit, auf welche Witze er aber keinen anderen Bescheid gab, als daß er heute durchaus keine Zeit habe.

Margareth warf nach dem Gruße einen Blick auf ihn und fast unmerkbar flog ein kurzes Lächeln über ihr Antlitz.

Augustin, in dessen Mienen jeder Leichtsinn jetzt verschwunden war, verdoppelte bei den Gästen im Hause seine große Geschäftigkeit und schien Margareth — außer mit flüchtigen oder verstohlenen Blicken — gar nicht zu beachten; dagegen behandelte er die Mutter, so oft er in die Nähe der Familie kam, stets mit der größten Aufmerksamkeit, während umgekehrt sein Vater — nach dem Maße seiner Bildung und nach ländlicher Weise — in Artigkeiten gegen Margareth sich er-

schöpfte, und wohl nebenher auch die Mutter nicht vergaß. Er hatte sich die Bedienung ihres Tisches ausschließlich selbst vorbehalten; so schön geschliffene Weingläser und so feine Kaffeschalen, wie heute für die Frau Sagmeisterin, waren beim Rösselwirth schon lange nicht zum Vorschein gekommen.

Man merkte es der Meisterin an, daß sie sich dadurch geschmeichelt fühlte, und Margareth stimmte dieser Anerkennung mit beredtem Lobe bei.

Eine Viertelstunde nach der Familie aus der Sägemühle kam ein neuer Gast, dem wir in unserer Erzählung ebenfalls einen wichtigen Platz anweisen müssen.

Es war ein junger Mann aus dem Dorfe, Namens Martin, der Sohn des alten Wagnermeisters, im gleichen Lebensalter mit Augustin, dessen Schulkamerad er einst gewesen, den er jedoch weit überholte, und mit dem er wegen der gänzlichen Verschiedenheit ihres Charakters und ihrer Neigungen nie recht harmonirte.

Martin ist mittelgroß, fest und gedrungen, von mehr angenehmer als hübscher Gesichtsbildung, und in dem großen blauen Auge spiegelt sich ein tiefes Gemüth. — Von der Gebirgstracht hat er nur den grünen Hut, im Uebrigen trägt er jene halbstädtische Kleidung, die man bei uns die „märktische" nennt, und zeichnet sich darin durch Sorgfalt und Sauberkeit aus.

Wegen seines besseren Strebens und seiner Bescheidenheit, gleichwie wegen seines Fleißes und seiner Rechtschaffenheit galt er als einer der bravsten unter allen jungen Männern des Ortes und der ganzen Umgebung.

Statt wüste Gelage mitzumachen oder wechselnden Liebesabenteuern nachzugehen, las er an Sonntagen und in freien Stunden gerne in Büchern, die er von den geistlichen Herren der Pfarre, vom Wundarzte oder vom Schullehrer erhielt, und worüber es an gelegenheitlichen Spottreden der Kameraden nicht fehlte. — Er war eine jener stillen Naturen, bei denen alles nach innen geht, um dort desto tiefer und dauernder zu haften. Eine Umschlägigkeit seiner Ansichten und Grundsätze, seines Wollens und seiner Neigungen konnte ihm Keiner nachweisen.

Als geschickter, thätiger und sparsamer Mann seines Handwerks und als wackerer Sohn war er der Stolz und die

Freude seiner bejahrten Eltern, die ein nicht unansehnliches Haus besaßen und in gut geordneten Vermögensverhältnissen sich befanden.

Die Holzeinkäufe, oder Fragen und Besprechungen in Angelegenheiten des Materials zu seinem Gewerbe führten Martin öfters in die Almlehner Sägemühle, und er ging dahin lieber als in jede andere.

Er fand dort Gelegenheit, manchmal mit Margareth zu sprechen, und je öfter er sie sah, je mehr gefiel sie ihm, und der süße Eindruck, den sie in ihm hervorbrachte, grub sich in ihm wieder tiefer ein, als es bei jedem anderen seines Alters der Fall gewesen wäre. — Margareth ging aber nie über eine gewisse Grenze der Freundlichkeit hinaus; sie blieb sich immer gleich und wurde nie vertraulicher.

Martin hatte zu wenig Kenntniß des weiblichen Herzens, um dies zu erkennen.

In letzterer Zeit suchte er öfter als es strenge nothwendig gewesen wäre, einen Anlaß, um in die Sägemühle zu kommen und Margareth zu sehen. Er hatte — man kann es sagen — das Unglück, auf das heftigste in sie verliebt zu sein, ohne einer Seele — außer seiner Mutter unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit — etwas zu entdecken und ohne den Muth zu haben, vor Margareth einen Laut davon über seine Lippen zu bringen.

Und wenn er es auch wagen würde — was steht ihm bevor?

Er kennt die Geschichte von der Prinzessin Turandot, doch denkt er nicht daran, daß sich etwas Aehnliches auch in seiner geliebten Mühle begebe.

Und wird der stille, bescheidene, in seiner Aeußerlichkeit nicht sehr bevorzugte Martin es sein, der als ein zweiter Prinz Kalaf das Räthsel in Margareths Herzen löst?

Ein schärferer Blick hätte ihm Aufschluß gegeben.

Als er, in den Garten eintretend, die Sagmeisterin und Margareth erblickt hatte — da schoß dem empfindungsvollen, unverdorbenen jungen Manne das Blut ins Gesicht.

Er war kaum im Stande, die Familie ohne Befangenheit zu bewillkommnen und einige Worte seiner freudigen Ueberraschung ohne Unbeholfenheit zu sprechen.

Margareth war wie gewöhnlich freundlich gegen ihn — vielleicht um einen Grad mehr als gegen andere junge Leute, aber nichts weiter.

Martin setzte sich bescheiden, ziemlich entfernt an einen Tisch, aber so, daß er allein und ungestört war und Margareth im Angesicht vor sich hatte.

Auf die Labung des Bieres beinahe vergessend, saß er dort, in ihrem Anblick versunken, und der Unerfahrene schrieb es nur ihrer Sittenstrenge zu, daß sie ihm keinen Blick entgegnete.

Er fand eine Menge Gründe, um sich selbst zu täuschen, und Margareth, in ihrem allerliebsten Anzuge, gefiel ihm heute nur noch mehr. Wie beneidete er den Wirth, mit dem sie, so oft er kam, auf die lustigste Weise schäkerte!

Letzteres beirrte ihn nicht, weil er wußte, daß der den Scherz liebende Wirth als ein älterer Mann sich dieses Recht herausnehmen konnte, ohne gegen Sitte und Anstand zu fehlen. Ein Jüngerer aber würde in ihm eine schmerzliche Eifersucht erregt haben.

Mächtiger als sonst hatte der Sonnenwendtag auch sein Herz ergriffen.

* * *

Allgemach begann der Abend zu dämmern und die Mehrzahl der Gäste machte sich bereit aufzubrechen, um hinaus und auf die nächstgelegenen schönsten Punkte zu gehen, von wo aus die Feuer auf den Bergen am besten gesehen werden konnten.

Auch die Sagmeisterin erhob sich jetzt, um das Gleiche zu thun, und verließ mit Margareth und ihren Verwandten den Garten, vom Wirth unter den freundschaftlichsten Abschiedsgrüßen hinausbegleitet.

Martin hatte kein Auge von ihnen gewendet; er hatte sein Glas beinahe voll vor sich stehen, aber er vergaß darauf, oder nahm sich nicht mehr Zeit auszutrinken, sondern bezahlte mit ungewöhnlicher Hast und folgte ihnen auf dem Fuße, was er heute bei der allgemeinen Bewegung thun konnte, ohne Aufsehen zu erregen.

Er hatte sie bald wieder eingeholt, um sie nicht aus den

Augen zu verlieren. Einstweilen hielt er sich in einiger Entfernung.

Auf einer kleinen Anhöhe aber, wo die Sagmeisterin stehen blieb und mit Nachbarleuten im eifrigen Gespräche begriffen, überdies ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Sonnenwendfeuer abgelenkt war, da glaubte Martin für heute den ungestörten glücklichen Augenblick zu erhaschen, um sich der einige Schritte zurückgebliebenen, unverwandt auf die Berge blickenden Margareth nähern zu können.

Er nahm sich das Herz sie wieder zu grüßen und mit fast leiser Stimme auf das treuherzigste zu bitten: daß sie ihn hier, wo sie ungeachtet der vielen Menschen dennoch ungestört seien, still und freundlich anhören möge, was er als ehrlicher Mann und nach reiflicher Ueberlegung ihr zu eröffnen habe.

Margareth, die ihn mit den weiblichen Falkenaugen wahrscheinlich schon früher beobachtet hatte, war nicht sehr überrascht, aber ungemein verlegen, denn sie konnte ahnen, was kommen werde. — Als verständiges Mädchen hatte sie vor seinem Charakter so viel Achtung, daß sie selbst keine Störung veranlaßte, sondern ihn gewähren ließ. Zudem nahm es ja auch die Mutter nicht schief, wenn sie sah, daß sie sich in der Gesellschaft Martins befinde, der als ernster und gesitteter junger Mann so wie als pünktliche Kundschaft bei der Sagmeisterin sehr wohl gelitten war.

„Liebe Margareth", — begann Martin in gepreßtem, leise zitterndem Tone — „heute, wo sich alles freut und wo sich alle diejenigen finden, die zusammen gehören, — heute muß ich es Dir endlich sagen, was ich heimlich im Herzen mit mir herumtrage. — Ich kenne Dich von Kindheit an, habe Deine gute Erziehung und Deine edlen Eigenschaften kennen gelernt. Du bist nicht nur eines der schönsten, sondern — was noch vielmehr ist — zugleich auch eines der bravsten Mädchen weit und breit. Keines von allen in unserem Orte kommt Dir gleich, und es hat mir von ihnen bisher noch keines gefallen. Desto heißer aber ist mein Gefühl für Dich erwacht, und ich müßte kein junges Blut in meinen Adern, keinen offenen Sinn für Deine Vorzüge haben, wenn es anders wäre."

In Margareths Mienen malte sich ein geheimer Schrecken. Martin mochte dies als jungfräuliche Ueberraschung und zu seinen Gunsten auslegen. Der nicht länger mehr bezähmbare, ungestüme Drang seines Herzens setzte die Rede des sonst so schüchternen jungen Mannes in ununterbrochenen Fluß.

„Ich kann nicht dafür, Du selbst bist Schuld daran, daß ich Dich, Du theures Mädchen, mit der ganzen Innigkeit meines Herzens verehre, daß ich Dich unaussprechlich liebe!"

Margareth, höchst betreten, schlug die Augen nieder und schwieg. Martin, von dem lange verhaltenen, nun doppelt heftig ausbrechenden Feuer seiner Empfindungen hingerissen, fuhr fort:

„Margareth! Ich weiß, daß ich nicht schön bin und daß ich Dich nicht verdiene; aber ich weiß auch, daß ich dennoch etwas vor Dir gelte; ich weiß, daß es keiner so aufrichtig meint wie ich, und daß Dich keiner auf der Welt so wahr, und unter allen Umständen so treu lieben wird wie ich!"

Als Margareth, glühende Röthe im Gesichte, nach einer Antwort rang, dachte sie nicht, daß eine Zeit kommen werde, wo sie unter sehr veränderten Umständen dieser Worte des ehrlichen Martins sich errinnern würde. — Er schloß das heiße Bekenntniß seiner Seele mit den Worten:

„Liebe Margareth, verzeihe mir! Ich bin vielleicht ungeschickt in solchen Dingen, aber mein Geständniß ist mir heilig! Ich verlange nicht von Dir, daß Du mir gleich dieselbe Empfindung mit der nämlichen Glut erwiedern sollst, aber lass' mich hoffen, und weise mich nicht ganz von Dir!" Er ergriff, einen Augenblick von den Andern unbemerkt, ihre Hand und drückte sie mit banger Erwartung.

Margareth, wenn auch nach außen spröde und nicht ohne Stolz, doch im tiefsten Gründe ihres Herzens gut, schien von Rührung bewältigt; es war jedoch kein Kampf in ihr, über den sie jetzt entscheiden sollte. Sie hatte keine Abneigung gegen ihn, im Gegentheil alles Vertrauen zu dem anhänglichen Bekannten ihres Hauses, und sie war ja ausnahmsweise immer freundlich bei jedem Zusammentreffen mit ihm; auch hatte er einmal — es war noch nicht gar lange — von der Mutter die Versicherung gehört, daß sie auf ihn mehr halte als auf alle anderen jungen Leute.

Allein von da bis zur Liebe, die geheimnißvollen Gesetzen

folgt, war noch weit, und das Mißgeschick Martins wollte es, daß er mit seiner bis jetzt verschwiegenen Herzensangelegenheit schon zu spät kam, wovon er keine Ahnung hatte.

Wie mit einer Frage an die Seele selbst, wollte ihr Martin ins Auge sehen, das sie in diesem Augenblicke nicht so offen wie sonst auf ihn zu richten vermochte. Er fragte sie mit steigendem Bangen: Margareth! hast Du mir nicht wenigstens einen halben Trost zu sagen?"

Margareth, um ihn vor der nahe stehenden Gesellschaft möglichst zu schonen, antwortete mit unterdrückter Stimme, die von einer wehmüthigen Beimischung des Mitleids noch mehr gemildert war:

„Martin! glaube mir, ich achte Dich und alles, was Du mir sagst, mit aufrichtigem Gemüth; ich kenne Deinen ganzen Werth und schätze ihn hoch; aber der Mensch und seine Bestimmung hängt nicht von seinem eigenen Willen ab. In einer unverhofften Stunde — ich kann mir keine Rechenschaft darüber geben — ist vor wenigen Tagen geschehen, was ich nicht gedacht und nicht berechnet habe. Wie Du selbst sagst, kann man nicht dafür, wenn uns die Liebe — man weiß nicht wie — gefangen nimmt. So geht es auch mir, — mein Herz ist nicht mehr — frei."

Wie vom Donner des Himmels gerührt, war Martin keines Wortes mächtig. Leichenblaß stand er vor ihr.

Margareth suchte ihn durch den mildesten Ton und durch die höchste Entäußerung ihres bisherigen Mädchenstolzes zu beschwichtigen, indem sie edelmüthig sagte: „Kränke Dich nicht! Du überschätzest mich vielleicht."

Aber in tiefstem Schmerze stöhnte Martin: „O ich unglückseliger Mensch, der in diesem Augenblick alles verliert, was er Schönes und Süßes vom Leben geträumt hat."

Dann — als könne er ihre Worte nicht glauben — fügte er bei: „Dein Herz hat allen Versuchen bisher widerstanden, — wem hast Du es jetzt geschenkt?"

Ausweichend gab sie zur Antwort: „Wenn Du davon hören wirst, so werde nicht irre an mir, und glaube mir, daß sich das weibliche Herz selbst am wenigsten kennt und daß die Liebe ihr Schicksal hat, dem wir nicht gebieten und nicht entfliehen können."

In Martins Auge perlte eine Thräne. Das Mädchen seiner Wahl war für ihn verloren. Mit den Worten voll unsäglicher Trauer: „Margareth, leb' wohl und sei glücklich! Ich werde Dich nie vergessen!" brach er die entscheidende Unterredung ab und entfernte sich schnell, ehe ihn die Sagmeisterin, welche ihn jetzt erkannt hatte, zurückrufen konnte.

Eine kurze Weile nachdenklich, blickte ihm Margareth nach; dann gewann die Mädchennatur und das neue, bis jetzt nicht gekannte Glück ihres Herzens wieder die Oberhand, und die Mutter bemerkte nichts weiter von ihrer inneren Bewegung.

Martin blickte nicht mehr zurück; er ging querfeldein, abseits von den Gruppen der Menschen, um einsam in Leid und Scham herumzuirren.

Doch überall hin verfolgte ihn die allgemeine Fröhlichkeit des Abends, das Singen und Jodeln der heimkehrenden Buben. Eben hörte er eines der vielen kleinen, weit hinhallenden Liedchen aus dem Stegreif:

Es glaubt dö ganz' Gmoan,
Daß mi's Dirndl nöt mag?
Na, i wir' enk's schon zoag'n
auf'n Sunnawendtag!

Und gleich darauf wieder ein anderes:

's Feur auf'n Traunstoan
is morgn nimmer dort,
Aber's Flammerl in'n Herzen
brinnt alleweil fort.

Der Gesang der Glücklichen und der Sinn der Worte die so unmittelbar auf die Bedeutuug des heutigen Tages anspielten, — das schnitt wie ein Messer durch seine Seele.

Erst als es ganz finster wurde und ihn Niemand mehr sehen konnte, kam er nach Hause.

Vor seiner theilnehmenden Mutter daheim brauchte er sich nicht zu schämen und den Sturm des Inneren nicht mehr an sich zu halten, um seinen Schmerz in seiner ganzen Stärke ausbrechen zu lassen und ihr das Erlebte mit allen Umständen zu erzählen. Noch einmal eine Thräne in seinem Auge zerdrückend, sprach er keine Anklage wider Margareth aus, aber entschieden, wie niemals vorher, rief er zuletzt: „Nur sie allein!"

Martins Mutter suchte den Sohn auf alle mögliche Weise zu besänftigen; sie war über seine stürmische, bis jetzt nie ge-

sehene Aufregung erschrocken; aber das erfahrene Weib erblickte bei seiner Zurückweisung kein Unglück, wiewohl sie Margareth sehr achtete und mit Freuden ihre Schwiegertochter genannt hätte. Sie tröstete ihn: „Ermanne Dich Martin! Erblicke in allem, was ohne unsere Schuld geschieht, Gottes Fügung und denke an mein tausendmal gesagtes Sprüchlein: „Wer weiß, wozu es gut ist!“ — Es ist für eine jede Wunde der beste und wohlfeilste Balsam.“

Wohl hatte die kluge Mutter recht, aber sie wußte nicht, wie tief und wie leidenschaftlich die Liebe zu Margareth in sein Herz gedrungen und wie sein ganzes Wesen davon erfüllt war, so wenig, als sie ihren stillen sanften Martin der eichenfesten Beharrlichkeit für fähig hielt, die er von jetzt an bewies.

Bis spät in die Nacht bemühte sie sich, ihn wieder zurechtzubringen, und endlich hatte sie doch den Trost, ihn wenigstens äußerlich ruhig zu sehen.

Wir müssen uns jetzt von Martin auf eine Weile trennen und ihn, bis wir wieder zu ihm zurückkehren, seinem herben Kummer überlassen, indem wir unsere Erzählung in der Sägemühle verfolgen.

Lange bevor Martin nach Hause kam, gingen die Sagmeisterin, Margareth und ihre Begleitung heim, nachdem der herrliche Sommerabend und der Anblick der Sonnenwendfeuer sattsam genossen war.

Als sie schon in der Nähe der Mühle waren und die Verwandten sich verabschiedet hatten, blieb die Sagmeisterin stehen und fragte Margareth — nicht in mißfälligem Tone: „Was hat denn der Wagner Martin so eifrig mit Dir gesprochen?“

„Ich hab' es der Frau Mutter eben sagen wollen, — er hat mich außerordentlich überrascht und in Verlegenheit gesetzt.“

„Womit denn?“

Margareth antwortete unbefangen: „Er hat mir einen Liebesantrag gemacht.“

„Aha! Darum habt ihr so heimlich gesprochen?“ meinte die Sagmeisterin. — „Nun, der Martin ist ein fleißiger, ehrliebender und gescheidter junger Mann, und mir ist sein bescheidenes Wesen sehr angenehm. Er ist zwar keine glänzende,

aber immerhin annehmbare Partie, und Du weißt, daß das Geld nicht das erste ist, worauf ich bei einem Schwiegersohn sehe. Gott sei Dank, wir stehen gerade nicht darauf an. — Und zudem versteht der Martin auch unser Geschäft sehr gut, was in meinen Augen einen großen Werth hat. Was hast Du ihm denn geantwortet?"

Etwas zögernd sagte Margareth: „Ich habe zu ihm das größte Vertrauen, und er wird gewiß ein sehr braver Ehemann werden, — aber die Frau Mutter weiß ja:

's Lieben und's Beten
laßt sich nicht nöthen."

Jetzt fuhr über Margareth ein kleines Donnerwetter los. Heftig greinend erwiederte die Mutter: „Also hast Du den auch wieder abgewiesen? — Das ist nun schon der Zwölfte oder Dreizehnte! — Ja, sag' mir: auf was wartest Du denn noch? Soll für Deinen Hochmuth etwa ein Graf oder ein verwunschener Prinz kommen?"

Rasch fiel ihr Margareth in die Rede: „Nein Frau Mutter, ich bin nicht hochmüthig!"

„Was bist Du denn sonst?" greinte die Sagmeisterin fort. „Weißt Du, daß Du auf Maria Himmelfahrt schon drei und zwanzig Jahre alt wirst?"

„Die meisten Mädchen heirathen erst in diesem Alter und viele noch später," entgegnete Margareth in einem Tone, der die Mutter besänftigen sollte.

In der That etwas milder sprach die Letztere: „Ich habe — wie Du weißt — nicht mehr weit auf Sechzig und bin oft kränklich. So gerne ich mich zeitlebens im Hause gerührt und seit vielen Jahren das ganze Werk geleitet habe: so sehr würde mir nun auch die Ruhe wohl thun, wenn ich nach meinem Herzen einen Schwiegersohn bekäme und ihm sammt Dir Alles anvertrauen könnte. Wie alt aber willst denn Du werden, wenn Du einen Jeden so abspeiseſt?"

Margareth suchte sich jetzt mit allem Eifer zu vertheidigen: „Von meiner frühesten Kindheit an bin ich überzeugt, daß es die Frau Mutter herzlich gut mit mir meint, und daß Sie mich zu nichts zwingen wollen, am wenigsten wegen einer Heirath. Zwang und Zureden hilft da nichts, und für ein jedes Herz kommt schon die Stunde von selbst. Auch ich mache

keine Ausnahme, und ich bitte deshalb, das sich die Frau Mutter über mich nicht ärgert. — Weil wir nun bei diesem Kapitel sind, so bin ich gezwungen, der Frau Mutter heute noch etwas zu entdecken."

„Ich hoffe, es ist etwas Vernünftiges?" sagte die Mutter mit dem noch immer nicht ganz gesänftigten Tone der Autorität. „Das Weitere aber wollen wir zu Hause besprechen."

Die Mühle war nahe, und Margareth folgte der Mutter mit klopfendem Herzen.

Im traulichen Herrenstübchen, wo Beide allein waren, wurde das längst bereitete, heute ausnahmsweise späte Nachtmahl aufgetragen. Mutter und Tochter aber, jede aus einem verschiedenen Grunde, hatten nur geringen Appetit, und der Mutter war es hauptsächlich nur um die gewohnte, warme Suppe zu thun.

„Nun rede!" begann die Sagmeisterin, halb neugierig, halb ungläubig. „Was hast Du für ein Geheimniß? Wie ich mir nach dem Vorausgegangenen denken kann, ist es eine Liebesgeschichte? Warum aber bis jetzt verheimlicht? Warum wendet er sich nicht offen an mich?"

Die Alte fragte zu viel auf einmal.

Margareth hielt es bei der etwas aufgeregten Stimmung der Mutter für gerathen, mittelst einer Einleitung, die einem moralischen Wetterableiter auf ein Haar ähnlich schien, vorsichtig einen kleinen Umweg einzuschlagen.

Die Miene der Mutter genau beobachtend, erzählte sie jetzt: „Es ist erst eine ganz kurze Zeit, daß ich von dieser Angelegenheit selbst etwas weiß, und ich hätte sie vor Ihnen jedenfalls nicht lange verborgen gehalten. Erst am vorigen Montag Nachmittag war es, wo die Frau Mutter wegen der Lärchbäume zum Herrn Vetter ins Forsthaus hinein gefahren und ich allein zu Hause gewesen bin, als ein guter Bekannter an der Mühle vorüber kam und mich mit der Köchin auf der Hausbank traf. Ich habe ihn ins Haus herein eingeladen, und da — kamen wir in ein längeres Gespräch."

Sie stockte und fand nicht gleich die rechten Worte, um mit ihrer Mittheilung so behutsam als möglich vorzurücken.

„Ich muß nämlich" — fuhr sie fort — „der Frau Mutter offen bekennen, daß er mir schon lange sehr gefallen

hat, wovon ich aber, da ich mich standhaft beherrschte, nichts merken ließ."

„Wer ist das?" fragte die sehr aufmerksam gewordene Sagmeisterin.

Aus Gründen kluger Vorsicht hielt Margareth mit der vorschnellen Nennung des Namens zurück und setzte ihre Einleitung mit diplomatischer Berechnung fort:

„Ich bitte die Frau Mutter, mich noch ein wenig mit Geduld anzuhören. Sie kennen ihn sehr gut und er ist überall hier im Orte bekannt. Sein Herz und seine Gemüthsart ist gewiß gut, aber die Leute haben ihm von jeher über einen gewissen Punkt einen schweren Vorwurf gemacht, und ich selbst war darüber beunruhigt, was die Ursache war, daß ich meine Neigung so sehr bezähmt und sie durch nichts verrathen habe."

„Worauf wird denn das hinausgehen?" meinte die Sagmeisterin etwas stutzig.

Margareth kam nicht aus der Fassung, sondern entwickelte ihre Gedanken folgerichtig weiter: „Die Frau Mutter hat mir oft gesagt, daß jeder Mensch einen Fehler hat, daß man aber bei demjenigen, der seinen Fehler selbst erkennt und reumüthig eingesteht, auf eine gründliche Besserung und vollständige Heilung hoffen kann."

„Das ist wohl im Allgemeinen richtig, aber in besonderen Fällen auch nicht immer wahr, und so hab' ich es auch gemeint", sagte die Mutter, welche sehr bedenklich beifügte: „Also hat der, den Du meinst, einen bedeutenden Fehler?"

„Er hat ihn gehabt", — berichtigte Margareth, der Mutter schnell ins Wort fallend.

Nach dieser glücklichen Wendung, welche auf die allmälige Entwaffnung der Mutter abgesehen war, nahm die Tochter — während die Sagmeisterin ihre schwere Goldhaube bei Seite stellte und mit geschärftem Ohr aufhorchte — die Erzählung wieder auf:

„Hier, in meinem freundlichen Lieblingsstübchen, wo wir eine ganze Stunde lang von Niemand gestört wurden, vertieften wir uns in ein sehr lebhaftes, vertrauliches Gespräch. Er wurde immer wärmer, immer dringender und erklärte mir endlich seine heißeste Liebe."

„Und dazu hat er gerade meine Abwesenheit benützt?“ bemerkte die Mutter und schüttelte den Kopf.

Margareth rechtfertigte den Ungenannten mit aller Wärme: „Nach dem, was ich von ihm hörte, hat er die erste günstige Gelegenheit ergreifen wollen, um mir sein Herz zu öffnen, ausführlich darüber zu sprechen und sich über Manches vor mir zu vertheidigen.“

Sie bemühte sich dabei, durch treuherzige Aufrichtigkeit die Mutter in eine bessere Laune zu versetzen und für die gute Aufnahme des Nachfolgenden empfänglicher zu stimmen. — Kindlich schmeichelnd sagte sie: „Die Abwesenheit der Frau Mutter ist halt eben eine solche gute Gelegenheit gewesen.“

Wirklich zeigte sich in den Mundwinkeln der Sagmeisterin ein kurzes, süßsaures Lächeln. „Ja, ja!“ meinte sie, „wenn die Katze aus dem Hause ist, haben die Mäuse Kirchtag! — Aber“ — setzte sie bei — „Du hast mir noch nicht gesagt, wie Deine Antwort gelautet hat?“

Margareth holte noch immer in einen weiteren Bogen aus, indem sie erwiederte: „Ich kann nicht leugnen, daß mein Herz vor dem schönen jungen Mann und bei diesen feurigen Betheuerungen seiner Liebe nicht unempfindlich blieb; ich habe jedoch seinen Worten lange nicht getraut und ihm den größten Widerstand entgegengesetzt; als er mich aber auf das herzlichste gebeten hat, ich möchte ihm alles Vergangene verzeihen, — als er mir bei dem ewigen Heil seiner Seele geschworen hat, es sei jetzt sein heiligster Ernst und er wolle das durch die That und vor der ganzen Welt beweisen, — als er mich bei den Erinnerungen an unsere Kindheit anrief und mir das Geständniß ablegte, daß seine Liebe eben durch meine jungfräuliche Strenge gegen die Männer zur höchsten Leidenschaft angefacht und zugleich von der tiefsten Achtung gegen mich erfüllt wurde, — da bin ich weich geworden und habe nicht länger widerstehen können. Ich war bezwungen, und — bekannte ihm meine Neigung.“

Margareth hielt inne und beobachtete die Wirkung ihrer Worte.

Die Mutter war weniger gerührt und ergriffen als Margareth glaubte. Mit einem sehr zweifelhaften Tone sagte sie: „Das Wichtigste für mich ist, zu wissen, wer es ist?“

Das zwar kluge, aber im Leben noch unerfahrene Mädchen that jetzt den Ausruf: „Frau Mutter, ich darf stolz darauf sein, daß ich den schönsten und liebenswürdigsten, bis dahin aber unbeständigsten jungen Mann bekehrt habe!“

Als die Sagmeisterin die letzteren Worte hörte, rief sie erschrocken: „Um Gotteswillen! Das ist doch nicht der —“

Sie sprach den Namen nicht aus, denn sie wollte nicht daran glauben.

Gekränkt entgegnete Margareth: „Erschrecke die Frau Mutter nur nicht so! Ich habe ja schon gesagt, daß er gänzlich bekehrt und von nun an ein anderer Mensch ist.“

„Der Augustin — vom Zaininger?“ wiederholte die Mutter mit derselben Verblüffung wie früher.

„Ja!“ sagte Margareth mit der ganzen Festigkeit ihres Sinnes, — „der Augustin!“

Gleich darauf aber fand sie es rathsam, mit dem milderen Tone kindlicher Unterwürfigkeit die nähere Erklärung zu geben, daß sie ihn nur deshalb wirklich lieben könne, weil sie nach seinen heiligen Zusagen und Schwüren mit Zuversicht hoffe, es werde sich auch die Frau Mutter überzeugen, wie ernst es ihm sei mit seinem feierlichen Angelöbniß, von nun an die unwandelbare Treue seines Herzens zu beweisen.

Gleich als hätte die Sagmeisterin alle diese Trostworte der Tochter nicht gehört oder nicht verstehen wollen, schlug sie die Hände über den Kopf zusammen und rief in äußerster Erregung: „O Du leichtgläubiges, hirnrissiges Dirndl! Hast Du darum alle Partien ausgeschlagen, um Dich zuletzt mit einem Menschen einzulassen, der wegen seines unverbesserlichen Leichtsinns und wegen seiner grenzenlosen Unbeständigkeit in der ganzen Welt verschrieen ist? Glaubst Du, er werde jetzt — über Nacht — auf einmal ein anderer Mensch werden und er werde sich deinetwegen bessern? Oder bist Du selbst auch auf einmal so leichtsinnig worden? Fürchtest Du nicht, daß die Leute mit den Fingern auf Dich zeigen und sich über Dich brav lustig machen werden, wenn sie hören, daß er nun auch der Sagmeister-Margareth den Kopf verdreht und Dich zur fünf- oder sechsundzwanzigsten Geliebten hat?“ Margareth zuckte bei Erwähnung dieser Zahl ein wenig, ließ aber ihre

Mutter auswettern: „Hörst Du, ich bin über diese ärgerliche Geschichte ganz außer mir!“

Abschrecken und Einschüchterung war dem Charakter Margareths fremd, und selbst die Mutter, welche übrigens mehr zankte, als sie eigentlich strenge war, hätte nicht vermocht, sie von einem einmal gefaßten Entschluß abzubringen und dieses liebliche, aber feste Köpfchen zu brechen. — Sie kannte die Mutter genau und wußte auch, wie weit die Liebe zu ihr und ihre Nachgiebigkeit gehe. Wenn gleich sehr betroffen, war sie doch auf einen vielleicht noch ärgeren Sturm gefaßt und hielt auf die erwarteten Einwürfe die Antwort schon bereit. Sie sagte mit einem möglichst gelassenen Tone: „Die Frau Mutter thut mir Unrecht, wenn sie mich für leichtsinnig halten. Das bin ich nie gewesen und werde es auch mein Lebtag nicht sein. Im Gegentheil — kann ich bei anderen Menschen den Leichtsinn und den Unbestand nicht begreifen, glaube aber, daß sie unter gewissen Umständen aufhören, wie wir ja genug Beispiele haben. Aus den leichtsinnigsten Burschen sind die bravsten Männer geworden. — Was man von Augustin erzählt, ist Vieles übertrieben, und das wahre daran nicht schwer zu erklären; denn bei seinen bisherigen Liebeleien, welche nie etwas Rechtes waren, hat es stets daran gefehlt, daß ihm die Mädchen den nämlichen Leichtsinn entgegenbrachten und ihm nicht den nöthigen Respect vor ihnen einflößten. Diesen aber hat er — wie ich glaube — vor mir, und erst als ich dies bemerkte, gab ich ihm meine Neigung zu erkennen. Darum liebe ich ihn auch jetzt tief und wahrhaftig und in dieser reiferen Liebe liegt auch mein Vertrauen zu ihm. Wenn ihn die Frau Mutter näher kennen lernt, so werden Sie ihn auch lieb gewinnen.“

Die Liebe im Herzen machte sie beredt, und die Mutter erstaunte im Stillen über die große Redefertigkeit der Tochter, aber von der Wahrheit des Gesagten war sie nichtsdestoweniger überzeugt. Ziemlich heftig äußerte sie ihren Unmuth mit den Worten: „Margareth! ich sage Dir: ein Advocat, der eine schlechte Sache zu verfechten hat, könnte nicht geläufiger reden wie Du! Es ist nur der Unterschied, daß er weiß, es ist alles nicht wahr, was er sagt und schreibt, und daß er heimlich darüber lacht, während Du in vollem

Ernst das glaubst, was Du sagst und was Du Dir jetzt in den Kopf gesetzt hast!"

Ohne daß sie beabsichtigte, die Mutter durch hartnäckigen Widerspruch oder sonst durch den Ton zu reizen, gab Margareth mit der ihr eigenthümlichen Bestimmtheit, aber auch mit der Wärme des Gefühles zur Antwort: „Ja, ich glaube, was ich gesagt habe, und meine Liebe ist keine Täuschung. Die Frau Mutter soll sich wegen meiner Zukunft nicht ängstigen!"

Die anders denkende, erzürnte Mutter fuhr sie an:

„Du hast gut reden, Du unerfahrnes Ding! Wer soll denn für Deine Zukunft sorgen, wenn nicht ich es thue? Wirst bald genug auf meine Worte kommen und dann bitter bereuen, daß Du einem solchen — wie man bei uns da sagt — Herumschmierer Gehör gibst! Da wäre der Martin doch ein ganz anderer Mann, wenn Du Dich nicht von der Larve hättest blenden lassen! — Heute aber will ich gar nichts mehr davon hören. Es ist schon spät, geh' schlafen!"

Margareth küßte der Mutter die Hand und ging seufzend in ihr anstoßendes Schlafzimmer.

Die Sagmeisterin ordnete noch Einiges mit den Dienstleuten, dann ging sie höchst verdrießlich, gleichfalls zu Bette.

So endete in der Sägemühle und im Wagner-Hause der Sonnenwendtag.

Draußen aber hallten die Gesänge des jungen Landvolkes fort bis in die späte Nacht.

* * *

Mehrere Tage waren vergangen, während welcher unsere Erzählung — so zu sagen — nur innerlich lebte, äußerlich aber nicht vorrückte.

Am Freitag, wo es auf dem Lande üblich ist, daß die sämmtlichen Armen des Ortes ins Haus kommen und um die bestimmte Gabe bitten, zeterte beim Rösselwirth die knauserige Muhme Barbara über den starken Zulauf:

„Heut' ist mehr gar kein Erklecken mit dem Geben! Wenn wir nur halb so viel Gäste hätten, so könnten wir zufrieden sein."

Es ging bereits gegen Mittag, als sie mit jenen Worten und der gewöhnlichen Gabe die zuletzt gekommenen Bettler

betheilte. Da kam zum Schlusse ein fremder Handwerksbursche ins Vorhaus, ärmer und elender aussehend als alle einheimischen Armen, die heute hinausgingen. In der Kleidung jämmerlich zerissen und im Gesichte hohl und fahl, mußte er erbarmungsvollen Menschen Mitleid einflößen.

„Ein armer Reisender", sprach er zu Barbara in einem ausländischen Dialecte, „bittet inständig um ein Bischen etwas Warmes von Mittag."

Barbara brummte zwar in sich hinein, brachte ihm aber dann einen Teller voll Suppe und etwas Gemüse nebst Brot aus der Küche.

Als der Fremde mit einem „Vergelts Gott!" sich entfernen wollte, trat Augustin aus der Schenkstube. Er pfiff eben ein lustiges Liedchen, hielt aber sogleich inne, da er den Fremden in seinem jammervollen Zustand und mit seinem Leidensausdruck gewahrte. Augustin besann sich keinen Augenblick, indem er ihm an der Thüre zurief: „Wartet ein wenig!"

Er ging hinein und kam mit einem Rock und einem Beinkleid zurück, die noch gar nicht abgetragen zu sein schienen.

„Nehmt!" sagte er mitleidig und doch wieder voll scherzhaften, leichten Sinnes. „Ihr seht ja aus zum Vögelschrecken! Zieht Euer Gelümp aus und diese Stücke da von mir an, sonst laufen Euch die Buben auf der Gasse nach."

Der Handwerksbursche ergriff dankbar das großmüthige Geschenk: „Gott lohn' es Euch viel tausendmal!"

Barbara mochte dies in der nahen offenen Küche gesehen und gehört haben. Pfeilschnell schoß sie heraus und begann gegen Augustin zu keifen: „Ich glaube gar, Du verschenkst da mir nichts, dir nichts Deinen noch ganz guten grauen Rock und die gestreifte Casimir Hose? Wären sie nicht auf alle Tage noch schön genug gewesen? Wenn Du es so machst, da wirst Du es in der Wirthschaft weit bringen!"

Augustin stellte sich schützend vor den armen Reisenden, und antwortete lachend: „G'schenkt — g'schenkt — nimmer geben! Ich habe noch Gewand genug.

Barbara, welche sah, daß sie nichts ausrichtete, sagte spitzig: „Meinetwegen! Aus meinen Sack gehts nicht!" und kehrte mit einem Gesichte voll Verdruß zurück in die Küche.

Der Handwerksbursche zog unbehelligt weiter.

Gleich darauf gingen der Wirth, Augustin und Barbara im Seitenzimmer der Familie zum Mittagstisch. — Zaininger und sein Sohn waren sehr aufgeräumt, desto mürrischer die Muhme, was die Beiden nicht beirrte, weil sie daran schon gewöhnt waren. — Gegen das Ende des Essens richtete Zaininger mehrmal seine Ansprache an Barbara, und es schien, als sei ihm doch sehr daran gelegen, sie in gute Laune zu versetzen. Unter Anderm versicherte er: „Die Fastenspeisen sind sonst nicht meine Gevatterin; aber einen so außerordentlichen Griesschmarn, wie heute, hast Du schon lange nicht gemacht!"

Barbara ließ sich durch diesen ungewöhnlichen Beifall ihrer Kunst nicht sonderlich rühren. „Nichts auf der Welt, und so auch das Kochen, geräth einmal wie das andere Mal," antwortete sie kurz.

„Auf jeden Fall muß man die Hausfrau loben," wiederholte der Wirth, der Barbara's gerunzelte Stirne ausglätten wollte, was jedoch nur theilweise gelang.

Als sie nach dem Mittagmahl das übliche laute Gebet verrichtet hatten, redete der Wirth in seiner fröhlichen Laune seine beiden Tischgenossen und Familienglieder an: „He! lauft nicht gleich davon! Ich muß euch etwas sagen. Es ist zwar — wie ich mich jetzt besinne — heute Freitag, und da soll man sich nach einer alten Regel in keine Unternehmung einlassen; aber ich bin heute schon einmal im Zug, und reden darf man ja doch an einem solchen Tag."

Diese Einleitung erregte bei Barbara die weibliche Neugierde, und schweigend setzte sie sich wieder auf ihren Stuhl. — Je „harber" sie dreinsah, desto mehr reizte ihr verdrießliches Mienenspiel den lustigen Mann zum Gegensatz. Er stieß, als er sie anblickte, ein kräftiges Lachen aus, und sagte dann:

„Ich mag mit der Kirche nicht um's Kreuz gehen, sondern falle lieber mit der Thür in's Haus."

„Um so besser, wenn's kurz ist!" warf Barbara in ihrer Uebellaunigkeit hin. „Ich habe draußen viel zu thun."

„Die Frau Waberl muß halt doch ein wenig zuhören, — es nützt ihr nichts!" scherzte der fast muthwillige Wirth.

Augustin lachte vom Herzen mit, wofür ihm Barbara den Namen „Gispel!“ zurief.

Darauf schritt Zaininger, etwas ernster, zu seiner Erklärung: „Euch Zweien will ich es früh genug sagen, damit ihrs nicht etwa zuerst von anderen Leuten hört. — Ich meine nämlich: Man lebt nur einmal. Ich bin noch in den kräftigsten Jahren und sehe nicht ein, warum ich es nicht thun soll, was ich vorhabe.“

Nach einer kleinen Pause sagte er dann rasch: „Ich habe den Plan, wieder zu heirathen.“

Barbara fiel beinahe vom Stuhl; Augustin war wenig betroffen; denn das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, die Beide eine gleiche Gemüthsart hatten, war ein offenes und freundliches, zudem wußte Augustin sein mütterliches Erbtheil gesichert.

Als aber Barbara zu Athem kam, sprang sie auf und rief voll böser Galle: „Was! Du — noch einmal heirathen! Na, da könnte man ja auf der Stelle die Frais kriegen!“

„Warum soll's der Vater aber nicht thun, wenn's ihn freut? Ich für meinen Theil muß dem Vater Recht geben. Erstens ist er noch ein sauberer Mann und kriegt leicht Zehne auf jeden Finger, und zweitens — geht es Niemand etwas an!“ meinte der leichtblütige Augustin, der zugleich an sich selbst dachte und darin einen Vorschub für seine eigenen Angelegenheiten erblickte.

Der Wirth hörte mit Wohlgefallen die Rede des Sohnes, aber gegen Barbara gewendet, fragte er einigermaßen ärgerlich: „Was hat denn die Frau Schwester für eine Einwendung dagegen?“

Jetzt brach Barbara los: „Ein Mann in Deinen Jahren — hätt' ich gemeint — sollte über dergleichen doch wohl schon weit hinaus sein, denn eine Alte magst Du nicht, und Eine, die vielleicht zwanzig bis dreißig Jahre jünger ist wie Du, wird Dich bald genug vor der ganzen Welt in ein allgemeines Gelächter und Gerede bringen. Welche Rolle willst Du denn in neun oder zehn Jahren spielen, wenn Du ein alter Krippenreiter bist, sie aber noch als ein lebenslustiges, frisches Weib dasteht? Und dann — was soll denn ich in meiner Stellung dazu sagen? Jetzt, nach sechs Jahren, wo ich Dir das Haus-

wesen geführt und auf jeden Pfenning geschaut habe, als ob es mein eigenes Hab und Gut wär', — jetzt ist das Dein Dank und das mein Lohn, daß ich davon geh'n kann wie ein überflüssiges Möbel, das man nicht mehr braucht?"

Statt sich zu zürnen, lachte der Wirth aus vollem Halse, wozu ihn der giftig possierliche Erguß des Zornes der alten Schwester, ihr lebhaftes Handgefecht und die Gesichter, welche sie dabei schnitt, unwiderstehlich zwangen.

„Accurat so" — sagte er lachend — „hab' ich mir's schon im voraus gedacht und vorgestellt, daß Du's machen wirst! Im Ernst aber sag' ich Dir: was mich betrifft, so werde ich schon selbst und in allen Fällen für mich sorgen; was aber Deine Person anbelangt, so möcht' ich wissen, was Du dabei verlierst?"

Hastig entgegnete Barbara: „Neben einer Frau im Haus bleibe ich keine Stunde da!"

Augustin, der Schalk meinte: „Da hat die Frau Mahm auch wieder Recht!"

Zaininger drehte die Sache wieder mehr in das Scherzhafte, indem er Barbara mit seinem unverwüstlichen Lachen tröstete: „Mach' nur keinen Lärm, — die Gefahr ist noch nicht so nah, daß sie Dich bei den Kittelfalten erwischen könnte. Diejenige, die ich mir ausersehen habe, weiß in diesem Augenblick noch keine Sylbe davon; aber sie ist ein höchst ehrbares, hübsches und sehr gescheidtes Mädchen und — wie ich glaube — für einen gesetzteren Mann ganz passend. Deßhalb bin ich gesonnen, mich ernstlich um ihre Gunst zu bewerben und dann die weiteren Schritte zu machen."

„Da ist die Gefahr freilich nicht so groß", spöttelte Barbara.

Zaininger warf sich in die Brust und entgegnete selbstgefällig: „Also meinst Du, daß sie mir „eine Feig'n machen" wird? Ich meine, daß sich der Rösselwirth doch das Büschel auf den Hut steckt."

Schnippisch erwiederte Barbara: „Wenn man's wissen darf, — wer ist denn die Glückliche?"

Fest betonend sagte Zaininger: „Die Sagmeister Margareth!"

Augustin machte einen Satz, dann starrte er wie eine Bildsäule, welche die Augen weit aufriß.

„Schau, schau!" spottete Barbara wieder, — „was der alte Ding da für ein Krensleischl möchte!"

Augustin rief jetzt, halb erschrocken, halb lustig: „Die Margareth!? — Vater, das ist ja meine Parthie!"

Jetzt war es am Wirthe, wie eine Bildsäule dazustehen und die Augen noch weiter aufzureißen. Mit langgedehntem Tone der ärgsten Enttäuschung rief er: „Ist das möglich!?"

Augustin antwortete fröhlichen Sinnes: „Ich habe ihr Herz mit ihrer ganzen Liebe!"

„Das ist gescheidt!" krächzte Barbara, laut frohlockend, zwischen hinein. — „Jetzt weißt Du, wie viel es geschlagen hat", sagte sie boshaft zum Wirth, der ganz aus der Fassung gekommen war und auf ihre Worte nicht achtete.

Es hatte ihm eine Zeit lang fast die Rede verschlagen, und wie ein aus dem kalten Wasser Gezogener fragte er Augustin schrecklich verwundert: „Wie reimt sich das zusammen? Hast Du nicht gesehen, wie ausnehmend freundlich die Margureth am Sonnenwendtag gegen mich war? Wie — ganz gegen ihre Gewohnheit — vertraulich sie mit mir gesprochen und wie zuvorkommend sie alle Freundlichkeiten von mir angenommen hat?"

Augustin gab dem noch nicht zu sich Gekommenen die einfache und natürliche Aufklärung: „Gegen den Vater ihres Geliebten hat sie nicht anders sein können. Das hat sie mir zulieb gethan."

Barbara ging, in sich hinein kichernd, in der Stube auf und nieder.

Der Wirth starrte seinen Sohn noch immer an; endlich sagte er langsam, mit schwerem Athem und mit verzweifelter Lustigkeit: „O Du Teufelbub'!"

Barbara und Augustin lachten, aber aus sehr verschiedener Tonart.

Zaininger, allmälig zu seinem angebornen leichten Sinne zurückkehrend, erholte sich von seiner anfänglichen Bestürzung und sprach zu Augustin: „Es thut nichts, daß ich diesmal zu spät kommen bin, denn ich rechne darauf, daß Du dieser auch wieder untreu wirst!"

„Diesmal ist's Ernst!" rief Augustin lebhaft, und schnalzte dabei mit den Fingern. Mit dem gewöhnlichen Leichtsinn, aber

gutmüthig fügte er bei: „Der Vater muß sich schon um eine Andere umschauen!“

„Ich wäre just auf die Margareth eingesprengt. Mir gefällt keine andere“, erklärte der Wirth, und sagte dies mehr für sich, denn er begann vor Barbara verlegen zu werden und eine sehr lästige Art von Beschämung zu verspüren.

Höchlich vergnügt ließ Barbara ihrer Spottlaune freien Lauf. „Mir scheint“ — bemerkte sie gegen Zaininger — „die Geschichte ist jetzt aus und ich kann vor Deiner Hochzeit einstweilen noch zu meinem Zinngeschirre hinausgehen und es in Ordnung bringen?“

Sie griff lachend nach der Thürklinke und wollte in unaufhaltsamer Geschäftigkeit hinaus in die Küche.

Zaininger hielt sie zurück und suchte mit halbsaurer Miene gütlich einzulenken: „Liebe Schwester, höre noch ein wenig! — Mache über die Geschichte keine weiteren Betrachtungen, und denke Dir, daß der Mensch in seinem Leben allerhand Anwandlungen hat und daß es noch Keinen gegeben hat, den nicht manchmal der Haber gestochen hätte. Ich muß Dich aber bitten, daß Du gegen Niemand eine Sylbe davon verlierst!“

„Rede nur Du nichts mehr davon!“ mahnte Barbara.

„Du auch nicht, Augustin! Verstehst Du?“ sagte der Wirth zu seinem Sohne.

„Da müßt' ich mehr als ein altes Weib sein“, — erwiederte Augustin — „und ich würde, wenn das bekannt wird, nur meiner eigenen Sache schaden.“

Zaininger wendete sich jetzt zum Gehen und sagte vor sich hin: „Uebrigens — in Gottes Namen! Wenn's schon nicht sein will!“

Im Hinausgehen rief er halblaut gegen Augustin zurück und zwang sich dabei zum Lachen: „Von mir hast Du nichts zu befürchten, daß ich Dir ins Gäu gehe — aber auf meine Ehr'! ich thäts bei einem Andern!“

An dem Tone seiner Rede erkannte man, daß der sanguinische Lebemann seinem Sohne als unverhofften Gegner nicht im geringsten zürnt, sondern daß er diese unangenehme Entdeckung nur als einen zuwidern Streich seines Schicksals betrachtete, bei dem er sich mit seinen lebenslustigen und schnell

fertigen Gedanken alle Mühe geben wollte, sich die Sache so bald und so gut als möglich aus dem Sinne zu schlagen.

„Da hast Du einmal etwas Gescheidtes gethan!“ sagte Barbara zu Augustin, nachdem sich Zaininger entfernt hatte.

„Mir ist leid“, entgegnete Augustin mit aufrichtiger Gutmüthigkeit, — „daß ich dem Vater in den Weg treten muß; aber gesetzt den Fall, sie hätte ihr Herz nicht schon an mich vergeben, so glaube ich überhaupt nicht, daß die heikliche Margareth einem starken Fünfziger die Hand geben würde. Es ist ihm also eine Kränkung erspart.“

„Sei dem wie immer“, sagte Barbara, „eine solche Heirath schickt sich nicht für Deinen Vater. Dagegen mußt jetzt Du um so eifriger Deine Schritte bei ihr verfolgen, damit endlich einmal etwas Ernstliches daraus wird, und ich will Dich gerne dabei unterstützen, denn Du weißt, daß ich von jeher bei der Sagmeisterin einen Fleck gelte und bei ihr etwas auszurichten vermag, wenn ich es mir kräftig vornehme. Und das will ich — aus guten Gründen.“

„Herzensgute Frau Mahm!“ — schmeichelte ihr Augustin, der gewandte Schelm, — „ich hätte mich gar nicht zu bitten getraut!“

„Geh, spare Dir Dein Lob!“ fertigte ihn die weltkluge Muhme ab. „Ich gebe nicht viel darum, weil ich weiß, was es wiegt. Demungeachtet will ich aber doch auf Deiner Seite stehen und Dir zu Deinem Ziel verhelfen. Ich mache Dir's aber zur Bedingung, daß Du Dich recht ernstlich um die Margareth bewirbst und endlich Deinen abscheulichen Wankelmuth fahren läßt, damit ich nicht eine Schande aufhebe mit Dir. Es ist hohe Zeit, daß Du solid wirst, und eine solche Partie kriegst Du nicht wieder!“

Mit diesen Worten verließ sie die Stube und ging eilig ihren Geschäften nach, bei denen sie heute schon zu viele Zeit versäumt zu haben glaubte.

„Ich finde, daß sie in allen Stücken Recht hat“, sagte Augustin zu sich selbst und lachte dann herzlich über seine Worte, mit denen er das über ihn ausgestellte Zeugniß sich selbst bescheinigte. „Jetzt heißt's der Mahm s'Goderl kratzen!“ rief er, gegen die Küche gewendet, und singend schlug er die Thür zu.

* * *

Eine Stunde nach diesem kleinen Familienauftritt im Rösselwirthshause kam zur Sägemühle der Frau Almlehnerin jener fremde Handwerksbursche, bereits mit dem Rock und der Hose Augustins bekleidet; nur die schlechte Kappe und die zerrissene Weste, mehr aber noch sein jetzt noch bleicheres Aussehen verriethen die Armuth und Noth des fremden Wanderers, der sich mühsam herzu schleppte.

Die Sagmeisterin war heraußen vor dem Hause im offenen Sägewerk mit den Dienstleuten beschäftigt.

Mit kläglicher Miene bat der Handwerksbursche die Meisterin um einen Zehrpfennig.

Sie gab ihm ein kleines Geldstück und sah ihn dabei näher an. „Mein Gott!" sagte sie mitleidig, — „Was ist Euch denn? Seid Ihr krank?"

„Ach, ja wohl, liebe Frau!" antwortete der Fremde. „Ich kannst mich kaum aufrecht erhalten."

„Das seh' ich!" versetzte die Meisterin. — „Wie wollt Ihr denn noch weiter kommen? Ihr könnt nicht! Auch haben wir — leider Gottes! — hier bei uns im Orte kein Spital für Kranke, wo man Euch hinbringen könnte. Und doch ist es dringend nothwendig," — sagte sie zu ihren Dienstleuten an der Säge, — „ohne Zuwarten ein Werk der christlichen Barmherzigkeit zu verrichten."

Nach dieser mildthätigen Aeußerung bedeutete sie dem Handwerksburschen: „Bei Eurer Schwäche und in der Nachmittagshitze kann ich Euch nicht weiter ziehen lassen. Kommt herein ins Haus!"

Im kühlen Vorhause sagte sie zu dem Fremden: „Setzt Euch indessen da auf die Bank!" Dann rief sie aus dem Herrenstübchen Margareth heraus und trug ihr auf: „Koche da für den Fremden geschwind einen Himmelbrandthee ein, eine gute Schale voll!"

„Gleich!" sagte Margareth mit willigem Gemüthe, und that in der nahen Küche, wie ihr geheißen war.

Die leitenden Hausfrauen auf größeren Gewerken, wo sie zahlreiche Dienstleute unter sich haben, werden durch ihre vieljährige Erfahrung und durch selbstthätiges Eingreifen in allen Vorkommnissen des Hauses halbe Aerzte, und mit dieser

practischen Einsicht befragte die Meisterin den Handwerksburschen genau um das Nähere seines Zustandes.

„Es ist wohl hauptsächlich nur die Erschöpfung," — meinte sie, und tröstete ihn damit; — „indessen — das wird sich schon zeigen."

„Gott wolle es Euch vergelten, gute Frau!" dankte der gerührte Fremde. — „Der Himmel segne diese brave Ortschaft, wo ich nun schon im dritten Hause so wohlthätige Menschen finde!"

„Wie so!" fragte die Meisterin.

Der Handwerksbursche erzählte: „Nach einer langen und beschwerlichen Wanderung, ohne für mein Fach eine Arbeit zu finden, von Allem entblößt und in meiner Kleidung in einen schrecklichen Zustand gerathen, bin ich heute Vormittag hierher gekommen. Im Wagnerhause da drüben hat mir der junge Meister" —

„Ah, das ist der Martin!" unterbrach ihn die Frau Almlehnerin beifällig.

„Er hat mir das Hemd geschenkt, das ich jetzt auf dem Leibe trage."

„Das ist brav!" sagte die Meisterin.

„Aber noch mehr" — fuhr der Fremde fort — „hat mir droben im Wirthshause zum goldenen Rössel der großmüthige Sohn gegeben."

Als die Sagmeisterin Augustin erwähnen hörte, wurde ihre Aufmerksamkeit besonders rege. Rasch fragte sie: „Was hat er Euch geschenkt?"

„Nebst dem warmen Essen, um das ich gebeten habe, gab er mir — ohne daß ich darum bitten konnte — aus freiem Antrieb seines Mitleids diesen sauberen Rock und dieses Beinkleid, ich hätte mir's in vielen Wochen nicht zusammensparen können."

„Das freut mich von ihm!" bemerkte die Sagmeisterin, und halblaut dachte sie: Von dieser Seite hab' ich ihn bisher nicht kennen gelernt.

Es war ein schöner Zug ihres Charakters, Mildthätigkeit gegen Unglückliche zu üben und diese Tugend auch an Anderen hochzuachten. Deßhalb machte es einen tieferen Eindruck auf sie, als sie von Augustins Wohlthätigkeitssinn hörte, und wie

sehr sie sich auch im Innern dagegen sträuben mochte — Augustin hatte jedenfalls einen Stein im Bret gewonnen.

Sie sagte aber Margareth, die eben mit dem Thee aus der Küche kam, keine Sylbe davon.

In Gegenwart von Mutter und Tochter trank jetzt der Handwerksbursche den Thee und sagte dafür sein „Vergelt's Gott tausendmal!" von ganzem Herzen.

„Und nun ruht Euch aus, damit Ihr wieder zu Kräften kommt!" sagte die Meisterin zu dem erschöpften Wanderer. Indem sie ihn voll Mitleid anblickte, fügte sie hinzu: „Ja ja! Die gesunden Leute wissen nicht, was das heißt, krank sein! Ich kann auch etwas davon erzählen, und darum weiß ich, wie einem kranken Menschen ist."

Der Handwerksbursche, so hinfällig er auch selbst war, sah sie eben so mitleidig als verwundert an und meinte: „In einer so schönen Gegend, in einer so gesunden Luft und in einem so glücklichen Hause sollte man keine Krankheit kennen."

Die Meisterin seufzte: „Halt doch!" Sie brach jedoch dieses Gespräch schnell ab und richtete an Margareth den Auftrag: „Laß in der leeren Kammer hinten, neben der Schlafkammer der Mühlknechte, sogleich ein Bett herrichten und sorge dafür, daß der Fremde am Abend eine gute Suppe bekommt. Morgen früh werden wir schon das Weitere sehen."

Die wackere Hausmutter entzog sich seinen gerührten Dankesbezeugungen, indem sie wieder zu ihren Geschäften ging.

Der Handwerksbursche folgte Margareth, die eben so mitleidig die Anordnungen der Mutter ins Werk setzte und von Zeit zu Zeit sich überzeugte, ob er gehörig versorgt sei und wie es mit ihm stehe.

Als die unaufhörlich raspelnde und rasch schneidende, große Werksäge endlich stille stand, der Feierabend eingetreten war und die vielen Tagesarbeiten im Hause ruhten, genoß die Meisterin draußen auf der Hausbank die angenehme Abendkühle, mit dem Einen oder dem Anderen der vorübergehenden Nachbarn plaudernd.

In diesem Augenblicke, wo sie sich einige Ruhe gönnen konnte, erhielt sie einen freundschaftlichen Besuch, der wohl darauf berechnet war, eine längere Weile von ihr in Anspruch zu nehmen.

Es war die Muhme Barbara.

Freundlichst wurde sie auf die Hausbank eingeladen, um ein wenig Platz zu nehmen, und nach der gewöhnlichen Einleitung vom Befinden, vom Wetter und von kleinen Ortsgeschichten entspann sich zwischen den beiden Frauen bald über einen ernsteren Gegenstand eine sehr lebhafte Unterredung.

Während die Beiden vor dem Hause im eifrigsten Gespräche begriffen waren, kam auf einem anderen Wege, der hinter dem Werke herführte, Augustin in die Nähe der Mühle. Von einem Fenster aus erblickte ihn alsbald das scharfe Auge der Liebe, und Margareth, die ihre Mutter mit Barbara beschäftigt wußte, eilte hinaus, um mit dem Ersehnten auf einem ungestörten Plätzchen zwischen dem Garten und den Wirtschaftsgebäuden ein süßes Ständchen zu halten.

Die Liebenden hatten sich einander vieles mitzutheilen, denn seit dem Sonnenwendtage gab es keine Gelegenheit mehr sich zu sehen.

Augustin erwähnte nichts von dem Liebesgeheimniß seines Vaters, sondern erneuerte die Betheuerungen seiner eigenen Liebe.

Margareth erwiederte sie zwar mit gleichem Feuer; dennoch drängte sie ein leiser banger Zweifel zur schüchternen, aber schweren Gewissensfrage: „Augustin, wirst Du mir treu bleiben?"

Er bot alle Gewandtheit und all seine Ueberredungskunst auf, um die Geliebte zu beruhigen.

Man weiß, daß die Liebe wenig sieht und viel glaubt, und so war es auch bei Margareth, die nach einem alten Satze das gerne glaubte, was sie wünschte, und unbewußt dem Gesetze folgte, daß sich die Gegenpole zu einander neigen.

Als jener böse Zweifel niedergekämpft war, erzählte sie ihm dann mit bitteren Klagen von dem Widerstreben der Mutter und den gefährlichen Hindernissen, die sich ihnen entgegenstellten, gab ihm jedoch die feurige Versicherung, daß sie von dem, was sie einmal wolle, sich durch nichts abschrecken lasse.

Augustin, stets lustiger Dinge meinte: „Das ist ja ohnehin die Hauptsache, Du Herzensschatz! Alles andere sind Dinge, die mir vorläufig kein Kopfweh verursachen. Deine Mutter

wird ja wohl auch irgendwo eine kleine schwache Seite haben, wo man ihr beikommen kann? Laß nur mich sorgen, ich werde sie schon auskundschaften, und — wenn Du mich liebst, — überwinde ich jeden Widerstand. Felsen und Zentnersteine gibt es nicht auf dem Wege von unserem Hause bis zu dem Euren."

Margareth, ihrer Neigung hingegeben und ihm nun vollends vertrauend, horchte seinen Worten mit arglos er Seele.

Sich seiner Vergangenheit wohl bewußt, setzte Augustin mit schelmischem Lächeln hinzu: „Das Allerschwierigste hab' ich dadurch bereits überwunden, daß Du, ein Mädchen von so gediegener Festigkeit, über meine früheren verliebten Thorheiten Dich hinaussetzest und sie mir nicht anrechnest, weil Du — vernünftiger bist als die Anderen."

Der freudige Uebermuth seines Siegesbewußtseins, die Tongrenze des zärtlichen Lispelns überschreitend, machte sich Luft in dem hellen Ausruf: „Es ist mein größtes Meisterstück und mein größter Stolz — versteht sich auch mein höchstes Glück", — verbesserte er sich schnell, — „indem ich sagen kann, daß Dein Herz, das bis jetzt Keinen erhörte, nun mir gehört!"

Die zum ersten Male liebesselige Margareth nahm, vielleicht eben wegen der Aufrichtigkeit Augustins, keinen Anstoß an dieser, ein starkes Selbstgefühl verrathenden Rede, sondern erinnerte ihn nur an größere Stille.

Mit gedämpfterer Stimme sagte jetzt Augustin: „Mein Leben ist bis jetzt das Gegentheil von dem Deinen gewesen; dennoch aber weißt Du, Margareth, daß von meinem Herzen nichts verloren gegangen und daß es noch ganz beisammen ist. Es wäre sonst nicht möglich, daß mein Herz von einer Liebe für Dich erfüllt ist, als ob ich noch kein anderes Mädchen auf der Welt freundlich angeblickt hätte. Ich weiß erst jetzt, was Liebe ist und wie sie glücklich macht. Darum war es gut für mich, daß ich nach allerlei Erfahrungen, die mich gescheidter machten, Dich, Du Perle von Allen, erst jetzt so nahe kennen lernte!"

Möglich, daß der leichtgesinnte Junge selbst es glaubte, was er sprach; in jedem Falle traf er damit bei Margareth einen eitlen Gedanken, der ihrem nicht gewöhnlichen Charakter, ihrer geistigen Selbstständigkeit und ihren äußeren Vorzügen

schmeichelte, und es ist ihr wohl zu verzeihen, wenn sie vielleicht vergaß, daß Augustin seine Redegabe bei den Mädchen überhaupt schon sehr eingeübt hatte und mit den Schwächen des weiblichen Geschlechtes vollkommen vertraut war.

Nichtsdestoweniger können wir für ihn einstehen, daß ihn in dem Augenblicke, wo er mit Margareth dieses Ständchen hält, eine ehrliche und ungestüme Liebe zu ihr beseelt, die durch eine aufrichtige Hochachtung vor ihrer makellosen Mädchenehre erhöht war.

Jede weitere Bürgschaft aber müssen wir ihm selbst und dem Vertrauen Margareths überlassen.

Noch eine Weile in Liebe, Glaube und Hoffnung süß schwelgend erneuerten sie sich einander die Betheuerungen ihrer heißen Gefühle, die zuletzt mit einem feurigen Kuß besiegelt wurden. Margareth, die auf Sitte und Anstand hielt, dachte daran, daß es nun an der Zeit sei, das zärtliche Stelldichein abzubrechen und Abschied zu nehmen.

Vor dem Scheiden theilte ihr Augustin noch die angenehme Nachricht mit, daß sie an der Muhme Barbara eine wichtige Alliirte gewonnen hätten und daß die Macht ihrer geläufigen Zunge gewiß von sehr bedeutendem Einfluß sein werde.

Die Hoffnung, längstens bis übermorgen, Sonntag sich wiederzusehen, wurde durch die Erwartung versüßt, daß sich der Stand der Dinge durch den heutigen Besuch der Muhme bis dahin vielleicht günstiger gestalten und der Himmel etwas mehr ausheitern werde.

In ihrem gegenseitigen Verständnisse weit vorwärts geschritten und auf die Ewigkeit der Liebe bauend, trennten sich die Liebenden, von Niemand bemerkt, als von — zwei trüben, fast starren Augen, die von einer Anhöhe, oberhalb der Rückseite der Sägemühle, hinter Bäumen herabblickten.

Es war der stille Martin, der jeden Abend auf jenem entfernteren Wege wandelte, um wenigstens von weitem das geliebte Haus zu sehen und — hoffnungslos von dort wieder heimzukehren; aber mit der schmerzlichsten Ueberzeugung erfuhr er heute, wem die Liebe Margareths gelte — eben so traurig als unbegreiflich für ihn, daß die edelstolze Margareth gerade dem Unbeständigsten, dem Unwürdigsten von Allen ihr Herz schenken konnte! — Mehr als einmal rief er sich selbst zu:

„Der treulose Augustin?! Und wenn er noch zehnmal schöner wäre — Unmöglich! Oder — er hat ihr auf eine Zeit lang einen Zauber angethan? Armes, bethörtes Mädchen! — Ach, ich liebe Dich dennoch!“

Zur Vermehrung seines bittersten Kummers bemerkte er, wie Margareth aus einem Fenster im ersten Stockwerk dem zurückkehrenden Augustin noch lange nachblickte und wie sie sich gegenseitig einander zuwinkten.

Martin ging in unsäglicher Traurigkeit heim. Margareth, die von seinen täglichen Gängen und seiner heutigen Anwesenheit keine Ahnung hatte, war vom ersten Stock geschwinde herab gekommen, sah in Eile bei dem Handwerksburschen, in der Küche und in der Wohnstube nach und eilte dann, als sie sich überzeugt, daß die Mutter und Augustins Muhme noch beisammen saßen, wieder hinauf in den ersten Stock, dessen Vorhausfenster gerade über der Hausbank sich befand. Sie schob das geschlossene grüne Jalour vorsichtig nur so weit hinaus, daß sie zwischen durchblicken und hinabsehen konnte, um das Gespräch der beiden Frauen zu hören. Sie wußte ja, daß es sich jetzt um ihre wichtigste Angelegenheit, um ihr Liebesverhältniß mit Augustin handle, und nur dies allein war im Stande, sie vergessen zu lassen, daß sie horche, — was ihrem sonstigen Charakter geradezu widersprach und was sie auch in allen anderen Fällen verabscheut haben würde.

Margareth hörte, wie die Muhme den Geliebten mit aller Wärme vertheidigte, und jeder Ton ihres durchaus nicht angenehmen Organs klang wie milde Musik in ihr lauschendes Ohr. Desto stärker pochte ihr das Herz, als sie die heftigen Gegenreden ihrer Mutter vernahm. Es wurde eben das bedenkliche Capitel von den vielen Liebesgeschichten Augustins abgehandelt. So oft ihn auch die Muhme durch ihre künstliche Vertheidigung schon entschuldigt, beschönigt und weiß gewaschen hatte, die Sagmeisterin kam immer wieder mit neuen, scharfen Einreden und nannte immer wieder eine neue Anzahl von Mädchen und Dirnen, von denen sie wußte, daß Augustin in einer näheren Beziehung zu denselben gestanden.

Wie begreiflich und verzeilich, ereiferte sich dabei die erregbare und strenge Frau auf eine ungewöhnliche Weise, und Margareth staunte über die genaue Kenntniß ihrer Mutter, die

an solchen Dingen scheinbar keinen Antheil nahm und doch so vollkommen davon unterrichtet war.

„Mir wird dabei angst und bange!" seufzte die Sagmeisterin. „Was hat meine Margareth für eine Sicherheit?"

Barbara aber saß fest und ließ sich nicht aus dem Sattel werfen. Bei jedem Namen, welchen die Sagmeisterin nannte, das heißt: für jedes Liebesverhältniß, welches von Augustin abgebrochen ward, hatte die Muhme einen prächtig passenden Vorwand und jedesmal einen anderen, völlig glaubwürdigen Beschönigungsgrund zu seinen Gunsten, — für Margareth eben so viele Gründe des Trostes und der Zuversicht.

Das unerschöpfliche Gespräch, in gewissen Zwischenräumen wieder stärker auflodernd, glich dem tönenden Bilde einer Feueresse.

Wenn die Glut schwach zu werden schien, schüttete die Eine wieder eine neue Kohlenlage — von Anklagen gegen Augustin — in die Esse, und die Andere flammte wieder mit neuem Feuer — seine Vertheidigung auf.

Was eine weibliche Zunge in der Kunst der Ausrede, des Zuredens und der Ueberredung leisten kann, das leistete Augustins Muhme in einem Maße, daß sie selbst darüber fast — erröthete, und endlich hatte die Frau Almlehnerin keine Kohlen mehr.

Das Gespräch wurde nach und nach sanfter, und Margareth hatte die geheime Freude, zu sehen, wie die Mutter in ihren Angriffen allmälig nachließ, zu einem milderen Urtheile geneigt und zuletzt zu dem Bekenntnisse gezwungen wurde: „Nun in Gottes Namen! Ich will ja wohl glauben, daß man ihm in vielen Stücken Unrecht thut, und daß er um Vieles besser ist, als wie die Leute von ihm reden!"

Barbara, die einen beinahe vollständigen Sieg erfochten hatte, meinte: „Augustin soll jetzt das Seinige thun. Ich hoffe, er wird mich nicht Lügen strafen."

„Ich bitte mir nur Eines aus," erklärte die Sagmeisterin, „daß wir nemlich der Sache ihren natürlichen Lauf lassen, und ihr weder einen Widerstand, noch einen künstlichen Vorschub leisten."

„Sehr vernünftig, Frau Nachbarin!" erwiederte Barbara. „Beide Theile werden damit zufrieden sein. Und Niemand mehr, als ich selbst."

Margareth eilte jetzt vom Fenster weg, da sie voraussetzen konnte, daß die Unterredung zu Ende sei und Augustins Muhme sich bald entfernen werde. Die glückliche Horcherin war mit einigen Sätzen über die Stiege herabgesprungen und trat mit aller Unbefangenheit vor die Hausthüre, wo sie von Barbara, die sich eben verabschiedete, um endlich wieder zu ihren Geschäften nach Hause zu eilen, auf das freundlichste begrüßt und nebst der Mutter zu einem recht baldigen Heimsuchen eingeladen wurde.

Die Sagmeisterin gab ihr noch eine Strecke das Geleite, bis sie sich an einer Biegung des Weges trennten und von einander den freundschaftlichsten Abschied nahmen.

Gegen Margareth verrieth die Mutter keine Sylbe von dem, was vorhin auf der Hausbank besprochen und ausgehandelt wurde. Die Tochter aber lächelte vergnügt in sich hinein und pries im Stillen den Freitag als einen Tag unverhofften Glückes.

Hiermit waren für heute die Angelegenheiten des Herzens geschlossen; denn neben den mancherlei Arbeiten und Anordnungen, die im Hause noch zu besorgen und durch die Besuche aus dem Rösselwirthshause aufgehalten worden waren, hätten sie an und für sich keine Zeit mehr gefunden, noch einmal zum Vorschein zu kommen, auch wenn die Mutter nicht absichtlich geschwiegen haben würde.

Gleichwohl bemerkte Margareth zu ihrem großen Vergnügen, daß die Mutter viel besser gelaunt war, als die vorigen Tage, wo Margareth den Namen Augustin nicht mehr auszusprechen sich getraute; aber sie wartete vergebens darauf, daß die Mutter vielleicht doch heute noch seines Namens, oder wenigstens Barbara's erwähnen werde. Selbst während des Nachtmahls, welches wegen der verlorenen Zeit sehr abgekürzt wurde, war nur von den allernöthigsten Wirthschaftssachen die Rede; aber unter den Gegenständen der abendlichen Geschäftigkeit der Meisterin wurde der Handwerksbursche nicht vergessen, den sie in einem befriedigten Zustande und durch Margareth's Fürsorge mit dem Nöthigen versehen fand, wofür sie von der Mutter ein freundliches Lob erhielt.

Margareth nahm dies als ein gutes Zeichen, und brachte es, innerlich erfreut, mit Augustin in Zusammenhang, worin sich ihr natürlicher Scharfblick nicht täuschte.

Sie wiegte sich in angenehmen Träumen. Aber mit welch verschiedenen Gefühlen suchten ihre drei Verehrer, Martin, der Wirth und sein Sohn, am Schlusse dieses Tages ihr nächtliches Lager!

* * *

Die menschenfreundliche Sorge für den fremden Wanderer auf der Sägemühle ward in Folge der genossenen Erquickung durch die wesentliche Besserung seiner körperlichen Kräfte belohnt, so daß er am anderen Morgen im Stande war, nach dem Frühstück und mit einer Geldgabe beschenkt, unter tausend Segenswünschen für die barmherzige Hausmutter und deren edle Tochter, das Haus zu verlassen und seine Wanderung fortzusetzen.

Die vorübergehende Erscheinung des armen Reisenden war an sich unbedeutend, aber der für sich selbst redende, unvorbereitete Zwischenfall gab Veranlassung, Augustin zum Herzen der Mutter Margareths einen Weg zu bahnen, ohne welchen die Muhme Barbara sich umsonst angestrengt und bemüht haben würde, bei der sittenstrengen und erfahrnen Frau für den Neffen mit etwas zweideutigem Leumund ein günstiges Gehör sich zu verschaffen und Letzteren in ein besseres Licht zu stellen.

Blicken wir in das Innere der Mutter Margareths, — und dies prägt sich auch in ihren Mienen aus, — so finden wir, daß sie, noch keineswegs ganz beruhigt, ihr eigenes Urtheil nicht aufgibt, jedoch bei dem Gedanken: „Es sei die freie und entschiedene Herzensneigung ihres einzigen Kindes," mit mütterlicher Liebe sich in die beobachtende Rolle des Geschehenlassens fügt und stillschweigend sich die Möglichkeit denkt, daß es vielleicht besser komme, als sie befürchte, — daß Augustin denn doch endlich einmal eine tiefere Neigung gefaßt habe und von nun an ein ganz anderer Mensch werden und Margareth so ihr geträumtes Glück finden könne.

Diese Betrachtungen liehen ihr die begrenzte Freundlichkeit, welche sie am nächsten Tage Augustin bezeigte, als er nach dem sonntägigen Gottesdienste, schon vor der Kirche wartend, mit der größten Aufmerksamkeit gegen die Mutter, den Beiden sich zugesellte, um sie voll Achtung und in der

mindest auffälligen Weise bis zur Mühle zu begleiten, während sein Vater, nach geschehener Begrüßung, in sichtlicher Verlegenheit und mit auffallender Eile sich entfernte, offenbar vor seinem Sohne das Feld räumend.

Augustin erschien in einem ganz neuen Sonntagsstaate, der sich durch Geschmack und Arbeit auszeichnete und seine hohe schlanke Gestalt noch vortheilhafter hervorhob. Dazu der schön geformte grüne Hut mit dem üblichen Bergschmuck, der dem blonden Burschen ganz besonders hübsch stand.

Mit dem schönen Zainingersohn konnte sich Keiner messen, und wie sehr stach gegen ihn der bescheidene Martin ab, der unbemerkt in einem Winkel der Kirche gestanden und vielleicht nicht so, wie Augustin, auf das Beten vergessen hatte.

Um letzteres aber fragten die Dirnen nicht, denen er die Köpfe verdreht, und die auch heute, als sie ihn freudeglänzend mit Margareth gehen sahen, verliebt nach ihm schielten, sich einander zuflüsternd: „Daß die heikle Tochter der Sagmeisterin ziemlich spät daran gekommen sei, sie aber bei weitem weniger hübsch wäre, wie er, — übrigens auch zu klein und fast schon zu alt für ihn, — und daß sie neugierig seien, wie lange denn diese neue Liebschaft Augustins dauern werde?“

Während diese Bemerkungen mit verschiedenen Beisätzen gemacht wurden, hing Margareth's Auge mit liebesseligem Wohlgefallen an dem neben ihr schreitenden Geliebten, der klug genug war, all seine Aufmerksamkeit auf die Mutter zu richten, sich auf das manierlichste zu benehmen und dasjenige zu verbergen, wovon er am Liebsten gesprochen hätte.

Er verstand es, die Mutter mit Vermeidung aller platten Schmeicheleien durch die verständigsten Gespräche über allgemeine Wirthschafts- und häusliche Angelegenheiten für sich einzunehmen, und bei der Sägemühle angelangt, wurde er von der Meisterin eingeladen, mit ihnen ins Haus zu kommen.

Mit diesem Schritt waren Augustin und Margareth mit einem Male weit vorwärts und ihrem Ziele um Vieles näher gekommen.

Augustin blieb noch über eine Stunde dort auf Besuch, bei dem ihn Margareth in wohlberechneter Absicht mit der Mutter allein ließ.

Seine practischen Kenntnisse, sein natürlicher Verstand, sein aufgewecktes Wesen, die Fertigkeit seiner Rede und die angeborne heitere Gemüthlichkeit, hinter welcher er freilich seinen großen Leichtsinn und seinen Wankelmuth geschickt zu verstecken wußte, gewannen ihm bei der Mutter Margareths unverkennbaren Gefallen und zum Schlusse die freundliche Einladung, bald wieder zu kommen.

Margareth hatte die Selbstbeherrschnng, sich gar nicht mehr sehen zu lassen, und kaum daß sie ihm bei seinem Fortgehen verstohlen die Hand drücken konnte.

Die Muhme Barbara war mit Augustin, als er ihr frohlockend den gemachten Besuch erzählte, außerordentlich zufrieden. Uebrigens meinte sie :

„Na, drei Viertel davon hast Du mir zu verdanken!

„Ich hätte in meinen Leben nicht geglaubt, daß die Frau Mahm so brav sein kann!“ scherzte Augustin.

Barbara wußte, wie es gemeint war, daher sie ihn in demselben Tone ermahnte : „Sieh nur zu, daß Du das Viertel Verdienst, das auf Dich kommt, gehörig behaupten kannst!“

„Wenn ich will, ist mir nicht bange“, antwortete Augustin, und drehte dabei seinen Hut auf die Seite.

„So mußt Du halt ordentlich wollen“, sagte die Muhme, „an dem hat es Dir ja eben gefehlt, so lange ich Dich kenne.“

Die letzteren Worte hatte sie beinahe schon in den Wind gesprochen; denn Augustin, der queckfilberne, war bereits davon geeilt, nachdem er : Im Garten draußen sind Gäste, zurückgerufen hatte.

„Alleweil erschrecklich leicht!“ sagte Barbara für sich, indem sie dem Neffen nachblickte und dabei die Lippen zusammenkniff.

Im Uebrigen hielt Augustin, so gut er es vermochte, mit der beschützenden Muhme ein gutes Einverständniß, und er handelte in ihrem Sinne, daß er sich von der Sagmeisterin nicht zweimal sagen ließ, recht bald wieder zu kommen. Er benützte die Erlaubniß sehr fleißig, und es schien, als nehme er sich mit männlichem und anhaltendem Ernste zusammen, um in möglichst kurzer Zeit das vollständige Ziel zu erreichen.

Bei seinen häufigen Besuchen in der Sägemühle schritt die Verständigung zwischen ihm und der Mutter Margareths

weiter und weiter, und es waren noch nicht drei Wochen vergangen, als er unbedenklich es wagen konnte, in ihrem Hause den entscheidenden Schritt zu thun. Da eben Monat Juli war, so wählte er dazu, um Margareth auf eine besondere Weise zu überraschen, den 20. — ihren Namenstag. Diese zarte Rücksicht gefiel der Sagmeisterin ungemein, und es hatte für ihn keine Gefahr mehr, offen um die Hand der Tochter anzuhalten, die ihm denn auch vorläufig nicht verweigert und nach erhaltener Zustimmung seines — im Innersten zweifelnden und selbst befangenen — Vaters noch an demselben Tage zugesagt wurde.

Im Jubel über die allseitige Einwilligung und gemäß der Leichtigkeit und Schnelligkeit seines Handelns verlangte Augustin mit freudigem Ungestüm, daß das „Versprechen" schon in den nächsten Tagen gefeiert werde; aber die Mutter Margareths, bedächtiger als die beiden Liebenden und Allerlei" erwägend, mäßigte seinen Anprall durch die bestimmte Erklärung: daß man eine so überaus wichtige Sache nicht gar so sehr übereilen dürfe, sondern gehörig müsse reif werden lassen.

Dagegen half keine weitere Einwendung; aber Augustin, vom Glück verhätschelt und durch seine bisherigen Liebessiege etwas übermüthig geworden, empfand darüber eine gewisse Verstimmnng, die zu heben Margareth einige Mühe kostete.

Es wurde bald bekannt, daß Augustin der erklärte Bräutigam Margareths sei, und Groß und Klein im Orte war über die bevorstehende Heirath verwundert, — alle neugierig, unruhig der Vater Augustins, aber unglücklich nur Einer — Martin.

* * *

Ein paar Wochen waren indessen wieder verflossen. Im offenen und lebhaften Verkehr Augustins mit der Sägemühle hatte sich nichts geändert; das Brautpaar schwelgte im süßesten Glücke und überhäufte sich, wenn die Mutter einen Augenblick nicht zugegen war, mit tausend Zärtlichkeiten, aber aus Respect vor ihr getrauten sie sich nicht, sie mit der Bitte zu drängen, daß sie sich über den Tag des Versprechens und der Hochzeit bestimmt aussprechen möchte.

Da steckte sich Augustin, dessen schwache Tugend der Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde, hinter seine einflußreiche Muhme, die es willfährig übernahm, bei der Mutter Margareths dahin zu wirken, daß nach dem Wunsche der beiden Liebesleute das hochzeitliche Versprechen nicht auf einen allzufernen Tag hinausgeschoben werde. Die Muhme bemühte sich redlich, die Sagmeisterin dafür zu bestimmen, aber auch sie richtete — mit Ausnahme von freundlichen, allgemein gehaltenen Zusagen — anfangs nicht viel aus.

Unmittelbar nach dem Ausspruch ihrer Einwilligung erwachten im mütterlichen Herzen wieder Zweifel und Mißtrauen, die sie aber verborgen hielt. Die Liebe zu ihrem einzigen Kinde war weit größer, als sie es äußerlich zeigte, und der Gedanke an ihr künftiges Wohl und Wehe versetzte sie erst jetzt, wo sie von außen gedrängt wurde, in die höchste Unruhe. Es kam ihr vor, als sei sie etwas zu voreilig gewesen, und als habe sie sich in einem unvorbereiteten Augenblicke und wegen des Namenstages der Margareth weicher gestimmt, von dem muthigen Auftreten Augustins überrumpeln lassen. Umschlägigkeit aber lag nicht in ihrem Charakter; daher sie die Zeit nur dazu benützte, um über Augustin vollends klar zu sehen und nichts zu verabsäumen, was sie später sich selbst hätte zum Vorwurf machen müssen.

Sie kam einige Male zum Vater Augustins und besprach sich unter vier Augen lange mit demselben. Es handelte sich unter anderem auch um den Punkt, zu besprechen und festzusetzen, ob — wenn die Heirath wirklich zu Stande käme — Augustin auf die Sägemühle zuheirathen, oder das väterliche Haus übernehmen, oder aber ein anderes, neu zu kaufendes Anwesen bekommen soll.

Wir können annehmen, daß Zaininger, ein Mann von wackerer Gesinnung, seinem Sohne in keiner Beziehung ein Hinderniß bereitete, daher er in seinem beweglichen, sich leicht tröstenden Temperamente die Selbstverleugnung fand, um zugleich auch das Geheimniß seiner gleichen Neigung für sich zu behalten. Er hatte ja überdies die Gefahr, sich vor der Welt lächerlich zu machen, wenn er auch nur im Gedanken als der Nebenbuhler seines Sohnes bekannt geworden wäre. Wir fehlen aber auch nicht, wenn wir glauben, daß er der

Mutter Margareths die geheimsten Gedanken über seinen Sohn — ebenfalls aus Liebe zu ihm — nicht mitgetheilt habe.

Augustin wurde diesfalls von seinem Vater selbst beruhigt.

„Du Kerl", — sagte letzterer in seiner lustigen Weise zu ihm, — „Du kannst Dich bedanken bei mir, daß ich für Dich rede, als wenn ich gar kein Recht mehr hätte, selbst auch noch ein wenig verliebt zu sein und ans Heirathen zu denken."

Halb lachlustig, halb mitleidig versetzte Augustin: „Ich wünsche dem Vater aufrichtig, daß Sie statt der Margareth bald ein anderes ähnliches Mädel finden möchten!"

Er war auch gleich damit bei der Hand und meinte: „Zum Beispiel — die Hörzinger Stanzi, oder — die Wirthstochter in der Habernau?"

„Ja, mein Du!" sagte der Wirth, — „das geht nicht so geschwind, als wie man die Hand umkehrt."

Nach diesen kurzen Meinungsäußerungen eigenthümlich vertraulicher Art war die Sache zwischen den Beiden wieder abgethan.

Die Sagmeisterin aber forschte — wie man später erfahren hat — über Augustins früheres Leben und Treiben noch bei vielen Personen vorsichtig nach, und sie mochte wohl nichts an und für sich Schlechtes über ihn gehört haben, da sie bei dem nächsten Besuche der Muhme Barbara — es war jetzt die Mitte Augusts — zu allseitiger Freude festsetzte, daß sie am Sonntag über acht Tage das „Versprechen" haben, dann in den Pfarrhof gehen und beim Gericht das Weitere einleiten werden.

„In Gottes Namen!" fügte sie aus gepreßtem Herzen hinzu, was die Anderen als einen feierlichen Spruch christlicher Frömmigkeit auslegten, nicht aber für ein Zeichen der Beklommenheit hielten; denn Margareth glaubte, als sie die Mutter in feuriger Freude umarmte, sie von derselben Rührung ergriffen zu sehen.

Das Gefährlichste war nun überstanden und das liebende Paar trunken von seinem Glücke.

An den folgenden Tagen wurde einstweilen damit begonnen, alles vorzukehren, was sich auf die Ausstattung der Tochter des Hauses bezog, in einem Hause solcher Art aber genug Hände in Bewegung setzte.

Bei diesen süßen Arbeiten, deren Anordnung und Ausführung die ganze Thätigkeit Margareths in Anspruch nahm, ereignete sich vor dem Tage des Versprechens nichts weiter als ein Besuch Martins, — dem man auf dem bläßer gewordenen Gesichte deutlich den geheimen Gram ansehen konnte.

Lange hatte er sich gescheut, unter den gegenwärtigen Umständen in die Sägemühle der sonst so befreundeten Frau Almlehnerin zu gehen, aber die Geschäfte seiner Wagnerei geboten es ihm so dringend, daß er es endlich doch thun mußte.

Er berührte, außer seinem Geschäfte, mit keinem Worte die jetzigen Angelegenheiten des Hauses und kürzte den Besuch so viel als möglich ab.

Margareth war freundlich, ja herzlich gegen ihn, da sie für seine Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit eine unveränderliche Achtung in sich trug.

Martin, keiner Falschheit fähig, war nicht im Stande, ihr bei diesem Anlaß seinen Glückwunsch zu sagen. Er drückte ihr beim Fortgehen schüchtern die Hand, und blickte sie, ohne ein Wort zu sprechen, so bedeutungsvoll und traurig an, daß Margareth unwillkürlich ein wenig erschrack. Indessen — war sie in Augustin zu sehr verliebt, als daß jene Regung von einer tieferen und nachhaltigeren Wirkung gewesen wäre.

Am anderen Tage — es war der sehnlichst erwartete Sonntag, wo man das Versprechen feierte, — herrschte in den Nachmittagsstunden in der Küche der Sägemühle eine ungewöhnliche Rührigkeit. Es wurde für die kommenden Gäste gesotten und gebraten, um sie nach dem Range des Hauses und der Familie bei dieser festlichen Gelegenheit bestens zu bewirthen.

Margareth hatte sich in ihren saubersten Hausstaat geworfen und sah darin reizend aus.

Bald erschienen Zaininger, Augustin und die Muhme Barbara, welche von der Sagmeisterin eine besondere Einladung erhielt, und von Seite der Letzteren jene verwandte Nachbarfamilie, in deren Gesellschaft wir die Meisterin und Margareth am Sonnenwendtage getroffen haben.

Der verwandtschaftliche Kreis kam durch die fröhliche Bedeutung der Zusammenkunft und bei der gebotenen reichen Bewirthung bald in die lauteste Stimmung, die erst dann ern-

ster wurde, als die Mutter Margareths auf den eigentlichen Zweck des heutigen Tages überging.

Sie machte die Einleitung dazu mit einer zwar schlichten, aber für Augustin sehr eindringlichen Anrede, die ihn fast ein wenig zu sehr beschämte, so daß ihn die Muhme Barbara lebhaft in Schutz nehmen mußte. Augustin aber hatte von der Mutter ohnehin eine derartige Predigt erwartet, weßhalb er die Sache, wie gewöhnlich von der leichtesten Seite nahm und nur wegen der Gegenwart Margareths in einige Verlegenheit gerieth.

Nach dem hierauf folgenden Angelöbniß der jungen Leute, eine Heirath einzugehen, unter wiederholter Zustimmung der Angehörigen, kam die materielle Seite, die Fürsorge für den nothwendigen Besitz irdischer Güter in Verhandlung.

Ueber das beiderseitige Vermögen war man bald einig, nachdem sowohl Augustin als Margareth zu den dereinstigen alleinigen Erben des elterlichen Vermögens erklärt wurden. Schwieriger war der zweite Punkt, nämlich die Frage: Wo das junge Ehepaar wohnen und was für ein Geschäft es betreiben soll?

Die Sagmeisterin setzte auseinander: „Daß der Herr Bruder Zaininger — bei seiner Rüstigkeit — jetzt schon vom Haus abtreten und es an Augustin übergeben soll, — das kann man von ihm nicht verlangen, das geht nicht an und ist auch nicht meine Meinung."

Augustins Vater stimmte ihr sogleich bei und meinte: „Zwei Herren im Haus, ein junger und ein alter — das thäte niemals gut!"

„Eine andere Wirthschaft kaufen," — nahm die Meisterin wieder das Wort, — „das geht auch nicht so geschwind. Wo ist gleich eine rechte, nicht zu theuer und in der Nähe von hier? Einen solchen Kauf muß man wohl überlegen."

Während Zaininger die allenfalls käuflichen Wirthshäuser der Umgebung besprach, und für dieselben meist nur Gegengründe vorbrachte, hielt die Mutter Margareths bei sich den Gedanken und die Absicht fest, Augustin auf eine sich von selbst ergebende und sehr annehmbare Weise unter ihre Leitung und Ueberwachung zu bringen, was sie — ohne es vor Jemand auszusprechen — als ein dringendes Gebot mütterlicher Klugheit erkannte.

Darum sprach sie: „Es ist mein sehnlichster Wunsch, daß mein so gut eingerichtetes und — Gott sei Dank! — auch einträgliches Werk nicht einst in fremde Hände kommt. Ich bin bereits in Jahren und oft recht kränklich, — daher meine ich, es wäre das Beste und das Einfachste, wenn die jungen Leute gleich zu mir hierher ziehen würden. Die wenigen Jahre bis ich ihnen Haus und Hof ganz übergebe, können sie ja leicht zuwarten".

Margareth gab über den Plan der Mutter — ohne an dessen Beweggründe zu denken — eine große Freude zu erkennen: „Ja, Frau Mutter!" rief sie, „das wäre mir auch das Allerliebste, wenn ich zeitlebens auf meinem lieben Elternhause bleiben könnte!"

Der Wirth und seine Schwester, eben so die Verwandten der Sagmeisterin, waren — aus offenen und geheimen Gründen — einstimmig derselben Meinung.

Augustin jedoch, der durch sein Blut und seine zu leicht gelenkte Erziehung einen unbezwingbaren Unabhängigkeitstrieb in sich hatte, erkannte im Plane der künftigen Schwiegermutter sogleich die Falle der Abhängigkeit, in der er sich durchaus nicht fangen lassen wollte. — Sich darüber äußernd, wollte er schlau verschweigen, was er sich dachte.

Auch die Kinder der Natur bestätigen in häufigen Fällen den bekannten Satz: daß die Sprache dem Menschen gegeben zu sein scheine, um seine Gedanken zu verbergen.

„Die Frau Mutter hat von ihrem Standpunkt ganz recht wenn sie das wünscht," sagte er, — „aber für mich hat die Sache doch einen sehr großen Haken."

„Ei, warum denn?" fragte die Sagmeisterin.

„Es gibt für einen Mann keine größere Schande, als wenn er das Geschäft, das er leiten soll, nicht versteht, sondern es der Frau überlassen muß. Ich passe nicht für die Geschäfte der Sägemühle, weil ich vom Werk nichts verstehe."

Die Mutter Margareths erwiederte: „Mit einem festen Vorsatz und so lang man jung ist, kann man alles lernen und sich in alles finden. Zudem sind ich und die Margareth da."

„Das ist alles ganz gut," — gab Augustin ausweichend zur Antwort; — „aber ich habe mein Lebtag gehört: Was

der Hanserl nicht lernt, das lernt der Hanns auch nicht mehr. Ich tauge nur zu einem Wirth, und meine ganze Natur ist nur dazu gemacht. Ich weiß einige recht renommirte Gast- und Einkehrwirthshäuser, die man sogleich kaufen könnte."

Dabei nannte er vier bis fünf Namen von Häusern, jedoch alle in entfernteren Orten.

„Das geht mir viel zu sehr ins Ungewisse," entgegnete die Sagmeisterin. — „Dabei wissen wir nicht, wie wir daran sind. Und warum so weit weg von uns, während wir auf meinem Hause, das ohnehin einst der Margareth gehört, alle bei einander bleiben können?"

„Augustin! die Frau Mutter meint es gut," sagte Margareth mit einem Tone, den das Herz der Tochter erwärmte. — „Wo könnten wir für unsere Zukunft ein so sicheres und so vertrauliches Plätzchen finden, wie unser Haus hier? Was unser Werk betrifft, so wirst Du das mit Deinem hellen Kopf in einem halben Jahre leicht lernen."

Augustins Vater war ebenfalls damit einverstanden und erklärte den Vorschlag der Frau Schwester für das Beste und Annehmbarste.

Die Muhme Barbara und die übrigen Verwandten sprachen in gleichem Sinne und forderten Augustin auf, den Antrag der Frau Mutter dankbar anzunehmen.

Bei solcher Einhelligkeit der Meinungen mußte Augustin jeden Widerspruch — wenigstens vor der Hand — aufgeben, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, die wichtigsten und entscheidensten Personen zu Gegnern zu haben. Im stillen dachte er: „Kommt Zeit kommt Rath," was er mit dem Munde dahin übersetzte, „daß er der Meinung sei: diese Hausangelegenheit könne nach der Hand, wenn sich sein Plan als der vortheilhaftere erweist, wieder in Berathung genommen werden; daß er aber nicht als ein widerspenstiger Mensch erscheinen wolle, der sich dem einstimmigen Verlangen der nächsten Verwandten und Angehörigen widersetzt."

Die letzteren Worte, von der Klugheit eingegeben, kosteten ihn eine schwere Selbstüberwindung; wir wissen aber, daß sie nicht sehr aufrichtig waren.

Die Sagmeisterin, welche sich bei der früheren Einsprache Augustins heimlich sehr geärgert hatte, war nun durch das

Schlußergebniß befriedigt, Margareth aber glücklich, denn sie hing am Vaterhause mit schwärmerischer Liebe.

Bei lebhafter Fortsetzung der Verhandlung vereinigte man sich zu dem Beschlusse, daß, um dem Gerede der Leute zuvorzukommen, sogleich morgen in den Pfarrhof gegangen, das Weitere eingeleitet und sodann nach dem dreimaligem Aufgebote in längstens vier Wochen die Hochzeit gefeiert werden sollte.

In der allgemeinen Freude über die glückliche Vereinignng zu diesen Hauptbeschlüssen überließ sich die Gesellschaft, so weit es die Sitte erlaubte, dem ungebundensten Frohsinn, und aus den goldberänderten Weingläsern, alten Erbstücken des Hauses, wurde eine Reihe von Gesundheiten ausgebracht. — Selbst Zaininger, bei dem ohnehin keine Gemüthsbewegung sehr tief ging, hatte sein Liebesweh hinabgetrunken und vergessen, und durch die freieren Formen der heutigen Fröhlichkeit entschuldigt, konnte er nach Herzenslust der künftigen Schwiegertochter seine Liebkosungen angedeihen lassen, ohne von der Muhme Barbara weiter mehr gehindert zu werden, obschon er ihr heute noch leichtsinniger als Augustin vorkam.

Die Lustigkeit aber, bei ihr ein sehr seltenar Gast, hatte sie selbst ergriffen, und in der muntersten Laune ergab sie sich gleich den Andern den muthwilligsten Scherzen.

Nur die Mutter Margareths wurde zurückhaltender und schweigsamer, je lauter die lustige Stimmung der Uebrigen ward. Es schien fast, daß sie sehr unwohl sei, was sie aber nicht merken ließ und auf einige Fragen Margareth's um so leichter verneinen konnte, als ohnehin ihr gewöhnliches Aussehen ein mehr oder minder kränkliches war.

Es kam ihr sehr erwünscht, als sich Zaininger und Barbara endlich erinnerten, daß heute Sonntag sei und daß sie die Gäste zu Hause nicht länger der Kellnerin und den Aushelfern allein überlassen dürfen, folglich aufbrechen müssen, so leid es ihnen auch thue, nicht noch länger bleiben zu können.

Die Sagmeisterin hielt sie nicht zurück. Man trank die letzte Gesundheit, dann den Stehwein, und unter lärmenden Bezeigungen der heute geschlossenen engen Freundschaft verließ die Gesellschaft das Haus. Auch Augustin konnte nicht länger bleiben, und endlich waren Mutter und Tochter wieder allein.

Margareth hatte mit der Aufregung ihres Herzens und mit ihren Gedanken, zugleich aber auch mit dem Aufräumen und den sonstigen häuslichen Anordnugen der Mutter noch den ganzen Abend vollauf zu thun, während die letztere drinnen in ihrem Schlafzimmer mit ihrer Hausapotheke sich beschäftigte und frühzeitig zu Bette ging.

Es mochte aber kaum Mitternacht vorüber sein, als Margareth, im leichtesten Nachtkleide und das Nachtlicht in der Hand, ängstlich herauskam und eilig eine Magd weckte.

Das Unwohlsein der Mutter hatte sich sehr gesteigert und sie war ernstlich erkrankt.

Es mußte schleunige Hilfe geschafft, einstweilen aber mit den Hausmitteln nach den eigenen Angaben der Kranken sich beholfen werden, bis der Wundarzt — der einzige Arzt im Orte, — nach welchem einer der Knechte in der Mühle dringenst geschickt wurde, eintreffen würde.

Margareth hatte alle ihre Herzensangelegenheiten bei Seite gethan, ordnete flink alles Nöthige an, legte überall selbst Hand an und erfüllte ihre Kindespflicht mit größtem Eifer, verbarg jedoch den Schrecken, der sie erfüllte, um die Mutter nicht noch mehr durch ihren eigenen Jammer zu ängstigen, und in solchen Fällen kam ihr die große und seltene Willensstärke, welche ihrem Charakter eigen war und mit der sie sich so sehr zu beherrschen wußte, trefflich zu statten, wie sehr auch dabei ihre Liebe zur Mutter leiden mochte.

Nach einer halben Stunde kam der gerufene Wundarzt, der längere Zeit am Krankenbette verweilte, dann eine Arznei verschrieb, die nöthigen Verhaltungsregeln angab, am Vormittag wieder zu kommen versprach, und der ihn hinaus begleitenden, bestürzten Margareth erklärte: „Der Zustand der Mutter sei sehr ernstlich, und es wäre ihm ungemein lieb, wenn sogleich noch ein zweiter Arzt beigezogen würde."

Die Fassung nicht verlierend, hieß Margareth den Pferdeknecht augenblicklich die Kutsche einspannen, schrieb in Eile ein paar Zeilen und beauftragte den Aeltesten und Anhänglichsten der Dienstleute in der Mühle, so schnell als möglich nach dem — zwei Stunden entfernten nächsten — Städtchen zu fahren und den dortigen Doctor zu holen.

Mittlerweile pflegte und betreute sie die Mutter, so viel es ihre Kräfte vermochten.

Noch am frühen Morgen wurde die schwere Erkrankung der Mutter Margareth's im Rösselwirthshause bekannt, und die Bestürzung war auch dort nicht minder groß.

Von dem Gang in den Pfarrhof war nun natürlich keine Rede. — Margareth, von dem plötzlichen Ernste der Lage zu sehr ergriffen, dachte jetzt nicht an weltliche Freuden, deren Wunsch und Verfolgung ihr sündhaft geschienen hätte. — Augustin minder edel und freilich auch nicht so nahe stehend, ärgerte sich daheim über die unerwartet eingetretene Störung, und die Muhme Barbara hatte von jetzt an ein schreckliches Kreuz mit ihm, da sie ihn nicht genug dämpfen konnte.

* * *

Nach einigen Stunden sehnlichsten Erwartens war mit dem Wagen der Sägemühle der Doctor aus dem benachbarten Städchen gekommen. Der alte, würdige Mann war im Hause schon von früher her bekannt, daher sein Erscheinen der Kranken Trost gewährte. Theilnehmend und bedächtig stellte er seine Fragen, hörte aufmerksam die Antworten und untersuchte die matt Aechzende mit vorsichtigem Betasten.

Aus seinem hohen Ernste und seiner stillen Behutsamkeit war deutlich die große Gefahr zu erkennen, welche die heftig ausgebrochene Krankheit herbeigeführt hatte.

Der Doctor prüfte dann die Anordnungen des Wundarztes und erklärte sich damit einverstanden; jedoch — meinte er — wolle er noch ein paar Stunden hier bleiben und seine Beobachtungen fortsetzen. — Durch einen Wink Margareth's bei Seite gerufen und von ihr mit ängstlicher Besorgniß um seine Meinung gebeten, sagte er:

„Ein sehr schwerer Fall! Aber — wir wollen noch nicht verzagen. Man muß jetzt die Krisis abwarten."

Darauf ließ er den Wundarzt ersuchen zu kommen, mit dem er im Nebenzimmer das Weitere berathschlagte und die fernere Behandlung vereinbarte. Er verordnete übrigens noch eine Arznei, die der Knecht aus der Apotheke der Stadt bei seiner unverzüglichen Rückfahrt mitbringen könne.

Der Doctor versprach übermorgen wieder zu kommen, die ihn zum Wagen begleitende Margareth freundlich tröstend und ihr die sonstigen nöthigen Weisungen ertheilend.

Der Wundarzt kam täglich zweimal, der Doctor jeden zweiten Tag. Noch hatte sich nichts entschieden.

Margareth, am Tage mit der Leitung des Hauses beschäftigt, die übrige Zeit und den größeren Theil der Nacht wieder am Bette der Mutter wachend, gönnte sich kaum ein paar Stunden Ruhe. Ihr kräftiger Körper ertrug die schwere Aufopferung, aber ihr Gemüth, das tiefer war, als wofür die Welt es hielt, litt unaussprechlich.

Augustin kam wohl täglich einmal nachfragen; allein zum Schäkern und Kosen war jetzt keine Zeit; Margareth konnte ihm nur wenig Aufmerksamkeit schenken, und mehr verdrießlich als von Theilnahme bewegt, ging er jedesmal von dannen.

Durch viele Tage schwebte die Sagmeisterin in der größten Gefahr, und noch ließen ihre erschöpften Kräfte das Ernsteste befürchten.

Unter solchen Verhältnißen hatte unsere Heirathsgeschichte einen langen Stillstand, und sie bewegte sich nur in den Gemüthern der handelnden Personen.

Das verwöhnte, bisher nie gezügelte, eitle Herz Augustins verlangte von Margareth fortgesetzte Liebesbezeigungen, die sie nur schweigend, mit feuchten Augen und mit halb gebrochenem Herzen gewähren konnte.

Es waren seit der Erkrankung der Sagmeisterin etwa drei Wochen um, als Augustin eines Nachmittags — statt in die Sägemühle zu gehen — leichten Sinnes in das Försterhaus hinein wandelte.

Die achtzehnjährige Gundi, des Försters jüngste Tochter, frisch wie eine Waldblume, muthwillig und unerfahren wie die jungen Rehe draußen im Garten des Vaters, hatte — ohne daß er sich dies eingestand, — seinen eingefleischten Hang nach fortwährender lustiger Unterhaltung mit dem schönen Geschlechte dadurch rege gemacht, daß ihm in der Sägemühle einstweilen eine Pause geboten war.

Margareth, fortwährend um das Leben der Mutter äußerst besorgt, war ihm zu ernst und die dortige Stille unerträglich.

Seine Besuche im Försterhause wiederholten sich, während

noch weitere vierzehn Tage vergingen, ehe der Doctor die Sagmeisterin für gefahrfrei erklärte.

Margareth athmete wieder zu froherem Leben auf, und die Freude über die glückliche Rettung der Mutter wurde ihr dadurch versüßt, das Letztere ihr die treue Pflege und bewiesene Kindesliebe nicht mit Worten des Dankes, sondern durch eine vermehrte mütterliche Zärtlichkeit und Vertraulichkeit lohnte.

Der freudigeren Stimmung des Herzens folgend, dachte Margareth mit erneuerter und in ihr ungeschwächter Liebe an Augustin, aber sie durfte noch nicht daran denken, die Schritte zur Heirath zu betreiben, da die Mutter zwar das Bett, jedoch noch nicht das Zimmer verlassen konnte.

Die lange Unterbrechung reichte bereits in die Anfänge des Herbstes.

Augustin, von den Genesungsfortschritten der Mutter Margareths stets gehörig in Kenntniß gesetzt, theilte die freigemachten Stunden zwischen der Sägemühle und — wie die Leute sagten — dem Försterhause.

Wenn jedoch hinter dem letzteren etwas Verfängliches steckte, so hätte es das Benehmen Augustins gegen Margareth bald verrathen und seine Gesinnung irgend eine Aenderung zeigen müssen.

Der Liebenden erschien er nicht anders als früher, und ihre Umgebung im Hause, so wie die nächsten Nachbarsleute hatten sie mit dem gewöhnlichen Geklatsch im Orte verschont.

Augustin war gegen früher vielleicht nur noch ein wenig übermüthiger und lustiger, als er nach der Wiederherstellung der Sagmeisterin jetzt wieder fleißiger in der Sägemühle sich sehen ließ.

Margareth, von ihrem Kummer um die Mutter befreit, benahm sich gegen ihn arglos, zärtlich und vertraulich wie vorher.

Augustin, völlig unbefangen, erwiederte ihr mit neuen Betheuerungen seine unwandelbare Liebe und nahm wegen der Einleitungen zur Trauung ausführliche Rücksprache mit ihr.

Die Mutter selbst überraschte Margareth auf das innigste als sie Abends allein, in vertraulichem Gespräche beisammen saßen. Mit dem Tone herzlicher Güte, jedoch auch mütterlich

vorsichtig, wie früher, sagte die Mutter: „Während meiner ganzen Krankheit habe ich nichts von Augustin gehört. Wie steht es denn mit ihm? Die Angelegenheit hat durch mich eine große Störung erlitten. Aber wer kann dafür? — Du hast die ganze Zeit davon geschwiegen, — ich sehe ein, daß es für Dich hart gewesen sein muß. Sage mir aber aufrichtig: Ist es noch Dein unabänderlicher freie Wille?"

Eben so treuherzig als feierlich antwortete Margareth: „Ja Frau Mutter!"

„Nun, so sei es in Gottes Namen!" sprach die Sagmeisterin. — „Ich will Deinen festen Entschlüssen und heißen Wünschen nicht im Wege stehen und die Sache soll keinen weiteren Aufschub mehr erleiden. Mein erster Gang aus dem Hause ist der mit euch in den Pfarrhof."

Margareth küßte ihr gerührt die Hand und schlief an jenem Abend mit rosigen Plänen über ihre glückliche Zukunft ein.

Um aber das sittlich reine, der süßen Leidenschaft so lange unzugänglich gebliebene Mädchen in ihrer unerschütterlichen Liebe für Augustin gehörig zu verstehen, müssen wir uns bei den Gegensätzen der beiden Charaktere gegenwärtig halten, daß die Liebe eben blind ist und kein Gebot kennt, so wenig als die Reinheit der Seele den Trieben der menschlichen Natur eine Schranke zieht, um nicht durch sie zugleich auch ein körperliches, sinnliches Gefallen mit mächtiger Gewalt entzünden zu lassen.

Dies war denn auch bei Margareth der Fall. Sie liebte nicht nur, sondern sie war — wie dies hundertmal und oft auf eine noch unbegreiflichere Weise geschieht — in den schönen — leichtfertigen Mann im eigentlichsten Sinne des Wortes verliebt, — wenn gleich sie selbst, wie jedes Mädchen, diesen mehr irdischen Theil der Liebe nicht von dem geistigen trennte.

Wer wollte mit ihr rechten? — Wir können dies um so weniger, als sie in stillen Stunden dachte: daß jeder einmal austobe, und daß sie bei unauflöslicher Vereinigung mit Augustin durch eine edlere Liebe und geregelte Häuslichkeit einen immer tieferen, läuternden Einfluß auf ihn ausüben werde.

Mit solchen Gedanken beschwichtigte sie sich selbst und besprach sie jetzt mit aller Offenheit auch vor der Mutter; sie waren für sie die Quelle einer heiteren Zuversicht.

Wir wollen nicht verschweigen, daß bei solchen Berechnungen die menschliche Eigenliebe, welche sich oft das Gewagteste zutraut, eine kleine Rolle mitspielt, und daß die Mutter mit anderen Worten vielleicht dasselbe gesagt haben würde, wenn sie sich nicht dem Willen der Tochter, aber lediglich nur aus Liebe zu ihr, bereits unbedingt ergeben hätte.

Nach dem Frühstück am anderen Morgen bemerkte die Sagmeisterin zu Margareth: „Ich habe eine recht gute Nacht gehabt, und fühle mich heute um vieles kräftiger. Zieh' Dich hernach an, Margareth! Wir wollen heute Vormittag zum Herrn Pfarrer gehen."

Freude strahlte aus den Augen des bräutlichen Mädchens. Sie sprang auf und sagte hinausgehend:

„Das will ich gleich dem Augustin und seinem Vater sagen lassen."

Nachdem sie draußen in der Sägemühle einen Jungen fortgeschickt hatte, steckte ihr eine vertraute Magd einen Brief zu, der vorhin gebracht worden sei.

Margareth ging in ihr Schlafzimmer, öffnete den Brief, besah zuerst die Unterschrift und sagte dann voll Verwunderung: „Von Martin?"

Mit einiger Beklommenheit, die sie bei diesem Namen nicht unterdrücken konnte, las sie:

„Theure Margareth!

„Verwehre mir es nicht, Dich mit diesem Worte der Vertraulichkeit anzureden. — Seit dem schmerzlichen Augenblick, wo Du meine unauslöschliche Liebe zurückgewiesen hast, habe ich mich von Dir fern gehalten, da ich kein Recht auf Dich besitze; ich habe jedoch nie aufgehört und werde nie aufhören, Dir, die mir nach Vater und Mutter mein Liebstes war auf Erden, das Höchste zu wünschen, womit Dich das Leben glücklich machen kann! Mit Angst sehe ich Deine Zukunft bedroht. Ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir heilig ist, prüfe die Treue desjenigen, dem Du Dein Los anvertrauen willst! Erkundige Dich bei vertrauten Personen, und — gib jedem Anderen Deine Hand. — Glaube mir, daß es außer Deiner Mutter niemand so wahr und treu mit Dir meint, wie ich, — wenn ich es auch weiß, daß Du für mich verloren bist! — Um keinen vorzeitigen Unfrieden zwischen Euch

zu stiften und mich keiner persönlichen Rache auszusetzen, so muß ich Dich bitten, diesen Brief gleich zu verbrennen, ihn aber auf keinen Fall dem Augustin zu zeigen, weil dies ohnehin zu nichts nützen würde. Meine Zeilen, wozu mich mein Gewissen und die Achtung vor Dir drängt, sollten nur eine heimliche — dringende — warnende Bitte an Dich sein. — Ueberlege wohl!"

Margareth war eine Weile erschüttert; dann starrte sie vor sich hin und sammelte ihre Gedanken. Das erste war, daß sie den Brief — nicht hastig und leidenschaftlich, sondern vorsichtig — in keine Stückchen zerriß und diese zu sich steckte.

Das sinnende Köpfchen in die Höhe richtend, sagte sie mit ernstem Befremden: „Hm! gerade jetzt, wo wir in den Pfarrhof gehen wollen?"

Rasch aber gab sie sich selbst die Antwort: „Ich bin nicht abergläubisch!"

Die Aufregung des ersten Augenblickes legte sich, und ihre feste, klare Besonnenheit kehrte bald zurück.

„Martin — sagte sie im lauten Alleingespräch — ist ehrlich, daran hab' ich nie gezweifelt; aber seine Ehrlichkeit kommt mir doch ein wenig plump vor. Er sagt mir nichts Neues. Was kann er anderes meinen, als dasjenige, was ich ohnehin weiß? — Er ist gekränkt und sieht Augustin mit feindlichen Augen an. Aber — was muthet er mir zu — jetzt, im letzten Augenblick! Ich soll herumkundschaften? Soll mich durch eine solche Gemeinheit selbst erniedrigen? — — Wäre es nicht Martin — jeder Andere hätte mich schwer beleidigt! — — Das beste ist — darüber zu schweigen!"

Nachdenklich ging sie zu ihrem Kleiderkasten, um die nöthigen Stücke für den heutigen Gang herauszusuchen.

Da kam die Mutter und wunderte sich, daß Margareth nicht schon angezogen sei. — Sie mahnte: „Es ist schon die höchste Zeit!"

„Ich bin gleich beisammen," erwiederte Margareth und beeilte sich, einen hübschen Anzug zusammenzustellen.

Mittlerweile waren auch Augustin und sein Vater, beide im gewähltesten Feiertagsgewande, zur Mühle gekommen und mit der Sagmeisterin bald in der eifrigsten Besprechung der jetzt einzuleitenden Schritte begriffen.

Margareth ließ nicht lange auf sich warten und erschien in einem ihrer niedlichsten Anzüge, der bei Augustin ein ganz besonderes Wohlgefallen fand. Er getraute sich freilich nicht beizufügen, daß er in solchen Dingen ein großer Kenner sei und sich auf den weiblichen Geschmack meisterhaft verstehe. — Auch sein Vater betrachtete Margareth mit gar wohlgefälligen Blicken und wurde nicht satt des Lobes, wie herzig und lieblich ihr alles stehe.

Margareth aber war weniger heiter, als ihre festliche äußere Hülle. Sie gab sich keinem Schwanken hin, aber ein etwas trüber Ernst war seit dem Empfange des Briefes von Martin in den Zügen um den Mund und die Augen doch zurückgeblieben. — Leise und unbewußt drückte sie die Macht, welche Martins moralischer Name über ihr Gemüth ausübte.

Augustin bemerkte ihre Stille und fragte — mit einer unruhigen Bewegung des Auges — nach der Ursache.

Margareth gab als Grund an, daß ihr der Kopf etwas eingenommen sei, was aber nichts zu bedeuten habe.

Die Mutter warf einen besorgten Blick auf Margareth, und suchte den wahren Grund zu erforschen. — „Wenn Du willst" — sagte sie heimlich zu ihr — „so schieben wir die Sache noch einige Tage auf. Es muß ja nicht heute sein!"

„Gehen wir!" rief Margareth und blickte dabei Augustin fest ins Auge. Zuletzt siegte die Liebe, und der Gang zum Pfarrer erfolgte. Die Heirath wurde in Beisein der Eltern angemeldet und alle vorgeschriebenen Förmlichkeiten in Ordnung gebracht.

Als am nächsten Sonntag das Paar zum ersten Male von der Kanzel herab verkündet wurde, da gab es schon in der Kirche ein Flüstern und Zischeln, daß die Muhme Barbara darüber springgiftig, Margareth aber in ihrem Betstuhle über und über roth wurde. Die ungehinderte Fortsetzung außerhalb der Kirche zerlegte das wichtige Ereigniß in seine allerkleinsten Theile. Es war ein Händezusammenschlagen und ein Gerede im ganzen Orte, als ob das Heirathen überhaupt eine ungeheure Neuigkeit, insbesondere aber diese Heirath eine unglaubliche Ueberraschung und nebenbei eine reine Unmöglichkeit wäre. — Augustin wurde zuerst zerrissen und dann bewundert, daß er, als ein solcher Mensch noch ein solches Glück machen könne!

Auch die arme Margareth hatte wegen ihrer unbegreiflichen Verblendung von den Zungen der Weiber viel zu leiden. und die Fluth der unerschöpflichen Reden hatte sich selbst am Abend noch nicht verlaufen.

Martin hielt sich abseits von Allen und irrte den ganzen Sonntag wie ein Verlorener umher. Er ging einsame Wege in den nahen Gehölzen, und das Fallen des Laubes — es war bereits Mitte Oktober — stimmte zu dem Bilde seines eigenes Lebens.

Er sprach heftig mit sich selbst: „Sie rennt in ihr Unglück! — Mein Brief hat nichts genützt, und vielleicht hält sie mich jetzt für einen nichtswürdigen Verleumder! — Während ich mein Höchstes für sie opfern würde, sie heißer liebe als je zuvor — erwiedert sie mir mit kalter Verachtung und gibt sich dem hin, der sie gewiß betrügen wird, so wahr ich an mein Seelenheil glaube!"

Mehr als einmal rief er laut: „Es kann nicht sein — es kommt nicht dazu!"

Margareth würde sich vielleicht keiner ruhigen Stunde mehr erfreut haben, wenn sie hätte ahnen und ermessen können, welch ein tiefes und treues Herz sie in Martin gebrochen hatte!

Wäre nicht seine gottesfürchtige Mutter gewesen, die ihn täglich beschwor und ihn in seiner Liebe zu ihr aufrecht hielt, — er hätte sich bei der Innerlichkeit seiner Natur vor Schmerz und Gram verzehren müssen.

Aber zur Ehre Margareths sei es hervorgehoben, daß die Tiefe und die dauernde Gluth der Neigung, welche ihn für das treffliche Mädchen beseelte, nicht an und für sich allein auf der Treue und Beständigkeit seines Charakters, sondern eben so sehr auf der hohen, sittlichen Achtung beruhte, die ihm Margareth vor allen Mädchen des Ortes und der ganzen Umgebung eingeflößt hatte.

Und selbst jetzt noch, wo er sah, daß sie sich von den Reizen körperlicher Schönheit blenden und umstricken ließ und unwiderstehlich der Macht der äußeren Sinne folgte, — selbst im Augenblicke dieser schmerzlichen Gewißheit hatte sie vor ihm an ihrem inneren Werthe nichts verloren.

Er betrachtete sie als die schuldlose Beute eines von der

Natur dazu getriebenen und von ihr mit allen Mitteln ausgestatteten, unverbesserlichen, aber von der Welt förmlich privilegirten — Verführers, der darin nicht im geringsten ein Unrecht erblicke, sich dazu vollkommen berechtigt halte und auch in der Ehe kein anderer sein werde, als was er bisher war.

In Martins Lage darf uns sein scharfes Urtheil nicht befremden, denn er und sein glücklicherer Gegner waren so schroffe Gegensätze männlichen Wesens, daß der erstere bis zum Hasse wäre getrieben worden, wenn er bei der Milde seines Herzens dessen fähig gewesen wäre.

Wir unsererseits aber wollen Augustin nicht schlimmer darstellen, als er wirklich war. Thatsache ist es, daß von einer Verführung — im gröberen Sinne des Wortes — nichts bekannt war, keines der bisherigen Liebesverhältnisse ihn länger fesselte oder mit einem öffentlichen Aergerniß endete, und nur das bravste Mädchen im Orte — Margareth — es vermochte, ihn bis zu einem festen Heirathsgedanken zu bringen.

Daß er jetzt so weit gekommen und es bereits von der Kirche aus öffentlich angemeldet war, das möge an der Stelle, auf welcher sich unsere Erzählung befindet, ernstlich zu seinem Vortheile sprechen, und — auch die Liebe Margareths urtheilte milder als Martin, der Zurückgesetzte.

Nimmermehr aber wollen wir ihn wegen seines argen Leichtsinnes und wegen seiner so oft bewiesenen, plötzlichen Unbeständigkeit in Schutz nehmen, und aus inniger Theilnahme für seine Braut wünschen wir aufrichtig, daß er den besseren Glauben ihrer Liebe wie ein Mann von Ehre und Treue rechtfertigen möge!

Fragt man uns, ob seine jüngsten Gänge in das Försterhaus nicht etwa ein neuer verdächtiger Rückfall waren und ob er so leichtsinnig, wie bei allen seinen früheren Handlungen, jetzt auch zur Heirath mit Margareth schreite, so müssen wir uns auf die Antwort beschränken, daß er jene Besuche nicht geheim hielt, und sich dabei gehen ließ, ohne eben an etwas Unrechtes zu denken, im Weiteren aber, daß er ja vollkommene Freiheit hatte, sich selbst zu bestimmen und daß niemand einen Zwang auf ihn ausübte, — wenn auch die Muhme Barbara fortwährend seine Schritte überwachte und ihm erst kürzlich einmal — eben wegen der Forstmeister-Gundi — ein scharfes

Capitel las, was er jedoch lachend mit der Entschuldigung zurückwies: „Sie weiß ja, daß ich heirathe, und bei einem Bräutigam hat es keine Gefahr mehr."

Mit seiner alten Leichtfertigkeit setzte er dann hinzu: „Das aber sage ich Ihnen, Frau Muhme: wenn Einer zwei Frauen auf einmal heirathen dürfte — die Gundi nähme mich auch noch!"

Die Muhme jagte ihn über diese Rede zur Thüre hinaus, indem sie ihm nachrief: „Danke Gott, daß Dich jetzt die Margareth und die Forstmeisterischen nicht gehört haben!" Draußen aber scherzte er: „Frau Mahm! Warum denn deßwegen so harben? Ich kriege ja ohnehin nur Eine!"

Als am darauf folgenden Sonntag die zweite Verkündung des Paares in der Kirche stattfand, da wurde die allgemeine Neugierde der Leute noch gespannter, das Gerede noch stärker und der Zustand des armen Martin noch aufgeregter.

Nachdem nun für den nächsten Sonntag die dritte und letzte Verkündung bestimmt und für den unmittelbar folgenden Montag die Trauung festgesetzt war, so wurden in der Sägemühle und im Rösselwirthshause alle Anstalten zur Hochzeit getroffen, der reiche Brautanzug Margareths geordnet und an die Verwandten und näheren Freunde der beiden Häuser die Einladungsschreiben ausgesendet.

Die Muhme hatte die Besorgung des großen Hochzeitsmahles und mit ihrem Bruder die Leitung der festlichen Familienangelegenheit übernommen, unter welchen geschäftigen Vorbereitungen das dritte kirchliche Aufgebot erfolgte.

Martin, dem Gottesdienste beiwohnend, hörte es, und hätte in die Erde sinken mögen!

Die ganze Ortschaft — wir meinen zum mindesten den weiblichen Theil — nahm sich vor, morgen bei der Copulation zuzuschauen.

* * *

Es kam der Montag — der Tag der Hochzeit.

Der Erste, welcher am frühesten Morgen dieses Tages erwachte, war — Augustin. Eine Gemüthsbewegung sonderbarer Art hatte sich seiner bemächtigt und ihm den sonst so festen Schlaf gestört.

Beunruhigte ihn die bevorstehende Abhängigkeit im Hause der Schwiegermutter? oder hatte in der That die Tochter des Forstmeisters einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als dessen er bis heute sich bewußt war? — Hatte er in der letzten Stunde Martins heimliche Liebe erfahren? Quälte ihn der Gedanke an die Liebesneigung seines Vaters und an die möglichen Folgen? Erfüllte ihn Unruhe um seiner selbst willen? War es das mächtige Gefühl des Ernstes, mit welchem jetzt das Leben an ihn herantrat? Zu dem allen wäre es jetzt zuspät! — — Gewiß ist nur das Eine: daß er heute keine Scherze machte und einem Menschen glich, der an beispielloser Zerstreuung leidet und doch dabei das Wichtigste zu thun hat.

Es fiel im Drange der heutigen Geschäftigkeit niemand auf, oder man schrieb es der feierlichen Stimmung des Tages zu.

Mittlerweile war im Hause und in der Sägemühle Alles lebendig, um das Letzte in Ordnung zu bringen, denn die Stunde der Trauung war auf elf Uhr Vormittag festgesetzt.

Die Hochzeitsgäste versammelten sich im Hause der Brautmutter. Bald langten dort die ersten Wagen jener Verwandten an, welche aus der größeren Entfernung eingeladen waren, und allmälig kamen zu Fuß und zu Wagen auch die Uebrigen, Alles im größten Staate.

Aus Allen aber ragte die schöne Gestalt Augustins hervor, den das neue Hochzeitsgewand stattlich schmückte. — Die Mädchen der Ortes, die ihn auf dem Wege zur Sägemühle bereits gesehen hatten, musterten mit neugierigen Blicken seinen dunkelblauen Rock von feinstem Tuch, mit deutschem Stehkragen, das Beinkleid von schwarzem Sammt mit hohen, glänzenden Stiefeln, die bunte Weste von Seide, darüber die schwere goldene Uhrkette, den leichtgeschlungenen Halsflor von schwarzem Krepp, mit ausgeschlagenem Hemdkragen und den schwarzen Hut von feinem Biberfell, mit Doppelschnur und Silberschnalle. So sehr ihnen aber der Bräutigam gefiel, so waren sie auf die Braut doch noch viel neugieriger.

Im großen Zimmer des ersten Stockes der Sägemühle erschien jetzt im Kreise der Versammelten die Tochter des Hauses

in ihrem glänzenden Brautschmuck, von Allen auf das Herzlichste begrüßt und mit Glückwünschen überhäuft.

Die reizende Margareth wurde freudig bewundert. — Das eng anschließende Camisol von zimmtbraunem, schwerem Seidenstoff, mit eingewirkten kleinen Blumen, — der faltige Rock von gleichem Stoff, und gleicher Farbe, — das goldgestickte Busentuch von hellfarbiger Seide, — die prächtige weiße Schürze mit feinen Spitzen, am Halse die feine, vielgliedrige Goldkette, vorne mit einem Kreuzchen und kleinen Edelsteinen an dessen Ecken, — um das reiche Haar den Brautkranz von Rosmarin und weißen Rosen geschlungen, — aber schöner als all dieses — das regelmäßige, kluge Gesichtchen mit der rosigen Frische der Wangen und Lippen.

Wer hätte das liebliche Kind der ländlichen Mühle nicht mit Theilnahme betrachten, — wer ihr nicht das heiterste Glück wünschen mögen!

Zufrieden und innig ruhte auf ihr das Auge der Mutter, und der Vater Augustins kam durch ihren Anblick fast in Verwirrung.

Und wie benahm sich Augustin in diesem letzten Augenblicke, — unmittelbar vor dem Gange zur Trauung?

Der Ernst des Tages erfüllte ihn; die gewöhnliche Lustigkeit war verschwunden. Vor Margareth und dem ganzen Kreise der versammelten Gäste schien er sich mit einer Art von Beklemmung zu bewegen, die man für das Gefühl schicklichen Benehmens und die Bezeigung achtungsvoller Unterwürfigkeit hielt. Während Margareth vertraulich mit ihm sprach, war es auf seinem Gesichte, als ob wechselnd mit den Sonnenblicken der Freude die Schatten einer geheimen Bangigkeit hinzögen. — Niemand las die Geheimschrift seines Innern, und sie war vielleicht für ihn selbst unverständlich.

Gegen Margareth, deren verschönertes Antlitz — zum Troste der aufmerksamen Mutter — vorhin heitere Seelenruhe und festen Entschluß, jetzt aber ebenfalls ein kleines Wölkchen zeigte, entschuldigte sich Augustin mit der bekannten fröstelnden Empfindung, die eine aufgeregte, schlaflose Nacht verursacht, — worauf jenes Wölkchen wieder verschwand.

Es ging jetzt auf eilf Uhr. Vor dem Hause warteten bereits die hochzeitlichen Wagen; die Knechte mit großen

Blumensträußen auf den Hüten, die Köpfe der Pferde mit roth und weißen Seidenbändern geziert.

Der stattliche Zug fuhr zur Kirche, die bald erreicht war, da sie nur eine starke Viertel-Wegstunde entfernt lag.

Auf dem Platze vor der Kirche war eine Menge schaulustigen Volkes versammelt, welches vor Neugierde zuerst sich die Augen aus dem Kopf herausschaute, sodann hinter den Hochzeitsleuten in die Kirche nachdrängte, um die Trauung selbst zu sehen und zu hören.

Drinnen war bereits früher, vorne am Speisegitter und oben auf dem vordersten Seitenchor alles voll, — alte Mütterchen und junge Dirnen, alle gleich neugierig.

Als Alles in der Kirche versammelt war, kam Martin herbei, scheu und verstört. Er blieb außen, wie ein Verzweifelter unzählige Male die Kirche umkreisend, ohne im Stande zu sein, hinein zu treten.

Die Brautleute, deren Angehörige und die übrigen Hochzeitsgäste traten jetzt aus der Sacristei, wo die Einschreibung in das Buch der Kirche vollzogen wurde, heraus in den geschlossenen Raum vor dem Altar.

Der Pfarrer ein Greis mit schneeweißen Haaren, erschien alsbald und die feierliche Handlung begann.

Nach dem lateinischen Eingangsgebete folgte die Weihung der Brautringe, und der Pfarrer eröffnete die kirchliche Ansprache, wobei er die wichtigeren Stellen mit seiner tiefen, Andacht und Auferbauung erweckenden Stimme besonders betonte:

„Ihr stehet hier, geliebte Brautleute, vor Gottes Altar, um im Beisein der christlichen Gemeinde das h. Sacrament der Ehe zu empfangen. Es ist aber, wie der Apostel sagt, dieses Sacrament ein großes Geheimniß, weil es die Vereinigung Christi mit seiner Kirche vorstellt. Wie nämlich der allgütige Erlöser sich mit seiner Kirche vereinigte und nie mehr von ihr weichet, so gibt er heute auch Euch seine göttliche Gnade und bleibet bei Euch. Er will Euch zu christlichen Eheleuten heiligen."

Nach der weiteren Erklärung der wichtigen Pflichten des Ehestandes fuhr der Pfarrer in seiner Rede bedeutsam fort:

„Gebet also wohl darauf Acht, daß Ihr die Heiligkeit

der Ehe nicht entheiligt; weichet deßwegen jeder Gelegenheit zur Sünde aus; widerstehet der Sünde gleich anfangs; meidet die Sünde selbst im Gedanken! Denn Ihr wisset, was Jesus sagt: „Wer eine fremde Person auch nur mit begierlichen Augen ansieht, der hat die Ehe schon gebrochen."

Während hierauf der Pfarrer bei Fortsetzung seiner feierlich mahnenden Rede die möglichen Leiden in der Ehe darstellte, das Brautpaar zu gegenseitiger christlicher Duldsamkeit und zur gottesfürchtigen Bewahrung der Religion aufforderte, bemerkte niemand, daß auf Augustins Antlitz Röthe und Bläße wechselten, als hätte ihn ein heftiger Fieberanfall betroffen. — Als er sich den kalten Schweiß von der Stirne wischte, warf jetzt Margareth, die neben ihm zur Linken stand, einen besorgten Blick auf ihn, indem sie bei sich meinte, daß ihn zufolge der durchwachten Nacht jetzt in der kalten Kirche ein leicht erklärliches Unwohlsein befallen habe.

Wir halten ihn aber körperlich für viel kräftiger, als dies nach dem Maßstabe weiblicher Liebe der Fall war. Vielleicht mochte selbst der Pfarrer, dem er hart gegenüber stand, im Stillen gedacht haben: „Was geht in seiner Seele vor? Nimmt er sich die Lehre so tief zu Herzen?"

Die Rede des Pfarrers wendete sich jetzt gegen das Ende:

„So lasset demnach den heutigen Tag nie aus Eurem Gedächtniß entschwinden, erinnert Euch immerdar an das Versprechen, das Ihr heute Gott gelobet, und wirket mit der Gnade immer mit, die Euch zu Theil wird! — Ihr werdet dann von Gott nie verlassen sein; Ihr werdet Euch nach vielen Jahren noch so lieben, wie Ihr Euch heute liebet, und Ihr werdet in Ewigkeit die Stunde segnen, in welcher Ihr mit dem Bande der heiligen Ehe verbunden wurdet!"

Hierauf trat der Pfarrer unmittelbar vor Augustin, dessen Knie zu zittern schienen. Der greise Priester richtete jetzt an ihn die kirchliche Schlußformel:

„Ist es noch Ihr ernstlicher Wille und fester Entschluß, mit der hier gegenwärtigen Braut, Margaretha, das Band der heiligen Ehe zu schließen, ihr die eheliche Treue unverletzt zu halten, sie zu lieben, zu ernähren, zu ihrer Erhaltung wie für die Ihres eigenen Leibes zu sorgen, sie auch in keiner Trübsal, in keinem Unglück zu verlassen, sondern bei ihr zu

verbleiben und zu verharren, bis Euch endlich der Tod scheidet: so sprechen Sie ein lautes, vernehmliches Ja!"

Eine Pause. — — Die Zuschauer streckten die Hälse, und es entstand eine allgemeine Bewegung, als die Pause sich wieder um einige Secunden verlängerte.

Margareth wurde äußerst ängstlich. Alles blickte in höchster und peinlicher Spannung auf Augustin. Er rang nach einem Laute, dessen er nicht fähig war. — Schauerte er vor den ernsten Worten der Kirche und glaubte er einen Meineid zu begehen, da er vielleicht auf dem Chor die Tochter des Forstmeisters erblickte? Bewältigte den Unglückseligen sein plötzlicher Wankelmuth? Oder fühlte er sich Margarethens unwürdig? Stürmte in diesem Augenblicke alles, was er bisher gedacht und — gesündigt, mit einem Male auf ihn ein? Oder war er wirklich krank und seiner Sinne nicht mächtig?

Nicht so lange, als wie wir diese Fragen auszusprechen vermögen, dauerte das feierliche, von der ängstlichen Stille begleitete Zuwarten des Pfarrers. Langsam wiederholte er jetzt noch einmal den Schlußsatz: „so sprechen Sie ein lautes, vernehmliches Ja!"

Augustin, sich mit seinem Schnupftuch wieder die Stirne trocknend, stammelte jetzt — nur den Nächststehenden hörbar — die Worte: „Um Gottes willen! Ich kann nicht! — — Verzeihung — !" Er bedeckte mit dem Tuch die Augen, während alles um ihn herum erstarrte.

Das unerhörte, im Orte noch nie erlebte öffentliche Aergerniß im geweihten Raume der Kirche war geschehen.

* * *

Wir haben uns einer schweren Aufgabe zu unterziehen, indem wir nach einem Vorfall so außerordentlicher Art die jetzt folgende Scene mit Worten schildern müssen.

Unter der anfänglichen Betäubung und Erstarrung der Angehörigen, unter dem lauten Schluchzen Margareths, die mit beiden Händen ihr Gesicht verhüllte, und unter der fast lärmenden Bewegung und Verwirrung der Zuschauer sprach der Pfarrer — sogleich nach der Erklärung Augustins, um das öffentlich gegebene Aergerniß und den Schmerz der erbarmenswerthen Braut auf eine würdige Weise zu mildern,

zu Augustin mit lauter, ruhiger Stimme: „Ich sehe, Sie sind krank! Die heilige Handlung ist für heute unterbrochen. Wir wollen die Trauung aufschieben."

Die Mutter Margareths, bleich wie die Wand, und schon früher sich am nächsten Betstuhle festhaltend, mußte halb ohnmächtig in die Sacristei weggeführt werden.

Der selbst erschütterte, priesterliche Greis, welcher ein solches Schauspiel noch nie erlebt hatte, schlug das Buch zu, verneigte sich gegen die Versammlung und verließ mit seinen kirchlichen Dienern den Altar.

Margareth sank auf die Stufen des Altars und weinte bitterlich, alles um sich her vergessend.

Augustin trat jetzt hin und sprach zu ihr, die ihn jedoch nicht hörte, heimlich und aus schwer gepreßter Brust: „Margareth, verzeihe mir diese schreckliche Stunde! — Verzeihe mir! Gott ist mein Zeuge — ich habe nicht anders können!"

Margareth blickte nicht auf; sie weinte und betete.

Augustin, ohne sich mehr umzusehen, stürzte aus der Kirche. — Sein Vater, endlich doch auch einmal von einer ernsten Thatsache ergriffen, aber noch mehr von Zorn erfüllt, eilte ihm nach.

Barbara war nicht zugegen, da sie, zu Hause mit der Bereitung des großen — nun überflüssig gewordenen — Hochzeitsmahles vollauf beschäftigt, die Küche nicht hatte verlassen können.

Der größere Theil der Zuschauer lief dem Wirth und seinem Sohne aus der Kirche hinaus nach und verbreitete die Kunde von dem beispiellosen Ereigniß nach allen Seiten.

Martin war zur Thüre der Kirche herbeigesprungen und rief laut: „Gott sei gelobt! Das Unglück ist von ihr abgewendet. Der Himmel hat es wieder recht gemacht!" — Dann eilte er mit großen Schritten von dannen.

Er war der Einzige, der sich im Augenblicke des allgemeinen Entsetzens darüber freute.

Der andere Theil der Zuschauer war in der Kirche noch zurückgeblieben, um abzuwarten, was mit der Braut geschehen werde.

Margareth, kaum im Stande aufrecht zu stehen, erhob sich jetzt, nahm den Brautkranz vom Haupte, legte ihn auf

die Stufen des Altars nieder, und zeigte für einen Augenblick, wo sie ihr Gesicht nicht verhüllt hatte, unglaubliche Veränderung, welche in ihren Zügen vor sich gegangen war.

Die bestürzten Verwandten führten das unglückliche Mädchen vom Altar in die Sacristei zur Mutter, wo der menschenfreundliche Pfarrer die auf dem Stuhle zusammengebrochene Frau mit christlichen Trostgründen zu besänftigen und auch Margareth in ihrem unbeschreiblichen Schmerzenszustande aufzurichten sich bemühte.

Welch ein Jammer! welche Verwünschungen! welche Ausrufungen über Schmach und Schande!

Endlich hatte die Mutter Margareth's sich so weit erholt, daß sie im Stande war, mit der stillweinenden Tochter — unter dem neuen Zusammenlauf der Einwohner — heimzufahren.

Welche Rückkehr! — welch heilloses Gerede der Menschen!

Die sämmtlichen Verwandten begleiteten Mutter und Tochter in die Sägemühle, um ihnen in Leid und Jammer Trost und Beistand zu leisten. Von den Hochzeitsgästen betrat niemand die Schwelle des Rösselwirthshauses.

Dort aber erfolgten jetzt stürmische Auftritte. Als die Muhme Barbara von dem Vorgefallenen hörte, stieß sie einen kreischenden Schrei aus und ließ im ersten Schrecken einen feinen Porzellanteller auf das harte Pflaster der Küche fallen, daß er in hundert Scherben zerbrach. Die in der Küche mitbeschäftigten Weibsleute horchten entsetzt und vergaßen auf ihre Pfannen und Casserolen, daß alles verbrannte und verdarb.

Barbara war ganz außer sich, und wie eine Rasende fuhr sie über Augustin los, den sie durch die Küchenthür hinaus eben kommen sah.

Je wärmer sie sich früher seiner angenommen und je künstlicher sie ihn vertheidigt hatte, desto wüthender war sie jetzt.

„O Du heiliger Gott!“ schrie sie, — „da könnte Einen ja auf der Stelle der Schlag treffen! — Eine so fürchterliche Schande! — So lange die Welt steht, ist hier so etwas nicht erlebt worden! — Großer Gott! Was werden die Leute zusammenreden! Und die arme Margareth! Und die schrecklich beleidigte Sagmeisterin! — — Und meine ganze Kocherei

umsonst! — alles hin! — Wir können die sündtheueren Sachen nun selbst essen!"

Der Wirth kam nicht zu Worte.

Barbara tobte fort. Alles, was sie von Augustin Zweideutiges und Schlimmes wußte, wurde ihm von ihrem entfesselten Grimme vorgeworfen und schauerliches Gericht über ihn gehalten.

Augustin stand da wie ein schreckhaft Träumender, mit wirren Blicken, — und ließ alles über sich ergehen.

„Du entsetzlicher Bub!" schrie ihn jetzt der Vater an. „Ich hätte große Lust, Dich ordentlich durchzuhauen, so lang ich mich rühren kann — wie Du es verdienst für das, was Du uns angethan hast!"

„Ich bin ein unglückseliger Mensch!" sagte Augustin. „Ich weiß selbst nicht, wie ich es habe können so weit kommen lassen. Aber wohl niemand auf der Welt wird glauben, daß ich es absichtlich gethan habe."

„Na, das ginge auch noch ab!" polterte der Vater und ballte die Faust, die aber nicht sehr gefährlich war.

„Bei der feierlichen Einleitung des Herrn Pfarrers zum Schwur am Altar," äußerte sich Augustin weiter, „hat mich ein Sturm von widerwärtigen und ängstlichen Gedanken, Schrecken und Reue befallen. Ich habe gezittert wie Espenlaub, die Kehle ist mir zugeschnürt gewesen und es sind mir alle Sinne vergangen. Im allerletzten Augenblick hab' ich mir gedacht: lieber ehrlich sein, als einen falschen Eid schwören. Ich sehe ein, dies alles hat mein Leichtsinn angestiftet, — dennoch bin ich kein böser Mensch, und die brave Margareth, die ich betrogen habe, dauert mich vielleicht mehr als Euch!"

Die letzteren Worte Augustins zündeten bei seinem Vater — während die Muhme mit neuen, wüthenden Reden dazwischen fuhr — ein anderes, verstecktes, ohnehin so mühevoll unterdrücktes Feuer, da sie ihn in seinem Innersten Ich ergriffen.

„Ich liebe die Margareth ehrlicher als Du!" rief er mit großer Heftigkeit. — „Nun sehe ich aber, daß ich Dir meine Neigung umsonst zum Opfer gebracht habe!"

Der eitle Fünfziger meinte dann: „Was nützt es mich jetzt, daß Du zurückgetreten und ihr treulos geworden bist?

Du hast die Margareth für alle Ewigkeit beleidigt und sie nun auch mir abwendig gemacht!"

„Das ist eben das einzige Gute und Gescheite bei dieser abscheulichen Geschichte!" fiel Barbara geifernd ein. — „Hast Du noch immer solche Gedanken im Kopf? Laß Dir einen Staten aufgeigen, Du alter Schüppel!"

„Halte Deine Zunge im Zaum!" gebot ihr der schwer gereizte Wirth.

„Wer soll denn reden, wenn ich nicht rede?" erwiederte Barbara, — „und ich habe ein Recht zu reden!"

Nun geriethen die Beiden in einen eben so hitzigen als zwecklosen Streit, welchen Augustin sogleich als Ableitung benützte, um so schnell als möglich aus dem Sturm zu kommen, weßhalb er dringend bat und erklärte: „Vater! Ich kann nicht hier bleiben. Es bleibt mir nichts übrig als auf ein paar Wochen, bis das Aergste vorüber ist, zu unserem Vetter nach Gmunden zu gehen."

„Ich bin froh" — erwiederte der Wirth, — „wenn Dich kein Mensch hier im Hause sieht. Du kannst für's Erste ohnehin den Leuten gar nicht unter die Augen treten! Und ich selbst werde nun zwischen den Leuten Spießruthen laufen müssen."

Augustin ging schweigend hinaus in den Stall, spannte sich ein Pferd an den leichten Steirerwagen, fuhr davon und jagte durch den Ort, auf der Straße nach Gmunden.

Das bissige Gezänke zwischen Zaininger und seiner Schwester erhielt neue Nahrung, als sie im Verlaufe des Streites, „wo ein Wort das andere gibt," ihm den Vorwurf machte, daß er Augustin schlecht erzogen, sie aber daran keine Schuld habe, da sie erst einige Jahre im Hause sei.

Das war dem ohnehin so aufgebrachten Wirthe zu viel, und in der Aufwallung seines Zornes zertrümmerte er einige der schönsten Gläser und Flaschen, worüber Barbara — hauptsächlich aus ökonomischen Gründen — erschrocken zusammenfuhr und für einen Augenblick die Sprache verlor.

Zaininger kam dadurch selbst wieder zur Vernunft und brach den Streit gänzlich ab. Er besann sich jetzt, daß er zur Sühnung seines Sohnes in den Augen der Leute und zur Ehrenrettung seines Wirthshauses etwas thun und auch wegen

des Herrn Pfarrers ein Werk der öffentlichen Wohlthätigkeit ausüben müsse. Er ertheilte deßhalb Barbara den Auftrag:

„Ich will, daß das ganze Hochzeitsmahl an die Armen unseres Ortes ausgetheilt werde. Sorge dafür, daß es sogleich geschieht! Es wird ohnehin schon genug versotten und verbraten sein. Ich selbst gehe jetzt zum Armenvater und zeige es ihm an."

Barbara hätte sich gerne — wenigstens in Bezug auf die kostspieligeren Speisen, Bäckereien und sonstigen selteneren Leckerbissen — dem verzweifelten Befehl widersetzt, aber sie wagte es nicht mehr, und Zaininger war schon in der nächsten Secunde zur Thür hinaus.

Bald wimmelte das Haus von sonderbaren, zerrissenen Gästen, die sich unverhofft einen guten Tag anthaten und, von Zaininger selbst bedient, das reich bereitete Mahl bis auf die letzten Reste verzehrten.

Zaininger, ein pfiffigerer Menschenkenner, als man gewöhnlich meinte, hatte damit bei sämmtlichen Ortsbewohnern, denen seine Handlungsweise außerordentlich gefiel, seinen Zweck vollkommen erreicht und dadurch vorgebeugt, daß sein Haus nicht gewissermassen geächtet wurde.

Während dieser wunderlichen Vorfälle im Rösselwirthshause herrschte unten in der Sägemühle ein desto tieferer und schmerzlicherer Jammer.

Als die Mühlknechte im Sägewerk die schlechte That Augustins und die unerhörte Verunglimpfung der Tochter ihrer Meisterin vernahmen, brachen sie in derbe Flüche über den nichtsnutzigen Zaininger-Sohn aus, erhoben ihre sehnigen Arme und stießen schwere Drohungen gegen Augustin und seine Kameraden aus, weil sie den Letzteren ebenfalls einen großen Schuldantheil beimaßen. — Ihre Wuth gegen ihn war um so größer, als ihnen für den heutigen Hochzeitabend auch ein Antheil an der Tanzunterhaltung und das dazu gehörige Tractament versprochen war. — Wehe Augustin, wenn sie den eidflüchtigen Spitzbuben und Betrüger heute irgendwo getroffen hätten!

Allgemein und rührend war die Theilnahme der sämmtlichen Dienstleute, — erklärbar durch das patriarchalische Verhältniß, welches als ein Vermächtniß älterer Zeiten auf den größeren Gewerken im Gebirge waltet.

Drinnen in der Wohnstube lag die Sagmeisterin auf dem Ruhebett in einem Zustande der größten Erschöpfung.

Margareth saß bei ihr. Sie hatte ihr hochzeitliches Gewand abgelegt und sich in den allerschlichsteten Hausanzug, den sie besaß, gekleidet.

Die Verwandten standen um sie herum und sprachen ihnen so trostreich zu, als sie es nur immer vermochten.

Mit gesenktem Kopf und die Hände im Schoß, erhob Margareth gegen sich die traurige Selbstanklage: „Ich bin, ohne daß ich es gewußt habe, hochmüthig gewesen und habe manchen braven Mann zurückgewiesen. Jetzt hat mich Gott dafür strafen wollen."

„Nichts da, Jungfer Mahm, mit solchem kopfhängerischen Ideen!" sagte ein alter Vetter, der Inhaber eines benachbarten Zerrenhammers, ein kernfrischer Sechziger. — „Wer wird darin eine Strafe Gottes erkennen? Da müßte sich unser Herrgott eines ganz anderen Werkzeuges bedienen, als es dieser — leichtsinnige Wirthssohn ist! — Die Jungfer Mahm hat deßwegen nicht ein Quintel von ihrer Reputation verloren, und wenn sie will, kriegt sie heute noch auf jeden der zehn Finger einen braveren Mann, als dieser — Mensch ist, dessen Namen ich gar nicht mehr aussprechen will! — Was ich aber vor allem anderen als das Nothwendigste ansehe, das ist: für die Jungfer Mahm und das ganze Almlehnerhaus eine öffentliche Ehrenerklärung, die uns sein eigener Vater vor der ganzen Welt ausstellen muß. Aber nicht etwa mündlich und innerhalb der vier Wände, — nein! das muß bei der Obrigkeit schriftlich aufgesetzt und ordentlich siglirt werden, — und wenn's sein muß, so laß ich es auf meine Kosten in die Linzer Zeitung setzen."

„Um Gottes willen, nur so etwas nicht!" baten die Sagmeisterin und Margareth, wie aus Einem Munde.

„So müssen wir wenigstens die gerichtliche Erklärung haben!" erwiederte der Vetter. „Ich selbst übernehme dieses Geschäft und gehe stante pede hin. Und wenn er's nicht thut, wie ich es haben will, so drehe ich ihm — so wahr ich Feuchtensteiner heiße — das Genick um!" — Dabei machte er mit seiner breiten, knochigen Hand eine entsprechende figürliche Bewegung und machte sich allsogleich auf den Weg, ohne eine weitere Zustimmung abzuwarten.

Der Vetter fand — bei seiner geharnischten Unterredung unter vier Augen — Zaininger zu allem bereitwillig und wurde durch dessen unbedingte Zusage vorläufig zufriedengestellt, indem Letzterer überdies noch die persönliche, feierliche Abbitte vor Margareth und ihrer Mutter im Namen seines schrecklichen Buben versprach.

Vetter Feuchtensteiner meldete den Erfolg seines Ganges, und die Verwandten, welche eben bei der späten Mittagsbewirthung saßen, nahmen befriedigt diese Erklärung als hinreichende Genugthuung auf. — Was aber konnte sie Margareth gelten? Einem tief verwundeten Herzen geben äußere Formen keinen Ersatz. Durch die zu späte Erkenntniß; an wen sie ihre reiche und reine Liebe verschwendet hatte, — durch das schmählich Erlebte und durch die harte Demüthigung, die sie vor aller Welt erlitten, war ihre ganze Geistesstärke gebrochen, und in ihrer Seele wogten die Empfindungen wirr und dunkel durcheinander.

Margareths Mutter, von ihrer körperlichen Schwäche zu sehr gefesselt, konnte die Gefühle ihres Zornes und Grames nur in einzelnen Schmerzenslauten äußern. Aehnliche zuckweise Ausrufungen richtete sie gegen sich selbst, mit dem bitteren Vorwurfe, daß sie sich auf eine so sträfliche Weise habe bethören und die Einwilligung zur Heirath sich abschwätzen lassen.

„Frau Mahm! Nur nicht deßwegen sich den Kopf abreißen!“ sagte der Hauptsprecher der Verwandten, der geradsinnige Vetter Feuchtensteiner. — „Ich selbst habe freilich so etwas nie erlebt; aber ich meine, daß es viel ärgere Dinge gibt, die Einem in die Quere kommen und die man ertragen muß. Und beim Licht betrachtet, ist denn etwas Schreckliches daran? Erstens habt ihr dabei nicht im Geringsten etwas verloren. — Zweitens ist die ganze Welt auf eurer Seite und an euch bleibt nicht das kleinste Fleckerl hängen. — Drittens endlich ist die ganze Geschichte in vierzehn Tagen kein Unglück mehr, sondern höchstens eine Curiosität und eine Merkwürdigkeit, über die ihr selbst lachen müßt, wenn ihr nur ein wenig etwas von meinem Temperamente habt. — Und was die Jungfer Mahm Margareth betrifft, so bin ich fest überzeugt, daß gerade jetzt erst der rechte Mann kommen wird. Also — keine Lamentation mehr! Es wäre Schade um jede Viertel-

stunde, in der ihr euch deßwegen das Leben hinabfressen wolltet!"

„Ja, ja, so ist's!" riefen die übrigen Verwandten. — „Der Vetter nimmt uns das Wort aus dem Mund."

„Jetzt b'hüt euch Gott!" schloß der aufrichtige Feuchtensteiner, „und sucht mich bald heim!"

Zur Sagmeisterin gewendet, bemerkte er noch: „Recht zeitlich niederlegen, Frau Mahm! Nicht viel darüber spintisiren und die Sache verschlafen! Morgen ist's wieder anders."

„Für die Jungfer Mahm, die alleweil ein grundgescheidtes Mädel gewesen ist", — sagte er zu Margareth, „gilt das nämliche Recept! — Ich gehe jetzt noch zum Herrn Pfarrer, und werde mit ihm auch noch ein paar Worte sprechen. — B'hüt euch Gott Alle mit einander und bleibt gesund!"

Nach seinem Abschiede wiederholten die Verwandten noch einmal alles, was Vetter Feuchtensteiner gesprochen, verstärkten es noch mit verschiedenen Zusätzen, beurlaubten sich nun nach einander und bestiegen ihre Wagen.

Die Knechte hatten mißmuthig die Sträuße von ihren Hüten und die flatternden Bänder von den Pferden genommen.

Mutter und Tochter, beide noch wie betäubt, waren nun wieder allein, aber schwerlich im Stande, das Unerhörte so leicht von sich abzuschütteln, wie es der Vetter in seinem kernigen Humor meinte, oder seine Gutmüthigkeit es absichtlich unterschätzte. Die Mutterliebe des weiblichen Herzens that vielmehr das Gegentheil. Trotz mancher Herbheit, die der Sagmeisterin früher eigen war, machte sie Margareth keinen Vorwurf, sondern gab ihr zärtliche Beweise ihres tiefen mütterlichen Erbarmens.

Margareth, um der Mutter das Herz nicht noch schwerer zu machen, verläugnete sich selbst, die letzte Kraft aufbietend, die ihr dazu geblieben war. Mit kindlicher Liebe verbarg sie die eigene Wunde und sorgte mit treuer Hand für die Mutter, deren Gesundheit ja neuerdings bedroht war.

Still und öde lag das Haus, das am Morgen von Freude wiedergehallt! — —

Dagegen war der ganze Ort noch immer in Bewegung, und das Gerede ging endlos fort. Einer fragte den Anderen und Eine die Andere: „Was hat es denn eigentlich gegeben?

Warum hat er sie denn im allerletzten Augenblicke sitzen lassen? Man weiß ja doch von der Margareth nicht das Geringste? oder ist er denn auf einmal ganz verrückt worden?"

Keiner wußte Antwort zu geben, Alle aber zogen den gotteslästerlichen Zaininger-Sohn Glied für Glied durch die Hechel. — Das ist bei uns noch nicht dagewesen! hieß es, — und eigentlich hat er ja nicht nur die Braut, sondern auch den geistlichen Herrn gefoppt. Na, bei uns da wird keine mehr so dumm sein, ihm auf den Leim zu gehen!

In der Fluth dieser Reden blieb Margareth, wenn ihr auch der unvermeidliche Neid hie und da ein Bischen etwas anhing, in ihrer Ehre ungekränkt. Das arme Mädchen aber schloß die ganze Nacht kein Auge. Wie Feuer brannte durch ihr Gehirn das stundenlange Nachdenken über die peinigende Frage: Ob und wie denn sie es verschuldet habe, daß sie eine solche Schmach der ärgsten Art erleiden müsse?

Die Heftigkeit der so lange unterdrückt gewesenen Liebesleidenschaft und die Veränderung, die dadurch in ihrem Charakter zeitweilig eingetreten war, erklärten es, daß sie die Alleinschuld des unglückseligen Augustin noch nicht erkannte. — Man könnte figürlich sagen: das Blut aus ihrem Herzen überströmte ihren Geist und verwirrte ihre Denkkraft.

* * *

Am darauffolgenden Morgen erhielt Margareth durch dieselbe Magd, welche ihr vor einigen Wochen den Brief Martins überbrachte, wieder ein Schreiben von der nämlichen Hand.

„Ach! er wird jetzt triumphiren! sagte sie seufzend zu sich selbst, als sie den Brief öffnete. Sie irrte sich aber an seiner edlen Gesinnung, denn Martin schrieb:

„Ewig theure Margareth! Ich habe nach dem, was gestern sich ereignet hat, nicht den Muth, zu Euch ins Haus zu kommen und mündlich mit Dir zu sprechen. Darum erlaube mir, daß ich es mit diesen schriftlichen, unbeholfenen Zeilen thue. Du weißt ja, wie wenig sich in einem Briefe sagen läßt. — Wenn Du auch in Deiner schweren Trübsal vielleicht am allerwenigsten an mich denkst, und obschon es jetzt doppelt unschicklich ist, Dich an meine Person zu erinnern, so betrachte ich es doch als meine ernste Pflicht, es zu thun, — aber nur aus

dem einzigen Grunde, weil ich Dir einen Trost sagen kann, den Du jetzt so nöthig hast. — Es wird Dir, dem gesitteten Mädchen, gewiß nicht gleichgiltig sein, zu wissen, was bei diesem so ganz außerordentlichen Vorfalle die achtbaren Familien im Orte und andere rechtschaffene Leute von Dir reden, wenn Du Dich auch ganz schuldlos weißt. In dieser Beziehung kann ich Dir nun die tröstliche Nachricht geben, daß über Dich nur eine Stimme des Lobes und der Anerkennung herrscht, und daß man an der schrecklichen Unbill, die Dir widerfahren, überall den herzlichsten Antheil nimmt. Das wird Deinem gebeugten Herzen wohl thun, und deßhalb schreibe ich es Dir in freudiger Eile. — Du wirst mir aber auch nicht zürnen, wenn ich Dir sage, daß man nur das einzige nicht begreift: wie Du Dich durch eine schöne Außenseite so sehr konntest blenden und Dein ehrliches Vertrauen bis zu einem so ernsten Schritte mißbrauchen lassen? — Du wirst mir auch nicht mehr zürnen, daß ich Dich vor einigen Wochen ernstlich und dringend gewarnt habe. — Verzeihe, daß ich dessen erwähne. Es war meine gewissenhafte Ueberzeugung und ich habe es — nicht um meinet- sondern um Deinetwillen — gethan. Von jetzt an werde ich es nicht mehr wagen, Dich mündlich oder schriftlich zu belästigen, gleichwie Du auch versichert sein darfst, daß mir die Ruhe und Schonung Deines Herzens stets heilig sein und nichts mehr von all dem über meine Lippen kommen wird, so oft mich auch die Geschäfte in euer Haus führen. — Gott stärke Dich und schenke Dir ein glückliches Vergessen! — Was meine geringe Person betrifft, so vergib mir, daß ich einst verrathen habe, was für Dich in meinem Herzen lebt! — Ich bitte Dich aber, daß Du mir unter allen Umständen gut bleibest!"

Die Worte dieses Schreibens, voll Wärme und Entsagung, machten auf Margareth einen tiefen Eindruck. Sie faltete den Brief langsam zusammen, steckte ihn zu sich und sagte: „Er ist ein edler Mensch!" — Dann seufzte sie leise: „Ach, warum ist Augustin nicht so?"

Ihre neue Schwäche sogleich erkennend, rief sie, unmuthig über sich selbst: „Unbegreifliches Menschenherz."

Sie schämte sich vor sich selbst und griff an die heiße Stirne: „Wo war — und wo ist meine Vernunft?"

Der Brief Martins, den sie nicht zerriß, sondern in ein besonderes Kästchen legte, hatte die unmittelbare Wirkung, daß sich ihr Geist wieder emporrichtete und in ihr der edle weibliche Stolz erwachte, der so namenlos verletzt worden war. Das Bewußtsein dessen wurde von Stunde zu Stunde stärker; sie gewann sich selbst wieder, nachdem so lange als sie den Treulosen liebte, ihr früherer Charakter gefesselt und verwandelt war.

Mit diesem Gefühle weiblicher Würde trat sie dem Vater Augustins entgegen, der bald darauf kam, um die schwere Pflicht zu erfüllen, für seinen irrsinnigen Sohn — wie er ihn kluger Weise nannte — Abbitte zu leisten und von Mutter und Tochter — wenigstens für sich — Verzeihung zu erlangen.

Margareth verrieth keine Leidenschaft des Zornes, aber er vermochte ihren strafenden Blick kaum zu ertragen. Ach, und wie gerne hätte er noch von ganz anderen Dingen mit ihr sprechen mögen!

Zaininger war kein Mann, der sich vor jemand fürchtete, aber heute kam es ihm vor, als hätte er die Scheu eines Verbrechers. Der sonst so geläufige Sprecher stammelte verlegen eine Menge von Worten, die keinen anderen Werth hatten, als daß sie seinen guten Willen zeigten, der beleidigten Familie Genugthuung zu geben. — Um sich besonders schön herauszuputzen, bediente er sich sogar der kleinen Lüge, daß er Augustin fortgeschickt habe.

Schweigend hörte ihn Margareth an und verwies ihn an die Mutter.

Dort aber kam er erst recht in die Traufe. Die Sagmeisterin, so angegriffen sie auch war, brühte ihn mit einer so scharfen Lauge von Vorwürfen ab und walkte ihn — statt seines Sohnes — so kräftig durch, daß die Dienstleute welche manches Wort hinaus hörten, ihre Herzensfreude daran hatten. Ein solches Sündenregister hatte er in seinem Leben nie gehört wie heute. — Er ging aus dem Hause wie Einer, den man soeben aus dem Wasser gezogen, oder — nach landesüblicher Redeweise — wie Einer dem die Hühner das Brot gestohlen haben.

Kleinlaut sagte er auf dem Rückweg zu sich selbst: „Ich

muß eine bessere Zeit abwarten." Sein weiteres Selbstgespräch faßte er in dem Ausruf: „Malefiz-Bub" zusammen.

Zu Hause hatte er von der unstillbaren Barbara noch mehr zu leiden, und es verging ihm alle Lust, mit seinen Gästen, die sich über den abhanden gekommenen Bräutigam allerlei Witze und Sticheleien erlaubten, jene unverwüstlichen Scherze und Possen zu treiben, wie er sie bisher gewohnt war.

Zaininger war in sich gekehrt und ruhig, gleich der Woche, die träge dahinschlich.

Der nächste Sonntag griff wieder in das Rad unserer Erzählung, um es scheinbar vorwärts zu bewegen.

Martin, welcher jetzt das Rösselwirthshaus sorgfältig vermied, befand sich gegen Abend in einem anderen, weniger angesehenen und minder besuchten Gasthause des Ortes. Er war zufällig allein, da er ohnehin keine Gesellschaft suchte. Nur am Tische daneben saßen drei ihm widerwärtige junge Bursche, die er als lüftige Kameraden und Gesinnungsgenossen Augustins kannte.

Martin der um einige Jahr älter war, und den sie nur dem Sehen nach kannten, beachtete sie nicht, was sie ihm mit gleicher Münze erwiderten. Hätten sie aber von seiner heimlichen Liebe gewußt, so würden sie alsbald mit ihm angebandelt und ihn gehänselt haben. — Um sich in seine Gedanken einzuhüllen, zündete sich Martin seine Pfeife an und rauchte. — Seine Tischnachbarn sprachen von dem jüngsten Vorfall, durch welchen der ganze Ort rebellisch geworden sei, und worüber sie sich weidlich lustig machten. — Sie ergingen sich in den derbsten und gemeinsten Späßen, wobei sie aber stets zu Gunsten Augustins Partei nahmen.

Martin wurde aufmerksam und unruhig, ohne daß er füglich darein reden konnte, andererseits aber wollte er auch nicht fortgehen, weil ihm daran lag, auch die Urtheile solcher Menschen zu hören.

Da meinte der Eine: „Die Leute hier sind so dumm wie die Nacht! Sie schlagen einen Lärm und verlästern Augustin, als wie wenn er unsere Kirche angezündet hätte! Steht es nicht Jedem frei, Ja oder Nein zu sagen?"

„Na, das versteht sich!" bemerkte der Zweite, und machte den Zusatz: „Der Augustin — wie wir ihn kennen — ist

freilich ein Haupt-Adut, und ich, wenn ich ein Weibsbild wär', möcht ihn nicht heirathen, aber" — sagte er, nachdem ihn das Gelächter der anderen unterbrochen hatte, — „wer weiß, ob sie auch gar so ein gediegenes Gold ist wie sie thut?"

„Ja wohl!" fiel der dritte ein. „Wer weiß, was er in der letzten Stunde über die Margareth erfahren hat?"

„Ja, ja! Es muß so etwas sein", — bekräftigte der Erste, — „sie getraut sich seitdem gar nicht mehr aus dem Hause."

In Martin kochte die Galle. Er konnte sich nicht länger zurückhalten, und entrüstet rief er hinüber: „He, ihr Drei! Was wißt ihr der Margareth Schlechtes nachzusagen?"

Augenblicklich nahmen die drei Burschen eine drohende Haltung gegen ihn an. „Was geht denn das Dich an, Du Karthäuser?" schrie der Eine, und: „Wirst Dich gleich kuschen, Du Duckmäuser!" der Zweite, während der Dritte aufsprang und Martin herausforderte: „Ist's Dir vielleicht nicht recht?"

Martin, wenn gleich friedlicher Natur, war kein Feigling. Er hatte Muth genug, mannhaft für die Ehre derjenigen einzustehen, die er hoffnungslos, und doch mit so seltener Treue liebte. „In meiner Gegenwart leid' ich so üble Reden nicht!" sagte er mit dem Tone fester Entschlossenheit. — „Von einem braven Mädel redet ihr da auf der Bierbank zweideutig, und das ist in meinen Augen — öffentliche Verleumdung!"

„Was protzmaulst Du da!" tobte der vor ihm Stehende. „Du nennst uns Ehrabscheider?" Und dabei schlug er ihm die Pfeiffe aus dem Munde.

Martin war aufgesprungen und hatte den Angreifer zurückgestoßen. Dieser aber und die beiden anderen Raufbolde drangen nun auf ihn ein.

Martin rief ihnen zu: „Ich hab' Euch nichts zu Leid geth an!"

„Du hast uns beschimpft!" schrien die Schelme zusammen, und ehe sich's Martin versah, hatte er einen Faustschlag im Gesichte, daß er einige Schritte zurücktaumelte.

Bei dem entstandenen Gepolter kam die Kellnerin hereingelaufen, aber, als sie sah, was vorging, schreiend wieder hinaus. — Der Wirth war nicht zugegen. Martin sammelte sich wieder und setzte sich tapfer zur Wehre, als die Drei wieder auf ihn

losgingen. Den Einen hatte er bald unfähig gemacht; die beiden Anderen aber fielen nun um so wüthender über ihn her, packten ihn und einer von ihnen schlug Martin von rückwärts die Beine unter, so daß er zu Boden stürzte. Den wilden Burschen allein und wehrlos preisgegeben, wurde er durch Stöße und Schläge arg mißhandelt.

Vor größerem Unglück bewahrten ihn zwei Gäste, die jetzt zur Thüre herein kamen und rasch herzu eilten. Es waren Mühlknechte aus der Sägemühle.

„Helft!" rief ihnen Martin entgegen. „Ich habe mich um Eure Margareth angenommen. Diese drei Spitzbuben haben ihr die Ehre abgeschnitten."

Im Nu — ohne ein Wort zu reden — sprangen die beiden knochigen Männer herzu, fuhren den drei Kerlen über die Köpfe, — befreiten Martin, der aus mehreren Wunden heftig blutete, aus seiner verzweifelten Lage, — halfen ihm empor, — faßten dann seine Gegner einen nach dem anderen am Genick, und bläuten sie ehe noch andere Gäste kamen und sich dareinmischten, so lange und so windelweich durch, bis sie endlich zum Kreuze krochen, zu bitten anfingen, und vor den neu gekommenen Gästen alles widerriefen, was sie über Margareth Nachtheiliges geäußert hatten.

Martin dankte seinen beiden Nohthelfern herzlichst und bat sie, ihn nach Hause zu führen, da er wegen seines starken Blutverlustes ihren ferneren Beistand benöthigte. — Bereitwillig leisteten sie ihm ihre weitere Hilfe, verbanden ihn und führten ihn unter großem Zulauf von Neugierigen heim, wobei ihnen Martin in Kürze den Hergang dieses unliebsamen Handels erzählte.

Nachdem sie Martin seiner laut aufjammernden Mutter übergeben hatten, gingen sie ins Rösselwirthshaus, setzten die dort anwesenden Gäste von dem Vorgefallenen ausführlich in Kenntniß und fügten die Drohung bei, sie werden es jedem so machen, der es wagen würde, den guten Namen ihrer braven Meisterstochter anzutasten. — Zaininger selbst gab ihnen vollkommen Recht, belobte sie und ließ ihnen — zur Verwundernug aller Anwesenden — eine Flasche alten Oesterreicher bringen.

Befriedigt und mit einer sehr guten Meinung vom Wirthe, dem der mißrathene Sohn so unähnlich sei kehrten sie heim

in die Sägemühle, wo sie Margareth erzählten, was sie gesehen und gethan hatten.

Margareth war über die Mißhandlung Martins tief bewegt und dankte ihnen freundlich für den Schutz und die Hilfe, die sie ihm gewährten.

Am nächsten Morgen ließ sie sich im Wagnerhause sogleich nach dem Befinden Martins erkundigen.

Der Verwundete schickte ihr viele freundschaftliche Grüße, mit dem Beisatze, sie möchte sich seinethalben nicht beunruhigen, — es habe nicht so viel zu bedeuten.

Seine tief bekümmerte Mutter aber ließ ihr sagen: Martin müsse liegen, — es sei ein Wundfieber eingetreten und im günstigsten Falle werde ihr armer Sohn auf einige Wochen zur Arbeit unfähig sein.

Margareth hörte die Post mit beklommenem Herzen, und unwillkürlich mußte sie ausrufen: „Der treue Martin!"

* * *

Vom Tage an, wo wir unsere Erzählung oben unterbrochen haben, müssen wir jetzt einen Zeitraum von drei Monaten übergehen.

Noch war der traurige Winter nicht vorüber, die Jahreszeit erst bis zum Beginn des Monats Februar vorgerückt, aber mancherlei hatte sich während dieses Zeitraumes begeben. Die wichtigste Veränderung war in der Sägemühle eingetreten.

Margareth hatte den bitteren Kelch, den ihr zu Ende Oktober des vorigen Jahres das hochzeitliche Schicksal reichte, noch nicht bis zur Neige geleert; ein zweiter schwerer Streich stand ihr noch bevor, — sie mußte das Brautkleid mit dem schwarzen Trauergewande vertauschen, — trauern um das Liebste, was sie in ihrem Leide noch auf Erden besaß.

Bald nach der unglückseligen Unterbrechung der Trauung verfiel die Mutter Margareths in eine sehr bedenkliche Schwäche. Sie kränkelte gefährlicher als je, siechte zusehends dahin, alle ärztliche Hilfe und alle Pflege von Seite Margareths war vergebens. In einer Nacht zu Anfang Dezembers machte ein Nervenschlag ihrem Leben ein schnelles Ende.

Statt der Hochzeit wurde nun auf der Sägemühle ein Begräbniß gefeiert!

Allgemein war die Trauer über das Hinscheiden der rechtschaffenen Frau, die zugleich den Armen so viele Wohlthaten erwiesen hatte. Wer aber schildert den Schmerz der Tochter, der so schwer geprüften Margareth, die nun ganz allein stand! — Sie hatte die beste Mutter und treueste Freundin verloren, die in der Vorahnung ihres nahen Scheidens die mütterliche Liebe und Zärtlichkeit gegen sie verdoppelte, — die nur noch in der Liebe und Sorge für ihr einziges Kind lebte. — Der mütterliche Segen und: „Sei stark, Margareth!" waren ihre letzten Worte. — Die an der stillen Leiche der Mutter geweinten Thränen waren um so heißer, als sie das schmerzliche Bewußtsein hatte, daß die tiefe und nicht mehr verwundene Kränkung über die ihr angethane Unbill offenbar ihren Tod beschleunigt habe.

Unter so schweren Heimsuchungen vertrauerte Margarth den Winter. Nur die nothwendigsten Gänge in Familienangelegenheiten und der Gottesdienst an Sonn- und Festtagen, zur Anhörung der frühesten Messe, brachten sie außer das Haus. — Als ein großes Glück durfte sie es erkennen, daß sie im Hause den ganzen Tag beschäftigt und durch die vielerlei Verrichtungen der Frau eines großen Anwesens, davon abgezogen war, fortwährendem Trübsinne nachzuhängen.

Der bejahrte, unverheirathete Vetter Waldhauser, ein Geschwisterkind der seligen Mutter, war nach deren letztwilliger Anordnung ins Haus gekommen und leitete im Namen Margareths, der nun großjährigen Eigenthümerin, die Geschäfte und den Fortbetrieb des Sägewerkes.

Auch im Pfarrhause hatte in der Zwischenzeit eine Veränderung stattgefunden. Seit einigen Wochen wohnte dort ein neuer Vorstand. — Dem alten Pfarrer hatte das von Augustin gegebene kirchliche Aergerniß, von dem man weit und breit erzählte, und der damit im Zusammenhange stehende Tod der Sagmeisterin seinen Beruf so sehr verleidet, daß er nicht länger mehr in der Gemeinde bleiben mochte. Er bat um Versetzung auf eine andere Pfarre. Die Bitte wurde gewährt, und zum allgemeinen Leidwesen der Pfarrgenossen hatte der verehrte Mann den Ort verlassen. — —

Wenige Tage vor der Zeit, mit welcher wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, war in der Sägemühle die

äußere Trauerzeit, welche nach dem Landesgebrauch nur sechs Wochen dauert, bereits abgelaufen. Margareth hatte zwar das Trauergewand abgelegt, aber das tiefe Weh ihres Herzens dauerte ungeschwächt fort, wiewohl sie sich oft an die letzten Worte der Mutter erinnerte. Nur die herzliche Theilnahme und Aengstlichkeit, welche ihr von allen Seiten begegnete, vermochte allmälig den Schmerz zu lindern, der zu Anfang ihre jugendlichen Kräfte aufzureiben schien. — Ein zufälliger, flüchtiger Blick in den Spiegel sagte ihr, daß auch ihr Aeußeres bedeutend gelitten habe; diese Entdeckung aber, unter anderen Umständen für ein Mädchen nicht gleichgiltig, verursachte ihr in ihrer damaligen Gemüthsstimmung keinen Kummer.

Ob sie noch — und mit welchen Gefühlen — an Augustin dachte, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Alle unbefangenen Leute im Orte aber wünschten aufrichtig, daß sie recht bald durch die glückliche Wahl eines braven Mannes wieder des Lebens froh werden möchte.

Zaininger sagte dasselbe, nur legte er es in seinem Sinne aus. — Uebrigens war seine alte Lustigkeit bis auf einen kleinen Rest völlig verschwunden, denn die höchst verdrießliche und unwirsche Barbara, deren tüchtige Hand er in seiner Wirthschaft denn doch nicht entbehren konnte, machte ihm das Leben ziemlich sauer, und auch die jetzige Anwesenheit seines Sohnes trug dazu bei, daß er sich durchaus nicht behaglich fühlen konnte.

Augustin war nämlich seit etwa vier Wochen wieder zurückgekehrt, nachdem es noch kurz zuvor geheißen hatte, daß eine nicht hübsche und ältere, aber reiche Wirthswittwe von Gmunden ihr Auge auf ihn geworfen habe. — Neugierig verfolgten ihn alle Blicke, und man entdeckte, daß er sich in seinem äußeren Wesen auffallend verändert hatte. Aus Scheu vor der größeren Menge war er zurückgezogen und beinahe schweigsam, beschäftigte sich fleißig im Hause und wich sorgfältig allen Späßen der Gäste aus, die ihn an seine früheren Liebesabenteuer erinnern wollten und dabei voraussetzten, daß sein Leichtsinn Alles vergessen habe, was in der Kirche geschehen war.

Augustin glich eher einem tiefsinnigen Kopfhänger als seinem früheren Ich, das von übermüthiger Lebenslust übergeschäumt und sich selbst nicht zu bändigen vermocht hatte.

Freilich glaubte ihm niemand, und man lachte darüber. So oft er mit einer Dirne sprach, wurde er entweder ängstlich oder schnippisch abgefertigt. — Um seinen guten Ruf war es vollends geschehen. Die Leute sagten von ihm, — vielleicht mit Unrecht, — daß er schon wieder mehrere Versuche gemacht habe, hie und da anzuklopfen, daß ihn aber alle Mädchen scheuen und keine ihm ein Gehör gebe.

Die Mägde in der Sägemühle erzählten es ebenfalls einander und auch Margareth blieb es nicht verborgen.

In seinem Innern aber — wenigstens meinte er das — schien eine Wandlung vor sich zu gehen. Die Entfernung hatte es vielleicht bewirkt, daß er tiefer in sich ging, als er es in seinem ganzen Leben zu thun gewohnt war. Bei der fortgesetzten Beobachtung, wie ihn die Leute scheel ansahen, erwachte in ihm ein strengeres Bewußtsein dessen, was er gethan hatte, und er sprach dies gegen vertrautere Personen wiederholt aus. — Konnte ihm aber nach all dem Vorausgegangenen auch nur Eine Seele glauben und vertrauen?

Allein ein Zug, welcher mit jener Wahrnehmung dennoch übereinstimmte, war folgender.

Als Augustin bei seiner Rückkehr hörte, was sich mit Martin zugetragen, ging er trotzdem, daß er ihm nie sehr freundschaftlich zugethan gewesen, doch sogleich am anderen Tage zu ihm, um ihn wegen der erlittenen Mißhandlung lebhaft zu bedauern, ihn seiner aufrichtigsten Theilnahme zu versichern und jene drei Uebelthäter als Kameraden gänzlich zu verläugnen.

Martin war von seinen Wunden wieder hergestellt und nur eine Narbe auf der Stirn zurückgeblieben.

Der Besuch Augustins war für ihn eines der peinlichsten Begegnisse. Er glaubte weder an die Aufrichtigkeit seiner Worte, noch konnte er diese erheuchelte ritterliche Gesinnung mit seinen schmählichen Thaten in Einklang bringen; am allerwenigsten aber wollte er ihn in sein Herz blicken lassen, um darin zu lesen, warum er Margareth so heiß vertheidigt hatte. — Martin hielt diesen Gang Augustins für einen nichtssagenden, einfachen Kunstgriff, durch welchen er aus öffentlichen Rücksichten wieder eine bessere Meinung der Welt zu gewinnen hoffte.

Inwieferne er sich dennoch irrte, werden wir bald hören.

Bei jener Begegnung aber hätte Martin ein halber Engel sein müssen, wenn er durch seine Freundschaftsbezeigungen gerührt und zu einer gemüthlichen Vertraulichkeit gestimmt worden wäre.

Seine friedfertige Gutmüthigkeit verschwieg das Urtheil über ihn und sagte ihm keine bitteren Wahrheiten, wozu er sich auch nicht für berechtigt hielt; aber er strafte ihn durch eine — sich beinahe verrathende — begeisterte Schilderung der Eigenschaften und Vorzüge, durch welche sich Margareth vor allen Mädchen des Bezirkes auszeichne.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen bemerkte er, daß Augustin keineswegs betreten war; er widersprach nicht nur nicht, sondern stimmte ihm mit unverholener Freude in Allem bei und bekräftigte seine Aeußerungen durch den Beisatz, daß er vor lauter Leichtsinn und sträflicher Oberflächlichkeit sich selbst nicht gekannt habe, als er an jenem unglückseligen Tage — freilich nicht mit bösem Vorbedacht — dem braven Mädchen die öffentliche Schande angethan habe.

Er äußerte sich nicht weiter, und Martin betrachtete sein Benehmen als eine unbegreifliche Heuchelei.

Augustin brach die kurze Unterredung ab, und sich verabschiedend, lud er Martin ein, seine früheren freundschaftlichen Besuche im Hause des Vaters wieder zu erneuern.

Zu dem letzteren konnte sich der charaktervolle Martin nicht entschließen, so wenig als er oder ein Anderer errieth, wie es in Augustins zerrüttetem Innern aussah und welche Gedanken der Bewegung seiner unruhigen Seele nach und nach eine bestimmte Richtung gaben.

Unfreiwillig und als sein eigener Ankläger, machte Augustin an sich die Erfahrung, daß in der Menschennatur Widersprüche der merkwürdigsten Art liegen und ihre Erscheinungen das Unglaubliche möglich machen.

Schon vor seiner Rückkehr regte sich in ihm — anfangs leise, dann immer stärker — ein Gefühl, dessen er nicht mehr Herr werden konnte und das ihn heimwärts zog, so wenig er sonst Ursache dazu gehabt hätte. Die Heimkehr aber lieferte ihm die Erkenntniß, daß ihm alle Mädchen der besseren Häuser auswichen, und je bestimmter diese Ueberzeugung wurde, desto tiefer von Tag zu Tag grub sich jenes Gefühl in seine Brust

und bewältigte endlich sein ganzes Inneres, — das Gefühl der Reue über das, was er so charakterlos, so namenlos leichtsinnig und so treulos verübt. Die Reue führte ihre natürliche Schwester — die Sehnsucht nach dem Verlorenen — an der Hand.

Trotz alles Widerspruches seiner eigenen That mußte er sich zuletzt eingestehen, daß er diejenige, auf deren Besitz er jedes Recht verloren hatte, und aus deren Munde er kein Wort der Vergebung hoffen durfte, — daß er Margareth noch immer liebt. — An dieses, in seiner ganzen Stärke erneuerte Gefühl knüpfte jedoch sein Schuldbewußtsein eine andere, nicht minder mächtige Empfindung, die der Furcht, welche ihn vor der sittlichen Strenge des beleidigten Mädchens erfüllte. — Bis jetzt hatte er noch nicht gewagt ihr zu begegnen. Alles was er sich erlaubte, bestand darin, an Sonn- und Feiertagen, wenn Margareth in die Frühmesse zur Kirche ging, sie von weitem zu sehen. In der letzteren Zeit aber machte er mehrmals einen Gang auf dem Wege, der an der Sägemühle rückwärts vorüber führte. Es drängte ihn dazu, obschon diese Gänge keinen anderen Zweck hatten, als Margareth etwa durch Zufall und aus größerer Entfernung sehen zu können.

Ihr Auge aber, das ihn einst dort suchte, hatte ihn bis jetzt noch nicht erblickt.

Dagegen ersann sich der Vater Augustins alle erdenklichen Vorwände von Geschäftssachen, Rathschlägen und Anfragen bei dem Vetter Waldhauser, um — mit einem starken Gemisch von Muth und Dreistigkeit — so oft als möglich in die Sägemühle zu kommen, bei dieser Gelegenheit Margareth zu sehen, ihr über den Tod der Mutter fortwährende Theilnahme zu bezeigen und sie mit Aufmerksamkeiten aller Art zu überhäufen.

Margareth gab ihm dazu wahrlich keine Ermuthigung; daß er aber davon nicht abließ — möge aus seiner Verliebtheit und eitlen Selbstüberschätzung erklärt werden.

Auch Martin kam zuweilen, wenn es sein Geschäft nöthig machte. Er war, wie immer, bescheiden und wahrhaft theilnehmend, und — wie er es geschrieben — erwähnte er mit keiner Silbe dessen, was sein Herz bewegte. — Ein herzlicher, aber fast schüchterner Gruß, — ein kurzer inniger Blick auf

Margareth, wenn er sie im Hause traf, — dies war das Einzige, was er ihr kundgab und was die unveränderte Fortdauer seiner verschwiegenen Empfindungen verrathen konnte.

Auch Margareth gab ihm jedesmal Beweise ihrer aufrichtigsten Achtung und immer gleichen Freundlichkeit, vermehrt durch ihren dankbaren Sinn für die Vertheidigung ihrer Ehre.

Martin erfreute sich daran; aber er wußte auch, daß die schönsten äußeren Formen trügerisch sind und daß die in der innersten Seele verborgenen, heiß fortglühenden Wünsche deßhalb nicht um eine Linie weiter vorschreiten dürfen.

Die Entsagung kam und ging mit ihm.

* * *

So waren, ohne ein nennenswerthes Ereigniß, aber auch ohne eine Veränderung in den Seelenzuständen der betheiligten Personen, wieder vier Wochen vergangen.

Oeftere Gäste im Rösselwirthshause waren jetzt jene beiden Mühlknechte, die wir von Margareths Sägewerk bereits kennen, nebst deren Kameraden. — Sie hielten — wie sie gleich Anfangs gedroht hatten — ein scharfes Augenmerk auf jeden, der von Margareth sprach, und betrugen sich im Uebrigen gegen den Wirth, der ihnen stets schmeichelte, mit Manier, — zeigten aber nach der Rückkehr Augustins gegen ihn ein so verächtliches, herausforderndes Benehmen, daß man sah, es sei ihnen bei diesem Schimpfen über schlechtes Getränk und liederliche Bedienung und bei ihren derben Ausfällen auf die Nichtsnutzigkeit eines Menschen, der sein Wort bricht, offenbar nur darum zu thun, mit Augustin Händel anzufangen, um ihm bei einem solchen Anlaß einen Denkzettel zu geben, den er lange Zeit aufheben könnte.

Augustin aber ließ sich nicht von Zorn und Unwillen hinreißen, sondern schwieg zu den schimpflichen Anspielungen auf seine Person und beschwichtigte sie durch eine verdoppelte Aufmerksamkeit, indem er ihnen bereitwillig anderes Getränk brachte, von dessen besonderer Güte er überzeugt war. Die Knechte mußten dies selbst erkennen und dem Streite war dadurch die Hauptspitze bereits abgebrochen. Augustin begütigte sie durch weiteres gelassenes Zureden und entwaffnete die, sowohl körperlich gefähr-

lichen, als auch sonst für ihn nicht unwichtigen Gegner, die er vielmehr zu Freunden haben wollte.

Er wendete zur Ausführung seines Vorsatzes — wie wir sehen — die rechten Mittel an und der stets gleiche Erfolg zeigte, daß er ihre anfängliche Erbitterung vollständig gedämpft und gewissermaßen ihre Zuneigung gewonnen hatte.

„Will man in einem Hause etwas erreichen, so muß man auch die Dienstleute für sich haben."

An diesen Satz dachte jetzt Augustin, der durch Nachdenken und Mäßigung um Vieles klüger geworden war. Als am vorigen Sonntag die Knechte des Sägewerkes wieder auf Gastbesuch im Hause waren, hatte Augustin einen derselben, mit dem er auf besonders freundschaftlichem Fuße stand, bei Seite gerufen und lange und vertraulich mit ihm gesprochen.

Seinem Vater, der in der Aufmerksamkeit gegen die Leute der Mühle aus guten Gründen mit ihm wetteiferte und sie darum nie aus den Augen ließ, was das aufgefallen.

Argwönisch brummte er gegen Augustin, als sie sich im Keller allein trafen: „Ich begreife nicht, was Du mit jenen Leuten für Vertraulichkeiten hast. Ich meinte, gerade in Deiner Lage sollte man sich von ihnen sehr fern halten."

Eben so unaufrichtig antwortete ihm Augustin irgend etwas, was der Wahrheit so ähnlich sah wie — eine Lüge.

Zaininger glaubte auch an eine solche, ohne deshalb das Rechte zu wissen.

Wovon Beiden das Herz voll war, das verschwiegen sie einander.

Dem abgedrehten Augustin entging es aber dessenungeachtet nicht, daß der Vater seine Neigung für Margareth noch immer nicht aufgegeben habe. Er konnte jedoch für den Augenblick nichts dagegen einwenden. — Umgekehrt hatte der Wirth keine Ahnung davon, daß sein Sohn die tief verborgene Rückkehr zu seiner früheren Liebe gemacht hatte.

Augustin, ringend mit seinem neuen Geheimniß, kam gegen seinen Vater in die unnatürliche Stellung eines heimtückischen Nebenbuhlers; trotzdem aber war er fest entschlossen, ihm von seinen vermeintlichen früheren Ansprüchen kein Recht zuzuerkennen.

Der Geist des Frohsinns und alles Glück war aus dem

Rösselwirthshause gewichen. — Auch die Spannung zwischen Zaininger und seiner Schwester wurde immer heftiger. Das üble Einvernehmen führte zu ernsten Zwistigkeiten und artete zuletzt in ein unversöhnliches Zerwürfniß aus.

Barbara verkündete ihren Entschluß, daß sie das Haus, in dem sie keine Freude mehr habe, ohne Aufschub verlassen wolle. Vergebens bat sie Augustin, daß sie ihm zu liebe bleiben möge da er ihres Beistandes mehr als je bedürfe. Sie wollte von nichts mehr wissen, sondern zog in den nächsten Tagen in einen entfernten Ort zu anderen Verwandten.

So groß auch Zainingers augenblickliche Verlegenheit war, in die er durch Barbara's plötzliches Scheiden gerieth, so war er doch wieder heimlich froh, daß er nun freie Hand und vor der Welt einen triftigen Grund hatte um wieder zu heirathen.

In seiner kaum begreiflichen Selbstüberhebung und auf den bekannten Ruf seines Hauses pochend, hielt er sich in allem Ernste für eine sehr annehmbare gute Partie, und es dauerte auch nicht lange, so machte er den Vetter Waldhauser, dessen Gunst er besaß, zum Vertrauten seiner Pläne.

Dieser stutzte zwar Anfangs über den gewagten, etwas abenteuerlichen Gedanken, aber Zaininger gewann ihn durch die beredte Auseinandersetzung, daß er eben dadurch sein Haus und seine Familie vor der ganzen Ortschaft wieder zu Ehren bringen wolle. Zugleich gab er bei Verpfändung seiner Seligkeit die Zusicherung, daß er ihn im Falle des glücklichen Gelingens zeitlebens als Leiter und Stellvertreter auf dem Werk belassen würde.

Der gutmüthige Alte, der die Nothwendigkeit seiner Wiederverheirathung nicht in Abrede stellte und die Angelegenheit wie ein Geschäft ansah, bei dem sich zwei schöne Anwesen vereinigen ließen, versprach ihm, bei gelegener Zeit sein Vorhaben bestens zu unterstützen.

„Waldhauser! Du sollst dafür einen herrlichen Kuppelpelz kriegen!“ sagte der vergnügte Zaininger, und drückte ihm die Hand, als wäre der Handel schon richtig.

Margareth fragte nicht, was hinter ihrem Rücken vorging, obschon der Vetter keine Gelegenheit versäumte, zu Gunsten Zainingers ein Wort des Lobes zu sprechen. — Bei einem

solchen Anlaß einmal ließ sie nur das Wort fallen: „Der Vater ist gewiß mehr werth als der Sohn.“

Das war für den Vetter genug.

* * *

Es waren die Ostern gekommen. Am zweiten Festtage bald nach dem Mittagmahl, wo es beim Rössel noch keine Geschäfte gab, schritt Zaininger über die Felder auf dem Fußweg zur Sägemühle. Seine hohen, durchaus gewichsten Stiefel glänzten weithin in der hellen Nachmittagssonne, und in seinem netten Anzug vom Kopf bis zum Fuß schien der ganze Mann nach den Bemerkungen der ihm Begegnenden wie aus einem Schachterl geschält.

Bei näherer Betrachtung sah man, wie säuberlich sein Gesicht rasirt war, wie sorgfältig er sich die Haare zusammengestrichen und wie möglichst jugendlich er sich gemacht hatte. Aus seinen Blicken und seinen raschen Schritten, schnurgerade gegen die Mühle hin gerichtet, war zu erkennen, daß er jetzt nur Ein Ziel vor Augen und die ganze übrige Welt vergessen hatte.

Heute wollte er sein Schicksal entschieden sehen, — er ging auf Freiersfüßen.

Weniger fest, als diese, war sein Muth, als er in das wohlbekannte, unter so mannigfaltigen Umständen betretene Haus diesmal eintrat.

Margareth und der Vetter, letzterer schon gehörig vorbereitet, saßen in der Wohnstube am noch nicht abgeräumten Mittagstische bei einander, ohne Beisein eines Dritten, wie es sich Zaininger eben wünschte. Vom Vetter als Geschäftsfreund begrüßt und auf das Zuvorkommendste behandelt, zeigte er doch eine grenzenlose Unbeholfenheit, die ihm den Schweiß auf die Stirne trieb. Er fand keine Einleitung, und auch der Vetter konnte es nicht wagen, ihm ein Hölzel zu werfen.

Zaininger hatte die ganze schöne Anrede vergessen, die er daheim so sorgsam einstudirt hatte. Endlich aber konnte er es bei dem allgemeinen Thema des Gespräches nicht länger aushalten und mit den natürlichen Worten seiner gewöhnlichen Redeweise — was wohl das Vernünftigste war — rückte er auf langen Umwegen mit der Farbe heraus.

Margareth begriff nicht, wo hinaus er mit all dem wolle und blickte verwundert auf den Vetter, der sich jedoch ganz unbefangen und unschuldig stellte.

Zaininger hatte durch die Rückkehr seines Redeflusses Muth gewonnen und benützte als Uebergangsbrücke zu dem, worauf er lossteuerte, das wiederholte schmerzliche Bedauern über das unselige Ereigniß mit seinem Sohne und die Berufung auf das Opfer, das er ihm unnütz gebracht habe, nachdem er schon lange vorher — wie es seine Schwester Barbare bezeugen könne — eine so heiße Neigung für sie gefaßt hatte.

Margareth war sprachlos.

Zaininger ließ sich nicht abschrecken und setzte seine Ansprache fort: „Ja, liebe Margareth! Ich bin heute da, um Dir in Gegenwart des wertheften Herrn Vetters zu sagen, wie ich Dich über Alles gern habe, und wie ich es vor Gott und der Welt gutmachen möchte, was Augustin an Dir verbrochen hat!"

Nach einer kleinen Pause der Erwartung fuhr er fort: „Wenn Du mich nicht dreist nennst, — wenn ich Dir nicht doch schon zu alt bin, — und wenn Du Dich von Herzen entschließen könntest, mich zu nehmen, so machst Du um einen glücklichen Menschen mehr auf der Welt, der Dich dafür auf den Händen tragen würde!"

Als Margareth noch immer schwieg, wurde Zaininger dringender, und mit einem gewissen vertraulichen Tone wollte er seiner Werbung Nachdruck geben, indem er meinte: „Du weißt, ich stehe gut und bringe zu Deinem Vermögen kein kleineres von meiner Seite. Auch bin ich noch rüstig und tausche nicht mit manchem Jungen. Und was den Augustin anbelangt, so wird er uns nicht im Geringsten im Wege stehen. Ich kaufe ihm weit weg wo ein Wirthshaus, und er wird selbst froh sein, wenn die wilde Geschichte sich so schön ausgleicht. — Schlag' ein, Margareth! Du wirst an mir einen engelsguten Mann bekommen!"

Margareth machte zuerst große Augen, dann sah sie unbeweglich auf das Tischtuch nieder.

„Wenn ich was dreinreden darf," — sprach Vetter Waldhauser, der trockene Geschäftsmann, — „so meinte ich,

es wäre der Mühe werth, die Sache reiflich zu überlegen. Margareth! Ein solcher Haus- und Grundbesitz, wie ihn der Zaininger hat, ist nicht zu verachten."

Als Zaininger sah, daß Margareth sehr unruhig war und doch vor Verblüffung keine Worte fand, nahm er, etwas herabgestimmt, wieder das Wort: „Ich will Dich beileibe nicht bestürmen, Margareth, und nicht gleich auf eine Entscheidung dringen. Ich bitte Dich aber, überlege Dir's und schenke mir Dein ganzes Vertrauen!"

Margareth erhob sich jetzt von ihrem Sitze und sagte mit vieler Würde, — nicht verringert durch den leisen Anflug von Verletzung des verzeihlichen Stolzes, daß ein Mann im Alter wie Zaininger sich erlauben konnte, um ihre Hand zu werben: „Herr Zaininger, Sie haben mich so sehr — überrascht, daß ich nicht weiß, wie ich antworten soll. — — Ich kenne und schätze Ihre guten Eigenschaften und fühle mich durch Ihren Antrag geehrt; aber Sie können nicht verlangen, daß ich gegen mein Gefühl und gegen alle meine Erinnerungen handle. Sie trauen einerseits mir zu viel zu, und sind andererseits über Ihre eigene Klugheit im Irrthum. Gerade dasjenige, was Sie gutmachen wollen, würde wieder ein neues Aergerniß geben und Sie und mich — wenn ich anders im Stande wäre, es zu thun — dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgeben, weil die Leute boshaft sagen würden: Da kommt nichts aus der Freundschaft, der Vater ist der verzweifelte Nachfolger seines eigenen Sohnes."

Zaininger fiel aus allen Himmeln und fuhr sich dabei so heftig über die Haare hin, daß sie in eine gräuliche Unordnung kamen. Die Erklärung Margareths hatte ihm die Rede verschlagen.

Der Vetter, obschon selbst auch sehr verlegen, kam ihm jetzt zu Hilfe und suchte geschäftsmäßig zu vermitteln: „Na, Margareth! Du übertreibst doch wohl ein wenig? Wenn Du den Zaininger heirathest, so geht das keinen Menschen etwas an und in vierzehn Tagen wetzt sich auch Niemand mehr den Schnabel. Es steht also nur bei Dir!"

Margareth erwiederte ruhig: „Ich habe es schon gesagt und anders kann ich nicht. Ich will Sie nicht im Geringsten kränken, Herr Zaininger! aber es wäre mir und Ihnen pein-

lich, diese ernsthafte Angelegenheit noch länger zu verhandeln. Es ist besser, wenn wir sie abbrechen, und es ist am besten, wenn ich mich deßhalb entferne. — Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dem Herrn Vetter allein lasse! — Zählen Sie übrigens auf meine Verschwiegenheit! — Es soll von unserer Unterredung weder unter meinen Dienstleuten noch im Orte etwas bekannt werden."

Mit diesen Worten verließ sie die Stube.

Kaum hatte Margareth die Thüre geschlossen, so brach Zaininger in den ungeberdigsten Unmuth aus. Er schlug in den Tisch, daß der Vetter völlig erschrak und die Gläser klirrten.

„Daran ist nur der Höllenbub, der Augustin schuld, daß sie mich so abgespeist hat!" rief er fast außer sich.

„Das hätte ich nicht geglaubt!" meinte der Vetter, und wußte nicht, wie er seinen Freund besänftigen sollte.

Zaininger schlug sich vor die Stirne: „Warum war ich so dumm, nicht schon lange vorher dazuzuschauen, als sie noch frei war, und lange bevor sie der Augustin näher kennen gelernt hat! — Nun hat er mir mit seiner Lumperei den ganzen Handel verthan!"

Vetter Waldhauser seufzte: „Was läßt sich jetzt machen?"

„Nichts! aus ist's!" sagte Zaininger wild und griff nach seinem Hut. „Dort hat mir der Zimmermann das Loch gemacht", — setzte er bissig hinzu, und im Hinausgehen sagte er in demselben Tone zu dem unschuldigen Vetter:

„B'hüt Dich Gott, Du Thomerl! Du siehst mich da so bald nicht wieder!"

Wie ein Gebissener eilte er hinaus.

„Was kann denn ich dafür? Mir wär' es ja ohnehin recht gewesen", sagte der Vetter zu sich selbst, und trank in größter Gemüthsruhe den Rest seines Weines aus.

Da kam Zaininger noch einmal zurück. Der Zorn über den erhaltenen Korb ließ ihn nicht in Einem Zuge nach Hause gehen. Es trieb ihn, an der Hausthür wieder umzukehren und vor dem gänzlichen Abschied noch eine kleine Rache zu nehmen. Die unedle Leidenschaft machte ihn gemein und er that gegen den Vetter eine Aeußerung, die später nicht ohne Folgen blieb. An der Thür stehen bleibend, sprudelte er die scharf gesalzenen Worte heraus:

„Das hab' ich dir noch sagen wollen, damit Ihr wißt, was man denkt: Die Margareth dürfte wahrlich die Nase nicht so hoch tragen und ihr Hochmuth könnte es schon ein wenig wohlfeiler geben, denn sie soll nicht vergessen, was ihr vom Augustin vor der ganzen Gemeinde angethan worden ist und daß dadurch ihre früheres Ansehen einen starken Stoß gekriegt hat. Das soll sie wohl bedenken und ja nicht stolz sein! — Ich mache mir gar nichts daraus, wenn Du ihr das kerzengerade sagst, und im Nothfall sag' ich es ihr selbst ins Gesicht!"

Nach Ablagerung dieses Giftes ging er davon und schlug hinter sich die Thür zu.

Der Vetter war unfein und ungeschickt genug, seiner Nichte, die bald darauf wieder hereinkam, den schließlichen Zusatz Zainingers brühwarm zu sagen, wenn er auch den Wortlaut ein Bischen umschrieb und mäßigte. Er theilte es ihr mit, weil die böswillige Aeußerung Zainingers selbst seiner Nüchternheit zu grell war, und anderntheils weil er Margareth seine verwandtschaftliche Anhänglichkeit beweisen wollte, indem er den bisherigen Freund nicht länger schonte.

Margareth zuckte mit den Wimpern und ihr — jetzt etwas bläſſeres — Gesicht röthete sich flüchtig. Sie nahm die geäußerten Worten gegen sich selbst strenger auf, als man hätte vermuthen sollen, und Scham und Kränkung spiegelten sich in ihren ausdrucksvollen Mienen. Sie unterdrückte aber, was sie empfand, und sagte nur: „Das sind bittere Nachwehen!"

Margareth mußte so die herbe Wahrheit erfahren, daß das Lob von zehn und fünfzig Freunden auf das menschliche Gemüth weniger wirkt, als das Schmähwort eines einzigen Gegners. — Neuerdings fühlte sie sich tödtlich beleidigt.

Im Rösselwirthshause war es durch den Besuch zahlreicher Feiertagsgäste mittlerweile sehr lebhaft geworden. Niemand jedoch konnte sich erklären, warum der Wirth heute solche Essiggesichter schnitt und so fuchtig herumfuhr, mit Augustin aber nicht anders als in kurz abgestoßenen Sätzen sprach.

Unter den Gästen befanden sich auch die Knechte der Sägemühle wieder, um die sich jedoch Zainingers nicht im Geringsten kümmerte. — Um so ungestörter konnte Augustin

mit ihnen verkehren, und einer steckte es ihm, daß sein Vater heute in der Mühle gewesen sei und zwar ziemlich lange.

Augustin errieth den inneren Zusammenhang und freute sich heimlich darüber, aber der Werth seines Herzens hatte dadurch nicht gewonnen.

Es trug vielmehr dazu bei, seinen geheimen Gedanken und Entwürfen neue Nahrung zu geben.

Nur wenige Tage vergingen, da machte er vor dem Eintritte der Dämmerung wieder seinen gewohnten Gang an der Sägemühle vorüber.

Margareth, die zufällig zur rückwärtigen Hausthür hinausging, erblickte ihn diesmal, und sie blieb wie angefesselt auf den Thürstufen stehen.

Augustin sah sich um, und da bemerkte er, daß sie ihm nachblickte. Dies gab ihm den Muth zu einem noch kühneren Gange.

Den anderen Tag kam er wieder, wie immer, von der Rückseite des Hauses. Er ging hinzu und blieb eine Weile stehen, als ob er unschlüssig etwas abwarten wollte. Dann stieg er rasch, ohne rechts oder links zu sehen, die wenigen Stufen herauf und stand im Vorhause, wo er erfuhr, daß Margareth zu Hause sei.

Als die Dienstleute den ehemaligen Bräutigam erkannten, drängten sich die neugierigen Mägde in der Küche zu einer kleinen fensterartigen Maueröffnung, welche, wie es auf dem Lande üblich ist, der häuslichen Bequemlichkeit wegen mit der Wohnstube der Herrenleute in Verbindung stand.

Margareth war allein, mit Aufschreibungen beschäftigt und in ihr großes Hausbuch vertieft.

Augustin klopfte kaum hörbar an der inneren Thür der Stube und eben so scheu trat er ein.

Margareth war im allerersten Augenblicke seines Eintrittes mehr betroffen, als der Schuldbeladene selbst, der jetzt vor ihr stand und — nach einer erwartungsvollen Pause — mit dem schüchternen Tone reuiger Bitte: „Grüß Dich Gott, Margareth!“ sagte.

Sie stand auf und sah ihn mit einem unaussprechlichen Staunen an. — Sein ganzes Wesen — das erkannte sie auf den ersten Blick — war, der äußeren Erscheinung nach

verändert, — gleich dem ihren, wie sie es wohl selbst fühlen mußte.

Daß unter den gegebenen Umständen der erste Wiedereindruck auf sie ein günstiger war, können wir kaum glauben. Den Blicken eines schärferen Menschenkenners und eines weniger selbstsüchtigen Bezwingers weiblicher Herzen, als Augustin war, hätte es schwerlich entgehen können, daß in ihr ein Kampf entstand, in welchem unversöhnliche Kränkung, weibliche Rache und alle schmerzlichen Erinnerungen an den Tod ihrer Mutter niedergehalten wurden von der Macht einer großen Selbstbeherrschung und vor dem Gefühl der süßen Genugthuung, die ihn vor ihr zur Demüthigung zwang.

„Was wollen Sie, Herr Zaininger?" sagte sie fremd. Augustin flehte dringend; „Ich bitte Dich, Margareth, auf das Inständigste, nenne mich Du!"

„Ich habe kein Recht dazu", — antwortete sie fast eben so frostig, wie vorher.

„O nimm es von mir wieder zurück!" sagte Augustin. „Ich könnte sonst nicht so vom Herzen mit Dir reden, wie ich es gerne möchte und um was ich Dich heute so sehr bitte!"

Margareth forschte: „Wozu soll das führen?"

„Zu einer Verständigung, zu einer Ausgleichung und zu einem froheren Leben!" fiel Augustin rasch ein.

Als Margareth schweigend vor sich niedersah, wurde er dringender und wollte ihre Hand ergreifen, die sie aber zurückzog.

„Rede, Margareth! und wirf mir alles vor, was ich Schweres an Dir begangen habe, — ich verdiene es!"

„Und was dann?" fragte Margareth mit einem Tone, der von seiner Schärfe kaum noch etwas verloren hatte.

„Dann — wenn Du alle Bitterkeit Deines Herzens gegen mich ausgegossen hast", — entgegnete Augustin, „dann will ich Dich bittend fragen: Kannst Du mir verzeihen, Margareth?"

Sie zuckte heftig zusammen, ohne ihn anzublicken und, ohne eine Silbe zu erwiedern.

Augustin wiederholte seine Bitte noch dringender. Nach einer qualvollen Pause gab sie ausweichend, und doch, als hätte sie sich halb vergessen, strafend und forschend zur Antwort: „Was liegt Dir an meiner Verzeihung?"

„Alles!“ rief Augustin, „denn darum allein hab' ich es heute gewagt, zu Dir ins Haus zu kommen. Ich — habe diesen ernsten Schritt nicht auf Umwegen durch dritte Personen thun wollen, sondern unmittelbar bei Dir selbst — auf die Gefahr hin, daß Du mir die Thüre weisest!“

Margareth verrieth eine tiefe innere Bewegung, und Augustin, der diese günstig für sich auslegte, steigerte sich in der Wärme seiner Erklärung: „Margareth, Du hast mich geliebt, und ich — was auch geschehen ist — ich liebe Dich noch!“

Bei diesen Worten, wie von einem jähen Schrecken befallen, trat Margareth einen Schritt zurück, als wollte sie vor dem Unglaublichen zurückweichen. Sie war einen Augenblick sichtlich verwirrt und hohe Röthe bedeckte ihr Gesicht. Dann aber lachte sie bitter: „Wer in der Welt glaubte das!?“

„Du allein sollst es glauben!“ drängte Augustin. — „So widernatürlich Dir mein reumüthiges Bekenntniß klingen mag, so ist es doch nur die reinste, vollkommenste Wahrheit. Die Entfernung vom Vaterhaus und der Aufenthalt unter anderen Menschen hat mich zur Besinnung und zur Erkenntniß meiner selbst gebracht. Ehre und Gewissen sind in mir erwacht, und ich habe einsehen gelernt, daß ich wie ein unverständiger Bub gehandelt habe, der leichtsinnig und liederlich sein eigenes Glück mit Füßen tritt. — Wenn Du vergessen und vergeben — wenn Du noch glauben und vertrauen kannst, so lege ich jetzt in Deine Hände das feierliche Gelöbniß, daß ich — nach Empfang Deiner Einwilligung — Deine und meine Ehre herstellen und als ein besserer Mann Dich wieder zum Altar führen will!“

Ueber Margareth's Antlitz zuckte die ungewöhnliche Aufregung, welche bei dieser Enthüllung in ihrem Innern wogte.

Während der kurzen Pause, die jetzt gefolgt war, suchte Augustin die Wirkung seiner Worte in ihren Blicken zu lesen. Und in ihren Augen blitzte etwas, — worin er den leuchtenden Strahl der wiedergekehrten Liebe zu erkennen glaubte.

Margareth mußte sich erst sammeln, ehe sie — mit Zweifel und Mißtrauen und ihn fest beobachtend — statt einer Antwort und Gegenerklärung die Frage stellte: „Ist das alles Dein wahrer und vollkommener Ernst?“

Augustin betheuerte mit Schwüren, die bei jedem Anderen

als bei ihm, der bisher stets nur unbeständig und treulos war, einen weiteren Unglauben nicht hätten aufkommen lassen.

Nicht im Einklange mit dem Ungewöhnlichen des Momentes und ganz gegen ihre Gewohnheit ließ Margareth jetzt von dem Tone der Kälte und Strenge ab und sagte leichthin:

„Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer."

Diese fast scherzhafte Wendung ihrer Rede belebte alle seine Hoffnungen. Er sah darin keine Zurückweisung mehr, um so weniger, als es ihm schien, daß sie ihn prüfen und durch Hindernisse auf die Probe stellen wolle. Sie begann mit einer Reihe von hartnäckigen Einwendungen, die sich Augustin im Stillen als natürliche Folge ihrer Vorsicht und als den bereits eingeschlagenen Weg der Verzeihung erklärte.

„Du täuschest Dich abermals selbst," sprach sie mit scheinbarer Ruhe und Milde, „denn in so kurzer Zeit ändert sich der Mensch nicht. — Auch bin ich seitdem weder besser noch hübscher geworden. Ich weiß recht gut, daß meine Blüthezeit längst schon vorüber ist und daß meine Gestalt abgenommen hat. Du aber siehst nur auf äußere Schönheit."

Augustin wollte sich vertheidigen, Margareth aber schnitt ihm das Wort ab und fuhr fort:

„Wenn ich auch alles vergessen könnte, was geschehen ist, so sehe ich doch recht gut ein, daß ich gegen Dich in den Jahren schon zu weit voraus bin und daß auch mein Ernst nicht zu Deinem Leichtsinn paßt."

Sie ließ Augustin, der ihr in die Rede fallen wollte, nicht zu Worte kommen.

„Meiner Aussöhnung steht noch ein anderes, wichtiges Hinderniß entgegen. — Ich habe zwar Verschwiegenheit gelobt, aber unter diesen Umständen ist es meine Pflicht, es Dir zu sagen, weil Du jetzt davon in Kenntniß kommen mußt."

„Was meinst Du?" fragte Augustin ängstlich.

Margareth antwortete ernst: „Dein eigener Vater hat um meine Hand geworben."

„Also wirklich?!" rief Augustin fast mit Entrüstung aus. — „Und was hast Du ihm für einen Bescheid gegeben?" fragte er, wieder in den Ton der Bescheidenheit einlenkend.

„Ich habe seinen Antrag ehrlich und höflich abgelehnt," bemerkte Margareth.

Augustin athmete wieder auf.

Mit einem Male wieder den Ausdruck einer großen Strenge in ihren Mienen, sagte Margareth:

„Dein Vater hat bei dieser Gelegenheit im Hause eine Aeußerung gethan, die ich mir wohl gemerkt habe!"

„Womit hat er Dich gekränkt?" fragte Augustin mehr zornig als erschrocken.

Margareth antwortete mit einer gewissen Bedeutsamkeit und entschiedener Betonnng: „Ich sage Dir das nicht." Und mit geändertem, wieder ruhigerem Tone sprach sie: „Ich habe Dir nur die Thatsache seiner Werbung mittheilen und Dich aufmerksam machen wollen auf das widerwärtige, feindliche und unausgleichbare Verhältniß, das dadurch zwischen Euch entsteht."

„Es ist mir ohnehin nicht unbekannt," — erwiederte Augustin. — „Ich brauche darauf keine Rücksicht zu nehmen."

„Nicht?" sagte Margareth befremdet.

Augustin fand es nicht räthlich oder überhaupt nicht für nöthig, diesen Punkt noch weiter zu erörtern, sondern jubelte: „Margareth! Ich bin der glücklichste Mensch, daß Du mir den Eintritt nicht verweigert, Dich gleich das erste Mal in eine so vertrauliche Unterredung mit mir eingelassen und keine anderen Einwendungen gemacht hast, als diese, die ich jetzt gehört habe und die so leicht zu widerlegen sind."

Margareth schwieg. — Läge uns ihr tiefes Inneres offen, so würden wir vielleicht die Wahnehmung machen, daß es ihr scheine, als ob in der Wärme des Gespräches wieder seine alte Natur zum Vorschein komme.

Bei ihrem längeren Schweigen wurde Augustin wieder ängstlicher. — „Noch einmal bitte ich Dich" — sagte er, — „verzeihe mir! Stelle mir die schwersten Bedingungen, und ich will alles thun, um sie zu erfüllen."

Rasch entgegnete Margareth: „Meine erste und — für heute einzige — Bedingung ist das Gebot, daß Du schweigst über alles das, was hier zwischen uns gesprochen worden ist."

Augustin erklärte bereitwillig: „Da Du es wünschest, so werde ich es getreu befolgen. Aber" — setzte er dann hinzu — „wie lange muß ich schweigen? Wann darf ich wieder zu Dir kommen? Wann wirst Du mir Deine Entscheidung ver-

künden? Ach, und wann wirst Du mir sagen: Ich habe Dir alles — alles verziehen?"

Nach kurzem Besinnen, und indem sie ihn sehr ernst anblickte, antwortete sie: „Gib mir Bedenkzeit bis übermorgen!"

„Bis übermorgen!" rief Augustin. — „Kurz für Dich — für mich eine halbe Ewigkeit! Eine lange — bange Zwischenzeit! Und dennoch bin ich Dir den größten, heißesten Dank schuldig! Du hast mir schon heute weit mehr gegeben, als ich von Deiner Hand verdient habe. Du hast mit Deinem guten Herzen meine Rechtfertigung angehört, hast mich wieder mit Deinen lieben Augen angeschaut und dein freundliches Gemüth hat mit mir gesprochen. — Für jetzt aber darf ich Deine edle Güte nicht länger mißbrauchen. Ich weiß, Du hast zu thun, und ich habe Dir dennoch so viele Zeit geraubt. — Margareth ich trenne mich schwer von Dir! — Gib mir die Hand, eh' ich Dich jetzt verlassen muß!"

Etwas zögernd reichte sie ihm die Hand und fügte bei: „Auf das Versprechen, daß ich Dir bis übermorgen meinen Entschluß sage!"

Ohne mehr seinen Abschiedsgruß zu hören, riß sie sich schnell los und eilte in ein anderes Zimmer, — sei es aus Scham vor sich selbst, die sie vielleicht seinen Augen entziehen wollte, oder um sich nicht schwach zu zeigen, sich nicht etwa noch mehr zu binden und ihn einen gewissen Ernst fühlen zu lassen. Mag sein, daß es noch ein Drittes gab, das uns den Grund ihres ganzen Benehmens erklären könnte. — Welche Empfindungen beherrschten sie, als ihr Augustin, schon halb freudetrunken, seinen feurigen Dank aussprach, sie aber ihm dabei nicht ins Gesicht, sondern still sinnend zur Erde blickte?

Augustin war deßhalb nicht stutzig, niemand besser, als er selbst begriff das Außerordentliche ihrer Lage, und er wußte gar wohl, daß ihn jedes andere Mädchen von minderer Charakterhöhe entweder auf das Schmählichste abgefertigt oder aber unbedingt sich ihm ergeben hätte. — Er stand noch eine Weile wie in süßer Betäubung, dann glich er Einem, der nach einem qualvollen, hernach aber reizenden Traume an einem hellen Sommermorgen frisch aus dem Bette springt. — Er glaubte an seinen Sieg, und von seinem Standpunkte aus hatte er auch das Recht dazu.

Jetzt war er wieder der alte Auguſtin.

Fröhlichen Sinnes — denn die heutige Unterhandlung gab ihm volle Zuverſicht — ging er hinaus, grüßte freundlich die wohlbekannten, jedoch ſehr verwunderten Dienſtleute des Hauſes, und unterließ es nicht, auch noch im Sägewerk zuzuſprechen, um dort den Vetter Margareths zu begrüßen, der ihm jedoch wenig Gehör ſchenkte.

Auguſtin ging jetzt heim und ſah ſich vor dem Hauſe noch einige Male um, — aber diejenige, die er ſuchte, war weder unter der Hausthüre noch an einem Fenſter zu ſehen.

„Sie iſt völlig angegriffen," — ſagte er zu ſich ſelbſt. „Ich hätte vielleicht ein wenig behutſamer auftreten ſollen. — Es thut aber nichts! Den Frauenzimmern iſt man nicht leicht zu keck. Und wer an meiner Stelle hätte das gewagt, was ich heute unternommen habe? — Sie hat mir ſehr viel zugegeben, — und mag ſie kämpfen mit ſich, wie ſie will, — ſie liebt mich dennoch!"

Er war mit ſeinem Gange und mit ſich zufrieden, und pfiff luſtige Vierzeilige, als er nach Hauſe kam.

Was aber für uns, bei der Theilnahme für Margareth, von eigentlicher Bedeutung iſt, das dreht ſich einzig nur um die Frage: Kann ſie vergeſſen, und vergeben? Läßt ſie ſich nicht in ein neues gefährliches Wagniß ein? Iſt es ihm jetzt völliger Ernſt?

Wer jedoch — ſelbſt jetzt noch — könnte für ihn eine ſolche Bürgſchaft übernehmen?

Während Auguſtin, wieder ziemlich leichten Sinnes, heimging, war Margareth, als er das Haus verlaſſen hatte, in ihre Stube zurückgekehrt, und den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß ſie allein und ungeſtörtem Nachdenken hingegeben, wieder vor ihrem großen Hausbuch, das aufgeſchlagen, aber unbeachtet vor ihr lag.

So fand ſie der hereintretende Vetter Waldhauſer, der trotz ſeines phlegmatiſchen Gleichmuths doch die Neugier hatte, zu fragen: „Margareth! Was hat denn der Auguſtin von Dir haben wollen?"

Durch die Störung und die Frage in einige Verlegenheit gebracht, hatte ſich Margareth ſchnell erhoben und ſagte halb zerſtreut:

„Wir haben etwas Ernsthaftes verhandelt."

Um die weiteren Fragen abzuschneiden und nicht mehr sagen zu müssen, als sie jetzt für gut fand, wollte sie seiner Neugier ausweichen und mit dem Bedeuten: „Ich werd' es dem Herrn Vetter schon sagen," verließ sie die Stube, unter dem Vorgeben, daß sie auf einen dringenden Auftrag vergessen habe, den sie einer Magd geben müsse.

„Was wird denn das wieder sein?" sagte der verdutzte Vetter und blickte zur Thüre, durch welche sie hinausgegangen war.

Wie der Vetter, so waren auch im Rösselwirthshause die Gäste verwundert, als sie Augustin heute so aufgeräumt sahen. Da sich keiner seine auffällige Lustigkeit enträthseln konnte, so waren sie endlich und insgesammt der Meinung: der gute Augustin habe halt wieder eine neue Liebschaft angefangen, und der Zainheizer, den wir vom Sonnenwendabend her kennen, wollte ihn heute abermals aufziehen, indem er in seiner derbkernigen Weise fragte: „Na, Augustin! was ist's denn? Hast Du Dir die Forstmeister-Gundl schon herzugredt?"

„Du hast die Scheibe hübsch weit gefehlt, mein Bue!" lachte Augustin. — „Für uns zwei ist die Gundi nimmer zu haben. Weißt Du nicht, daß sie schon seit vier Wochen mit einem herrschaftlichen Gegenschreiber versprochen ist?"

„Schau," — sagte der launige Heizer aus der Sensenschmiede — hat sie Dir doch ein Anderer weggefischt?"

„Da ist's nie etwas gewesen!" antwortete Augustin leichtfertig, und entfernte sich mit den leeren Gläsern, um den weiteren Witzhieben der Gesellschaft zu entgehen. — Die Gäste sendeten ihm ein schallendes Gelächter des Unglaubens nach.

Bei diesem Anlasse erfahren wir wenigstens, daß er durch kein Verhältniß mit der gefährlichen Tochter des Forstmeisters gebunden war, und müssen allfällige frühere Pläne — wenn sie auf seinen Wortbruch gegen Margareth Einfluß nahmen — seinem Gewissen überlassen.

„Na, wartet nur!" scherzte Augustin, als er mit den vollgeschenkten Gläsern wieder zurückkam — „ich werd' euch schon überraschen!"

„Ohne Siegel und Brief mit doppeltem Petschaft glaubt Dir ja gar keine mehr, Du extrafeines Vögerl!" bemerkte der

Zainheizer und lachte, daß es ihn schüttelte. Das beifällige Gelächter aller Anwesenden begleitete die Worte des Schmiedes, der als bekannter Spaßvogel sich am meisten gegen ihn herausnahm.

„Jetzt aber laß ich Dir Ruh', ich muß in den Hammer," sagte der lustige Heizer, setzte sein Glas an, trank es auf Einen Zug aus, bezahlte und ging. An der Thüre drehte er sich noch einmal gegen Augustin und rief ihm zu : „Tauch' nur ein wenig an bei Dir selbst! Werd' gescheidt, und thu einmal gut, kleines Büberl! Bhüt' Dich fein Gott!"

Die Gäste schepperten vor Lachen und die Kellnerin, welcher die komische Anspielung auf Augustins Körperlänge besonders gefallen mochte, hörte man pfugetz'n.

Augustin lachte selbst mit, winkte jedoch und schwieg, als sein Vater in die Gaststube trat.

* * *

Zur selben Zeit, als man sich im Rösselwirthshause so sehr belustigte, ging Margareth mit gesenktem Köpfchen in ihrem Hause umher, allenthalben die gewöhnliche Nachschau zu pflegen und für die nächsten häuslichen Verrichtungen ihre Weisungen zu ertheilen. Sie verweilte jedoch nirgends lange und sprach nur das unumgänglich Nothwendige.

Die Dienstleute bemerkten an ihr außer dem ungewöhnlichen Ernste auch noch eine unruhige Zerstreutheit und flüsterten sich allerlei Vermuthungen zu, die, wie gewöhnlich, die Hälfte oder ein Viertheil der Wahrheit errieth en.

Das mit dem Vetter gemeinschaftliche Nachtmahl war ebenso einsilbig, indem sie seinen bereit gehaltenen Fragen dadurch auswich, daß sie ein kleines Unwohlsein vorschützte und ihm bald eine gute Nacht bot, um, wie sie sagte, sich recht frühzeitig zu Bette zu begeben.

„Hm!" meinte der Vetter und blieb noch eine geraume Weile am Nachtische sitzen, den er vor gehöriger Beendigung des Abendessens nicht abräumen lassen wollte.

Margareth war in ihr Schlafzimmer gegangen und hatte sich in einer Ecke ein trauliches Plätzchen gesucht. Dort saß sie, ohne sich ein Licht anzuzünden, lange Zeit still und unbeweglich. Alles Vergangene und Erlebte ließ sie an ihrer

Seele vorüberziehen, und aller Widerstreit der Empfindungen konnte in seiner ganzen Stärke sich erheben. Sie dachte innig an ihre Mutter und rief sich dabei auch alle die kleinen Vorfälle ins Gedächtniß, welche sich in ihren Beziehungen zu Martin ereignet hatten. Sie prüfte ihre kämpfenden Gefühle und stellte an sich selbst eine Reihe von Fragen, auf welche sie heute noch keine Antwort fand. — In ihrem Innern wogte noch alles wirr durcheinander, und das Unerhörte ihrer Lage, in welcher sie nach mehreren Seiten hin, aber nur nach alleiniger Berathung entscheiden konnte, war schwer genug, um dem zuletzt feststehenden klaren Gedanken die endgiltige That folgen zu lassen.

Sie vermochte nicht das leise Nachzittern ihrer früheren Liebe zu Augustin gänzlich zu unterdrücken; aber jetzt, wo sie allein war, folgte gleich darauf wieder der innere Aufschrei ihrer Kränkung über die Schmach, die Augustin öffentlich an ihr verübte.

Mehr als einmal gedachte sie jetzt Martins, seiner felsenfesten Ehrenhaftigkeit und seiner aufopfernd treuen Liebe, und — was wäre natürlicher gewesen, als daß sie, bei nur einiger Neigung, jetzt den erprobten jungen Mann, dem sie ohnehin mit so unbedingter Achtung zugethan war, durch ihre Hand belohnt und beglückt hätte?

Sollten bei Margareth — in dem Streite der menschlichen Doppelnatur — sinnliche Regungen mit bestimmend sein, die Oberhand gewinnen und zuletzt dennoch wieder für Augustin den Ausschlag geben?

Die Räthsel der Liebe, namentlich im Herzen des Weibes, sind unauflöslich, und wer wollte — selbst wenn sie jetzt noch einen Rest des Gefühls für Augustin bewahrte, — deßhalb einen Stein aufheben und auf sie werfen?

Aufgelöst in einen wirbelnden Kampf, legte sie sich mit heißer Stirne endlich zu Bette, und nach einer höchst unruhigen, fast fieberhaften Nacht verließ sie es am frühesten Morgen wieder, lange bevor draußen die Dienstleute erwachten und an ihre Arbeit gingen.

Sie kniete auf ihren kleinen Betschämel, ein Erbstück von der Mutter, und verrichtete ihr Morgengebet. — Es dauerte heute länger, als sonst. — In tiefes Nachdenken ver-

sunken, war sie lange nach Beendigung ihrer stillen Andacht noch in betender Stellung geblieben, und sie wußte vielleicht selbst nicht, daß sie noch immer kniete.

Als sie endlich sich erhoben hatte, zeigte ihr Antlitz Ruhe und Entschlossenheit. — Sie stand jetzt vor dem Portrait ihrer Mutter, das an der Mittelwand ihres Schlafzimmers hing; und gleich, als ob sie mit der anwesenden Mutter ein Gespräch führte, sagte sie: „Ich bin mit mir im Reinen! — Ich habe mich überwunden und weiß, was ich zu thun habe. Du" — sprach sie gegen das Bild hin — „Du würdest mir ebenfalls Recht geben!"

Nach diesem kurzen Alleingespräch beeilte sie sich, eine Reihe von liegengebliebenen Arbeiten vorzunehmen, die, wie es schien, sie vor dem Zurücksinken in neue Aufregung und Unruhe schützen sollten.

Wir wissen, daß eine recht emsige, alle fünf Sinne in Anspruch nehmende Beschäftigung das beste Mittel ist, die Gedanken abzuleiten.

Die Mägde hatten Margareth schon lange nicht so heiter und so mittheilsam gesehen wie an diesem Morgen.

In ihre heutigen Betrachtungen mischte sich eine große Verwunderung, als Margareth, nachdem die gewöhnlichen Frühgeschäfte des Hauses geordnet waren, eine der jüngeren Mägde beauftragte, zum Rössel zu gehen und — ohne ein Aufsehen zu machen — Augustin zu ersuchen, daß er sich auf einen Augenblick herbemühen möchte.

Die Botin brachte die Nachricht zurück: „Eine schöne Empfehlung von Augustin. Er wird so bald als möglich kommen und ist nur für den Augenblick verhindert." — Ohne Aufforderung und mit der gewöhnlichen Plauderhaftigkeit der Mägde erzählte sie weiter: „Es ist eben ein unerwarteter Besuch angekommen."

„Von wem?" fragte Margareth.

„Eine steinreiche Wirthswitwe von einem Ort außerhalb Gmunden," — antwortete die Dienstmagd mit vieler Wichtigkeit. — „Eine untersetzte, saubere Frau," — und mit aller Naivetät versicherte sie: „Es heißt allgemein, daß es seine jetzige Partie ist."

Margareth war sichtlich betroffen; denn sie erinnerte sich

jetzt an das Gerücht, welches sie über diese Witwe schon früher hörte, als Augustin noch in Gmunden sich aufhielt.

„Sie reist ihm eigens nach?“ sagte sie gedankenvoll zu sich selbst, und ihre Umgebung im Hause, von welcher sie ab und zu um verschiedene Weisungen befragt wurde, machte die Bemerkung, daß sie mit einem Male sehr wortkarg geworden war.

Augustin kam erst nach mehr als zwei Stunden und entschuldigte sich ängstlich über sein langes Ausbleiben, ohne aber die wahre Ursache desselben anzugeben. Margareth, mit der er im Vorhause zusammentraf, ließ nichts davon merken, daß sie darum wisse. Augustin trat nach Empfang des höflichen, aber unbestimmten Willkomms mit äußerster Beklemmung und Spannung in die Stube, in die ihn Margareth nach der Einladung, herein zu kommen, mit hausfraulicher Beweglichkeit führte, — während sich die Mägde in der Küche wieder an die bekannte Maueröffnung drückten und von dem jedenfalls merkwürdigen Vorgange etwas zu erschnappen suchten.

Margareth bot ihm — anders als das erste Mal — auf dem Canapee am großen Tisch neben sich einen Platz, und dem vorhin geängstigten Augustin wurde sogleich wohler zu Muthe. Trotzdem saß er wie auf glühenden Kohlen.

Er ergriff ihre Hand, — was sie nach kurzem Zucken geschehen ließ, — und sprach aus tiefgepreßter Brust: „Ach Margareth! Du siehst so feierlich drein! Ich sehe, Du hast mir Deine Entscheidung zu verkünden, — ich muß auf mein Todesurtheil gefaßt sein!“

Mit der wiedergewonnenen Entschiedenheit ihres Wesens begann Margareth:

„Früher, als ich gestern gemeint habe, ist der Entschluß in mir reif geworden, und ich habe Dich sogleich ersuchen lassen, zu mir zu kommen. Man soll nicht sagen, daß wir Frauenzimmer mit nichts zu Stande kommen und mit dem Reden nicht fertig werden.“

So gemüthlich und fast scherzhaft auch die letzteren Worte dem Sinne nach klangen, so lag doch im Tone ein gewisser Ernst, und Augustin hatte nicht den Muth, sie zu unterbrechen.

„Zuerst gebe ich Dir“, sagte Margareth, „die Versicherung, daß heute von keinem Vorwurf mehr und mit keiner

Silbe von dem, was geschehen ist, erwähnt werden soll, daher ich von Dir keine weitere Rechtfertigung verlange."

Augustin schöpfte tief Athem und wollte sprechen; aber Margareth machte dies überflüssig, denn sie gab ihm jetzt die überraschende, feste und laute Erklärung:

„Ich habe mir alles wohl überlegt und — bin trotz verschiedener Umstände entschlossen — Deinen neuen Antrag anzunehmen."

Augustin sprang wie ein Verzückter auf und rief aus:

„Süße, goldene Margareth! Hast Du mir wirklich verziehen und liebst Du mich noch? Und willst Du mir edelmüthig gewähren, was Du jetzt gesagt hast?"

„Es ist mein fester Wille," erwiederte Margareth ohne Schwanken. „Und nun höre, was ich für Bedingungen setze."

„Verlange das halb Unmögliche", entgegnete Augustin, „ich erfülle Dir alles!"

Margareth bemerkte mit einem beinahe sorglosen Tone: „Es betrifft nur Nebensachen, die sich sehr leicht ordnen lassen. Vor allem will ich, daß wir das Gerede der Leute so viel als möglich abkürzen. Darum wollen wir die Sache thunlichst beschleunigen."

„Mir ganz aus der Seele gesprochen, Margareth!" rief Augustin zwischen hinein.

Margareth erkärte sich weiter: „Wir schreiten sogleich bei dem Herrn Pfarrer ein, daß nicht ein dreimaliges, sondern nur ein einmaliges Aufgebot von der Kanzel stattfindet und gleich den anderen Tag darauf die Trauung folgt, — jedoch zu einer nicht gewöhnlichen Zeit, nämlich in aller Frühe, um den Zusammenlauf der Leute zu vermeiden."

„Wenn Du es durchaus so wünschest", — meinte Augustin, dessen Schlußsatz Margareth nicht abwartete, indem sie fortdictirte: „Keine Tafel und keine Gäste, nur unsere zwei Beistände, — dafür in der Kirche ein reichliches Geschenk an die Armen."

Augustin wollte gegen die letzteren Bestimmungen eine kleine Einwendung sich erlauben, da er glaubte, daß man eine solche Feier doch nicht gar so still und so unscheinbar sollte vorübergehen lassen.

Margareth aber ging von ihren Anordnungen nicht ab,

und Augustin mußte zustimmen. — „Deine Wünsche sind mir ein Gebot," — sagte er, — „und was den Mangel einer größeren Hochzeitsfeier anbelangt, so hast Du bei näherer Ueberlegung auch wieder Recht, weil wir dadurch das Beisein des Vaters und jeden Verdruß mit ihm ganz ersparen."

Margareth versetzte mit bemerklichem Nachdruck: „Es kann nicht anders geschehen, als wie ich gesagt habe." — Darauf bemerkte sie mit gemäßigterem Tone: „Und nun, da Alles geordnet ist, brauchst Du auch kein Geheimniß mehr daraus zu machen."

Sie senkte jetzt den Blick zu Boden, wie vor Scham über die selbst gemachten Anordnungen, welche bestimmt waren, ihrem jungfräulichen Stande ein so nahes Ziel zu setzen.

Augustin dagegen würde hochauf einen Sprung gethan und mit den Fingern geschnalzt haben, wenn ihn nicht der große Respect vor der, in jeder Beziehung überlegenen Margareth davon abgehalten hätte. Sich möglichst zähmend, sagte er: „Ich bin vor lauter Freude und Ueberraschung so ungeschickt, daß ich nicht weiß, was ich Dir Alles sagen soll! Wenn ich auch sonst noch so reden kann, so ist mir doch jetzt die Zunge wie gelähmt. Dafür aber sind Lust und Glück in meinem Innern um so größer. Ich kann jetzt nichts anderes, als ausrufen: Welch' ein Thor bin ich früher gewesen!"

Nachdem er sich tüchtig vor die Stirne geschlagen, fügte er noch bei: „Ach, Margareth! Ich kann es fast nicht glauben, was sich jetzt begeben hat! Wie steh' ich heute beschämt vor Dir!"

Margareth, ohne darauf etwas zu erwiedern, sah nachsinnend vor sich hin. Die etwas peinliche Pause dann beendend, sagte sie rasch: „Thu' nun die nöthigen Schritte!"

„Gleich jetzt gehe ich zum Herrn Pfarrer," — sagte Augustin, — „und werde Alles vorläufig mit ihm besprechen, da ich Deine Einwilligung habe."

Indem er sich jetzt zum Abschied bereitete und doch mit demselben noch etwas zögerte, sagte er mit dem Tone der Bitte: „Aber — Margareth! Ehe ich von Dir gehe, mußt Du einen Beweis Deiner versöhnten Liebe geben."

Mit einer flinken Bewegung und Annäherung wollte er sie küssen. Ihn von sich abwehrend, bedeutete ihm Margareth:

„Vor der Trauung nicht!"

In diesem Augenblicke kam der Vetter Waldhauser herein, der eine Geschäftssache berichten wollte.

Margareth rief dem Eintretenden zu: „Der Herr Vetter ist mein Beistand!"

„Wobei?" fragte der Vetter und blickte eben so fragend die Beiden an.

Margareth wurde jetzt von einer Küchenmagd, die in ihren Blicken und Mienen nebenbei die gleiche Neugier äußerte, zum Vorgeben auf Mittag dringend abgerufen.

„Augustin wird Ihnen das Nähere mittheilen," sagte sie zum Vetter, und ließ die beiden Männer allein.

Das nun folgende Zwiegespräch zwischen Augustin und dem Vetter verlängerte das Gesicht des Letzteren immer mehr und als er das rein Unbegreifliche hörte, was von Margareth so eben beschlossen und eingeleitet worden war, da riß er Mund und Augen angelweit auf, und endlich gab er seiner anfänglichen Versteinerung einen lebendigen, für Augustin nicht sehr schmeichelhaften Ausdruck:

„Na, jetzt weiß ich bei meiner Seele nicht mehr, was ich mir denken soll!"

Augustin weidete sich an seinem schrecklichen Erstaunen und lachte dem unbeholfenen künftigen Herrn Vetter ziemlich übermüthig ins Gesicht.

Der Alte wollte sich dann verbessern, aber wie ein ungläubiger Thomas setzte er hinzu:

„Na, ich gratulire, — wenn's nicht anders ist!"

Augustin wußte, daß die Stimme des Werkmeisters keinen Ausschlag gibt, weßhalb er sich nicht länger bei ihm aufhielt, sondern sich mit einigen Späßen seiner wohlgewogenen Vetterschaft empfahl und geraden Weges zum Pfarrer eilte.

Vetter Waldhauser war nach diesen Mittheilungen von Seite Augustins nichts weniger als beruhigt, da er sich durch ihn in seinem Verbleiben im Hause und in seinem angenehmen Posten ernstlich bedroht glaubte. Er konnte sich jedoch nicht helfen, sagte kein Wort, ging den ganzen Tag brummig umher, und Margareth — lächelte.

* * *

Das ganz unglaubliche Ereigniß in der Sägemühle hatte noch an demselben Abend Martin erfahren. Zitternd vor Schrecken kam er nach Hause und warf sich sprachlos in den Winkel der Bank am Ofen.

Den Kopf auf die Brust gesenkt und mit herabhängenden Händen saß er da und stöhnte.

„Um Gottes Willen! was ist Dir denn, Martin? fragte die erschrockene Mutter.

„Ah, es ist entsetzlich!" sagte er. „Wärest nicht Du auf der Welt, — ich müßte an der ganzen Menschheit verzweifeln!"

„Martin! Martin! Komm' doch zu Dir! Was ist denn geschehen? Du hast mich bis in den Tod erschreckt!"

„Sie ist von Sinnen oder vom Bösen verhext! und ich kann nichts dagegen thun!" jammerte er.

„Was meinst Du denn? Martin! Ich bitte Dich, rede!"

Mit einer unbeschreiblichen Bestürzung stieß er die Worte heraus: „Stelle Dir vor! Die Margareth hat sich mit Augustin ausgesöhnt. Er hat um sie neuerdings geworben und sie — es ist zum wahnsinnig werden! — sie hat Ja gesagt!"

Die Mutter Martins war über diese Neuigkeit selbst betroffen. „Ich kann es nicht glauben!" sagte sie nach einer Weile. — „Geh! Wie kann die geschiedte Margareth so etwas thun! Das wäre ja in der ganzen katholischen Christenheit unerhört!"

„Ja, es ist so!" rief Martin. — „Die Copulation ist schon angemeldet. Vor einer Viertelstunde hat mir's der Meßner, und im Heimgehen auch der Herr Caplan gesagt."

„Nun sieh," — tröstete ihn die Mutter, — „wenn sie wirklich im Stande ist, das zu thun, so darf Dir ja nicht leid sein um sie. Da ist sie Deiner ohnehin niemals werth gewesen. — Ich soll Dich nicht loben, weil Du mein Kind bist, aber mit diesem Wildfang Augustin laß ich Dich nicht vergleichen, und wenn er noch zehnmal schöner wäre, als er ist, — trotz seines Caressirens."

Sie glaubte, mit ihrem mütterlichen Zuspruch auf dem besten Wege zu sein, und fuhr in demselben fort: „Es sind nun — am nächsten Sonntag haben wir schon den weißen Sonntag, von Sonnenwende vorigen Jahres fast schon zehn Monate, seit ich von Deiner unglückseligen Liebe etwas weiß, und ich hätte geglaubt, weil Du immer still gewesen bist, daß

Du diese unnütze Herzensquälerei längst schon unterdrückt hast. Nun seh' ich aber zu meinem Schrecken gerade das Gegentheil! — Es ist ein wahres Unglück, daß Du just auf diese Einzige so versessen bist! — Nimm doch Vernunft an, lieber Martin, und laß Deine Mutter auch etwas gelten!"

Martin saß trostlos da und schien sie nicht zu hören, denn er erwiederte keine Sylbe.

Die Mutter verlor die Geduld nicht und sprach weiter: „Es gibt ja noch andere hübsche und brave Mädchen, und auch vermögliche, und eine Jede müßte froh sein, einen Mann zu bekommen, wie Du Einer bist! — Seit mein guter Vincenz, Dein seliger Vater, todt ist, wär' es mir ja selbst recht lieb, wenn Du heirathen würdest, und ich wüßte Dir gleich mehrere, zum Beispiel: die Enzinger Susi, die Radlmayr Pepi, die Lehenberger Julie" —

Martin unterbrach sie jetzt: „Mutter! Nenne mich thöricht, wie Du willst, — ich kann doch keine andere lieben. — Du weißt, ich bin schon als kleiner Bub so beharrlich und manchmal auch obstinat gewesen — und so bin ich noch. — Was die Margareth angeht, so sage ich Dir, daß ihr weit und breit keine gleichkommt. Ich habe sie die ganze Zeit her im Stillen beobachtet und weiß Alles, was sie gethan hat, und Alles ist nur zu ihrem Lobe. Ich weiß, wie sie die Mutter in ihrer letzten Krankheit gepflegt und betreut, was sie den Armen gethan und wie ordentlich sie das ganze Hauswesen geführt hat. Ich kann Dir auch sagen, daß ich bei ihr viel gelte und daß mir nur dieser — nichtsnutzige Augustin im Wege gestanden ist."

„Wenn sie ihn nun aber doch nimmt? — Martin, Du leidest sehr an Einbildung!" entgegnete die Mutter schonend, wendete sich seufzend ab, ging zum Fenster und sagte dort zu sich selbst: „Kleine Kinder — kleines Kreuz! Große Kinder — großes Kreuz!"

Dann trat sie wieder vor ihren Sohn hin und sagte mit größerem Ernste: „Martin ich kenne Dich gar nicht mehr! — Daß Du diejenige, die bereits einem Anderen gehört, dennoch so hartnäckig begehrst — das finde ich beinahe sündhaft! Darum mußt Du mir versprechen, Dich nach Adelwang*) zu

*) Wallfahrtsort in Oberösterreich.

verloben, damit in Dein verstörtes Herz wieder die Ruhe und die Furcht Gottes zurückkehrt!"

„Wenn Dich das tröstet" — antwortete Martin — „so will ich es Dir gerne versprechen und es auch getreulich halten; zugleich aber mach' ich Dir einen anderen Vorschlag."

„Was denn?" fragte die Mutter mit großer Unruhe. In neuer Aufregung erklärte Martin: „Wenn die Margareth diesen unwürdigen Menschen wirklich heirathet, so — kann ich hier nicht länger leben!"

„Und da wolltest Du mich verlassen?" rief die Mutter voll Bestürzung.

Martin erwiederte: „Nein, das will ich nicht, und könnte eine so lieblose Handlung nicht über mein Herz bringen. Es gibt ein einfacheres und leichteres Mittel, und das ist: Wir verkaufen Haus und Gewerbe, ziehen hinaus ins Flachland und kaufen uns auf einem gut gelegenen Punkt an der Reichsstraße an."

Das ging der Mutter unmittelbar ans Leben, und sie wallte jetzt im höchsten Unmuth auf: „Was hast Du für Hirngespinnste!? — Martin — was zu viel ist — ist zu viel! Zu welchen Narrheiten treibt Dich ein Frauenzimmer! Und da meinst Du, ich soll unser gutes Gewerbe verkaufen? Das Haus verlassen und von unserem Ort weggehen, wo ich geboren bin, wo ich geheirathet habe und wo mein guter Vincenz, Dein Vater begraben liegt? Nein! sag' ich Dir, da wird nichts daraus!"

Von Schmerz überwältigt, schluchzte sie: „Ich will hier leben, hier sterben und einst auch an der Seite Deines Vaters ruhen! — — Geh' fort, wenn Du kannst!"

Die heftige Erschütterung der Mutter theilte sich, wie mit einem Schlage, auch Martin mit, dessen gutes Gemüth sich in diesem Momente der Prüfung nicht verleugnete. Er fiel ihr um den Hals und rief bewegt: „Nein Mutter! ich will Dich nicht vertreiben! Bleibe da und lebe noch lange Jahre! — Hab' Geduld mit mir!"

Er war schnell genug zur Besinnung gekommen, um zu fühlen und erkennen, was er als guter Sohn seiner verwittweten Mutter schuldig sei. — Sein persönliches Interesse unterordnend, that er sich kindlichen und doch männlichen Sinnes Gewalt

an und suchte nach außen zu bezwingen, was seine Seele erfüllte. Darum konnte er nur aus Liebe zu seiner Mutter sagen: „Beruhige Dich, Mutter! ich will die Margareth und all mein Unglück vergessen!“

Die schnell versöhnte Mutter küßte und segnete ihn, und bemerkte freilich nicht, daß er sich verstohlen eine Thräne im Auge trocknete und daß er innerlich aus tausend Wunden blutete.

Martin bot jetzt der Mutter gute Nacht, angebend, er wolle in seine Kammer schlafen gehen, um im Schlafe ein heilsames Vergessen zu finden. Aber die Wände des Hauses waren ihm erdrückend schwer; er ging hinaus ins Freie und machte einen weiten Umweg — um die Sägemühle, die er, ach, so schmerzlich meiden mußte! — Als er von der Anhöhe auf die beleuchteten Fenster der Mühle niedersah, da schwoll sein Herz von Neuem auf, und stumm und ungesehen rang er die Hände, hinunter gegen das Haus, das die geliebte Verlorne umschloß, — aber in der nächsten Minute dachte er an seine Mutter, und mit bitteren Vorwürfen über seine unbesiegbare Schwäche eilte er von dannen.

Am anderen Morgen war es bereits im ganzen Orte bekannt, daß Margareth nun dennoch mit Augustin Hochzeit halten wolle, und Alles schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Des Staunens und Verwunderns und der Betrachtungen darüber war kein Ende. Man erörterte und beleuchtete die wieder aufgetauchte Geschichte von allen Seiten, und die Bedächtigeren schüttelten bedenklich den Kopf, Alles aber war auf die merkwürdige Begebenheit einer zweiten Trauung im höchsten Grade neugierig.

Augustin machte nun auch seinem Vater die Mittheilung von der neu beschlossenen Heirath und bat ihn — der Form nach — um seine Einwilligung, die er ihm ohnehin nicht hätte verwehren können.

Zaininger gab ihm schroff zur Antwort: „Von mir kannst Du nicht verlangen, daß ich mich etwa darüber freuen soll!“ — Dann stellte er sich gleichgiltig und sagte: „Nun, es ist mir alles Eins! Ich werde ohnedies bald selbst heirathen.“

Das Verhältniß zwischen den Beiden war durch den bisherigen Verlauf der Dinge unheilbar geworden.

Nicht freundlicher und freudiger, als in den zwei obigen Häusern, ging es in der Sägemühle her.

Am Nachmittag des zweiten Tages kam der Vetter Feuchtensteiner eigens angefahren, um Margareth tüchtig die Leviten zu lesen. — Er polterte mit einem wahren Donnerwetter herein, womit er ihr in seiner ortsüblich verständlichen Weise das Unsinnige ihrer nochmaligen Heirathseinwilligung beweisen wollte.

Margareth aber ließ sich nicht zusammenschrecken, sondern vertheidigte ihren Entschluß auf das Hartnäckigste. Es entstand nach kurzem Wortgefecht ein völliges Zerwürfniß; Feuchtensteiner stürmte ganz erbost aus dem Hause und fuhr mit seinem Wagen, der ohnehin noch nicht ausgespannt war, wieder davon.

Die übrigen Verwandten und auch andere Leute der näheren Bekanntschaft kamen gleichfalls, um förmlichen Protest einzulegen, und Margareth hatte einen harten Stand, da sie sich zum so und so vielten Male rechtfertigen und vertheidigen mußte.

Andererseits fehlte es wieder nicht an Leuten, welche aus Widerspruchsgeist gegen die allgemeine Stimme ihren kühnen Entschluß lobten und der Meinung waren, daß sie nur durch eine so außergewöhnliche Handlungsweise den schwarzen Fleck aus der mißrathenen ersten Trauung wieder von sich wegbringen könne.

Margareth kümmerte sich weder um die Einen noch um die Anderen, sondern sagte sich im Stillen: „Ich weiß schon, was ich zu thun habe."

Augustin war ebenfalls guten Muthes, und das Rösselwirthshaus wegen des kund gewordenen Ereignisses besuchter als je, denn man wollte von Augustin den näheren Hergang erfahren.

Unter den Gästen that sich vor allen wieder der wohlgelaunte Zainheizer mit seinen Späßen hervor, so oft der Wirth, den sie wegen seiner jetzigen Griesgrämigkeit nicht brauchen konnten, zeitweilig hinausging.

„Redet zu, wie es euch freut! Ich kann schon einen Puff aushalten!" lachte Augustin.

Ehe der Wirth wieder zurückkam, erneuerte der Zainheizer

seine Witze, indem er mit komisch ernster Miene auf Augustin hinzeigte: „Jetzt müssen wir Respect vor ihm haben! Jetzt wird er ein doppelt Coplirter. Und wenn man zweimal angebunden ist, so kann man doch so leicht nicht mehr ausrutschen."

Augustin stimmte in das darauf folgende Gelächter mit ein, und meinte, als es wieder still ward, in leichtsinnig prahlerischer Weise: „Ha, ha! jetzt bin ich der, der zuletzt lacht. Was ich thu', das kann nicht ein Jeder von sich sagen. Das soll mir ein Anderer nachmachen!"

Schnell warf ihm der Heizer ein: „Eya! Du kannst das leicht thun! Aber die Margareth — Kreuzelement! die hat Courage mit Dir! — Oder hast Du etwa Lust, das Spectakel mit dem Nein sagen noch einmal aufzuführen?"

„Der Augustin muß für die Weibsleute ein eigenes Hexenkräutl haben!" lachte ein Anderer.

Ein Dritter spaßte: „Das Kräutl hat er in seinem erschrecklichen Redhaus, das jetzt wieder lebendig worden ist."

Da kam der Wirth wieder zurück, und seine Gegenwart schnitt den Faden der Unterhaltung sogleich entzwei.

Es war, als wenn im eigenen Hause über Augustins festlicher Angelegenheit eine Wetterwolke hinge.

Allein das Brautpaar leitete regelmäßig alles ein, und schon am zweiten Sonntag darauf erfolgte in der Kirche — zum neuen Erstaunen aller Versammelten — das erste, zweite und dritte Aufgebot mit Einem Male.

Ohne es zu wissen, war Martin dem Schmerz entgangen, die wiederholte Verkündung Margareths anhören zu müssen. Er hatte Geschäfte des Holzeinkaufes zu besorgen und war tiefer ins Gebirge hineingegangen, weil er in letzterer Zeit die ihm zu schmerzliche Verbindung mit der Sägemühle vermeiden wollte. Vor morgen Mittag konnte er nicht zurück sein, und seine Mutter dankte Gott für diesen glücklichen Zufall. — „Wenn er heim kommt", — sagte sie zu sich selbst — „ist die Geschichte vorüber, und dann wird er ja gescheidter werden."

Schon um halb sechs Uhr am anderen Morgen stieg Margareth mit dem Vetter Waldhauser, ihrem Beistande, in den Wagen, der sie zur Kirche führte.

Sie trug dasselbe Brautkleid wie das erste Mal. Augustin

war mit seinem Beistande zu Fuße dahin gegangen und erwartete Margareth in der Sacristei, wo die vorausgehende Einschreibung in das pfarrliche Trauungsbuch vorzunehmen war.

Ungeachtet der so frühen Morgenstunde war dennoch die Kirche voll von Neugierigen, die sich möglichst weit nach vorne an das Speisegitter des Altares drängten, um die erwartete Braut ja so nahe als möglich beobachten zu können.

Die Mädchen zischelten einander in die Ohren: „Merkwürdig, daß sich die Margareth doch noch einmal getraut!“ Und als Augustin durch die Kirche in die Sacristei schritt, da bemerkten die Zuschauer, daß er den Kopf höher hob und triumphirende Blicke herumwarf, mit denen er zu sagen schien: „Einen solchen Mann, der so etwas zuwege bringt, — einen solchen Sieger habt ihr noch nie gesehen!“

Auf demselben Wege durch die Kirche kam nun auch Margareth, der Vetter Waldhauser ihr zur Seite. Sie war hübsch wie immer, sah jedoch nicht aus wie eine frohe, glückliche Braut, und mit sehr ernster Miene betrat sie die Sacristei.

Nachdem die gegenseitigen Begrüßungen vorüber waren, Augustins Beistand seine Zeugenleistung bereits eingeschrieben und der neue Pfarrer, ein Mann im kräftigsten Alter, nun auch den Vetter Waldhauser aufgefordert hatte, als erbetener Beistand und Zeuge der heutigen Trauung seinen Namen in das aufgeschlagene Buch einzutragen, — da trat Margareth vor und sprach mit einem leise zitternden Tone:

„Hochwürdiger Herr Pfarrer! Ich bitte vielmal um Verzeihung, daß ich in Gegenwart der geehrten Versammlung und vor dem hier anwesenden Bräutigam ein unliebsames Bekenntniß abzulegen habe.“

Es entstand eine große Bewegung, und Augustin starrte Margareth an. Letztere sprach:

„Ich bin genöthigt, nach meinem besten Wissen und Gewissen vor Ihnen und den beiden Zeugen feierlich zu erklären, daß ich den ernsten Schritt, zu welchem jetzt die Vorbereitungen getroffen werden, nicht thun kann, dabei aber nicht am Altare ein öffentliches Aergerniß geben will!“

Der heftige Schrecken Augustins, ein bestürzter, kurzer Ausruf des Pfarrers: „Was ist das?“ und die ähnlichen

Ausrufungen der verblüfften Beistände waren die erste Wirkung der von Margareth abgegebenen Erklärung.

In äußerster Aufregung und beide Arme hoch emporstreckend, konnte Augustin keinen anderen Laut hervorbringen, als den erschrockenen und zugleich protestirenden Zuruf: „Margareth!“

Margareth löste den Brautkranz aus den Haaren und behielt denselben in der Hand. Bewegt, und mit dem Ausdrucke der möglichsten Sanftmuth sagte sie hierauf:

„Noch einmal — Verzeihung! — Es ist mir nicht möglich, ihm zum Altar zu folgen. Hochwürdiger Herr Pfarrer! Verdammen Sie mich deßhalb nicht, daß es so weit gekommen ist; aber ich kann nicht anders, als daß ich in dem entscheidenden Augenblick, ehe es zu spät ist, von dieser Verbindung zurücktrete!“

Augustin, blaß vor Zorn, Scham und Schrecken, war keines Wortes mächtig, und auch Margareth wagte nicht, die Augen zu erheben.

Der Pfarrer begann jetzt mit strengen Aeußerungen seines Unwillens über das entweihende Spiel mit einer öffentlich verkündeten, sacramentalischen Handlung im Angesichte der Kirche. Dann setzte er beredt auseinander, daß eine solche Handlungsweise, die sich im kurzen Zeitraume eines halben Jahres wiederholt habe, der ganzen Gemeinde ein sehr böses Beispiel gebe.

Augustin, der jetzt losbrechen wollte, bedeutete er mit einer abwehrenden Bewegung der Hand, zu schweigen.

Margareth antwortete gefaßt und ohne Heuchelei: „Ich erkenne, daß ich sehr gefehlt habe; glauben Sie mir jedoch, Hochwürdiger Herr Pfarrer! in meinem Herzen ist keine niedrige Rachsucht, und ich selbst bedauere von ganzer Seele, daß ein solcher Vorfall nun schon das zweite Mal in unserer Kirche sich ereignet hat. Ich aber habe ihn nicht vermeiden können, weil ich mir anders nicht zu helfen gewußt hätte. Nach dem, was früher mir angethan worden, hab' ich es thun müssen, um für meine ganze Zukunft hier im Orte Ruhe zu haben und wegen des ersten Vorfalls nicht immer mit den Fingern auf mich zeigen zu lassen, um vor dem Manne, dem ich unmöglich mehr vertrauen konnte, als Mäd-

chen nicht erniedrigt dazustehen, — vor aller Welt auch meine äußere Ehre wieder herzustellen und in meinem eigenen Innern des nagenden Gefühls einer so schweren öffentlichen Kränkung los zu werden. — Ich bitte die Kirche aufrichtig um Vergebung!"

Der Pfarrer verwies ihr mit ernsten Worten das Werk sträflicher Eitelkeit, das schwere Unrecht der Selbstgenugthuung und der dabei zu Grunde gelegten längeren Berechnung eines solchen Schrittes.

Augustin aber ließ, im Ausbruch seines alle Schranken vergessenden Zornes, den Pfarrer nicht zu Ende kommen, sondern überschüttete Margareth mit den leidenschaftlichsten Vorwürfen über eine so entsetzliche, so abscheuliche Täuschung, und eine so ungeheure Falschheit — in dem Augenblicke, wo er seine aufrichtige Besserung bewiesen habe. Er riß ihr den Brautkranz aus der Hand und warf ihr denselben vor die Füße, ehe der darüber entrüstete Pfarrer es verhindern konnte.

In gleicher Weise waren seitwärts an einem Fenster der Sacristei die zwei Beistände scharf gegen einander gerathen.

Margareth kam nicht aus der Fassung und antwortete Augustin:

„Ich kann mich nicht besser rechtfertigen, als wie ich es schon dem Herrn Pfarrer gesagt habe. Es wäre nicht edel von mir, wenn ich Dir sagen wollte, daß nichts Anderes geschehen ist, als die Ausgleichung unserer Rechnung. — Ich hatte Dich geliebt, aber Du hast mit meinem Herzen ein leichtfertiges Spiel getrieben, hast meine Liebe mißhandelt, und meine arme Mutter ist das Opfer geworden. Die Rückkehr zu mir, ohne Bürgschaft für die Zukunft, hat unter den vorausgegangenen Umständen das verlorene Vertrauen nicht mehr ersetzen können, wie sehr ich auch mit mir gekämpft habe. Als aber dieser Kampf zwischen Einst und Jetzt in mir entschieden war, Dein Blick nichts davon errieth und Deine Zuversicht nicht von mir abließ, da habe ich Dich — dessen bekenne ich mich schuldig vor dem hochwürdigen Herrn Pfarrer — durch geringe Verstellung getäuscht, und ich habe es — weil Du nicht gesehen und mich doch gedrängt hast — aus den schon aufgezählten Gründen zu demselben Fall kommen

lassen, den ich habe von Dir erleiden müssen. — War das von mir nicht recht, so verzeihe mir! — Laß für mich die Entschuldigung gelten, daß Du, bei Deinem Naturell, mich leicht vergessen und nun auch mit Deinem Vater in kein Zerwürfniß kommen wirst!"

Sie sprach es mit der schonendsten Anspielung auf bekannte Dinge. Dann schloß sie ihre Vertheidigung:

„Und da ich auch kein weiteres Recht mehr habe, Dir aus der ganzen Vergangenheit über irgend etwas einen Vorwurf zu machen: so bitte ich Dich, daß wir jetzt, wenn auch von Leidenschaft erregt und verbittert, doch ohne Groll scheiden!"

Der Ton ihrer Rede war aufrichtig und nicht ohne Wehmuth, da sie wohl einer schöneren Zeit gedachte und ihr Augustins Lage — in rein menschlicher Beziehung — nicht jedes Mitleid entziehen konnte.

Lobend unterstützte sie der Pfarrer und sprach zu Augustin eindringlich in demselben Geiste.

Lange widerstrebend und mit abgewandtem Gesichte reichte ihr Augustin endlich die Hand und verließ mit den dumpfen Worten: „Ich hab' es vielleicht nicht anders verdient!" unverzüglich die Sacristei, um draußen durch das rechts und links hörbare Geflüster der vom Meßner unterrichteten, ungeduldig harrenden Menge Spießruthen zu laufen.

Nach der Entfernung Augustins öffnete Margareth ihr Gebetbuch, nahm zwei kleine Päckchen heraus und überreichte sie dem Pfarrer, von dem sie — unter Wiederholung ihres reumüthigen Schuldbekentnisses — jetzt Abschied nahm, mit den Worten: „Dies bestimme ich, Herr Pfarrer, für die Kirche! Und diese besondere Gabe für die Armen!"

Der Pfarrer dankte freundlich im Namen der Kirche und der Armen, gab ihr jedoch zuletzt die Lehre: „Der Mensch soll nur im Guten Gleiches mit Gleichem vergelten!"

Allerdings getroffen und das Unrecht einer solchen Wiedervergeltung fühlend, dennoch aber mit erleichtertem Herzen, fuhr Margareth in ihre Sägemühle heim. Der Pfarrer aber strich, als sie fort war, im Trauungsbuche das Eingeschriebene durch und machte dazu seine Anmerkung.

Die Leute im Orte hatten nun wieder vollauf zu reden, und es gab reichlichen Stoff für mehrere Tage. Nur Wenige

waren, welche sich nicht als Vertheidiger auf die Seite Margareths gestellt hätten. Hin und wieder hieß man sie ein Trutzköpferl, welches sich wie ein Mann sein Recht verschafft habe. Von Augustin hörte man, daß er noch am nämlichen Tage zu seiner Muhme Barbara verreiste.

* * *

In bester Laune und mit ungewöhnlicher Beredsamkeit bezeugte Vetter Waldhauser der außerordentlichen Muhme die Ueberraschung, welche er jetzt erlebt habe.

Er sollte aber bald noch mehr überrascht werden.

Als nämlich Margareth den Brautanzug abgelegt und in einen besonderen Kasten versperrt hatte, schickte sie eine Magd zur Wagnermeisterin, welche derselben einen schönen Gruß und das Ersuchen zu melden hatte, daß sie und Martin recht bald in die Sägemühle auf Besuch kommen möchten.

Die Wagnermeisterin ließ Margareth freundlich zurücksagen, auf Mittag erwarte sie die Zurückkunft Martin's und dann würden sie sogleich kommen. — Dies geschah bereits in den ersten Stunden des Nachmittags.

Martin erschien voll freudigen Schreckens und innerer Bewegung, voll Beklommenheit und Spannung, denn erst kurz zuvor hatte er von seiner Mutter die wichtige Neuigkeit von dem heutigen Vorfall in der Kirche erfahren. Dem Eintrittsgruße der Mutter: „Gelobt sei Jesus Christus! Einen schönen, guten Abend, Jungfer Margareth!" hängte er die höflich schüchterne Formel an: „Womit können wir Dir dienen, Margareth?"

Margareth bewillkommte sie auf das herzlichste und lud sie ein sich zu setzen, um ein Bischen länger reden zu können. — Dann sagte sie freundlich zu Martin: „Du weißt schon, Martin, was heute geschehen ist, und wirst Dich nicht wenig darüber verwundert haben. Ach!" — unterbrach sie sich mit einem Seufzer, — „ich habe dabei die ganze Zeit her mehr ausgestanden, als es mir jemand glauben mag!"

Martin wollte sprechen, aber Margareth ließ ihn nicht dazu kommen. „Ich weiß alles, was Du mir sagen willst," — bemerkte sie zustimmend, — „ich weiß aber auch, daß ich in Deinen Augen gerechtfertigt bin, wenn mich auch manche andere Leute verurtheilen."

„Niemand — niemand!“ rief Martin fast stürmisch, während seine Mutter gutmüthig lächelnd meinte: „Im ersten Augenblicke als ich es hörte, hat es mich doch ein wenig frappirt.“

„Ja, ja! das glaube ich Ihnen gerne!“ sagte Margareth. „Es hat mir ja selbst auch weh gethan.“ — Dann wendete sie sich wieder zu Martin und verfolgte das Ziel ihrer weiteren Mittheilung: „Es sind nur noch ein paar Monate auf ein Jahr hin, als Du mir am Sonnenwendtage, droben bei dem Eichenwäldchen, Dein Herz eröffnet hast. Damals ist mein Herz nicht frei gewesen, indem ich jenes unglückselige Verhältniß mit Augustin anknüpfte. Es war eine Zeit kurzer Verblendung, Du aber bist beharrlich gewesen und hast Treue gehalten! — Schon längere Zeit hat sich mein Herz zu den früheren Erinnerungen zurückgeneigt, aber erst jetzt bin ich wieder frei geworden. Jenes Aergerniß von der ersten Trauung her, das meinem Namen noch immer anklebte, ist ausgeglichen, und es wird mich jetzt niemand mehr eine Sitzengebliebene heißen dürfen, gleichwie ich — was mehr werth ist — wieder mein besseres Selbst gefunden und die sinnliche Leidenschaft besiegt habe.“

Martin's Mutter wendete voll Spannung kein Auge von Margareth.

In steigender, innerer Erregung und mit immer heller glänzenden Blicken horchte Martin den vertraulichen Ergießungen eines Herzens, das er für unnahbar und längst für unwiederbringlich verloren hielt. Sein ganzes Sein schwebte jetzt mitten inne zwischen Furcht und Zweifel und süßem Erwarten; aber er wagte noch nicht, das Süßeste zu hoffen. „Margareth!“ rief er in der kurzen Zwischenpause, die sie nach den obigen Worten gemacht hatte, — „innigsten Dank dafür, daß Du mich einer so vertrauensvollen Unterredung werth hältst!“

Er schwieg, und getraute sich nicht mehr zu sagen und von dem, wovon sein Herz voll war, den Mund übergehen zu lassen.

Margareth ergriff jetzt seine Hand und sprach: „Ich bin frei, und mit der freien Wahl meines Herzens nehme ich jetzt — wenn Du mir Deine Liebe bewahrt hast — Deinen Antrag an.

Martin sprang auf, wie ein von plötzlichem Taumel Ergriffener, aber sein Gesicht hatte den verschönernden Ausdruck

eines beseligten Menschen. Die Sprache versagte ihm den Dienst, — Thränen der Freude stürzten aus seinen Augen, und mit einem Ungestüm, das seine Mutter höchlich erstaunte, umarmte er Margareth, deren Antlitz gleichfalls von Glück und Heiterkeit strahlte.

Die freudig überraschte Mutter trocknete sich die Augen, die von süßer Rührung überströmten; — dann sagte sie zu Martin:

„Ich hätt' es in meinem Leben nicht geglaubt, daß es mit Dir so gut ausgehen wird!"

Die höchste Empfindung ist arm an Worten, — das bewies auch Martin, der sein langes Leiden in der seligen Stunde für immer versenken konnte. Als er die Sprache wieder fand, den Jubel seines Glückes aussprach, die Wege der Vorsehung pries und die Schwüre seiner treuesten Liebe erneuerte, — da fiel ihm Margareth freundlich bittend in die Rede:

„Haltet aus Schicklichkeitsrücksichten vor der Welt — ich bitte Euch sehr darum — die Sache jetzt noch geheim, bis sich das Gerede über den heutigen Vorfall wieder gelegt hat."

Der überglückliche Martin und seine hocherfreute Mutter hatten kaum noch Zeit, ihr dieses Versprechen zu leisten, als das Eintreten des geschäftsbeflissenen Vetters Waldhauser die entscheidende — Unterredung störte und beendigte.

Margareth sprang mit weiblicher Gewandtheit allsogleich auf ein anderes Gespräch über und ließ den Vetter glauben, es sei von einem dringenden Holzgeschäfte die Rede gewesen.

Martin und seine Mutter beurlaubten sich, alle Aeußerungen ihrer Gefühle auf Miene und Geberde beschränkend.

Margareth begleitete die Beiden hinaus, und vor der Thüre des Hauses wurde ohne Zeugen und unter herzlichen Händedrücken das Weitere auf den nächsten, baldigen Besuch verschoben.

Wenn es leichter ist, das Unglück als das Glück zu verschweigen, so fühlte dies Martin. Wie gerne hätte er allen denjenigen, die es gut mit ihm meinten, die Ueberfülle seines Glückes verkünden, wie gerne seinen inneren Jubel laut in alle Welt hinaus rufen mögen! — Zum Mindesten aber konnte er mit seiner Mutter nach Herzenslust davon sprechen,

und eine theilnehmendere Seele hätte er ohnehin nicht finden können.

Es brauchte auch nicht lange verschwiegen zu bleiben; denn schon nach sechs Wochen wurde in einer anderen, zwei Stunden entfernten Dorfkirche eine stille Trauung gefeiert, welche das glückliche Hochzeitspaar, Martin und Margareth, mit dem unauflöslichen Bande vereinigte.

Außer der Mutter Martins waren nur der lustige und nun wieder ausgesöhnte Vetter Feuchtensteiner als Beistand des Bräutigams, und Vetter Waldhauser als wiederholter Beistand der Braut zugegen.

Die freudigste Theilnahme des ganzen Ortes — mit Ausnahme des Rösselwirthshauses — erhöhte der Neuvermählten inniges Glück, das mehr auf sittlicher Achtung als auf Leidenschaft beruhte und deshalb zu einer nachhaltigeren Dauer der ehelichen und häuslichen Freuden führte.

Der schöne Augustin, nun vielfach gewitzigt, that das Vernünftigste, was sich in seinen mißlichen Verhältnissen für ihn thun ließ — er heirathete bald darauf jene Witwe, die ihn mit ihrer Liebe so hartnäckig verfolgt hatte.

In das Wirthshaus zum goldenen Rössel kehrte allmälig der Friede zurück. — Zaininger, vielleicht durch seinen Sohn abgeschreckt, ging in sich und gab den Gedanken, noch einmal zu heirathen, auf. Er versöhnte sich mit seiner Schwester, und Barbara zog wieder zu ihm.

So endete unsere Geschichte zur allgemeinen Zufriedenheit.

# Sepp, der Holzknecht.

Vom Schlößchen Almegg an der Mündung der Alm (Albenfluß) in die Traun, in der Gegend der stattlichen Benediktiner-Abtei Lambach, führt der Weg flußaufwärts gegen Süden in die grünen Berge von Scharnstein, überragt von der schönen Pyramide des Traunsteins, und weiter hinein in das waldreiche, anmuthige Thal der Grünau, wo aus dem tieferen Hintergrunde graue, breite Felscolosse majestätisch herüberragen.

Die kleine, reinlich weiße Fahrstraße des Thales läuft dahin.

Vorüber an den freundlichen Häusern der vielen Sagmeister kommen wir, immer die silberhelle Alm zur Seite, zu dem Hause des kaiserlichen Oberförsters, und vorwärts hin durch Lärchen- und Tannenwälder zu dem Eingange der Hetzau, jener prächtigen Bergwildniß von der wir später erzählen werden.

Wir wenden uns rechts, wo die mächtigen Häupter der Seemäuern über die Wipfel des Nadelholzes in die Wolken sich erheben. — Am grünen Saume des Waldes empfängt uns in ländlichster Einfachheit das einsame Wirthshaus in der Habernau.

Ringsum tiefe Stille. — Wir sind an der Schwelle des innersten Winkels der oberösterreichischen Alpen.

Noch eine kurze Strecke vorwärts am Rande des Waldes, — und wir stehen überrascht am Ufer eines der verborgensten und lieblichsten Seen unseres Landes.

Es ist der Albensee, — im Munde des Volkes kürzer der Almsee genannt.

Ein Schiffchen, von einem kräftigen Jungen aus der Habernau gerudert, führt uns über den sonnigen Spiegel. — Zur Linken, gerade vor uns und zur Rechten das enge eingeschlossene, entzückende Halbrund der hohen und nun unmittelbar nahen, unwirthbaren, aber herrlichen Berge!

Von der Höhe — der Schütze ist unsichtbar — kracht

jetzt ein Schuß, und donnernd rollt der Wiederhall in der ganzen Runde. — Alle Reize und alle Schauer der Gebirgswelt stürmen mit einem Male auf uns ein, und gerne mag man auf eine Weile ganz und gar der fernen Stadt vergessen.

Oben am südlichen Ende des kleinen See's winkt uns gastlich das schöne Seehaus mit seinem Gehöfte, wo der Förster und Jäger, als Herr dieser poetisch erhabenen Einöde, mit seiner Familie und seinen wenigen Dienstleuten wohnt und die Fremden mit den edlen Salblingen aus dem See oder mit Hirsch- und Gemsbraten bewirthet.

Das ansehnliche, mit einem Stockwerk versehene und sehr geräumige Seehaus, kaum ein Paar hundert Schritte entfernt vom nackten Fuße des Eilfer-, Zwölfer- und Einserkogels, nach dem Stande der Mittagssonne so genannt, nebst dem ganzen Wald- und Jagdgebiete ist ein altes Eigenthum der berühmten, eilfhundertjährigen Benediktiner-Abtei Kremsmünster.

In der unmittelbaren Nähe des Hauses stehen nur noch zwei kleine Alpenwirthschaften, die aus alter Zeit von einem Schweizer-Colonisten herstammen und noch jetzt die Schweizerhäuser genannt werden.

Mit unersättlichen Blicken durchforschen wir die großartige, weitere Umgebung dieses romantischen Seehauses. — An die schon genannten Höhen schließen sich der Wolffing, der Predigtstuhl, der Feigenthalhimmel — mit seinem merkwürdigen Namen, — das Weißhorn und noch eine Reihe anderer Gipfel. — Wie eine fast senkrechte Mauer stehen diese ewigen Berge.

Wohin man aber blicken mag, — wir sind hier am Ende aller Wege für gewöhnliche Menschen.

Nur von da oben, nach Erklimmung eines dieser riesigen Kegel, schreiten kühne und gewandte Bergsteiger auf dem wetterzerschlagenen, ausgehöhlten, unermeßlichen Steinplateau des todten Gebirges noch weiter, und gelangen nach einem höchst anstrengenden Marsche von zehn bis zwölf Stunden, hinüber nach Aussee in Obersteier.

Wir aber müssen diesseit unseres Seegebirges bleiben und uns den Schauplatz hier noch näher betrachten.

Dort in der dunklen Ecke, wo die Berge der Morgenseite mit jenen der Mittagsseite zusammenstoßen, starrt uns eine ungeheure Schlucht mit wüstem Felsschutt entgegen, und der

Jäger bedeutet uns, daß es dort „in der Röll" heißt und jener Eckkogel deßhalb den Namen Röllberg führt. — Dort, am Fuße des Hausberges, liegt das idyllische Fischerhäuschen, wo man im See das berühmte Echo hört. Und eben dort, emporblickend zu den höheren Grasplätzen der östlichen Felswände des See's, sieht man bei Tage mit leichter Mühe eine Gemse, oft ein ganzes Rudel dieser zierlichen Thiere und Nachts vor den Fenstern des Seehauses, wenn der Mond durch die Wolken dämmert, kann man die Könige dieser Wälder, die Hirsche sehen, wie sie friedlich an den See kommen und im krystallhellen Alpenwasser ihren Durst stillen.

Für Jäger und — Wildschützen, wahrlich ein verlockender Fleck der Erde!

Bei längerem Verweilen aber würde ein Anderer, als mit stählernen Nerven und mit eisernen Sehnen, bald zurückschrecken vor dem harten Kampfe, den der Mensch mit der rauhen und kargen Natur hier zu bestehen hat.

Fragt sie aber, die kernigen Bewohner dieser abgeschlossenen, kleinen Welt, — Alt und Jung, die um geringen Lohnes willen die schwersten Arbeiten verrichten, ob sie ihre Berge verlassen wollen, und sie werden euch sammt und sonders voll Verwunderung über eine solche Frage in's Gesicht blicken. — Einige werden lachen, die anderen Alle, ohne etwas zu reden, ungläubig den Kopf schütteln. — Die Sehnsucht ihres Lebens erstreckt sich nicht weiter, als in das nächste Thal und von einem Berge zum andern. — In früheren Zeiten, wo nur im Hochsommer einige Fremde hereinkamen, mußte dieses treue Festhalten an der heimischen Scholle in einem noch stärkeren Grade ausgeprägt gewesen sein; auch heute noch kommen nur die Holz- und Kohlenflößer aus der Grünau weiter hinaus in das Flachland, kehren aber jedesmal wieder in ihre Berge heim.

* * *

Um den Boden unserer Erzählung vollends kennen zu lernen, müssen wir dort gegen Sonnenaufgang hin über den Almsee hinausgreifen und aus seinem Umkreise jene Seite der Nachbarschaft näher schildern.

Dort auf dem steilen vielfach zerklüfteten Gemsgebirge an

der Morgenseite des See's steigen die Jäger bis hinüber in die Hetzau, — ihre weit entlegenen Stationen sind die Sennhütten der Schwaigerinnen und die Waldhütten der Holzknechte.

Oft tagelang klettern sie hoch droben auf den steinigen Höhen, an jähen Abgründen und durch unwegsame Klüfte, über Rinnen und Gerölle, über Rücken und Sattel, Grat und Schneide, und nur so abgehärtete Naturen, wie jene der Gemsjäger und der Wildschützen, sind im Stande, Beschwerden dieser Art zu ertragen. — Die angeborne Waidmannslust der Männer des Hochgebirges, die oft zur höchsten Leidenschaft sich steigert und nicht selten zum Kampfe auf Leben und Tod führt, läßt sie mit verwegenem Muthe jeder Gefahr begegnen.

Ein geeigneterer Boden, als hier, ist für ein so kühnes und gefährliches Leben nicht leicht anderswo zu finden.

In einem langgestreckten Halbbogen ziehen sich die Almseemäuer östlich hinüber, wo tief unten die enge, finstere Waldschlucht der Hetzau heraufgähnt und der Streinegger Wildbach in der Tiefe braust.

Hoch über unseren Häuptern ragen der Buchschacher, das Möhrenkahr, der Brand, der Eiben- und Hochplattenkogel, das Büchsenkahr, der Kreßenberg und noch manch' andere Gipfel zur Rechten und Linken der Hetzau; alle aber sind sie nur die Vorläufer eines Größeren, von dem wir bald hören.

Die freundlichen Leser mögen sich im Geiste einen vertrauten Führer gefallen lassen, der sie nicht auf den gefahrvollen Hochpfaden der Jäger, jedoch auf Wegen, die noch immer beschwerlich genug sind, durch tiefe Nadelwälder mehrere Stunden lang begleitet, bis wir zu einem Punkte gelangen, wo wir plötzlich aufjubeln im süßen Grauen der Ehrfurcht vor der Größe und erhabenen Wildheit der Natur, die sich hier unsern staunenden, schwelgenden Blicken in ihrem Urzustande zeigt.

Wir sind am Ende der Hetzau, auf einer vorspringenden Platte des mächtigen, von oben bis unten seltsam gerippten Kreßenberges, — auf unserem Standpunkte, mindestens drittehalbtausend Fuß über der Sohle des Thales der Grünau.

Vor uns — in schreckender Nähe — steht ein achttausend

Fuß hoher Riese, — der große Priel,*) von seiner jäh abstürzenden Nordseite gesehen, mit seinen furchtbaren Wänden und alterbraunen Schneefeldern, von seinem Scheitel bis zum Fuße in wildester Nacktheit starrend.

Wir stehen hier oben am Rande seines tiefen, schauerlichen, ungeheuren Kessels, und blicken schwindelnd hinab in eine unbeschreiblich schöne Urwildniß!

Wohl sehen wir unten nur Gestein, Wald, Wasser und grüne Matten, — aber in welch' großartigen Gebilden, in welcher Zusammenstellung und in welcher Hoheit der Umgebung! — Wie zauberhaft sind die Gegensätze der Beleuchtung und wie heilig ist das Schweigen hier im geheimsten Schooße der Berge!

Und wer beschriebe die Frische dieser Bergluft, die Stärke und Würze dieses Waldduftes, der aus der Tiefe heraufsteigt und von allen Seiten auf uns einströmt? —

Wir sind wie festgebannt und das trunkene Auge haftet unverwandt auf dem hehren Bilde der heimatlichen Alpen. Der Priel mit seinen Nebenmännern, Zwillischkogel und Kreßenberg, bauten von Stein die eine Wand dieses furchtbaren Kessels, die andere bildet ein dunkelgrünes Meer von dichten Wäldern, die ohne Lichtung, ununterbrochen von den Gipfeln der Berge bis hinab zur Grundsohle reichen. — Wald bedeckt auch den Boden des Kessels, — aber wunderbar blicken zwei tiefblaue Augen aus demselben. Es sind die beiden kleinen Oedseen, deren ungeahnter, reizender Anblick uns mit wahrhaft freudiger Ueberraschung erfüllt. — Die Wenigsten im Lande kennen ihren Namen, aber mit großem Lobe erzählen die Eingebornen: in diesen Seen sei der älteste Sitz der Salblinge. Unser Führer behauptet dasselbe, und wir wollen ihm nicht widersprechen; denn uns selber will bedünken, daß diese Edelfische hier mehr, als sonst wo, Ruhe haben vor den Verfolgungen der Menschen. Hirsche unten, die so eben sichtbar werden und uns neuerdings fesseln, scheinen unsere Meinung zu bestätigen. Ungescheut weiden am Ufer des zweiten See's zwei bis drei dieser prächtigen Thiere, — außer dem stolzen

*) „Mons altissimus Austriae superioris et inferioris" heißt er auf den alten Karten, und hieß es so lange, bis erst in unserem Jahrhundert der Dachstein-Gletscher erstiegen und gemessen wurde.

Lämmergeier, der dort an den unnahbaren Prielwänden hoch in den Lüften schwebt, — die einzige Spur des Lebens in dieser feierlich-erhabenen Wildniß.

Es ist, als habe nie ein Mensch diese Tiefe betreten, — und dennoch entdeckt man nach längerem, schärferen Schauen, unter Bäumen versteckt, eine kleine Hütte, — wahrscheinlich für Holzknechte, — die uns beweist, daß die furchtlosen Kinder des Gebirgs mit ihrer Arbeit, vielleicht auch mit schrecklichen Leidenschaften — bis hieher dringen und überall hausen, wo Wald und Wild Beschäftigung bieten. — In der That führt unten am Wildbach, der als Abfluß der Oedseen hinausströmt, von der Grünau ein Fußpfad herein, der uns gegenüber hinaufsteigt zur prachtvollen Höhe am „Ring," von wo man jenseits zu dem gastfreundlichen Alm- und Jagdhause „in der Bernerau" hinabgelangt, — weiter hinaus in das liebliche Thal der Steyerling zu den dortigen Sensengewerken und bald darauf in das nahe Flußgebiet der Steyr nach Klaus und Kirchdorf.

Dort, auf der unvergleichlichen Wald-Gloriette „am Ring" — mit richtigem Verständniß gab ihm unser naturpoetisches Volk von der Rundschau am Prielkessel diesen sinnbildlichen Namen, — stand ich sinnend vor mehreren Jahren und dachte daran, die kleine Geschichte niederzuschreiben, die sich in diesen Gegenden, dem Aufenthalte von Jägern, Holzknechten und Wildschützen, der Sage nach dereinst zugetragen.

* * *

Es mögen hundert Jahre und darüber sein; am Almsee war es damals wie heute, und nur die Menschen und ihre Namen, nicht aber ihre Art und Weise hat dort gewechselt.

Zur Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, war das Jahr schon weit vorgerückt, der Michaelstag bereits vorüber; — ein rauher Herbstwind strich über den See.

Es ist Abend, die Tiefe des Thalgrundes in Dunkelheit gehüllt. Im ebenerdigen Geschoße des Seehauses brennt ein Licht. Drinnen, in der großen Jägerstube, am Eichentische nächst dem grünen Ofen, sitzt der Jäger, sein Weib Annamaria, sein Sohn Hubert, ein fester Junge von achtzehn Jahren, zwei Knechte und zwei — drei Hausdirnen, das Nachtmal verzehrend, mit dem sie soeben fertig werden.

Der Jäger erhob sich, machte andächtig das Kreuz, und man verrichtete laut das gewöhnliche Tischgebet.

Die Knechte und Dienstmägde erhielten häusliche Aufträge für den nächsten Tag und entfernten sich, — die Ersteren, um für den frühesten Morgen ihre Stutzen in Ordnung zu bringen, die Andern, um nach dem Reinigen des Geschirres noch eine Stunde zu spinnen.

Die Familie blieb am Tische beisammen, nachdem sich der Jäger sein kurzes Pfeifchen angezündet hatte, ohne jedoch munterer Laune zu sein.

Kaspar Föhrenberger — so nennen wir den Seeförster — ist zwar ein Sechziger, jedoch ein strammer, rüstiger Mann. Das volle Haupthaar, welches er nach damaliger Sitte lange trägt, ist nur wenig grau, und das wettergebräunte Antlitz zeigt das Gepräge einer unverwüstlichen Gesundheit. Derbe, offene Biederkeit und Liebe zu seinem Waidwerk spricht aus seinen Zügen, die durch einen starkbuschigen Schnurrbart gehoben, den Ausdruck mannhafter Entschlossenheit vervollständigt. — Ein mäßiges, einfaches Naturleben und die reine Bergluft haben ihm dasjenige, was die Gebirgsbewohner fast als ihr Höchstes schätzen — die körperliche Kraft, ungeschwächt erhalten, und so fand er die mühevollen Obliegenheiten seines Dienstes keineswegs beschwerlich. — Sein Arm ist noch fest wie Stein, und unter den guten Schützen draußen auf den Schießstätten in der Grünau und bei'm Wirth in der Schaiten wird der Föhrenberger einer der besten genannt. Manches Preisfähnlein mit Dukaten und manches Sträuschen künstlicher Blumen mit neuen Maria-Theresien Thalern schmückt das Gläserkästlein in der Schlafstube. — Die Wildschützen fürchteten ihn und gingen ihm vorsichtig aus dem Wege.

Die Jägerin, um zehn Jahre jünger, ist ein Weib voll rühriger Geschäftigkeit, ein unermüdlicher Hauswurm, — wie die Leute bei uns sagen, — eine schlichte, wackere Hausmutter nach altem Schlage, gutmüthig und gottesfürchtig, dabei frisch und lebhaft, und bei all ihrer Unverzagtheit im Leben doch ängstlich besorgt, wenn es sich nicht um sie, sondern um die Ihrigen handelte.

Der Jäger und sein Weib paßten zu ihren Bergen, und man kann sagen: sie waren ein organisches Gewächs der-

selben. — Wenn auch zwischen den Beiden zuweilen ein Wort fiel, das dort rauher, hier spitziger klang, so thaten sie doch gegenseitig immer das Rechte und hatten in ihrer glücklichen Ehe hinlänglichen Grund, einander zu achten.

Die lange Zeit von dreißig Jahren, während welcher sie hier im abgelegenen Seehause mit einander wirthschafteten, ließ ihnen gleichwohl das Leben nie einförmig erscheinen, und kaum wird man annehmen können, daß sie mit Leuten ihres Standes im belebtesten Orte des reicheren Flachlandes getauscht hätten. — Die äußere Lage war für so einfache, genügsame Menschen gleichfalls günstig, daher sie fast keinen anderen Wunsch kannten, als die ungestörte Fortdauer dessen, was sie erworben hatten, und in dessen Besitze sie sich zufrieden fühlten.

Auch mit ihren drei Kindern waren sie glücklich; die beiden älteren, zwei Töchter, waren an den kaiserlichen Oberförster in der Grünau und an einen dortigen Sagmeister verheirathet, und der Sohn zu Hause war ein vielversprechender Junge. — Seine Gestalt, schlank und kräftig, so wie sein besonders hübsches Gesicht, auf welchem sich Muth und Festigkeit des Willens mehr als die Spuren seines jugendlichen Gemüthes ausdrückten, wurde bereits von den Dirnen in der Pfarre draußen bemerkt, wofür er aber — und dieß wollen wir seiner unverdorbenen Jugend zuschreiben — weder Auge noch Sinn hatte.

Hubert, das leibhafte Ebenbild des Vaters, ist der Augapfel des Alten, und nach geheimnißvollen Gesetzen auch der Sohn dem felsenfesten Vater weit mehr zugethan, als der weiblich fühlenden Mutter. Nach dem Vorbilde und nach den frühen Uebungen mit seinem Vater ist er trotz seiner Jugend schon jetzt ein ausgezeichneter Schütze und die Leute in der Umgegend meinen, daß ihm in wenigen Jahren Keiner gleich kommen werde.

Deß freute sich der Vater, da er hoffen durfte, daß Hubert dereinst gewiß sein Nachfolger werden wird.

Die Mutter aber, die ihren Sohn ebenfalls liebte, die jedoch — ohne sich es zu gestehen — mehr an ihren beiden Töchtern hing, setzte im Stillen an Hubert's Charakter Allerlei aus, denn sie bemerkte mit einigem Kummer, daß er einen völlig eisernen Kopf habe, und bei solcher Jugend sein Gemüth

sich viel zu wenig regte, — ja schon zu dieser Zeit so knöchern sei, wie sie es selbst bei ihrem starkmüthigen Manne niemals gefunden.

Mit solchen Bemerkungen durfte sie freilich dem Jäger nicht kommen, denn er wies jede derartige Andeutung ziemlich strenge zurück, indem er meinte, daß sich eben darin der tüchtige Mann der Zukunft verkünde.

Heute aber beschäftigen den Jäger ganz andere Gedanken und von Zeit zu Zeit zog er die Augenbraunen finster zusammen, während er dabei aus der Pfeife ungewöhnlich stark dampfte.

Die Jägerin ließ ihm nicht lange Ruhe, über den Grund seiner üblen Laune sich zu äußern.

Er that zuerst einige kräftige Ausrufe seines Aergers, ehe das eigentliche Gespräch begann.

Hubert nahm keinen Theil daran; er wollte nicht müssig am Tische sitzen und beschäftigte sich dort in der hinteren Ecke der Stube. Er hatte gestern eine Gemse geschossen und fand jetzt die rechte Weile, die Krückerl als Trophäe an der Wand nächst seinem Bette zu befestigen.

„Die Spitzbuben machen mir's nun schon zu braun!" rief jetzt der erzürnte Jäger aus. — „Die Schelme treiben es jetzt wieder ärger, als je zuvor, und bereits fehlen mir die schönsten Stücke im Revier."

Hubert merkte, daß von Wildschützen die Rede sei, worauf er sogleich herzukam und dem Jäger mit hitzigem Eifer ins Wort fiel: „Vater! ich meine, von den Hauptschelmen einer, wenigstens der thätigste Helfershelfer ist der heimtückische Wirth in der Habernau. Wie ich weiß, verzehren seine Gäste Hirsch und Gems sehr wohlfeil. Es ist halt meistentheils gestohlene Waare."

„Magst Recht haben!" sagte der Alte; — „aber es gibt noch Andere, die ich auf dem Korn habe!"

„Du bist zu nachsichtig, Vater!" rief Hubert, mit jugendlichem Ungestüm, — „Wie viele wirst Du schon haben entwischen lassen! — Aber wehe einem Jeden, wenn ich Einen treffe!"

Ernst verwies ihm der Vater die Rede. „Laß das gut sein."—

„Dazu bist Du noch viel zu jung!“ ergänzte, rasch einfallend, die Mutter, erschrocken und ärgerlich zugleich. „Du hast zwar in der Taufe einen besonderen Namen erhalten, weil uns der damalige Herr Pater Schaffner von Kremsmünster gesagt hat, daß der heilige Hubert der Schutzpatron der Jäger ist. Du darfst aber deßhalb nicht glauben, daß Du dich gleich in alle Gefahren stürzen kannst!“

Statt Hubert antworten zu lassen, sagte der Jäger: „Es ist auch noch gar nicht nöthig, daß der Junge den Alten vertritt. Ich bin selber noch Mann genug, um die kecken Wilddiebe beim Kragen zu fassen. Und das will ich auch thun,“ — setzte er mit Nachdruck hinzu, — „ehe die Klagen über den Jagdfrevel an unser Stift hinauskommen.“

„Um Gotteswillen!“ rief die bestürzte Jägerin, — „Du wirst doch nicht mit diesen Bösewichten auf Leben und Tod raufen wollen? — Ich habe während meines Hierseins ohnehin schon genug Angst ausgestanden.“

„Mische Dich nicht in mein Geschäft, das verstehst Du nicht, liebe Annamirz!“ erwiederte der Jäger gutmüthig, aber fest. „Ich muß Ordnung erhalten in meinem Revier, und der Dienst geht über Alles.“

Nach einigem Nachdenken, und während die Jägerin schwieg, schloß er mit den Worten: „Heut' ist Freitag. Morgen Abends geh ich hinauf ins Gebirg. Am Sonntag treff' ich gewiß den Einen oder den Andern.“

„Nimm doch einen Knecht mit!“ rief das geängstigte Weib, — „damit Du nicht ganz allein bist!“

„Warum nicht gar,“ lachte der Jäger. „Die haben anderswo zu thun. Meinst Du, ein alter Jäger im Gebirge fürchte sich? Da kann schon der Teufel selber kommen.“

Die Jägerin bekreuzte sich und seufzte. Hubert erhob ein beifälliges Gelächter. Hiemit war das Gespräch zu Ende.

„Nun ist's Zeit daß wir schlafen gehen!“ mahnte der Jäger, und machte auch gleich damit den Anfang. — Die Familie nahm an der Thüre aus dem kleinen grünen Tiegel den Weihbrunn, besprengte sich damit und begab sich zur Ruhe. —

Am Abend des andern Tages trat der Jäger wohlgerüstet aus dem Seehause, den grünen Hut mit Gemsbart

und Schildhahnfeder waidmännisch leicht am Kopfe, den sicheren Stutzen und die Steigeisen an einer Schnur über die Schultern, das lange Griesbeil (der Bergstock mit eiserner Spitze und Widerhacken) in der Rechten und die starken Schienkenschuhe (niedere Bundschuhe von sehr festem Leder, mit sehr dicken, geeiselten und genagelten Sohlen) an den Füßen. — Die Waidtasche am Rücken war von Annamaria mit kaltem Fleisch und Brod, das geflochtene Fläschchen an der Hüfte mit gutem Kirschengeist gefüllt.

Der große, noch kräftige Mann, in aufrechter Haltung hinschreitend, war in seiner Jacke von grauem Loden mit grünem Stehkragen, in seiner gemsledernen Kniehose, und den grünwollenen Strümpfen, mit Lust anzusehen, und wahrlich das Bild eines schönen, alten Gemsjägers.

„Ich gehe auf den Hausberg gegen den Buchschacher hinüber," sagte er zur Jägerin und zu Hubert, die ihn die kurze Strecke vom Hause bis zum Berg begleiteten. — „Ich will droben in der Hütte übernachten und komme schwerlich vor Sonntag Abends heim."

Wie von schlimmer Ahnung ergriffen, sagte Annamaria sehr gedrückt: „B'hüt Dich Gott, lieber Kaspar! Ich bitte Dich noch einmal recht inständig, — wenn Du es auch nicht gerne hörst, — begib Dich in keine Gefahr!"

„Werde in Deinen alten Tagen nicht so schwachmüthig!" — entgegnete der Jäger und gab ihr zum Abschied die Hand. Hubert rief ihm nach: „Dürfte nur ich dabei sein!" — Der Jäger begann zu klimmen, und war um eine Ecke hinüber, den Blicken seines Weibes und seines Sohnes bald entschwunden.

* * *

An demselben Tage saßen in der Rabenauerhütte auf dem Möhrenkahrkopf, im dichten Tannenwalde, vier Holzknechte beisammen, die bei selbstgekochten, reich in Schmalz gebackenen Pfannennocken eben ihr Mittagmal hielten und sich die derbe Kost trefflich schmecken ließen.

Ihre Tracht ist im Ganzen einfacher als jene der Förster und Jäger, doch von dieser nicht wesentlich verschieden; nur fehlen auf den Hüten Gemsbart und Feder; die Kniee sind

wegen der größeren Bequemlichkeit im Gebirge ganz frei, und die dicken Strümpfe von braungelber Wolle.

Der Aelteste unter ihnen, ein festgedrungener Mann von etwa fünfzig Jahren, war von auffallender Körperstärke. — Kein jüngerer Raufer wagte es, mit ihm anzubinden. Keiner kam gegen seine Wucht und Behendigkeit auf, und auch bei der Arbeit galt er für Zwei. Er wurde deßhalb von seinen Kameraden der höllische Sepp genannt, — welcher Beiname jedoch nichts Böses und Ehrenrühriges, sondern nur den hohen Grad ihres Respektes vor ihm bezeichnen sollte.

Sein rothbraunes Antlitz, etwas gefurcht und von dichtem, selten abgenommenem Barthaar beschattet, zeugt von Klugheit, wilder Kraft und Furchtlosigkeit. Die bleibenden Einwirkungen der Seele auf den Blick, auf die Züge und Linien im Gesichte lassen noch Jähzorn, Rauheit der Empfindung und den starren Trotz des Natursohnes, jedoch keinen bösen Charakter an ihm erkennen. Im Gegentheile rühmten ihm seine Kameraden eben so viel gute Eigenschaften nach, und man bemerkt es an ihren Scherzen und an ihrer Vertraulichkeit, daß sie ihn wohl leiden können. — Insbesondere war ihm der Jüngste darunter, Namens Gottlieb, ein wohlgestalteter und auch sonst braver Bursche von zwanzig Jahren, zugethan und anhänglich, da ihn Sepp stets in seinen Schutz nahm und vor noch nicht langer Zeit aus einer großen Gefahr rettete.

Sepp war Witwer. Schon vor zehn Jahren, nach einer kaum einjährigen Ehe, starb sein Weib, und hinterließ ihm ein vier Wochen altes Töchterlein. Die kleine Veferl (Genovefa) wurde bei einer nahe verwandten Kleinhäuslerin in der Grünau untergebracht, und Sepp lebte seit dem in freiester Unabhängigkeit. Da die Holzknechte nur an Samstagen Abends in ihre Thalwohnungen heimkehren und nur an Sonntagen in die Kirche zu Grünau kommen, so sah er sein Kind nur selten. Es war aber glücklicherweise bei der menschenfreundlichen Muhme unter einer guten und sittlichen Obhut.

Veferl ist dermal ein hübsches Mädchen von zehn Jahren, aus dessen frischem, unschuldigen Gesichtchen ein freundliches Gemüth hervorleuchtet. Die Ziehmutter war rechtschaffen und vernünftig genug, um in dem Herzen des Kindes stets die Liebe zu seinem Vater wach zu erhalten und zu nähren.

Sepp wußte das, und verließ sich in Allem, was sein Kind betraf, auf die wackere Muhme. Um so ungestörter konnte er seinen Lieblingsneigungen und einem unvertilgbaren, heimlichen Hange nachgehen.

Auf den Bergen war er der geübteste und verwegenste Steiger; schwindelfrei und mit sicherem Tritt ging er an den Rändern der tiefsten Abgründe hin und erkletterte Stellen, wohin noch kein Jäger gekommen. Niemand kannte die Gipfel und Schluchten in der Hetzau und drüben am Almsee so genau wie Sepp, und gerne beschrieb er im vertraulichen Kreise der Kameraden manch schauerliches Wagniß. Seinen wenigen Lohn verwendete er auf Gewehre, Pulver und Blei, — seine unbezähmbare Leidenschaft war das rechts- und gesetzwidrige, dabei gefährliche nächtliche Ausziehen eines — Wildschützen.

Er wurde deßhalb schon einige Male bestraft, doch war bis jetzt noch kein schwerer Fall vorgekommen, und Sepp wußte das schlimme Handwerk seiner Leidenschaft mit der größten Vorsicht und Schlauheit zu betreiben.

Seine Kameraden, die von allen seinen Gängen in genauer Kenntniß waren, verriethen ihn nicht, wozu wohl hauptsächlich der Umstand beitragen mochte, daß sie wußten, Sepp thue dies nicht aus schnöder Gewinnsucht, sondern nur mit dem unwiderstehlichen Triebe zum unabhängigen Leben eines Schützen und mit dem merkwürdigen Hange, einsam und furchtlos die gefährlichsten Abenteuer zu bestehen.

Mittlerweile hatten die Holzknechte ihr Mittagmal beendet und zuletzt aus ihren Flaschen mit Zwetschkenbranntwein einen tüchtigen Schluck gethan.

Als sie wieder auf ihre Arbeitsplätze gingen, fragte Barthlmä: „Na Sepp! was ist's denn mit Dir? gehst Du nicht wieder einmal büchseln?"

Sepp antwortete gelassen, obwohl seine Augen leuchteten: „Wenn wir hernach Feierabend machen, so geh' ich mit euch hinunter, und laß' mich daheim sehen. Aber — ich muß euch sagen — und bei euch kann man schon davon reden, — es leidet mich jetzt nicht länger mehr im Bett. Mein Blut wird mir schon ganz rebellisch. Heut' Nacht will ich gegen den Almsee hinüber."

Barthlmä und Hansjörg, der vierte Holzknecht, scherzten:

„Gelt, da kriegen wir wieder einmal einen guten Hirschziemer zu kosten?“

Gottlieb aber war, wie immer, dagegen; mit grundehrlicher Miene sagte er: „Sepp! nimm Dich ja recht in Acht! — Wenn Du einmal dem Föhrenberger begegnest, da setzt es was!“

„Fürcht' Dich nicht, Gottl!“ erwiederte Sepp. — „Ich bin kein heuriger Hase und hüte mich selber, dem hantigen Jäger in die Quere zu kommen.“ — Scherzweise und als wollte er Gottlieb seine besondere Zuneigung beweisen, setzte Sepp hinzu: „Wenn Du mein Schwiegersohn wirst, so mußt Du auch noch ein Schütz werden!“

Gottlieb dachte damals nicht an Veferl, das Kind. Er schüttelte den Kopf: „Mich kannst Du dazu nicht brauchen, Sepp! — Wenn Du aber einmal in Gefahr und Noth kommst, so möcht' ich der Erste sein, der Dir hilft, so wie Du mir geholfen hast!“

Die Anderen lachten über den Jungen und machten ihre Späße und Witze über seine Großsprecherei. — Darauf fällten sie Bäume und arbeiteten an ihrem Tagewerk fleißig fort.

Der Abend, mit dem Schluße der Woche, kam endlich heran; sie nahmen ihre Äxte und Sappel, (lange Spitzhacken zum Fortziehen der geschlagenen Bäume) und stiegen hinab ins Thal. — Sepp ging mit ihnen heim; aber in der Nacht, bei schwachem Mondlicht, ging er hinauf in den Wald und holte sich aus dem Verstecke seinen Stutzen nebst Zugehör. — In der Tasche hatte er Kienruß, womit er sich das Gesicht schwärzte, um sich so viel als möglich unkenntlich zu machen.

* * *

Den anderen Tag — es war Sonntag — kam Sepp gegen Mittag zur Muhme in der Grünau. Er war in sichtbarer großer Aufregung, aber Niemand getraute sich, ihn um den Grund zu fragen. — Offenbar, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, beschäftigte er sich viel mit seiner kleinen Tochter und sprach mit dem fröhlichen Kinde von harmlosen Dingen.

Nachmittags war er mit seinen Kameraden und anderen

Bekannten im Wirthshause, jedoch einsylbig und zu keinem Scherz aufgelegt.

Gottlieb meinte im Stillen, daß Sepp seinen gestrigen Stieg umsonst gemacht habe und deßhalb verdrießlich sei. — Die übrigen Gäste horchten mit offenem Munde den Neuigkeiten, welche ein Hausirer, aus der Linzerstadt herein, mit großer Umständlichkeit vom Kriegsschauplatz und vom General Laudon erzählte.

Früh Morgens am Montag ging Sepp mit seinen drei Kameraden wieder auf die Hütte, gab ihnen jedoch auf ihre wiederholten Fragen über seinen vorgestrigen Gang nur kurzen Bescheid und schnitt sie ab durch das Besprechen anderer kleiner Vorfälle und Tagesgeschichten.

Den Holzknechten war seine Schweigsamkeit und sein besonders angestrengter Fleiß nicht auffällig. —

Inzwischen aber herrschte drinnen im Seehause eine große Unruhe, da der Jäger nocht nicht heimgekehrt war.

Annamaria ging mehrmals hinaus, und blickte in ängstlicher Spannung gegen den Hausberg, ob denn Kaspar nicht sichtbar werde.

Der Montag verging, — der Jäger kam nicht heim.

Da es jedoch im Leben der Gebirgsjäger oft vorkommt, daß sie mehrere Tage lang ausbleiben, so suchte Hubert die Mutter auf alle mögliche Weise zu beruhigen. „Weiß Gott, wo der Vater gar hingestiegen ist! — Hätt' er mich nur mitgenommen!"

Aber es verging auch die dritte Nacht. Die Jägerin schloß kein Auge, und in höchster Seelenpein rief sie am andern Morgen: „Heut' ist schon Dienstag. Ich kann es nicht mehr länger ertragen!"

Hubert, dem es selbst sehr erwünscht kam, mußte mit einem Jägerburschen fort, um den Vater zu suchen.

Die Beiden, bald gerüstet, stiegen auf den Hausberg und wollten denselben Weg verfolgen, den nach muthmaßlicher Berechnung der Vater eingeschlagen hatte.

Hubert, mit dem Feuereifer seines Wesens, wenn er auf den Bergen war, und mit der ganzen Schnellkraft der Jugend erklomm mit seinem Begleiter alle Höhen, kletterte hinab und wieder hinauf, und überschritt nach einem Gange von mehre-

ren Stunden bereits den ganzen Rücken des Hausberges. — Auf gewissen Stellen ließen sie den waidmännischen Ruf hinhallen und brannten zu wiederholten Malen mit starker Ladung ihre Stutzen los. Sie horchten und spähten nach allen Seiten, — keine Antwort und keine Spur eines menschlichen Wesens in der meilenweiten Steinwüste oben. —

Die jungen Jäger waren deßhalb noch nicht verzagt. Hubert meinte: „Ohne Zweifel ist der Vater noch viel weiter hinübergegangen, und wir müssen ihm nach. Aber der Tag geht schon auf die Neige, — wir müssen in der nächsten Hütte oder drüben auf der Wasserbauernschwaig übernachten."

Wegen baldigen Eintrittes der Finsterniß geschah das Erstere; aber kaum als der neue Morgen graute, machten sie sich wieder auf den Weg. — Sie stiegen abermals mehrere Stunden und gaben häufige Zeichen durch Rufe und Schüsse. Aber — wie am Vortag — wurde kein Gegenruf hörbar.

Jetzt kamen sie in eine Schlucht des Buchschachers, über welche ein großer Geier seine engen Kreise zog. Friedel bemerkte ihn, und die Nähe des Äser-Vogels kam ihm unheilverkündend vor, — aber er schwieg. — Im weiteren Vorschreiten führte sie die Richtung, welche sie nahmen, von oben herab auf eine Platte, von der eine hohe, steile Wand abstürzt. Hubert blickte forschend hinunter in die Tiefe. Auf einen Punkt dort hinstarrend, wurde er mit einem Male bleich und seine Kniee zitterten.

„Friedel!" rief er mit bebender Stimme zum Jägerburschen, — „siehst Du nicht dort unten zwischen den zwei Föhren einen — Mann liegen?"

Friedel hielt sich weit vor, und sein scharfes Auge erkannte bald, wen er gesehen. Heftig erschrocken, rief er: „Um Gotteswillen! Das wird doch nicht der Jäger — Dein Vater sein?"

Hubert, kaum seiner Sinne mächtig, ahnte ein schreckliches Unglück. All' seine Kaltblütigkeit und seine Geistesgegenwart zusammenraffend, gebot er Friedel: „Geschwind! wir müssen um jeden Preis hinunter! Dort drüben geht ein Gerölle hinab."

Sie kamen glücklich hinab und liefen hin zur Stelle, wo sie den verunglückten Mann liegen gesehen hatten.

Aber — welch ein Schrecken erfüllte — welch ein Entsetzen ergriff Hubert, als er im regungslosen Manne in der

That seinen Vater erkannte. Er lag am Fuße der Wand, einige Schritte davon sein Hut und sein Stutzen, in Stücke zerbrochen.

„Heiliger Gott — er ist's!" schrie Hubert vom Schmerz des gräßlichen Anblicks überwältigt, als er seinen armen Vater mit gebrochenen Gliedern, von Wunden und geronnenem Blut furchtbar entstellt, wiederfand.

Friedel stand traurig daneben und sagte mit dumpfer Stimme: „Er hat sich erfallen!"

Hubert war zu dem Leichnam niedergekniet; wohl rüttelte er den Körper, hob ihm den Kopf in die Höhe, wusch ihm das Gesicht mit frischem Wasser aus einer nahen Quelle, rieb ihm die Schläfen und rief ihn unzählige Male bei'm Namen, — aber ach, umsonst! der Jäger war kalt, starr und todt.

Mit heißen Thränen, die ersten, die er seit seinen frühesten Kinderjahren weinte, warf sich Hubert auf die theure Leiche, für den ersten Augenblick unfähig, eine Anordnung zu treffen. — Als der erste Sturm des Schmerzes vorüber war, entblößte Hubert sein Haupt, und die beiden Jäger verrichteten nach Landessitte für das ewige Seelenheil des Todten ein tief andächtiges Gebet.

Hubert gewann so viel Fassung über sich, daß er jetzt den Vater am ganzen Leibe genau besichtigte. „Er hat keine Schußwunde," sagte er zu Friedel, mit Verbergung des grauenhaften Gedankens, der jetzt durch seinen Kopf fuhr, seinem Begleiter aber verständlich genug war.

„Himmlischer Vater!" sagte dieser, — „wie ist das zugegangen?"

Hubert faßte ihn krampfhaft an der Hand: „Friedel! ich glaube dennoch, daß hier ein fürchterliches Verbrechen verübt wurde!"

„Denke jetzt an Deine Mutter, Hubert!" antwortete der Jägerbursche besänftigend und gutmüthig.

Hubert raffte sich mit aller Macht auf. „Du hast Recht, Friedel!" sagte er ruhiger. — „Es gilt jetzt an das Allernächste zu denken. Wir müssen Anstalten treffen, daß wir fort und heim kommen. Sieh, daß Du aus diesem Graben glücklich hinausfindest und merke Dir den Weg gut. Hole von den ersten Häusern draußen einige Leute, die uns die Leiche des

unglücklichen Vaters fortbringen helfen. Schicke von draußen zugleich einen Boten hinein an die Mutter, und laß ihr vorsichtig sagen, daß wir Abends mit dem Vater heim kommen."

Nach einer Pause, tief aufathmend, fügte er hinzu: „Du selbst komm mit den Leuten so bald als möglich hieher zurück! — Ich bleibe indessen hier und halte Wache." Ton und Rede war das Gepräge seiner frühen Charakterfestigkeit, aber die Augen schwammen in Thränen.

Friedel machte sich sogleich auf und versprach, sich zu beeilen, so viel in seinen Kräften stehe; er hatte jedoch hin und zurück einen Weg von mehreren Stunden zurückzulegen.

Als Friedel fort war, setzte sich Hubert an der Seite des Leichnams auf einen Baumstrunk, stützte den Kopf in die Hände und versank in ein tiefes, trauriges Hinsinnen.

Es war schon um die Mitte des zweiten Tages; Hubert hatte seit vielen Stunden weder Speise noch Trank genossen. Die Natur mahnte an ihre Rechte. An der nahen Quelle löschte er seinen quälenden Durst, und mechanisch griff er in die Waidtasche nach den Resten von Brod und Fleisch.

Stunde auf Stunde verging. Nicht die empfindliche Kühle des rauhen Herbsttages und nicht das Alleinsein mit der Leiche seines Vaters, sondern die Gedanken, denen er über das schreckliche Ereigniß nachhing, durchschauerten ihn. — Er konnte nicht glauben, daß sein Vater nur einfach verunglückt sei, Schmerz und Wuth zerrissen seine Seele, während er sich zugleich im qualvollsten Warten verzehrte.

Erst nach fünf — sechs Stunden — für Hubert in seiner Lage eine martervolle Ewigkeit — kam Friedel keuchend und schweißtriefend zurück und brachte drei Männer mit. — Unter schnellem Zusammenwirken wurde aus jungen Tannenstämmen eine Tragbahre verfertigt, mit Zweigen dicht belegt, der Todte sorgsam darauf gebettet und unter Friedels Führung der pfadlose, mühevolle Rückweg angetreten. — Schon war die Dunkelheit des herbstlich frühen Abends hereingebrochen, als der kleine Trauerzug, nach außerordentlicher Anstrengung, draußen am untern Ende des See's anlangte.

Die drei Träger wurden jetzt verabschiedet und die schlichten, wackeren Leute nahmen erst nach längerem Weigern den von Hubert dargebotenen Lohn für ihre Hilfeleistung.

Hubert und Friedel banden ein Schiff los, hoben den Leichnam hinein und steuerten über den See, der in spärlichem Mondlicht dämmerte. — Wohl noch nie hatte sein Wasser eine traurigere Fähre getragen! —

Im Seehause hatte man das Plätschern der Ruder gehört und bald bewegten sich Laternen am finsteren Ufer. — Das Schiff legte an. Die Jägerin, von Dienstleuten begleitet, eilte herzu.

„Hubert!" rief sie mit zitternder Stimme, — „wo ist der Vater?"

„Erschrick nicht, Mutter!" gab Hubert aus schwer gepreßter Brust zur Antwort.

In demselben Augenblicke fiel der Schein ihrer Laterne auf den Boden des Schiffes, — und mit dem markerschütternden Aufschrei: „Jesus — Maria!" sank sie auf das kalte Antlitz ihres unglücklichen Mannes.

Schnell angewandte Hilfe brachte sie allmälig wieder zu sich, aber unter Schmerzenskrämpfen erwachte das erbarmungswürdige Weib zu unsäglichem Jammer.

Wir können und wollen nicht den Schmerz, der jetzt die Behausung des Jägers am See erfüllte, noch weiter ausmalen; wir verlassen, nach schwerer Erschütterung, die Unglücksstätte und wenden uns dem weiteren Verlaufe unserer Erzählung zu.

* * *

Am frühesten Morgen des andern Tages kam Hubert zum Oberförster in der Grünau, um ihm das schreckenvolle Ereigniß sogleich zu melden. Bestürzung und Entsetzen ergriff die Familie, und noch im Laufe des Vormittags war das gräßliche Schicksal des Jägers vom Almsee im ganzen Bezirke bekannt. Die Theilnahme der Bewohner war so allgemein wie das Gerede über den plötzlichen Todesfall. — Muthmaßungen aller Art wurden aufgestellt und die Mehrzahl vereinigte sich in der Annahme, daß höchst wahrscheinlich eine verbrecherische That zu Grunde liege. — Der Oberförster, als der Schwiegersohn des Verunglückten, machte bei Gericht die Anzeige und setzte Himmel und Erde in Bewegung, um den Thatbestand auf das Genaueste zu erheben und den vermeintlichen Mörder

auszukundschaften. Überall, wo er Einen im Verdacht hatte, ließ er durch vertraute Leute nachforschen und die Holzknechte auf allen Hütten, bis tief hinein in die Hetzau befragen und vernehmen.

Auch Sepp und seine Kameraden wurden scharf befragt, doch verriethen die Letzteren nicht jene Unterredung, die sie am vorigen Samstag gepflogen hatten. Wir wissen aber nicht, ob und in wie ferne sie selbst an eine Schuld oder Nichtschuld Sepp's glaubten.

Die das Gericht unterstützenden Nachforschungen des Oberförsters erlahmten nicht in ihrem Eifer, und selbst über alle Forstleute auf den Bergen rings umher, hinein in den Prielkessel und hinüber in die Bernerau erstreckte sich das unermüdliche und umständliche Forschen. — Mit besonderer Aufmerksamkeit wurden der Wirth in der Habernau — als nächsten Punktes des Thatortes — und seine Leute in Beobachtung genommen. — Es ist wahrscheinlich, daß ein dortiger Knecht, um sich vor dem Gerichte Ruhe zu verschaffen, die Aussage machte, gesehen zu haben, wie Sepp der Holzknecht in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag gegen den Buchschacher hinaufging. —

Den folgenden Tag erschienen auf der Rabenauerhütte zwei Gerichtspersonen, die den Sepp abzuholen kamen und ihm seine gerichtliche Verhaftung verkündeten.

Die Holzknechte erschracken; aber Sepp zeigte keine Unruhe und leistete keinen Widerstand, als ihm die Schergen — wie sie damals hießen — Handschellen anlegten. — Zu seinen Kameraden und namentlich zu Gottlieb, der zweifelnd und wehmüthig dareinsah, sagte er: „Gräme dich um meinetwillen nicht! Ich hab' den Föhrenberger nicht umgebracht!"

Als er durch die Grünau geführt wurde, da lief Alles aus den Häusern, um ihn zu sehen. Viele hatten Mitleid mit Sepp, der den Gerichtsleuten geduldig folgte, Andere aber blickten mit Entsetzen nach dem Gefangenen, auf dem der schreckliche Verdacht der Ermordung des allgemein geachteten Seeförsters lastete.

Sepp wurde hinaus auf die Stiftsherrschaft Scharnstein abgeführt, wo bei dem dortigen Gerichte mit ihm und mehreren Anderen alsbald die strengsten Verhöre begannen.

Sepp aber sagte nichts Anderes aus, als daß er in jener Nacht nur aus Liebhaberei mit dem Gewehr gegangen sei, jedoch keinen Schuß gethan habe und von nichts weiter wisse. — Er saß ein halbes Jahr lang im Gefängniß und wurde als Wilddieb bestraft; da man ihm aber nichts beweisen konnte, so wurde er endlich freigelassen.

Er kehrte in die Grünau zurück, wo er sich zuerst bei der Muhme nach seinem Kinde erkundigte und den Beiden seine Freilassung verkündete. Nach mehrfältiger Betheuerung seiner Schuldlosigkeit fand er bei den Leuten im Orte wieder Aufnahme und trat dann wieder als Holzknecht in Arbeit.

In der Zwischenzeit war die von Gram und Trauer gebeugte Jägerin vom Almsee in die Grünau zu ihrer ältesten Tochter gezogen, Hubert vom Stifte zu einem andern Forstamte versetzt und für den Almsee ein neuer Förster ernannt worden.

Es war vielleicht ein Glück für Sepp, daß Hubert in einen entfernten Bezirk kam, denn er hatte ihm Rache geschworen, — in der festen Überzeugung, daß der grausame Wildschütz seinen Vater vorsätzlich über die Felswand herabgestürzt habe.

Seine früheren Kameraden blickten ihn Anfangs etwas scheu an, getrauten sich jedoch nichts zu sagen.

Einige Tage, nachdem Sepp wieder bei ihnen war, sagte er Abends, als sie in der Hütte beisammen saßen und ihr Nachtmahl verzehrten, unaufgefordert zu ihnen: „Ihr seid wohl neugierig, zu wissen, was sich mit dem Föhrenberger eigentlich zugetragen hat und in wie weit ich schuldig oder unschuldig bin? Da ich mich auf Eure Treue und Verschwiegenheit verlassen kann, so will ich Euch jetzt — nach meiner langen Gefangenschaft — getreu erzählen, wie es dabei zugegangen ist."

Die überraschten Holzknechte rückten unter Äußerungen ihrer größten Neugierde enge zusammen, und harrten der Enthüllungen, die ihnen aus Sepp's eigenem Munde werden sollten.

Sepp erzählte mit unwillkürlich gedämpfter Stimme: „Ich bin damals von Mitternacht an im Wald herumgestreift, jedoch umsonst. Sonntag früh bin ich zwischen dem Buchschacher und dem Hausberg in einen wilden Graben gekommen, und

im brettdicken Nebel hab' ich kaum wahrgenommen, daß ich auf einem thurmhohen, enterischen Abhang gestanden bin. Ich hab schon umkehren wollen, — da ist plötzlich um die Felsspitze herüber der Föhrenberger hervorgetreten. Er hat mir augenblicklich zugeschrieen: Das Gewehr niederlegen! und dabei hat er seinen Stutzen schon an der Wange auf mich angelegt. Ich hab' mein Gewehr niedergelegt und zu ihm hingerufen: Laß mich jetzt gehen! Thu' mir nichts! Er aber hat zurückgeschrieen: Ergib Dich, schlechter Kerl! Ich laß Dich nicht los.

Von Zorn übermannt, bin ich wie der Blitz hingesprungen, — er hat geschossen — die Kugel ist hart an meinem Kopf vorüber, —"

„Hätt' er Dich jetzt gehen lassen!" riefen Barthlmä und Hannsjörg einstimmig.

Sepp fuhr fort: „Durch abscheuliche Schimpfnamen noch mehr gereizt, hab' ich ihn an der Brust gepackt und noch einmal verlangt, er soll ablassen von mir, es sei jetzt genug.

„Ich muß Dich haben, und Du kommst mir heut' nicht mehr aus, elender Lump!" hat er gewüthet und hat mir einen Faustschlag in's Gesicht geben wollen. — Ich bin dem Schlag ausgewichen, hab' mich aber gegen meinen erbitterten Feind zur Wehre setzen müssen. Wir haben mit einander hitzig gerungen, — auf dem engen Platz und im Nebel haben wir's Keiner gewahrt, daß wir an den Rand des Abhangs hinauskommen.

Ihr könnt mir's glauben, — bemerkte Sepp, — daß ich gegen den Föhrenberger nicht meine ganze Kraft angewendet, sondern mich nur zur Nothwehr vertheidigt habe. Der wüthende Mann aber hat mich durchaus überwältigen und gefangen nehmen wollen. In der Hitze des Raufens hat er einen unrechten Tritt gemacht und plötzlich — in diesem fürchterlichen Augenblick haben wir beide einen gellenden Schrei ausgestoßen, — plötzlich ist er vor meinen Augen über die Wand hinabgestürzt, — und ich selber hab' mich just noch erfangen können."

Die Holzknechte machten Ausrufe des Schreckens und Entsetzens.

„Als wie vom Donner Gottes getroffen, bin ich eine Zeitlang gestanden und hab' in meiner Betäubung mit schiechem

Grausen hinab- und nachgeschaut über die Wand. Dann hab' ich unsern Herrgott um Hilf' und Beistand angerufen für den abgefallenen Jäger. Auf einem Weg seitwärts bin ich hinabgeklettert zu ihm. Heilige Mutter Gottes! das ist ein Anblick gewesen! — Ihr könnt euch's vorstellen! Zerschlagen und zerschunden, voll Blut und Wunden, — maustodt! — Der schreckliche Sturz hat ihm das Genick abgestoßen, — menschliche Hilfe ist keine mehr gewesen. Glaubt mir, ich hab' mich angefangen zu fürchten, und wie ein gehetztes Wild bin ich davon, das entsetzliche Geheimniß des Geschehenen tief in mir verbergend. — Wie ich es aber jetzt Euch erzähle, so würd' ich es den Herren bei Gericht auch erzählt haben, — allein sie hätten mir nicht geglaubt und darum hab' ich nichts ausgesagt. Ihr aber glaubt mir, weil Ihr wißt, daß ich Euch keine Unwahrheit sage. Wenn es anders wär', als ich Euch sage, so hätt' ich einwendig da drinnen" — er schlug dabei an seine breite Brust — „mein Lebtag keine Ruhe mehr!"—

Die Holzknechte kannten seinen Charakter und wußten, daß er unfähig sei, sich durch eine Lüge zu beschönigen; sie stimmten ihm kameradschaftlich bei und fanden sein Benehmen bei dem unglücklichen Handel nach ihren anerzogenen und ungeläuterten Rechtsanschauungen vollkommen gerechtfertigt.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß die Rechtsbegriffe des Volkes über das Wildschützenthum seit uralter Zeit sehr schwankend sind. — Der angeborne Hang zum freien Schützenwesen, der unwiderstehliche Reiz der Jagd auf Hochwild, der vermeintliche allgemeine Antheil am Walde, das weite Gebiet großer Besitzer, und die Einsamkeit auf den Höhen des Gebirges verführt manchen ärmeren Bergbewohner zum Durchbrechen der Schranken des Gesetzes und macht ihn in Momenten strafbarer Nothwehr gegen die Jäger und Wächter des Gesetzes oft zum blutigen Verbrecher.

Von dieser schlimmeren Gattung war jedoch Sepp keinesfalls Einer, gleichwie wir anderseits auch die Jäger, denen die schwere Pflicht obliegt, das ihnen anvertraute Revier vor jedem widerrechtlichen Eingriff zu schützen, und die in häufigen Fällen ihr eigenes Leben zu vertheidigen haben, gegen den Vorwurf der Härte und Grausamkeit in Schutz nehmen müssen.

Sepp blieb weiterhin unbehelligt; doch hatte das grauen-

volle Ereigniß einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er eine geraume Zeit still in sich gekehrt blieb und seine alte Leidenschaft vergessen zu haben schien.

* * *

So waren schon beinahe zwei Jahre verflossen, ohne daß sich im Leben der Personen unserer Erzählung etwas anderes ereignet hätte, als daß Hubert — wie seine Mutter traurig erzählte — vor wenigen Wochen zum Militär genommen wurde. Er kam zum heimischen Infanterie-Regimente Graf von Daun (so hieß damals das vaterländische, oberöster. Regiment, jetzt Erzherzog Rainer, Nr. 59) und mußte zur kaiserlichen Armee abrücken, welche damals gegen den kriegssüchtigen Preußenkönig kämpfte.

Von dem neuen Förster am Almsee hörte man, daß er keineswegs seinem Vorgänger gleiche und ziemlich läßiger Natur sei, daher das Wildschützenwesen allmälig wieder überhand nahm. — Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß auch Sepp wieder anfing, seiner vieljährigen, gefährlichen Neigung zu fröhnen. Er hatte kaum Jemand zu fürchten: denn auch die Knechte des Jägers am See schienen ein Auge zuzudrücken, was sie füglich aus dem Grunde thun konnten, weil sie wußten, daß Sepp kein eigentlicher Raubschütz war und stets mit der größten Vorsicht zu Werke ging, — möglich auch, daß sie vor dem bärenstarken Manne eine geheime Scheu hatten und an das Schicksal des Föhrenberger dachten.

Sepp erzählte seinen Kameraden, nachdem er manchmal ein Paar Tage ausgeblieben war, von weiten und kühnen Gängen, die er auf den Bergen hinein in die Hetzau bis zum großen Priel oder hinüber zum Almsee gemacht hatte. — An heimlichen Abnehmern seiner Beute fehlte es niemals, aber sein barer Gewinn war in Wirklichkeit nur ein geringer. — Er lebte ungemein mäßig, und die Forstleute, welche ihn daheim in der Grünau beobachteten, hatten keine Gelegenheit, wahrzunehmen, daß Sepp mehr Geld ausgebe als die Anderen.

Was er von Zeit zu Zeit bei der Grünauer Muhme für sein Töchterchen verwendete, wurde ebenfalls nicht sichtbar. Sepp hatte außer einer oder zwei Drohungen der Forstgehilfen keinen weiteren Anstand, und so mochte er endlich selbst

glauben, daß er zu seinem verbotenen Treiben eine Art von verjährtem Anrecht erworben habe.

Wir übergehen abermals einen Zeitraum von 6—7 Jahren weil erst am Ausgangspunkte dieser Zeit die Fäden unserer Geschichte wieder fortzulaufen beginnen.

Das Stift Kremsmünster, welches am See einen thatkräftigeren Mann haben wollte, setzte es durch, Hubert durch Loskauf vom Militär zurückzugewinnen; er wurde sogleich dahin ernannt und der bisherige Förster auf eine minder wichtige Stelle übersetzt.

Da, wo wir unsere Erzählung wieder anknüpfen und weiter führen, war Hubert seit etwa vier Wochen in die Heimat zurückgekommen, worüber im Hause des Oberförsters eine große Freude herrschte. — Wie vorauszusehen, hatte sich Hubert im Kriege tapfer gehalten und es bald zum ersten Range der Unteroffiziere gebracht. Nun wieder ein schmucker Jäger, war er, jetzt im Alter von sieben- bis achtundzwanzig Jahren, ein vollkommener Mann geworden, dessen Gestalt von den Mädchen und Dirnen mit Wohlgefallen betrachtet wurde. Der dichte Backenbart ließ auf der linken Wange kaum die Narbe sehen, die von einem feindlichen Säbelhieb herrührte, und die Entschiedenheit seines Wesens wurde durch seine stramme, soldatische Haltung jetzt noch vermehrt. — Im Seehause aber richtete er Alles wieder so ein, wie es unter seinem Vater war; der Name desselben und die Erinnerung an seinen Tod waren und blieben die empfindlichste Stelle seines festen Gemüthes, das — wie wohl natürlich — im mehrjährigen Kriegslager nicht weicher wurde; aber stets höchst ehrenwerth blieb es an ihm, daß — wie wir von früher wissen — im Andenken an seinen Vater ein tiefer Zug von Sohnesliebe durch seine Seele ging.

Bald nach seiner Heimkehr erkundigte er sich allenthalben nach Sepp und all seinen persönlichen Verhältnissen, erfuhr aber nur im Allgemeinen dasjenige, was wir bereits oben über ihn erwähnt haben; dennoch schien es, daß sich seine tiefe Abneigung gegen ihn, den schwer Verdächtigen, im Laufe der jetzt verflossenen neun bis zehn Jahre nicht vermindert habe, und wir zweifeln kaum, daß, wenn er jetzt den alten Holzknecht im Walde irgendwo träfe, ein wohlgezielter Schuß auf

ihn unfehlbar die blutige Folge seines erklärlichen Haßes wäre.

Ungeachtet der Anwesenheit Hubert's schien sich Sepp nicht zu fürchten, denn er sprach mit seinen vertrauten Kameraden von seiner Leidenschaft noch mit demselben Feuer, wie vor zehn und zwanzig Jahren. Er war nun ein Sechziger, aber beinahe noch so stark und rüstig, wie ehedem; nur hatten sich seine vollen Haare sehr gebleicht, und der unverwüstliche Mann klagte über nichts, als manchmal über heftiges Herzklopfen und vorübergehenden Schwindel, was er jedoch durch Luft und Wasser kuriren wollte.

Seit ein paar Jahren arbeitete er mit seinen früheren Kameraden auf der Hütte des Wirthes in der Habernau, zunächst an den Bergen des Almsee's.

Gottlieb, gegenwärtig ein junger Mann von 29 — 30 Jahren, war bei ihm, und seine Anhänglichkeit an Sepp jetzt noch größer als zuvor, worüber wir bald die genügende Aufklärung hören werden. Die Mannesreife war seinem Körper sehr zu statten gekommen und unter den jüngeren Männern seines Standes konnte er mit Recht als einer der hübschesten gelten.

Sepp's Töchterlein, das herzige Veferl, war inzwischen eine bildhübsche Dirne von 19 — 20 Jahren geworden; sie befand sich, nach wie vor, im Häuschen ihrer Muhme in der Grünau, führte dort das kleine Hauswesen und pflegte die jetzt sehr kränkliche Ziehmutter mit aller Rechtschaffenheit ihres Herzens.

Das alte Mütterlein vergalt es ihr mit aufrichtiger Liebe, die sie auch reichlich verdiente. Wegen ihrer Sittigkeit und ihres freundlich-stillen Wesens, hatte sie Jedermann lieb, und auch Sepp hatte seine väterliche Freude an dem guten, bescheidenen und arbeitsamen Kinde. Er kam jetzt öfter, als es früher zu geschehen pflegte, auf Besuch zur Muhme und machte an Sonntagen manchen Kirchengang mit ihr und seiner Tochter, worüber sie jedesmal erfreut waren, indem sie meinten, daß er seiner geheimen Leidenschaft mit den zunehmenden Jahren gänzlich entsagen werde oder vielleicht schon entsagt habe.

Jedenfalls aber war es unverkennbar, daß sein väterliches Herz wärmer und empfänglicher wurde. Mit einer Weich-

müthigkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte, sagte er eines Tages zu Veferl: „Wenn ich Dich jetzt so ansehe, so ist mir, als stünde Deine selige Mutter vor mir. Du siehst ihr ganz gleich, und so ist sie vor dreißig Jahren gewesen. Die Muhme weiß, wie gerne ich sie gehabt habe, und daß die Passion, um derentwillen ich im Gerede stehe, erst nach ihrem Tode in mir überhand genommen hat."

Sepp brach dieses letztere Selbstbekenntniß freilich schnell ab und sprach wieder von anderen Dingen, um jenen Gegenstand nicht in eine weitere Erörterung kommen zu lassen, aber er konnte Veferl kein größeres Lob sagen, und solche Worte gingen auch bei ihr tief in's Gemüth. Wiewohl sie von ihrem Vater nicht war erzogen worden und von ihm nur wenig genossen hatte, so wurde sie ihm doch jetzt von Tag zu Tag mehr zugethan und der Güte ihres kindlichen Herzens that es wohl, ihren Vater um so frömmer und wärmer lieben zu können, je bedrohlicher sich manchmal eine Aeußerung der Leute über sein geheimes Treiben kundgab.

Diese Richtung ihres Gemüthes war dem wackern Gottlieb, der mit Sepp öfters zu ihnen kam, nicht entgangen und er hatte im Stillen eine so brüderliche Freude daran, daß er Veferl, wenn er einen Augenblick des Alleinseins mit ihr erhaschen konnte, mit herzlichen Lobsprüchen überhäufte.

Auf naiv einfache und doch edelmüthige Weise erwiederte ihm die verständige Dirne, daß sie nicht glaube, deßhalb ein besonderes Lob zu verdienen; denn die Liebe und Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern verstehe sich ja von selbst.

Sie ahnte dabei nicht, was in seinem Herzen vorging und wie tief es ihn betrübte, daß sie sein Lob nicht annehmen oder — nicht verstehen wollte.

* * *

Es ging ein Zug des Schicksals durch das Leben Gottlieb's, daß er mit den stärksten und heiligsten Banden seines Innern an Sepp und denjenigen hing, welche diesem angehörten. — Veferl hatte ihm schon lange gefallen, und so oft irgendwo von ihr die Rede war, gab es keinen feurigeren Lobredner als Gottlieb. Seine wachsende Zuneigung steigerte sich in der letzteren Zeit zur heißesten Liebe. — Keinen Sonn- und Feier-

tag fehlte er auf dem Platze vor der Kirche zu Grünau, um das holde Veferl zu sehen und sie nach dem Gottesdienste eine längere Strecke weit nach Hause zu begleiten; aber nicht allein die jedesmalige Gegenwart der Muhme und der heilige Ernst seiner Empfindung verschloß ihm die Lippen; er wollte sich zurückhalten, von dem zu sprechen, was seine ganze Seele erfüllte, bis er Zeichen und Beweise habe, die ihm ein Recht gäben, sein heißes Gefühl muthig zu offenbaren.

Aber, ach! wie sehr er sich auch bemühte und ohne Zudringlichkeit Alles aufbot, sie die Liebe seines Herzens errathen zu lassen, — er konnte bis jetzt kein Zeichen ihrer Gegenneigung entdecken. — Veferl war freundlich mit ihm, wie mit Jedermann, und schätzte ihn vielleicht mehr als Andere; sie schien jedoch von all dem nichts zu bemerken, was ihn innerlich so tief bewegte; sie blickte ihm unbefangen ins Gesicht und gab ihm freundlich die Hand, aber Gottlieb fühlte nie den leisesten Druck derselben.

Der Arme mußte sich endlich selbst gestehen, daß sie seiner verschwiegenen, jedoch genug verrathenen Empfindung fremd sei, und daß er keine Erwiederung finde.

Gottlieb kränkte sich tief darüber, und er grämte sich noch mehr, als er ihr am nächsten Sonntag mit schmerzlicher Entsagung auswich und sie dann gar keine Frage darnach that, warum er nicht wie sonst gekommen sei.

Er wurde kopfhängerisch, scheu und schweigsam; aber in seinem Herzen, das keine Wetterwendigkeit kannte, glühte die Liebe still und heftig fort. Er wollte seine weiteren Hoffnungen und sein Glück dem guten Einfluße ihres Vaters und dem treuen Ausharren anvertrauen, das Kommende still und geduldig abwarten, und Veferl keine Veranlassung geben, daß er ihr dreist oder lästig erscheine. Er setzte demnach seine Hoffnungen auf die Macht der Zeit, als ob nicht ein einziger Augenblick hinreichte zum Empfängniß der Liebe!

Wie aber stand es mit ihr? War das jugendlich frische, blühende Kind dem allmächtigem Gefühle der Liebe nicht zugänglich?

Hätte Gottlieb für die Heimlichkeiten eines weiblichen Herzens ein schärferes Auge gehabt, so würde er vielleicht schon vierzehn Tage vor dem Beginne des gegenwärtigen Ab-

schnittes unserer Erzählung eine stille Beobachtung gemacht haben, die für seine eigene Angelegenheit freilich untröstlich gewesen wäre.

Noch auffälliger hätte ihm sein können, was er in wenigen Tagen darauf hörte.

Da ihn Veferl zwei Sonntage nicht gesehen hatte, so ließ sie ihn „freundlich bitten, am folgenden Sonntag auf ein Viertelstündchen zur Muhme zu kommen, indem sie in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu sprechen habe."

Wie klopfte sein Herz bei dieser unverhofften Botschaft, als er sie am Feierabend des nächsten Samstag's vernahm! Welchen Erwartungen und — welch' süßen Täuschungen gab sich der ehrliche Gottlieb hin!

Als er am Sonntag nach der Kirche hinkam, waren die Muhme und Veferl zugegen. Mit der Beklommenheit seiner Sehnsucht fragte er nach ihrem Begehren, und Veferl — in sichtlich gedrückter Stimmung — begann unter dem Zunicken der Muhe sogleich, ihr Anliegen mitzutheilen: „Wir haben nämlich — sagte sie — von den Leuten des Oberförsters mit Schrecken vernommen, daß der Vater seine — heimliche Schützenleidenschaft noch immer nicht aufgegeben habe, und daß wir deßhalb in großer Angst sind. Da Dich der Vater recht gerne hat und Du die ganze Woche bei ihm bist, so bitte ich Dich inständig, daß Du Alles anwenden möchtest, ihn durch Deine klugen und wohlmeinenden Worte davon abzuhalten." — Mit einem merklich veränderten, fast schüchternen Tone fügte sie bei: Ich möchte um Alles in der Welt vermeiden, daß er unglückseliger Weise mit Jäger Hubert zusammentreffe."

Weder die Muhme noch Gottlieb bemerkten es, daß sie bei Hubert's Namen roth wurde, und dem jungen Freunde ihres Vaters nicht mehr unbefangen ins Auge blicken konnte.

Gottlieb, der gerade an dasjenige was in Wirklichkeit der Fall war, nicht zu denken vermochte, fühlte sich durch die innige und vertrauliche Bitte der so heißgeliebten Dirne süß geschmeichelt, und mit der aufrichtigsten Bereitwilligkeit versprach er, jede Gelegenheit zu ergreifen und Alles aufzubieten, um den Vater von den gefürchteten Gefahren zurückzuhalten, — „in so weit es halt in seinen Kräften stehe."

Die Muhme und Veferl waren durch seine redliche Zusage für jetzt beruhigt und sagten ihm ihren besten Dank. Der Besuch Gottlieb's war damit abgethan, — sie hatten ihm nichts weiter zu sagen; und dennoch baute der unerfahrne Sohn der Wälder auf diesen Tag neue Hoffnungen.

Hatte Veferl keinen Blick dafür, daß Gottlieb mit aller Innigkeit sie liebte? Konnte sie nicht in seinen Augen und Mienen lesen? — Wir glauben, daß sie es wohl erkannte, aber ihr Verhängniß hatte anders entschieden, Gottlieb kam zu spät.

Am Sonntag vor vierzehn Tagen, wie wir schon oben erwähnt haben, ereignete sich der still entscheidende Vorfall. Zu Ehren Hubert's und zur Feier seiner glücklichen Heimkehr gab der Oberförster bei dem Wirthe in der Grünau eine kleine Tafel. Abends war Tanz, wozu das junge Volk Zutritt hatte, wie es die Landessitte mit sich bringt. Veferl, die im Hause des Oberförsters sehr wohl gelitten war, wurde in Begleitung der Muhme ebenfalls dazu geladen, und die junge Dirne nahm an der festlichen Unterhaltung unbedenklich Theil, und putzte sich dazu so sorgfältig auf, wie nur immer der kleine Hausschatz in Truhe und Gewandkasten es erlaubte.

Über dem reichen, schön gescheitelten Haar das schwarzseidene Kopftuch und darüber der hübsche weiße Hut mit niederem Stock und vorne und rückwärts sanft gebogener Krämpe, — am Halse das goldene Kreuzchen von der Muhme, — das hellfarbige Busentuch mit breitem Vorsatz, — das dunkle Korset und der dunkle, kurze Rock mit kleinen Blumen, — die weiße Schürze, die blendend weißen Strümpfe und die niederen Schuhe, Alles dies zusammen kleidete sie allerliebst, und die Sagmeisterstöchter, in reicheren Anzügen, stellten sie nicht in den Schatten. Veferl hatte bisher nur wenige Vergnügungen solcher Art genossen, daher sie uns heute ganz rosig erscheint. — Für die Unbefangenheit ihrer freudigen Theilnahme müssen wir anführen, daß sie von der Erzählung, die ihr Vater über den Tod des alten Jägers Föhrenberger seinen Kameraden mittheilte, keine Kenntniß hatte und ihre arglose Jugend des Glaubens war, daß der Vater zu jenem schrecklichen Ereigniß in keiner Beziehung stehe, und damals bei Gericht ungerecht beschuldigt worden sei, wie es seine straffreie Ent-

lassung bewiesen habe. So gab sich Veferl im Kreise der Gäste mit jugendlicher Lust den Freuden des Tanzes hin.

Gottlieb, der bei diesem Anlaß nicht fehlte, tanzte manchmal mit ihr, und seine Augen glänzten von der Seligkeit dieser Stunden; aber der heimatliche Ländlertanz brachte Veferl bei dem üblichen Wechseln der Tänzerinnen auch mit dem schönen Jäger Hubert in Berührung, und wohlgefällig wurde hie und da die Bemerkung laut, daß diese Beiden das schönste Paar seien.

Veferl hörte diese Stimmen nicht, auch war Eitelkeit nicht ihr Fehler; dagegen schien sie aufgeregter und fröhlicher zu sein, als man sie je gesehen hatte.

Hubert — ohne vielleicht zu wissen oder sich zu kümmern, daß sie von Sepp, dem Holzknecht, die Tochter sei, — schäkerte zu wiederholten Malen mit der kreuzsauberen Dirne; was übrigens nur aus soldatischer Gewohnheit geschah und nur dem lustigen Augenblicke galt.

Desto tiefer ging der Eindruck bei ihr, dem schuldlosen Kinde. — Daß sie Hubert heute sah und kennen lernte, war genug, um nach ewig räthselhaften Gesetzen jenen unsichtbaren, jähen Strahl zu wecken, der in ihr zündete und in ihrem jungfräulichen Herzen das bis jetzt unbekannte, allbezwingende Gefühl der Liebe entflammte.

Veferl verschaute und verliebte sich alles Ernstes in Hubert, war jedoch sittig genug, um ihrer Umgebung die innere Erregung nicht merken zu lassen, und überdieß scheute sie sich vor Gottlieb, den die gute Dirne nicht absichtlich kränken wollte.

Wie stark aber der Eindruck dieses Abends war, dessen ward sie selbst erst am anderen Tag vollkommen inne, und leise erschrak sie darüber. Sie fühlte wohl, daß sie nicht mehr im Stande sei, sich von diesem mächtigen Gefühle zu befreien; sie hatte jedoch die Kraft, es als Geheimniß in sich zu verschließen, dessen Bergung sie allein schon glücklich machte. Was ihr liebendes Herz wußte, das wagte sie keiner lebendigen Seele anzuvertrauen, — aus Furcht, daß die Außenwelt ihren schönen Traum nur zu bald zerstören würde, und weil sie sich zu Tode geschämt hätte, wenn früher, als sie seiner Gegenliebe gewiß war, ihr Verliebtsein aufmährig (verlautbar) im Orte geworden wäre. — Was aber weiter daraus werden sollte, — das wußte

sie wohl selbst nicht; die neue, süße Empfindung schloß alles Denken aus.

Veferl schwieg und arbeitete fleißig, wobei die Muhme wegen kleiner Zerstreutheit manchmal ein mahnendes Wörtchen fallen ließ.

Niemand, auch Hubert nicht, hatte eine Ahnung von ihrer leidenschaftlichen Empfindung, ihrer stillen, aber ungemein festen Willenskraft und von dem Gegenstande ihrer Selbstbeherrschung.

Mit diesem Geheimniß und in dieser Gemüthsverfassung fand sie Gottlieb, als er in den letzteren Wochen sich ihr näherte, um Anfangs höchst trübselig sich zurückzuziehen, dann aber wieder für hoffnungsreicher sich zu halten.

Veferl sah Hubert in den nächsten vier Wochen nur ein paarmal, wenn er nämlich vom Almsee in den sonntägigen Gottesdienst herauskam und dann im Hause des Oberförsters Mutter, Schwester und Schwager besuchte.

Mit der nie fehlenden Erfindungsgabe des weiblichen Geschlechtes machte sie sich — so viel Überwindung sie es auch kostete — im Försterhause etwas zu thun, in der süßen Hoffnung, Gelegenheit zu finden, daß sie Hubert, den geliebten Mann, treffen und mit ihm werde sprechen können.

Sie traf ihn zwar und sprach mit ihm, — aber ach, es waren nur die gewöhnlichsten Dinge und der Jäger zeigte kein Errathen dessen, was den tiefsten Grund ihres bangenden Herzens erfüllte.

Die Flamme ihrer heimlichen Liebe wurde deßhalb doch nicht schwächer.

* * *

Wieder verstrichen drei lange Wochen. Gottlieb hielt sich in scheuer Entfernung und harrte mit unnennbarer Sehnsucht auf irgend ein glückverheißendes Zeichen für die Wünsche und Hoffnungen seiner treuen Seele.

Die gleiche Pein verzehrte Veferl, — jedoch nicht zu seinen Gunsten.

Als sie einige Tage darauf mit Wäschstücken und dergleichen zeitweiligen Arbeiten zur Oberförsterin zu gehen hatte, traf sie dort mit dem Forstgehülfen Friedel vom See zusam-

men. — Bei'm Fortgehen schloß er sich an sie an, um ihr — wie er vertraulich bemerkte, — ein Bischen das Geleit zu geben und ihr unter vier Augen etwas zu sagen.

Die stets bereiten Selbsttäuschungen der Liebe machten ihr Herz hörbar klopfen, da sie nichts Anderes glaubte, als daß sie so unvermuthet von Hubert etwas hören werde. —

Auf einer Stelle des Weges, wo sie ganz allein waren, blieb Friedel stehen. „Liebes Veferl," sagte er, „Du bist ein so braves Dirndl, daß es mir vom Herzen leid thäte, wenn Du in Schande und Unglück käm'st, wie es Dir schon einmal gedroht hat, da Du noch ein Kind gewesen bist."

Bei dieser Einleitung fiel Veferl aus allen Himmeln. „Wie meinst Du das, Friedel? Was ist denn geschehen!" fragte sie voll Schrecken.

Friedel erzählte: „Am vorigen Samstag gegen Abend bin ich vom See herüber jagen gegangen und am Sonntag früh bin ich tief in der Hetzau drinnen gewesen. Ich bin dort auf dem Edlerkogel herumgestiegen und hab' den Steig gesucht hinab zu den Oedseen, von wo ich in unser Jägerhaus in der Hetzau habe gehen wollen. Wie ich so herabsteige, seh' ich unter mir, etwa einen guten Büchsenschuß entfernt, einen Mann, den Stutzen in der Hand, wie auf dem Anstand. Die Bäume haben mich verdeckt, aber durch die Äste hab' ich dennoch gut gesehen, und ich habe den Mann auch gleich erkannt. Es ist ein alter Wildschütze gewesen, nämlich — Dein Vater."

Veferl fuhr erschrocken zusammen. Tief geängstigt fragte sie: „Was hast Du hernach gethan, Friedel?"

„Du wirst mich nicht verrathen," antwortete der gutmüthige Jäger. — „Ich hab' gethan, als hätt' ich ihn nicht gesehen, bin wieder aufwärts gestiegen und hab' einen andern Weg eingeschlagen, — wie es früher schon ein paarmal geschehen ist. Ich hab' dabei immer an Dich gedacht!"

„Gott vergelte es Dir, guter Friedel!" sagte Veferl, indem sie wieder leichter athmete.

„Es kann aber nicht so fortdauern," bemerkte Friedel. — „Bedenke, daß ihn einmal unser neuer Förster, der Hubert, treffen kann! Da geschähe ein Unglück."

Bei der Zusammenstellung Hubert's mit solchen Gedanken

vergingen Veferl fast die Sinne, und die arme Dirne fing an, bitterlich zu weinen.

Friedel sprach ihr jetzt wohlmeinend zu: „Weine nicht, Veferl! Ich habe es Dir in der besten Absicht mitgetheilt, damit Du es weißt und Deinen Vater in der ersten guten Stunde warnen und bitten sollst, er möchte dieses überaus gefährliche Handwerk, wo sein Leben auf dem Spiel steht, nicht länger fortsetzen."

Das vernünftige und menschenfreundliche Zureden des Jägers gab Veferl nach und nach ihre Fassung wieder.

„Ich danke Dir tausendmal, herzensguter Friedel!" sagte sie und drückte ihm die Hand. — „Ich werde Deine guten Rathschläge vorsichtig befolgen und" — dabei überzog hohe Röthe ihr Gesicht — „vielleicht hab' ich ein Mittel, womit ich jetzt den Vater von seinen verbotenen Wegen abbringen kann."

Friedel, der den Sinn dieser Worte nicht näher verstand, erwähnte noch vor dem Abschied, daß die Sache um so dringender sei, als auch der Wirth in der Habernau, auf dessen Hütte ihr Vater arbeite, bei Hubert in starkem Verdacht stehe, daß er den Jagdfrevlern allen erdenklichen Unterschleif gebe, wozu ihn seine günstige einsame Lage und der Besitz seiner Waldantheile verführe.

Das ernste Zweigespräch der Beiden war damit beendigt. Friedel beurlaubte sich herzlich und Veferl ging in tiefer Bewegung heim. — Um Friedel nicht zu verrathen, entdeckte sie nicht einmal der Muhme, was sie von ihm erfahren hatte.

Um so schwerer war ihre Beklommenheit und um so größer ihre Unruhe, da sie ihr übervolles, doppelt und dreifach gequältes Herz gegen keinen Menschen ausschütten und erleichtern konnte, — bis zwei Tage nachher eine gewaltsame Ergießung erfolgte.

Am Sonnabend spät kam Sepp, ihr Vater, mit einem Päckchen unter'm Arm, auf Besuch. Die Muhme war eben sehr leidend und schon frühzeitig zu Bette gegangen. — Als Sepp in die Stube trat, überzeugte sich Veferl in der Nebenkammer, ob die Muhme bereits schlafe, und nachdem dieß bereits der Fall war, so kam es ihr höchst erwünscht, mit ihrem Vater allein zu sein.

Sepp war sehr wohlgelaunt; er nahm das Päckchen her-

vor und sagte: „Da hab' ich Dir etwas gebracht, Veferl! Es ist ein Hausirer vom Flachland draußen zum Wirth in der Habernau gekommen, und da hab' ich diesen Zeug für Dich gekauft. Nimm, und laß Dir machen, was Du davon kriegst!"

Veferl mußte sich Gewalt anthun, ihre Freude darüber zu äußern; es schoß ihr der bange Gedanke durch den Kopf, daß dieser Einkauf vielleicht mit unrechtmäßig erworbenem Gelde geschehen sei; sie durfte aber diesen Gedanken nicht laut werden lassen und das väterliche Geschenk nicht zurückweisen.

Als sie das Päckchen auseinanderschlug, fand sie einen hübschen, neuen Stoff auf Korset und Rock.

„Vater, Du gibst so viel Geld für mich aus!" rief sie ziemlich verlegen, und vergaß beinahe, dafür zu danken.

Sepp erwiederte aufgeräumt: „Schau' mir nicht in den Sack, wenn ich Dir etwas gebe, närrisches Dirndl! Du weißt, daß es mir Freude macht, und daß ich für mich selber nur sehr wenig brauche."

Die Tochter wollte jetzt den günstigen Augenblick und die gute Laune des Vaters sogleich für ein wichtigeres Anliegen benützen, und obgleich es ihr schwer ward, die rechte Einleitung zu finden, so mußte sie doch daran. — Mit der freundlichen Hindeutung, daß sie am vorigen Sonntag seinen Besuch vermißt habe, fragte sie kindlich scheu, ob er denn etwa wieder gewisse Gänge gemacht habe?

Sepp verstand, worauf sie anspielte. Ohne in seiner Laune sich stören zu lassen, versetzte er: „Du magst es wohl errathen haben, und vor Deinen Ohren hab' ich mich nicht zu fürchten. Es ist nun einmal meine Leidenschaft, und außer Dir hab' ich sonst keine andere Freude auf der Welt."

Da ihr der Vater die Thatsache so unverholen bekannte, so ward es ihr jetzt leichter, ihn mit den heißesten Bitten zu bestürmen und bei allen Heiligen zu beschwören, daß er diese Angst von ihr nehmen und an das Heil seines Lebens denken möchte, um jetzt, wo er alt und gebrechlich werde, es endlich aufzugeben, sich in so gefährliche Jagdabenteuer einzulassen, unserm Herrgott aber inbrünstig zu danken, daß er so viele Jahre lang glücklich darausgekommen sei.

Von flüchtigem Unmuth ergriffen, nahm Sepp das Gegenwort: „Wer sagt Dir, daß ich gebrechlich bin? Kleinigkeiten abgerechnet, fühle ich in meinen Kräften keine Abnahme. Ich bin noch so fest und rüstig, wie ehe, und ich fürchte mich vor nichts! Die Jäger aber fürchten mich," — meinte der alte Schütze, der sich vielleicht durch allerlei Mittel für gefeit hielt, — „sonst wäre mir schon längst etwas geschehen. Und — gesetzt den Fall, es würde mir ein wirkliches Unglück zustoßen, — was liegt an meinem Leben?"

„Denkst Du nicht an mich?" unterbrach ihn Veferl mit bittendem Tone.

„Du bist bei der Muhme hier gut versorgt," — erwiederte Sepp, — „und sonst hab' ich keine Seele auf der Welt, die sich um mich kümmern würde, — den braven Gottlieb ausgenommen," fügte er bei und betonte den Namen mit besonderer Wärme.

„Wenn Du selbst Dein Leben nicht höher schätzest," flehte Veferl, — „so glaube mir doch, Vater, daß ich zitternd an alle die Möglichkeiten denke, die Dir begegnen können! Stelle Dir die schreckliche Lage vor, wenn Du in der Einschicht mit dem — Seeförster zusammenkäm'st! — Er ist jung und ein Hitzkopf. Es wäre entsetzlich, wenn er Dir, oder Du ihm etwas zu Leid thätest!"

„Warum soll ich ihn mehr, als die Andern fürchten?" warf Sepp leicht hin, und bemerkte dabei nicht, daß seine Tochter bei der Erwähnung Hubert's hoch erröthete und dann wieder erbleichte.

In höchster Erregung, jedoch zugleich tief verschämt, that Veferl den leidenschaftlichen Ausruf: „Vater, Du weißt nicht, welche Pein ich leide und verschweige! — Jetzt muß ich es Dir sagen. Weit mehr als Dein Heil oder Unheil, hängt von Hubert mein Glück oder Unglück ab, — ich liebe ihn!" —

Sepp stand einige Sekunden wie erstarrt; dann sprach er — nicht mit Härte und Strenge, sondern erschreckt und wehmüthig: „Unglückseliges Kind! zu welch einer Wahl hat Deine unerfahrene Jugend Dich verleitet!"

Dann besann er sich eine Weile und fragte forschend: „Stehst Du in einem Verhältniß mit ihm, und liebt er Dich auch?"

Veferl antwortete halblaut: „Ich glaube, er weiß nichts von meiner Liebe.“

Bei diesen Worten kehrte die gute Laune Sepp's mit einem Male wieder zurück, und lachend versetzte er: „O Du kindisches Dirndl, dann ist es ja ohnehin recht! Wenn er nichts davon weiß, so hat's noch keine Gefahr, und Du kannst davon absteh'n, derweil noch Zeit ist. Vergiß den hochmüthigen Jäger! der hat andere Dirnen im Kopf.“

Rasch und lebhaft fiel ihm die Tochter ins Wort: „Nein! Ich weiß gewiß, daß er keine Liebschaft hat.“

Sepp lachte neuerdings. „Sei dem wie immer! Schlage Dir das thörichte Zeug aus dem Sinn und verschlafe die ganze Geschichte! Es ist zum Glück noch nichts Ernstliches.“ — Er schickte sich an, zu gehen, und hielt die Sache einstweilen für abgethan, aber der Vater kannte seine Tochter dießmal zu wenig.

Plötzlich warf sich ihm Veferl zu Füßen. „Vater verzeih' mir, daß sich meine ganze Seele gegen Deinen Willen sträubt! Ich weiß, Du hältst den Hubert für Deinen Feind, und Du hassest ihn vielleicht, — sei aber barmherzig mit mir! — Ich kann diese Liebe nicht aufgeben, Du müßtest mir zuvor das Herz herausreißen!“

Sepp gerieth in heftigen Aerger: „Veferl, Du bist ja ganz von Sinnen! Steh' auf, das kann ich nicht leiden. — Der Mensch soll nur in der Kirche knieen.“

Er zog sie mit einem kräftigen Hub empor. „Sei gescheidt!“ sagte er in milderem Tone. — „Ich weiß Dir einen besseren und passenderen Mann, der Dich lange schon lieb hat und der auch Dein unverführtes Herz verdient, ich meine den Gottlieb.“

„Ja, wenn ich den Hubert nie kennen gelernt hätte!“ rief Veferl in der Naivetät ihrer Unschuld.

„Mache mich nicht im Ernste böse!“ erklärte Sepp. — „Der Vater hat doch auch etwas dareinzureden, und ich meine Dir's gut. Wenn ich das nächste Mal wiederkomme, so sei gescheidter, als heute! — B'hüt Dich Gott! es ist schon spät. Ich muß noch in die Habernau.“

Er ging, und Veferl nahm in stummem Schmerz Abschied von ihrem Vater. — Die verzweifelnde Dirne, von keiner

Seite getröstet, durchweinte die ganze Nacht, und die Zukunft lag schwarz vor ihren Augen.

* * *

Das Wort des Vaters blieb ohne Wirkung. Sein Widerstreben unterdrückte nicht die Flamme, die das Herz der Tochter so unwiderstehlich ergriffen hatte; es war eben die Macht der ersten, wenn auch bis jetzt hoffnungslosen Liebe.

In tiefster Niedergeschlagenheit ging Veferl am nächsten Vormittag aus Hochamt und Predigt nach Hause; sie war allein, da die Muhme wegen ihres gichtischen Leidens die Stube nicht verlassen konnte.

Nach den Anschauungen der heißliebenden Dirne fügte es ein unerwartet freundlicher Zufall, daß ihr Hubert begegnete, der aus dem Försterhause kam und in die Grünau ging.

Mit pochendem Herzen, verwirrt und hocherröthend wollte Veferl nach dem Gruße vorübergehen, Hubert blieb jedoch stehen und begann mit ihr ein leichtes Gespräch. — Er weidete sich vielleicht an der Verlegenheit der schüchternen Dirne, und, ohne im Stande zu sein, tiefer in ihr Inneres zu blicken, sagte er ihr verschiedene Scherze, nach denen er sich wieder beurlaubte.

Hocherfreut über den genossenen, süßen Augenblick, ging Verferl rasch ihres Weges und wagte es nicht, sich umzublicken, was sie ach, so gerne gethan hätte!

Alles, was Hubert sprach, nahm Veferl die gleich den meisten Menschenkindern gerne glaubte, was sie wünschte, für baare Münze und belegte damit das schöne Luftgebäude, aus neuen Hoffnungen gezimmert.

Ob sie dazu das entfernteste Recht hatte, und ob Hubert's Worte etwas Anderes waren, als gelegenheitliche Schäckereien, mit denen sich junge Männer bei sauberen Dirnen gewöhnlich zu unterhalten pflegen, — der weitere Verlauf der Erzählung wird es zeigen.

Gottlieb hatte die Beiden von ferne gesehen, und neue, bittere Kränkung erfüllte ihn, wenn er dachte, daß Veferl vielleicht verblendet genug sein könnte, dem abgedrehten Jäger ihr Herz zuzuwenden und zuletzt gar noch das Opfer der Verführung zu werden. — Er fand nur in dem Gedanken Trost,

daß Hubert für die Tochter Sepp's unmöglich eine ernste Neigung haben könne, und so hätte er auch Veferl über den Tod von Huberts Vater einigen Aufschluß geben können; aber er war so edelmüthig, über die damaligen Mittheilungen ihres Vaters zu schweigen, sein Vertrauen in Ehren zu halten und Veferl keinen Kummer zu verursachen.

Gottlieb hielt sich abseits und ging traurig seiner Wege. Veferl aber war vergnügt nach Hause gekommen.

Die Muhme bemerkte die auffällige Veränderung und fragte sie aus gutmüthiger Neugier um den Grund, weßhalb sie heute Morgens so trübsinnig gewesen, nun aber wieder so munter sei?

Veferl überlegte eine kleine Weile, — dann fand sie es am gerathensten, sich der gutherzigen Muhme unbedingt anzuvertrauen und ihr Alles zu entdecken, was zwischen ihr und ihrem Vater gestern vorgefallen und was sonst noch als Geheimniß in ihrem Herzen verborgen war.

Bei dem aufmerksamen Zuhorchen vergaß oder verbiß die Muhme die Schmerzen und Stiche im gichtischen Fuße, zankte jedoch gehörig darüber, daß sie ihr die Liebesangelegenheit nicht schon lange früher mitgetheilt habe.

Mit großer Ausführlichkeit und Aufrichtigkeit erzählte Veferl, was sie wußte und dachte. Zu dem Letzteren gehörten vor Allem die wiederholten Betheuerungen und zuversichtlichen Angaben über Hubert's Neigung zu ihr, was der Muhme durchaus nicht unglaubwürdig schien, wenn auch der Vater im Seehause drinnen schwarz angeschrieben sei. Mit aufgehobenen Händen bat Veferl am Schluße die gute Muhme um ihren Schutz und Beistand.

Diese Bitte war nicht vergeblich. „Mein liebes Kind!" sagte die Muhme bedächtig, — „Du bist freilich noch etwas weit von dem Ziele entfernt; aber ich kann nicht läugnen, daß Deine heimliche Wahl eine gute ist. Glaubst Du denn aber, daß Dich der Hubert so als arme Dirne gleich mir nichts dir nichts nehmen wird?"

Veferl fuhr mit der Schürze zu den Augen.

Die Muhme überraschte sie jetzt durch die folgende Erklärung: „Nun, tröste Dich, Veferl! Es steht mit Dir nicht so schlimm. Ich habe Niemand als Dich; was ich hinterlasse,

gehört Dir, — Du bist meine Erbin, und ich bin nicht ganz leer. Da könntest Du dem Hubert schon eine kleine Mitgift zubringen, die man bei uns dahier nicht verachten darf."

Veferl hatte mit steigender Bewegung zugehört, dann bedeckte sie die gütige Ziehmutter mit ihren Küssen.

Die wahrlich seelengute, ihren Gichtschmerz bezwingende Muhme äußerte sich weiter: „Nicht wegen Deiner Verliebtheit, und auch nicht deßhalb, weil ihr Zwei — wie die Leute sagen — das hübscheste Paar seid, bin ich auf Deiner Seite, sondern ich sehe die Sache fast als Fügung Gottes an, und dafür will ich all meine Mühe und — wenn's sein muß, — mein ganzes Redhaus einsetzen; denn wenn Du den Hubert wirklich bekäm'st, so würden wir Deinen Vater auf die allerschönste Art sicherstellen. Hubert würde dann sein Schwiegersohn, Vetter Sepp könnte selbst noch Jäger werden und einen Dienst durch ihn erhalten. Weil ich dies als das einzige Mittel für seine Krankheit betrachte, will ich mithelfen zur Ausführung Deines Planes und bei der alten Föhrenbergerin, der Mutter des Hubert, meine Einleitungen machen, so bald ich nur ein wenig hinaus kann."

Veferl war tief gerührt; sie schlug die Arme um den Hals der Muhme und wußte nicht, wie sie ihr innig genug danken sollte.

Es war dieß für sie seit lange der freudigste Tag. Bei der vielerfahrenen und im ganzen Orte geachteten Muhme setzte sie eben so viel Welt- und Menschenkenntniß, als Geltung und Einfluß voraus; daher es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn Veferl durch die Zustimmung und Mithilfe der Muhme sich für vollkommen berechtigt hielt, an die Möglichkeit zu glauben, daß sich Alles erfüllen werde, wie es die Muhme vorhin so herzlich, und so gläubig auseinandergesetzt hatte. Sie wiegte sich heute in seligen Träumen.

* * *

Am Abend dieses Sonntag's hatte das Seewirthshaus in der Habernau ungewöhnlich starken Zuspruch. Die Tische der großen Stube waren mit Holzknechten von den Hütten der nahen Waldberge dicht besetzt, und man konnte sogleich die Wahrnehmung machen, daß es lauter vertraute

Gäste waren, die zusammenhielten und in ihren Gesprächen vor dem Wirthe und seinen Dienstleuten nicht die geringste Scheu trugen, indem sie sich in keiner Weise einen Zwang auferlegten, und sich bei den steinernen Krügen mit Äpfelmost und Bier, zum Theile auch bei den beliebten Branntwein-Stamperln gut geschehen ließen.

Sepp war unter ihnen und saß, als der Älteste, an einem großen Tische obenan. Gottlieb war heute nicht an seiner Seite.

Die feiertägliche Lustigkeit steigerte sich mit jeder Viertelstunde und das Getränk machte die Köpfe heißer.

Wir können es der einflußreichen Anwesenheit Sepp's zuschreiben, daß außer kleinen Scenen des Übermuthes und verschiedener Kraftübungen keine Streitigkeit und keine Rauferei vorfiel, sondern daß sie ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit auf den alten und unter ihnen berühmten Genossen richteten.

In der beifälligsten Weise wurde von seiner Tochter gesprochen und die Meinung geäußert, daß sie nun bald heirathen werde.

Sepp ließ sich auf keine Erwiederung ein, sondern sagte nur: „Das Kind macht mir Freude, aber zugleich auch schwere Sorgen." Damit brach er ab, und die Rede kam auf andere Gegenstände. Wie gewöhnlich, wurden auch die örtlichen Begebenheiten des Wildschützenthum's verhandelt.

Sepp unterhielt sie mit Erzählungen von seinen Erlebnißen früherer Zeit, die er ihnen vielleicht schon zehnmal mitgetheilt hatte, die aber immer wieder aufmerksame Hörer fanden. — Wechselweise erzählten auch ein Paar andere Wildschützen ihre mancherlei erlebten Abenteuer und Gefahren, und jedesmal wurde über die Überlistung der Jäger weidlich gelacht.

Das lebhafte Gespräch, an dem auch der Wirth mit sichtlichem Vergnügen Theil nahm, führte jetzt auf den neuen Förster Hubert im Seehaus oben.

Als dieser Name genannt wurde, machte Sepp eine Miene des Mißmuthes, der sich heimlich in ihm regte.

Einer der jüngeren Holzknechte gab dem Ausdrucke in den Zügen Sepp's und seinem plötzlichen Schweigen eine andere Auslegung, indem er meinte: „Sepp, mich däucht, der junge Föhrenberger hat noch weit mehr Haare auf den Zähnen, als sein Vater? Der wird mit euch bald staubaus machen, und

vor dem hast Du auch einen gewissen Respekt. Hm, getraust Du Dich auf Deinen Gängen auf die Seeseite hinüber?"

Sepp, der verwegene Steiger und furchtlose Schütze, fühlte sich durch die muthwillige Rede des Jungen tief verletzt. Der Ehrgeiz seiner verjährten Verirrungen loderte hell empor, und mit seiner ehernen Faust schlug er in den Tisch, daß die Krüge schwankten. Schwer aufgebracht gab er zur Antwort: „Gelbschnabel! So alt ich bin stell' ich doch zu jederzeit meinen Mann, und mit Dir nehm' ich es schon noch auf! — Du steigst mir gewiß nicht nach, wo ich mich hin getraue. Ich werd' euch zeigen, ob ich den patzigen Helden droben und die Seemäuern fürchte! Und ich werde schon etwas finden, um auf einem recht kritischen Punkt ein Zeichen aufzurichten, zum Beweis, daß ich richtig dort gewesen bin."

Barthlmä und Hansjörg, die ältesten Kameraden Sepp's erhoben sich gegen den vorwitzigen Herausforderer und drohten ihm mit den Fäusten.

Der Wirth sprang herzu und wollte vermitteln. „Sepp, laß Dich nicht irre machen durch solch einen jungen Hirschen*)! Wer könnte denn Dich verkleinern in diesen Stücken? Das weiß ein Jeder in der ganzen Pfarre, daß es Dir Keiner gleich thut." Eine allgemeine Zustimmung der anwesenden Gäste folgte den Worten des Wirthes.

Andrä, der junge Holzknecht, wagte kein Wort mehr weiter zu sprechen. — Sepp schwieg und that einen heftigen, letzten Zug aus seinem Kruge. Er hatte seine Genugthuung, aber ein unheilvoller, geheimer Stachel eines sündhaften Ehrgeizes war in ihm zurückgeblieben.

Das Gespräch wurde in diesem Augenblicke gänzlich unterbrochen, als Philipp, der zweite Jägerbursche vom Seehause, eintrat und auf dem Heimweg einen Krug Bier begehrte.

Sepp rief den Wirth und sagte zu ihm: „Kaiblinger! schreib' meine Zeche" — er zeigte dabei auf die innere, schwarze Seite der Schankkastenthüre — „derweil auf die Thür, bis wir abrechnen."

Der Wirth nickte, gab ihm seinen Handschlag und ging

*) In volksthümlichem Sinne der glimpflichste Ausdruck für einen unüberlegten, in stockblinder Thorheit handelnden Menschen.

mit ihm hinaus, nachdem Sepp seinen kameradschaftlichen Abschiedsgruß: „Bhüet' euch Gott Alle miteinander!" gesagt und kräftig erwiedern gehört hatte.

Der Wirth hatte vielleicht von den Holzarbeiten der kommenden Woche zu sprechen, vielleicht aber war es eines der heimlichen Geschäfte, welches sie ohne Zeugen verhandeln wollten.

Als Sepp draußen war, machte der Jäger eine unvorsichtige Bemerkung über ihn, die auf Wilddieberei anspielte und sehr ehrenrührig klang. — Kaum hatte er es ausgesprochen, als auch schon acht bis zehn erhitzte Holzknechte — unter ihnen auch Andrä, der jetzt für Sepp, seinen Standesgenossen, sogleich Partei ergriff, — hinsprangen und ihn an der Brust und am Genick faßten. Mit dem tobenden Geschrei: „Warte, Kerl! Wir wollen Dir's einträuken, daß Du über unsern Kameraden, hinter seinem Rücken, ein letzes Maul hast!" rissen sie ihn zu Boden und waren eben im Begriff, ihn tüchtig durchzubläuen.

Jetzt eilte der Wirth herein, und in geschäftlicher Klugheit nahm er sich auf der Stelle des Angegriffenen an, um ihn in seinem Hause vor weiteren Mißhandlungen zu schützen. — „Freunde!" rief er den Holzknechten zu, — „was thut ihr da! Laßt ihn los! Das ist keine Ehre, wenn ihrer Zehn gegen Einen gehen!"

Die letzteren Worte, welche die ergrimmten Waldsöhne bei ihrem Ehrgefühl packten, wirkten augenblicklich. Die Holzknechte ließen den Jäger los, drohten ihm aber, daß er seine Zunge künftig im Zaum halten und nicht eher reden möge, als bis der Patzenlippel — womit sie auf seinen Namen anspielten, — Einen von ihnen im Walde gefangen hat.

Der Jägerbursche raffte sich auf, bezahlte seinen Krug, unterdrückte murrend seinen Zorn und entfernte sich trotzig.

Die Holzknechte achteten seiner nicht weiter, nachdem sie ihn einmal losgelassen hatten. Sie saßen noch lange beisammen, sangen manche derbe Vierzeilige, und lachten später über das kleine Theater, das sie ohne Einstudirung zu Ehren ihres Kameraden aufgeführt hatten.

Der Jägerbursche berichtete daheim, und Hubert war wüthend über die schmachvolle Meldung.

* * *

Zwei Tage nachher — es war schon gegen Abend — befand sich der Jägerbursche Philipp im Inneren der hinteren Almseeberge. Eine geschossene Gemse am Rücken, stieg er über das Kohlkahr am Zwölferkogel, auf dem Heimweg ins Seehaus begriffen. Ein fröhliches Liedchen vor sich hintrillernd, blickte er jägermäßig an den unwirthbaren Felsen umher, — da bemerkte er hoch oben auf einer Wand, die beinahe senkrecht abfiel und über sich wildzerrissene Klippen hatte, zu seinem größten Erstaunen die lebendige Gestalt eines Mannes, der sich an das Gestein anzudrücken schien und sein Gesicht auf die entgegengesetzte Seite abwendete.

Das Staunen des Jägers wuchs mit jeder Secunde, da ihm jene furchtbare Wand als unzugänglich bekannt war. Vergebens strengte er sein scharfes Auge an, um den Mann auf dem schrecklichen Felsen zu erkennen.

„Das ist kein Jäger!" sagte er zu sich selbst. — „Ist's ein Wildschütze? Und gibt es einen so ungeheuer verwegenen? Von wo ist er herübergestiegen? Gewiß von der steiermärkischen Seite, vom Wildensee drüben. Die Schwaighütte dort wäre der nächste Punkt. Es kann nur ein schlauer Wilderer sein, der die Steige noch besser kennt, als wir selber. Und dennoch begreif' ich nicht, wie dieser Mensch hat da hinaufkommen können, da am Zwölferkogel, den selbst wir Jäger fürchten?" — Er dachte jetzt an seine Vertheidigung, und hielt sein Gewehr in Bereitschaft.

So stand er eine geraume Weile, rathlos, was er thun solle? — Der Mann oben, von dem er annahm, daß er ihn früher erblickt habe, schien sich nicht zu rühren.

Philipp meinte, er wolle ihn überlisten. „Ich werde ihm jetzt" — sagte er im Selbstgespräch — „wenigstens zeigen, daß ich da bin und ihn gesehen habe." — Er hob seinen Stutzen und feuerte ziellos einen Schuß ab.

Der rätselhafte Mann, in jener Höhe außer Schußweite, bewegte sich nicht, — er blieb in der gleichen Stellung.

Philipp hatte solch einen Fall noch nicht erlebt, und es wurde ihm fast unheimlich zu Muthe. — Er überlegte: „Wenn ich auch den Versuch wagte, dort seitwärts hinauf zu steigen, um in eine größere Nähe zu ihm hinzugelangen, so würde es doch schon finster werden, — und wie komm' ich dann

zurück? — Es bleibt mir nichts übrig, als gleich heimzugehen und den seltsamen Vorfall dem Förster anzuzeigen." — Er hatte aber noch ein Paar Stunden zu steigen, um an die Außenseite der Berge am Almsee zu gelangen und heim zu kommen.

Im Fortgehen blieb er noch einige Male stehen und blickte kopfschüttelnd hinauf zu dem Mann am Felsen, der keine Bewegung machte und dessen Anblick ihm ein geheimes Grauen einflößte, bis er ihn durch die Felsenkrümmungen aus dem Gesichte verlor. Philipp, der sich den Weg und die Stelle gut merkte, kam nach Hause, als es schon stark zu dämmern anfing.

Die hastige und mit allen Umständlichkeiten verknüpfte Erzählung des Jägerjungen brachte das ganze Seehaus in Bewegung.

Hubert rief; „Unglaublich!" — Aber in demselben Augenblick erklärte er schon: „Wir gehen sogleich hinein!"

Philipp machte die Einwendung: „Bedenkt, daß es schon stockfinster wird, bis wir hineinkommen! Was thun wir hernach?"

„Finster hin, finster her!" kommandirte Hubert. „Wir müssen hinein, damit uns der Schelm, wenn er nicht in der Zwischenzeit schon ausgebrochen ist, nicht in der Nacht oder bei'm Tagesgrauen entkommt. Wir müssen einstweilen Wache halten. — Friedel, richte Dich sogleich zusammen, und Du, Philipp, führst uns hin!"

Hubert und die beiden Jägerburschen rüsteten sich und nach einer Viertelstunde betraten sie mit mächtigen Schritten hinter dem Seehause den Weg zur Schlucht am Zwölferkogel, was bei einbrechender Dunkelheit nur so geübte Jäger wagen konnten.

Nach großer Anstrengung gelangten sie in die Tiefe der bezeichneten Stelle, wo die Nacht Halt gebot und für heute jede weitere Untersuchung unmöglich machte.

In aller Stille lagerten sich die drei Jäger nach Hubert's Anordnung so nahe, als thunlich, in der Gegend jener Felswand und horchten in der lautlosen, finsteren Bergeinöde auf jedes Geräusch. Während der Nacht mußte wechselweise Einer wach bleiben.

Der Tag begann endlich zu grauen. Die Jäger erhoben

sich vom harten Lager, gingen mit äußerster Spannung vor und blickten hinauf zur Wand.

Der Mann war nicht zu sehen.

„Verdammt!" rief Hubert im höchsten Unmuth. — „Er ist uns dennoch entkommen!"

„Der hat den Teufel im Leib!" meinte Philipp.

„Dort ist er!" rief jetzt Friedel, der weiter hinübergegangen war und auf die Rückseite der Wand hinauf zeigte.

In der That hing der gesuchte Mann — grauenhaft anzusehen! — dort oben auf der schwindelnden Höhe und suchte zwischen den Zacken oberhalb der unteren Wand aufwärts zu klimmen, offenbar bemüht, aus seiner entsetzlichen Lage einen Ausweg zu finden.

Hubert war bei seinem Anblick wie versteinert. Mit seinen Falkenaugen den Bewegungen des Mannes folgend, sagte er zu seinen Gefährten: „Dort kann er nicht hinaus. Weiter oben ist wieder eine senkrechte Wand. Der Halunke findet keinen Rückweg mehr, — er hat sich verstiegen."

Rasch nahm er sein Gewehr und schoß es ab. Jetzt drehte sich der Mann oben um und blickte herab. Er gab mit der Hand ein Zeichen, daß er die Jäger in der Tiefe gesehen habe.

„Er erkennt seine verzweifelte Lage," — bemerkte Hubert, — „sonst hätt' er uns nicht zugewinkt. Ich kann aber das Gesicht des armen Spitzbuben noch immer nicht ausnehmen."

Das Gleiche bestätigten Friedel und Philipp.

„Wir müssen dort drüben weiter hinauf," erklärte Hubert. — Sie stiegen der Wand gegenüber auf eine Höhe, die dem Standpunkte des fremden Mannes zwar näher, jedoch durch eine tiefe Kluft davon getrennt war.

Hubert sah scharf hinüber; mit Einem Male rief er in leidenschaftlicher Erregung: „Hört, das ist kein Anderer, als Sepp, der Holzknecht!"

Die drei Jäger, seine Verfolger, starrten hinauf zu ihm. — „Er ist's!" bekräftigte Philipp und machte seinem Ärger Luft: „Wegen dieses alten Diebes bin ich in der Habernau mißhandelt worden!"

Ja, es war der unglückliche Sepp, der den weiten und unerhört kühnen Weg vom Buchschacher her, über den ganzen

Hausberg, dann auf der Schneide des dreigipfligen Röllberges und des Eilferkogels und zum gefährlichen Zwölferkogel herüber, gemacht haben mußte. — Das verwegenste Selbstvertrauen, ein verpfändetes Wort, Ruhmsucht unter seinen Kameraden und Unkenntniß in diesem Theile des Gebirges führten ihn auf jene verhängnißvolle Stelle, auf der wir ihn jetzt finden.

Wie er dahin gelangte, das konnten sich die Jäger nicht erklären, da noch Keiner von ihnen auf jenem Punkte gewesen. Sie meinten es müssen hinter ihm, als er von oben herabgestiegen ist, eine Menge Steine abgegangen sein, die ihm den Rückweg unkenntlich gemacht, oder ganz ausgehöhlt haben.

Wie furchtbar aber mußte die Lage für Sepp sein, da er, der Furchtlose und Unüberwindliche, jetzt seinen Feinden sich zu erkennen gab!

Friedel hatte ihn vielleicht schon früher erkannt, aber er erschrak und verschwieg es; denn er dachte an Veferl und hatte Mitleid.

Dagegen rief Hubert, wieder hinaufzeigend: „Das war von jeher einer der verstocktesten und kühnsten Bösewichte im weiten Umkreis! Ihr wißt, um welch' schrecklicher That willen ich ihn noch immer im Verdacht habe. Er, kein Anderer ist der Mörder meines Vaters, und bis zu diesem Augenblick ist er straflos durchgekommen! Er gibt sich uns jetzt gefangen; aber — wie kriegen wir ihn?"

Sepp machte wieder ein Zeichen, das sie sich so auslegten, als wolle er sagen, daß er nicht aus könne, und daß sie von oben herab auf der gegenüber liegenden Seite heraufsteigen sollten.

„Dort auch kaum möglich!" sagte Hubert. „Er fühlt, daß er ohne uns verloren ist. Und wer kann sagen, wie diese Geschichte enden wird?"

Hubert wendete sich zu Friedel und Philipp: „Jedenfalls muß die Sache kräftiger angepackt werden. Wir brauchen mehr Leute." — In dieser Absicht ertheilte er jetzt den Befehl: „Philipp, geh zurück ins Seehaus und sage dem Schweizer, er soll unverzüglich mit einem Knecht hereinkommen, um Einen von uns hier, mich oder den Friedel abzulösen. Auch sollen sie gehörig Proviant mitnehmen. Dann gehst Du, ohne Dich

aufzuhalten, hinaus in die Grünau zu meinem Schwager, dem Oberförster, meldest ihm, was hier geschehen ist, und entrichtest ihm das dringende Ersuchen von mir, daß er so schleunig als möglich einige seiner Leute hereinschicken möchte, mit denen Du wieder hieher kommst."

Der Jägerbursche eilte davon, den Auftrag des Försters zu vollziehen.

Während Hubert diese Anordnungen traf, war Sepp auf seinem Fels oben wieder herübergeklettert und befand sich jetzt auf derselben Stelle, auf der ihn Philipp gestern zuerst gesehen hatte.

Hubert und Friedel verließen ihren bisherigen Platz und bestiegen eine andere Höhe, von welcher sie den Holzknecht auf seinem jetzigen Standpunkte genauer beobachten konnten. — Beide bemerkten, daß Sepp neuerdings einen Versuch machte, jetzt auf dieser Seite aufwärts zu klimmen, wovon er jedoch nach einer Weile wieder abließ. — Sie sahen im Verlauf der nächsten zwei — drei Stunden, wie er diesen Versuch mehrmals erneuerte, — wie er nach oben und nach unten blickte und nirgends einen Ausweg fand.

Dem ungeachtet machte Sepp, der alte Eisenkopf, gegen die Jäger kein Zeichen der Bitte um Hilfe.

„Schrecklich!" erwiederte Friedel, — „er muß oben verhungern.

„Ei was!" entgegnete Hubert, — „ist er hinaufgekommen, so werden wir schon auch hin können, um ihn endlich zu kriegen."

Sepp aber kauerte sich jetzt zusammen, wahrscheinlich, um neue Kräfte zu schöpfen. — Die Jäger harrten noch ein Paar lange Stunden, bis der Schweizer und der Knecht, Letzterer mit einer schweren Kraxe*) bepackt, in der Schlucht unten ankamen. Es war schon Mittag. Hubert und Friedl hielten von dem mitgebrachten Proviant eine kalte und kurze Mahlzeit, nach welcher auf des Försters Geheiß Friedel zurückkehren mußte, um bei den Geschäften im Seehause daheim nachzusehen.

Hubert bedeutete ihm, er selbst wolle hier bleiben und die Leute von der Grünau abwarten.

*) Das im Gebirge übliche, auf dem Rücken getragene Gestell für Gepäck, Lebensmittel u. s. f.

Am Nachmittag nahm er mit seinen Begleitern in der ganzen Umgebung des Felsens eine genaue Besichtigung vor, um eine Stelle ausfindig zu machen, von wo ein Aufsteigen möglich wäre. — Nach langem Suchen und Prüfen glaubte er auf der Rückseite diesen Punkt entdeckt zu haben, ohne daß es nöthig sein werde, einen stundenweiten Umweg zu machen und auf der Schneide vom Eilferkogel herüber zu gehen.

Die Stunden des Tages dehnten sich peinlich. Sepp auf seiner Höhe oben schien sich in sein Schicksal zu ergeben, und auf das Werk seiner Befreiung zu harren. Man gewahrte nicht, daß er neue Anstrengungen machte, um seine entsetzenerregende Stelle zu verlassen.

Erst gegen Abend kam Philipp mit drei Forstgehilfen aus der Grünau, aber es war unmöglich, für heute noch etwas zu unternehmen. Man mußte abermals unter den Felsen übernachten.

Der Unglückselige aber, der sich oben verstiegen hatte, und nun einem elenden Tode oder — im glücklichsten Falle — der Gefangennehmung und einem schimpflichen Lose entgegensehen mußte, — was mochte er in seiner schaurigen Verlassenheit denken und fühlen! — Und hatte er Nahrung bei sich? war sie ihm nicht schon ausgegangen? wie und wo war sein Stieg geschehen? hatte ihn hier ein Schwindel erfaßt? — Kein Zweifel, daß er zu vermessen auf seine körperliche Kraft und die Schärfe seiner Sinne, auf seine Hilfsmittel und seine physische Unbesiegbarkeit gepocht und sich nicht gescheut hatte, auf unbekanntem Boden sich in das tollkühnste Wagniß zu stürzen. — Hieher konnte ihn nicht die einfache Begierde nach einer Gemse und die Befriedigung einer gewöhnlichen Leidenschaft, sondern nur der augenscheinlichste Trotz gegen die Herren des Jagdgebietes geleitet haben.

Alle diese Betrachtungen wurden von den Männern angestellt, die bei dem Eintritte der abendlichen Dämmerung, tief unter ihm, im Kreise lagerten, jedoch für sein Unglück nur geringes Mitgefühl kundgaben.

Zum Mindesten aber mußte Sepp, wenn er herabblickte, den einen Trost haben, daß Menschen — obgleich seine erbitterten Gegner — in seiner Nähe blieben, was ihm bald wahrnehmbar gemacht wurde, indem Hubert und die Forstleute

ein großes Feuer anzündeten, um daran Fleisch zu braten, hauptsächlich aber, um sich die Langeweile des finsteren Abends zu vertreiben.

* * *

Nach einer halbdurchwachten Nacht kam endlich der neue Morgen. Es war nun schon der dritte Tag.

Als die sieben Männer aufbrachen, war ihr erstes Augenmerk auf Sepp gerichtet, den sie wieder auf derselben Stelle erblickten, wo er gestern sich befunden hatte. Er war in sitzender Stellung, da er aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen zwei kleineren Felsenkanten sich einklemmte und so vor dem Absturze sich möglichst schützte. — Alsbald gab er mit dem Hut ein Zeichen, daß er sie wieder erblickt habe.

Hubert gab ihm das Gegenzeichen, jedoch nicht wie der Retter einem verunglückten Freunde, sondern wie der Verfolger dem Verfolgten: daß sie kommen werden, um ihn zu erlösen und — zu fangen.

Auf das Letztere mußte Sepp wohl ohnehin gefaßt sein, aber die Liebe zum Leben mochte in diesem Augenblicke so stark in ihm erwacht sein, daß er seine Rettung selbst aus den Händen seiner Feinde als ein kostbares Geschenk empfangen haben würde.

Ehe Hubert und seine Gefährten an ihr Werk schritten, setzten sie sich auf Felsblöcken und Baumstrünken zusammen und nahmen von den vorhandenen Flaschen und Lebensmitteln ein kräftiges Frühstück. Nachdem sie sich in der kalten Schlucht hinlänglich erwärmt und gestärkt hatten, wurde der Plan zur Ersteigung jener Höhe am Zwölferkogel verabredet.

Hubert schlug zwei Punkte vor, von wo aus sie das Aufsteigen unternehmen sollten; auf dem einen er selbst mit den drei Forstgehilfen, auf dem anderen Philipp mit dem Schweizer und dem Knechte. Die eine der beiden Parteien sollte oben von einer gewissen Höhe her seitwärts bis zur Wand des Sepp vordringen, die andere oberhalb derselben kommen und dann auf einem auszukundschaftenden Punkte herabsteigen. — Er unterließ übrigens nicht, beizusetzen, daß er mit größerer Sicherheit zu Werke gehen könnte, wenn er je einmal diesen, allerdings gefährlichen Theil des Kohlkahrs, bestiegen hätte. „Aber"

— meinte er, — „es wäre eine Schande, wenn es uns Jägern nicht gelingen sollte!“

Der Vorschlag Huberts fand allgemeine Zustimmung, und die sieben Männer, mit Griesbeilen und Steigeisen gehörig versehen, setzten sich jetzt in Bewegung. — An den bezeichneten Punkten begannen nun die zwei Parteien, die einander bald aus dem Gesichte verloren aufwärts zu steigen, wobei sie diesen oder jenen Gipfel im Auge behielten, um darnach ihre Richtung zu nehmen.

Der untere Theil des Kahrs wurde von den geübten Männern ohne sonderliche Mühe erstiegen; von dort an aber wurde das Felsgeklüft immer wilder, die wenigen Steige wurden immer schwieriger und gefahrvoller.

Mehrere Stunden voll Anstrengung waren bereits verstrichen. Auf der bestimmten Höhe kamen sie jetzt zu steilen Wänden, die sich hoch vor ihnen aufthürmten, und zu Klüften, die sie nicht zu überschreiten vermochten.

Wohin das Auge blickte, — kein Weg, um von da auf die vordere Seite des Kahrs und zur Wand, wo Sepp sein mußte, zu gelangen. — Ohne von einander etwas zu wissen, ging es beiden Parteien gleich, und endlich erkannten sie — Hubert mit größtem Unmuth, — daß sie hier nicht an's Ziel kommen können.

Wohl spähten sie noch lange nach erdenklich möglichen Pfaden, — umsonst! — sie mußten unverrichteter Dinge umkehren.

Fluchend traten sie abwärts den Rückweg an und spät am Nachmittag trafen sie unten wieder zusammen.

Hubert war über das Mißlingen im höchsten Grade ungehalten und am meisten ärgerte er sich über sich selbst. Sein Unwille aber half zu nichts, denn er konnte an den Umständen nichts ändern.

Ermüdet von den großen Beschwerlichkeiten dieses Tages, setzten sich die Sieben auf den alten Platz in der Tiefe der Schlucht in einen Kreis und verzehrten die Reste des Vorrathes an Lebensmitteln.

Es galt jetzt, zu berathschlagen, was zu thun? Hubert meinte: „Heut' ist nichts mehr anzufangen. Wir können nicht noch einmal hinaufsteigen. Deßhalb gehen wir jetzt — es ist

ohnehin schon genug Zeit verloren — in's Seehaus zurück und kommen morgen wieder herein, um einen neuen Punkt zur Aufsteigung zu suchen. — Der dort oben" — wobei er auf Sepp hinauf zeigte, — „kann uns ohnehin nicht mehr entkommen."

Sepp, der die Jäger sich entfernen sah, winkte jetzt herunter. — „Er wird schon ein wenig hungrig und durstig sein," scherzte der rohe Knecht des Schweizers.

Sepp, vielleicht schon seit vorgestern ohne alle Nahrung und den fürchterlichen Qualen des Durstes preisgegeben, winkte wiederholt, und es war jetzt das erste Mal, daß er ein Zeichen machte, womit er um Hilfe bat.

Aber die Jäger konnten ihm nicht helfen, und sie zogen ab. — „Er hat sein Schicksal selbst verschuldet!" sagte Hubert, als sie die Schlucht verließen und heimwärts gingen.

Wahrhaft schrecklich muß der Seelenzustand des Mannes sein, der, von den Menschen verlassen, auf seiner unzugänglichen Felshöhe sich aufgegeben sieht, rettungslos dem grausamsten Hungertode geweiht!

Die abziehenden Jäger sehen nicht mehr oder beachten es nicht, wie er ihnen nachwinkt und die Hände erhebend um Beistand fleht. — Er fällt entkräftet zurück auf das Steinlager der schmalen Platte an der Wand, — vor sich die vierte gräßliche Nacht!

* * *

Früh am andern Morgen zogen wieder, wie am vorigen Tage, die sieben Männer aus, rechts vom Seehause hinein in die hohen Gebirge, zu dem so verhängnißvoll gewordenen Kohlkahr.

An Ort und Stelle suchten ihre vereinten Blicke zuerst den Verstiegenen. — Sepp saß — oder lag vielmehr — droben, wie gestern, dessen sie ohnehin gewiß waren.

Auf einer kleinen Erhöhung angekommen, wurden sie von ihm gesehen. Er richtete sich mit halben Leibe auf und winkte lange.

Man gab ihm wieder das Gegenzeichen, und seine Verzweiflung mußte in diesem Augenblicke wenigstens einen Stillstand gewinnen.

„Jetzt hat er gut winken, weil er nicht mehr aus mag!"

murrte Hubert. — „Wär's nicht wegen unserer Reputation, — der vermaledeite Holzknecht stände uns nicht dafür, daß wir uns seinetwegen so hinabplagen, so viel Zeit verthun und uns in solche Gefahr begeben!"

Nach langer Berathschlagung bestimmte Hubert den neuen Punkt, wo der abermalige Versuch der Ersteigung bewerkstelligt werden sollte. — Sie blieben dießmal Alle beisammen, damit sie im Emporklettern durch ihre größere Anzahl einander mehr unterstützen konnten.

Während sie ihr Aufsteigen fortsetzen, müssen wir auf eine Weile in das Seehaus zurückkehren, wo in Hubert's Abwesenheit Friedel daheimgeblieben war.

Gegen Mittag stieß ein Schiffchen ans Ufer. Zwei weibliche Personen stiegen aus und kamen eilig herbei, — es war Veferl in Begleitung einer Nachbarin der Muhme, da die letztere krank zu Hause lag.

Veferl bleich vor Angst und Schrecken, erzählte Friedel in aller Hast, wie sie gestern Abends im Hause des Oberförsters das entsetzliche Unglück ihres Vaters erfahren habe und wie es ihr unmöglich sei, draußen in der Grünau auf Nachrichten zu warten; sie sei deßhalb persönlich hereingeeilt, um zu hören, wie es heute mit ihrem armen Vater stehe?

Friedel zuckte mitleidig die Achsel und theilte ihr mit, was er bis jetzt wußte, — mit dem wenigen Troste, den er ihr unter so bedenklichen Umständen zu geben vermochte.

Veferl zitterte bei der näheren Schilderung derselben, die sie aus Friedels Munde hörte; darauf bat sie ihn bei Allem, was ihm lieb und theuer sei, er möge sie an Ort und Stelle hinein führen, damit sie ihren Vater sehen und sich von Allem selbst überzeugen könne.

Friedel konnte ihr flehentliches Bitten nicht zurückweisen; er besann sich auch nicht lange, sich bereit zu machen und sie mit ihrer Gefährtin in die wilden Gräben des Kahrs hineinzugeleiten.

Erst auf dem Wege dahin wagte es Veferl, scheu zu fragen, wie sich denn der Förster am See bei diesem erschütternden Ereigniß benehme und in welcher Weise er sich äußere?

Friedel verstand die nächste und tiefste Quelle dieser Frage nicht, er bezog sie auf den einstigen Vorfall mit Hubert's Vater

und meinte Veferl beruhigen zu müssen, indem er ihr sagte, daß der Förster keinen Haß zeige und sich wie ein Mann von Ehre benehme.

Er wollte die Tochter des Unglücklichen schonen, indem er ihr nicht mittheilte, aus welchen Beweggründen Hubert das Werk der Rettung ihres Vaters versuchte und nun fortsetzte.

Veferl schien durch seine Auskunft beschwichtigt zu sein, getraute sich aber nicht, mehr zu fragen; sie seufzte nur und rang stumm die Hände. Nach längerer Zeit, während welcher sie schweigend hinter einander gingen, stellte Veferl mit neuer Bangigkeit die Frage: „Wenn der Vater mit der Hilfe Gottes von seiner Gefahr erlöst ist, so werdet ihr ihn doch wegen dieses Ganges in euer Revier nicht allzu hart bestrafen? Die lange Todesangst, die er auszustehen hat, ist ohnehin schon Strafe und Buße genug."

Friedel antwortete halb ausweichend: „Ängstige Dich deßhalb nicht! wenn wir ihn nur erst von der Wand los hätten!"

Veferl suchte sich selbst zu trösten, indem sie vor sich hin sagte: „In dem Einen wie in dem Anderen vertrau' ich auf Hubert."

Am Nachmittag langten sie am Kahr drinnen an. Von Hubert und seinen Gefährten war nichts zu sehen.

Friedel führte Veferl und ihre Begleiterin auf jene Höhe, wo sie dem Verunglückten näher waren.

Als Veferl ihren Vater erblickte und erkannte, — als sie schaudernd die Höhe des Felsens sah und ihr Auge dann an der unermeßlichen, lothrechten Wand hinabglitt, — als sie die ganze Größe und Furchtbarkeit des Unglücks ersah und die Länge der Qual überdachte, — da brach das arme Kind vor Schmerz und Schrecken fast zusammen.

Der ersten Erschütterung folgte dann ein Strom heißer Thränen. — „O mein Gott!" rief sie tief stöhnend, — „Vater, so müssen wir uns wiedersehen! Und ich kann dir nicht beistehen. Du hörst nicht einmal meine Stimme! — Du hast mir nicht geglaubt, und nun hat dich dein Unglücksstern in einen so fürchterlichen Tod geführt!"

Neues Schluchzen erstickte die Worte ihres Jammers. „Über ihm lauter Felsen, unter ihm der Abgrund. Ferne von aller menschlicher Hülfe, vielleicht von Krankheit befallen,

und schon so lange ohne Speise und Trank! — O erbarme dich, allmächtiger Gott und Vater im Himmel!"

Die Begleiterin aus der Grünau und Friedl suchten sie mit Trostgründen, an die sie wohl selbst nicht glaubten, zu besänftigen. In der starren Betäubung ihres Schmerzes hörte Veferl nicht, was sie sprachen, unverwandt aber blickte sie nach dem unglücklichen Vater. — Jetzt trat sie hinaus an den Rand der Höhe, so weit sie konnte, streckte zu dem Vater die Hände empor, ließ das weiße Sacktuch flattern und winkte ihm zu.

Sepp hatte sie jetzt gesehen und es zeigte sich bald, daß auch sein Auge noch scharf sei. Freudig schwenkte er seinen Hut, — er hatte sein Kind erkannt. Mühsam — wie es schien — richtete er sich auf, hielt sich am Gestein und lehnte sich an die Wand. Er erhob seine Hände und machte das Zeichen des Segens.

Laut weinend sank Veferl auf die Kniee, den väterlichen Segen zu empfangen.

Ach, er wollte damit andeuten, es sei der Segensgruß zum Abschied für immer! Und wer vermöchte in Worte zu fassen, was für ein unsägliches Weh die Seelen des Vaters und der Tochter durchschnitt?

Friedel und die Nachbarin der Muhme waren von dem nie erlebten Schauspiel auf das Tiefste und Schmerzlichste ergriffen. Nur das krampfhafte Schluchzen Veferl's unterbrach die Stille der Bergwildniß.

Jetzt wurden Hubert und seine Gefährten sichtbar. Friedel's bemächtigte sich ein geheimer Schrecken, da er sogleich vermuthete, daß der wiederholte Rettungsversuch abermals mißglückte.

Die sieben Männer kamen näher. „Wir müssen hinab zu ihnen," sagte Friedel und mußte Veferl fast mit Gewalt wegziehen, da sie nicht von der Stelle weichen wollte, um dem Vater näher zu bleiben.

Sie bebte leise, als sie Hubert erblickte. Es war gut für die von Schmerz und Angst verwirrte Dirne, die in dieser ernsten Stunde die Angelegenheiten des eigenen Herzens gänzlich vergaß, daß sie nicht wahrnahm, wie Hubert bei ihrem Anblick fast unwillig stutzte und keine Miene der Theilnahme

zeigte, sondern nur in seinem männlichen Stolz sich vor ihr gedemüthigt fühlte, da er unrühmlich zurückkam, als eitler Prahler erscheinen mußte und im Übrigen für die Tochter des unglücklichen Holzknechtes kein Verständniß hatte.

Veferl aber schritt ihm in tiefster Bewegung entgegen und dankte ihm innig für die menschenfreundliche Aufopferung, die er ihrem armen, verirrten Vater zu Theil werden lasse, dann fragte sie mit größter Traurigkeit und Beklemmung: „Seid ihr denn wieder umsonst gegangen?"

„Wir haben heute unser Äußerstes aufgeboten," entgegnete Hubert, — „aber dem bösen Feind, der ihn auf jene unersteiglichen Felsen geführt hat, können wir nicht ankommen, so wenig als er sich selbst befreien kann. Da hilft leider nichts mehr!" — Hubert schwieg und bekämpfte ein Mitgefühl, das nur so weit ging, als es im Allgemeinen ein schreckliches Menschenschicksal betraf.

Veferl brach neuerdings in Thränen aus und verhüllte die vom Weinen heißen Augen.

Das darauf folgende peinliche Schweigen endete der Schweizer, ein sehr bejahrter, fromm-christlicher Mann, indem er feierlich sprach: „Ich meine, liebe Leute, daß es die höchste Zeit wäre, an sein ewiges Seelenheil zu denken. Wenn nicht Gott ein Wunder wirkt, so ist er unrettbar verloren. Er hat keine Kraft mehr, von der fürchterlichen Stelle dort wegzukommen, und so muß er elend daraufgehen."

Veferl stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Hubert hielt sich abseits und blickte finster. — Der Schweizer fuhr fort: „Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, daß wir zum Herrn Pfarrer in der Grünau gehen und ihn bitten, er solle den Verstiegenen mit den heiligen Sterbsakramenten versehen, — das heißt, er solle sie ihm in die Höhe hinauf zeigen und ihm die Absolution ertheilen."

Dem frommgläubigen Vorschlage des Wirthschafters von der Schweizerei am See widersprach Niemand.

Veferl bot sich wehmüthig an und erbat es sich ausdrücklich für sie selbst, daß sie hinaus eilen wolle, um den Herrn Pfarrer zu holen und die letzten Tröstungen der Religion zu bringen.

„Der Pfarrer kann ohnehin erst morgen kommen," —

sagte Hubert. — „Es geht schon gegen Abend, und ich dächte, daß wir nicht länger mehr hier verweilen, sondern sogleich aufbrechen, um heimzukehren und die Geschäfte zu Hause abzuthun."

Man verließ das Kahr ohne weiteres Säumen. Ehevor aber Veferl in Leid und Jammer mit den Männern fortging, trat sie weiter vorne auf eine freie, erhöhte Lichtung, wo sie wieder den Vater sehen konnte. — Mit den Zeichen des heutigen Abschieds suchte sie ihm verständlich zu machen, daß ihre Rückkehr schleunigst geschehen und was dann nachfolgen werde, wobei sie die Ertheilung des priesterlichen Segens und das Schwingen mit der Monstranze nachahmte.

Ob Sepp es verstanden, was sie ihm begreiflich machen wollte? — Er sah es wenigstens, denn er grüßte sein Kind mit wiederholten Segenszeichen.

Wankend, kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten, und mit einer Flut von Thränen wendete sich Veferl endlich von der Stätte eines beispiellosen Unglücks.

Friedel, der zurückgeblieben war, um auf Veferl und ihre Gefährtin zu warten, eilte jetzt mit den Beiden den vorausgegangenen Jägern und Forstleuten nach.

Es dämmerte bereits, als der Zug der zehn Personen draußen im Seehause anlangte.

Veferl und ihre Freundin, wie alles weibliche Volk an den Seen im Gebirge des Steuerns kundig, schiffte ohne Aufenthalt über den See in die Habernau, wo das grausige Ereigniß schon bekannt war und die bestürzten Kameraden Sepp's für den folgenden Tag sich bereit hielten. — Bei anbrechender Finsterniß kam Veferl nach Hause, und trotz der sehr späten Abendstunde ging sie ruhelos, allsogleich in den Pfarrhof, wo sie, aufgelöst in Thränen, Alles erzählte und ihr dringendes Ansuchen stellte.

Der würdige Pfarrherr, selbst tief erschüttert, sagte ihr für den kommenden Morgen die heilige Verrichtung bereitwillig zu.

In der Nacht, die sie am Krankenbette der Muhme verzweiflungsvoll zubrachte, hörte sie einen heftigen Regenguß. Durch das kleine Fenster der Kammer hinaus blickend, rief sie mit schmerzlicher Freude: „Die heilige Mutter Gottes sei

gebenedeit! Jetzt kann sich der arme, hilflos verschmachtende Vater einen Trunk Wasser vom Himmel auffangen.“

Wenn in der stillen Nacht unwillkürlich das Bild Hubert's mit ihren Gedanken sich vermengte, suchte sie es schnell daraus zu verdrängen; weil sie es für sündhaft hielt, jetzt an sich selbst — an Glück und Liebe zu denken. — Nach ihrem eigenen Gefühl und Wesen beurtheilte sie auch Hubert; dieß und die geringe Schärfe ihres Blickes war die Ursache, daß Hubert durch Haltung, Miene, Rede und Benehmen in ihren Augen nichts eingebüßt hatte, sondern daß ihm ihr dankbares Herz höher, als sie hätte sollen, die Verdienste um den Vater anrechnete.

* * *

Der nächtliche Regen hatte aufgehört. — Um fünf Uhr Morgens fuhren in einem leichten offenen Wagen der Pfarrer, — unter dem Mantel den schwarzen Talar und das gefaltete weiße Chorhemd, — Veferl und der Meßner auf der schmalen Straße gegen den See. — Der Kirchendiener im rothen Rock mit dem weißen Hemdüberwurf, verwahrte neben sich in einem Kästchen die heiligen Geräthe für die bevorstehende ernste Ceremonie, nebst der hohen Spitzlaterne aus durchbrochenem Eisen. Am Seeufer wurde sogleich ausgestiegen, um sich dort einzuschiffen.

Von der Habernau einwärts durch den Wald, zur Rechten des See's, wanderte eine Menge Volkes aus der Grünau, Männer und Weiber, die auf den heutigen, merkwürdigen Speisgang schon vorbereitet waren, — besonders aber viele Holzknechte, darunter Barthlmä, Hansjörg und Andrä, an der Spitze Gottlieb, der ungeachtet seiner tiefsten Niedergeschlagenheit mit mächtigen Schritten vorwärts ging.

Das Glöckchen des Meßners ertönte vom See von Zeit zu Zeit. Ueberall, wo das Schiffchen von der Waldstraße aus gesehen wurde, knieten die wandernden Schaaren nieder und empfingen den Segen des Priesters.

Hubert und seine sämmtlichen Dienstleute standen am Ufer vor dem Seehause zum Empfange bereit, und unverzüglich trat Alles den Weg hinein zum Kohlkahr an.

Nur Hubert entschuldigte sich, daß er nicht sogleich mit-

gehen könne, sondern später nachkommen werde, damit das Seehaus indessen nicht ganz leer stehe.

Man fand diesen Grund vollkommen triftig, offenbar aber wollte er der heiligen Handlung nicht beiwohnen, um nicht in Gegenwart so vielen Volkes Zeuge eines so aufregenden und so viel Aufsehen verursachenden Schauspiels sein zu müssen.

Veferl hatte ihn in ihrem Schmerz nicht angeblickt und hörte von diesem kleinen Zwischenfalle nichts.

Nach ein paar Stunden füllte sich die Schlucht am Kohlkahr und bedeckten sich die nächstgelegenen Höhen mit Gruppen von bange und andächtig Harrenden, die mit Theilnahme und Entsetzen oben an der senkrechten Wand den verstiegenen alten Holzknecht erblickten. — Seine abgehärtetsten Kameraden überlief ein Schauder, und Andrä schlug sich wild vor die Stirne, da er sich seiner Herausforderung in der Habernau erinnerte.

Tiefer noch, als die Andern, ergriff es Gottlieb. Er erblaßte, als er das Schicksal seines väterlichen Freundes in seiner vollen Gräßlichkeit vor sich sah. Kein Jammerlaut drang über seine Lippen, aber mit Augen, die den Fels zu durchbohren schienen und die Schärfe des Sinnes zu verzehnfachen strebten, prüfte er die Wände und Zacken des ganzen Kahrs. Während alle Uebrigen rathlos standen und empor starrten, arbeiteten in seinem Kopfe emsige und kühne Gedanken, die auf das äußerste Wagniß von Hülfe und Rettung gerichtet waren. Veferl, deren Anblick ihn tief rührte, sah er nur von weitem. Er entfernte sich und begann im Kreise der umliegenden Felsen mit der schärfsten Berechnung und Aufmerksamkeit zu forschen. Im ganzen Verlaufe der folgenden Scene, bei welcher man seiner Mitwirkung nicht bedurfte, wurde er nicht gesehen. — Er widersetzte sich dem Gedanken, daß Sepp sterben müsse.

Sepp, wie durch ein unerbittliches Verhängniß vom grinsenden Tode festgebannt, war in halbliegender Stellung, nur wenige Ellen entfernt von seiner früheren Lage zwischen den Klippen oberhalb der Wand.

Er lebte, — es ist heute schon der fünfte Tag, jetzt bewegt er sich und gibt ein Zeichen.

Veferl that einen lauten Ausruf wehmüthiger Freude,

als sie den Vater nach so furchtbaren Leiden noch am Leben erblickte. — „Der Herr sei gepriesen, — er lebt noch!“ sagte der Pfarrer, der sich jetzt mit Friedel berieth, wie und von wo aus die Ertheilung des heiligen Sakramentes bei so schrecklicher Ausnahme auf die Entfernung hin stattfinden sollte.

Friedel hatte sich diesen Punkt schon ausersehen. Er erstieg mit dem Pfarrer dießseits der Schlucht eine bedutende Höhe, die in aufwärts gemessener Büchsenschußweite die Annäherung, in so ferne eine solche überhaupt möglich war, bis dahin zuließ.

Der Meßner, der in kurzen Zwischenräumen mit dem Speisglöckchen schellte, Veferl und die Schaaren der Grünauerleute folgten.

Der Pfarrer, mit entblößtem Haupte, stand in seinem priesterlichen Gewande, während der Meßner mit Stahl, Schwamm und Schwefelfaden die Wachskerze in der Laterne anzündete, die Zuschauer in lautloser Andacht umherstanden und sämmtliche Männer die Hüte abnahmen.

Veferl und Friedel fiel das traurige Geschäft zu, dem Vater die Zeichen zu seiner Vorbereitung zu geben.

Sepp hatte die Einleitungen zur heiligen Handlung verstanden. Er hatte noch die Kraft, sich zu erheben. Langsam ließ er sich auf die Kniee nieder, entblößte das Haupt und faltetete. die Hände.

Der Pfarrer begann mit einer Stimme, die er zu dem lautesten Tone anstrengte, die kirchlichen Gebete, wie sie bei einem Sterbenden gesprochen werden.

Alles Volk lag andächtig auf den Knieen. Veferl schluchzte so heftig, daß der Pfarrer mehrmals innehalten mußte.

Als die ersten Gebete verrichtet waren, nahm der Pfarrer die — in der Sonne weithin strahlende, goldene Monstranze, hob sie hoch über sein Haupt, hielt sie lange und in feierlicher Schwingung hinauf gegen Sepp, und zeigte ihm dann die heilige Hostie, — zum Zeichen, daß ihm die Kirche die letzte Wegzehrung reiche und ihn mit den letzten Tröstungen der Religion versehe.

Sepp machte zu öfteren Malen das Zeichen des Kreuzes und hielt die Hände an das Herz; dann erhob er die Rechte und zeigte gegen Himmel.

„Ihm ist Heil!“ sagte der Pfarrer zu den Umstehenden. „Er hat im Geiste das heilige Sakrament und die priesterliche Absolution gläubig empfangen.“

Alle Versammelten, welche mitten im wüsten Gebirge dem ergreifenden Schauspiel beiwohnten, waren so erschüttert und so von Auferbauung beseelt, wie sie es kaum je einmal im Leben gewesen sein mochten. Es drückte sich aus in den ernsten Zügen der naturkräftigen Männer und die weicher fühlenden Weiber weinten; selbst den bärtigen Holzknechten lief manche Zähre über die braune Wange.

Veferl kniete mit tief gesenktem Haupte; sie verhüllte mit beiden Händen das Gesicht und war lange nicht im Stande, aus den roth geweinten Augen aufzublicken.

Jetzt sprach der Pfarrer voll Weihe und Erhebung die Schlußgebete, und zuletzt — unter allgemeinem Mitbeten des Volkes — drei Vater Unser, den englischen Gruß und das Gebet der apostolischen Glaubensartikel. Seine Rechte hoch in die Lüfte streckend, machte er dreimal das Zeichen des Kreuzes: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen,“ — ertheilte er Sepp den letzten Segen und empfahl seine unsterbliche Seele in die Hände des ewigen Vaters.

Die feierliche Ceremonie war beendet.

Der Pfarrer grüßte das Volk, blickte voll Mitleid noch einmal hinauf zu dem in schwerer Prüfung Liegenden und sprach: „Gott der Allmächtige stehe ihm bei in seinen letzten Stunden, denn schrecklich ist der Tod des Verhungerns!“

Von Friedel eine Strecke begleitet, stieg der Priester die Höhe hinunter und verließ den Schauplatz des Grauens.

Nur Wenige folgten ihm zur Rückkehr nach Hause. Veferl und die Meisten blieben zurück, darunter die sämmtlichen Holzknechte, theils um abzuwarten, was sich jetzt noch begeben und entscheiden werde, theils, um in der Nähe des Unglücklichen zu bleiben und seiner Tochter christlichen Trost zuzusprechen — Auch Friedel kehrte bald wieder zurück.

Die Männer und Weiber lagerten sich jetzt auf die Felsen umher.

Veferl war lange Zeit in Gebet und starre Betäubung versunken; sie erhob sich endlich und heftete ihr Auge nur auf

Einen Punkt — hinauf zu ihrem Vater, mit dem sie jetzt wieder einen Zeichenverkehr herzustellen sich bemühte. — Eine geraume Weile war all ihre Mühe vergeblich.

Sepp schien in der äußersten Erschöpfung zu liegen; endlich aber bewegte er sich wieder und grüßte mit matter Hand.

Veferl, von der höchsten Angst der Kindesliebe und von allen Mächten der Verzweiflung getrieben, wendete sich jetzt an die vielen Männer in ihrer Nähe. Mit aufgehobenen Händen flehte sie: „Ist denn jede Hülfe unmöglich? Ist keiner von Euch so herzhaft und so barmherzig, daß er den Versuch wage, noch einmal die Felsen zu ersteigen, um den Vater zu retten oder ihm wenigstens eine Labung zu bringen?"

Stumm und traurig senkten die starken Männer das Auge zu Boden und zuckten mitleidvoll die Achseln. Nur Andrä, der junge Holzknecht, sagte: „Ja, wenn wir einen Führer hätten!" — Diesen Worten stimmten dann alle Holzknechte bei.

Jetzt kam Hubert, vom Seehause her, unten aus der Schlucht herauf. Über dem Rücken trug er, wie an gewöhnlichen Tagen, seinen Stutzen; es schien also, daß er noch im Revier herumgehen wolle.

Beinahe zu gleicher Zeit schritt Gottlieb vom Kahr herüber, wo er die lange Rundschau gehalten hatte.

* * *

Hubert stieg auf die Höhe, wo sich Veferl und die übrigen Leute befanden, herauf. Hinter ihm folgte Gottlieb, der sogleich zu den übrigen Holzknechten ging und mit ihnen ein lebhaftes Gespräch begann.

Hubert schien sich von dem jetzigen Stande der Dinge überzeugen zu wollen, wobei er von den bekannteren Bewohnern der Grünau die Erzählung von der stattgefundenen heiligen Handlung umständlich anhören mußte.

Zitternd stand Veferl in einiger Entfernung, und wagte kaum, ihn anzublicken, noch weniger aber, ihn anzusprechen und ihm die Bitte zu sagen, mit der ihn ihr Herz bestürmen mochte, — das Herz, welches sie selbst in diesem Augenblicke — vielleicht eben darum verzeihlich — allgewaltig an die tiefverschwiegene Liebe zu ihm mahnte.

Ach, die unerfahrene, gläubige Dirne kannte Hubert nicht an der äußersten Falte seines Innern.

Er stand vorne am Rande der Felshöhe und sah mit luchsähnlichen Jägeraugen hinauf zu Demjenigen, den er seit zehn Jahren haßte, — zu dem Vater derjenigen, für die er keine Neigung empfand.

„Seht!" sagte er plötzlich und zeigte hinauf, — „er will sich jetzt vom Boden aufraffen. Dieser Alte hat wahrhaftig eine Bärennatur!"

In der That war zu sehen, daß sich der unglückliche Sepp langsam emporrichtete. Er lehnte sich rückwärts an den Fels und winkte mit der Hand, als Einleitung des unerwarteten Zeichenspiels, das jetzt folgte.

Es war, als habe er Hubert erkannt, — denn er deutete jetzt: daß man ein Gewehr nehmen und nach ihm schießen soll, indem er dabei auf seine Brust zeigte und sie in ihrer ganzen Breite entblößte.

Alsbald war es den Zuschauern verständlich, was er meinte, und es standen ihnen bei dieser schrecklichen Vorstellung die Haare zu Berge.

„Allbarmherziger Gott!" schrie Veferl, der vor Entsetzen die Sinne vergingen.

Hubert allein kam nicht aus der Fassung. „Ja wohl," rief er, — „ist es unter solchen Umständen das Beste, ihm gleich den Tod zu geben, da er die Absolution schon erhalten hat."

Rasch nahm er den Stutzen von der Schulter und mit dem Ausruf: „Er will es selbst so haben, — und diese Kugel gilt für den Tod meines Vaters!" wollte er schon auf Sepp anlegen.

Mit dem markdurchdringenden Schrei: „Jesus — Maria" stürzte Veferl ohnmächtig zusammen, und der nahestehende Friedel hatte kaum noch Zeit, die Sinkende in seinen Armen aufzufangen.

Ehe noch dieses geschehen, war Gottlieb — schnell wie der Blitz — herzugesprungen, und hatte Hubert am Arm gepackt. „Halt!" rief er mit dem Feuer des edelsten Zornes, — „so etwas Abscheuliches und Unmenschliches darf nicht geschehen! Wir setzen dafür unser Leben ein!"

Vor einer Sekunde war Alles starr vor Schrecken, jetzt schöpfte man wieder Athem. Hubert, verblüfft, stemmte den Stutzen zur Erde.

Gottlieb trat vor und machte gegen Sepp ein heftiges Zeichen der Verneinung, dann schwenkte er den Hut in den Lüften, und that, sich zurückbeugend, aus kräftiger Kehle einen hochgellenden, langgezogenen Zuruf, als wollte er ihm bedeuten, daß er noch immer auf Rettung hoffen solle.

Der Todgeweihte schien die frohe Zeichenkunde zu verstehen; er ließ sich auf dem Felsen wieder allmälig nieder und gab ein Gruß- und Dankeszeichen.

„Nun, was soll denn geschehen?" fragte Hubert fast spöttisch, jedoch nicht ohne Beschämung.

„Auf wollen wir uns machen," — erwiederte ihm Gottlieb im hochherzigen Eifer — „und, so lange wir uns rühren können, das Alleräußerste versuchen." — In gemäßigterem Tone sagte er dann: „Von dieser Schlucht aus — das hab' ich schon gesehen — geht's nicht, da mögen wir nicht hinauf. Wir müssen denselben Weg einschlagen, den der Sepp gegangen ist, und den Punkt suchen, wo er dort von oben herab niedergestiegen ist. Dort auf der Sonnseite" — er zeigte in der Richtung nach dem Eilferkogel hinüber, — „dort muß der Punkt sein. Den wollen wir suchen und gehen augenblicklich. Kameraden, seid ihr einverstanden?"

Barthlmä, Hannsjörg, Andrä und noch fünfzehn bis zwanzig Holzknechte boten sich sogleich an.

Gottlieb forderte nun auch Friedel auf: „Friedel, Du kennst wenigstens den Anfang vom Weg, geh mit uns!"

Friedel blickte auf Hubert und sagte: „Wenn mir der Förster die Erlaubniß gibt —"

Hubert konnte sie aus Rücksichten der Menschlichkeit nicht verweigern, warf jedoch gegen die Holzknechte die Bemerkung hin: „Meinetwegen! brecht euch Alle den Hals!"

Die Holzknechte, die seine Worte nicht beachteten, schickten sich an, zu gehen. Friedel, sich anschließend, sagte zu ihnen: „Wir müssen an den See hinaus, und von dort auf den Eilferkogel steigen, um dann auf der Höhe herüber zu kommen." — „Führ' uns nur!" riefen die Holzknechte. Gottlieb,

etwas zurückbleibend, sah zuvor nach der Tochter seines verunglückten Freundes.

Veferl, die von Nachbarsleuten aus der Grünau hilfreich unterstützt und mit frischem Quellwasser besprengt worden war, hatte sich aus ihrer Ohnmacht wieder erholt, hörte aber nichts von all' dem, was inzwischen vorging.

Gottlieb trat jetzt hin zu ihr und sprach mit warmer Herzlichkeit: „Bhüet' Dich Gott, Veferl! Vertrau' auf unsern Herrgott, und gib nicht die letzte Hoffnung auf!"

Nachdem er diese wenigen, aber treu gemeinten Worte gesprochen hatte, war er mit seinen Kameraden schon auf dem Weg in die Schlucht hinunter.

Wie thaten die Worte des wackeren Gottlieb jetzt dem Herzen Veferl's so wohl, und um wie viel aufmerksamer, als früher, blickte sie ihm nach! — In diesem Augenblicke aber sah sie auch Hubert, der den Holzknechten, von ferne folgte. Bei seinem Anblick zuckte ein fieberhafter Abscheu vor ihm durch alle ihre Adern und Eiseskälte durchschauerte ihr Herz. Die Liebe zu Hubert war darin für immer getödtet, das Herz Veferl's mit einem Male gewendet. Jener furchtbare Moment hatte für ihr ganzes Leben entschieden; Hubert, den sie bisher so blind und so thöricht vergötterte, flößte ihr von nun an nur Entsetzen ein. Und selbst schon bei dem bloßen Gedanken an ihn schauderte sie zurück vor dem Manne, welcher der ungeahnten, namenlosen Unmenschlichkeit fähig war, in Haß und Rache nach dem lebenden Herzen ihres Vater zu zielen, — statt in Liebe, wie sie gemeint hatte, das Höchste aufzubieten, um ihn, ihren Vater, zu retten. — Je tiefer sie den Jäger geliebt hatte, um so heftiger war jetzt der Rückschlag. Es wurde ihr weit leichter, als Hubert ihren Blicken entschwunden war.

Die Mittagszeit war bereits vorüber. Mit den Holzknechten und Jägersleuten entfernten sich nach und nach auch die Übrigen. Nur ein paar der vertrautesten Nachbarsleute von der Grünau waren bei Veferl zurückgeblieben, da es ihr unmöglich war, sich von der Stelle zu trennen, wo sie ihren Vater sehen konnte. So blieb sie noch einige Stunden; ein Trunk Wasser aus einer Felsenquelle war ihre einzige Erquickung. — Wie sie aber auch ihr Auge anstrengen mochte, sie konnte von ihrem Vater kein Zeichen mehr erhalten.

War er eingeschlafen, oder — schon todt? —

Veferl brach in neuen, herzzerreißenden Jammer aus. Die Nachbarsleute, die ihr keinen Trost zu geben vermochten, drängten sie jetzt immer mehr zur Heimkehr, da schon der Abend heranrückte.

Weinend, wie ein Kind am Sterbebette eines theuren Vaters, verließ sie mit ihren Begleitern die Höhe und die Schlucht am Kahr.

Draußen am Almsee verabschiedete sie sich von ihren letzten Begleitern, die sie bat, der Muhme Nachricht zu bringen; dann ging sie, mit dem Entschluß hier zu bleiben, und vom Unternehmen Gottlieb's und seiner Kameraden zu hören, in das Haus des biederen alten Schweizer, wo sie gastfreundliche Aufnahme fand und bald von ihm das menschenfreudliche Versprechen erhielt, daß er sie mit seinem Knechte am nächsten Morgen wieder zum Kahr hineinführen werde.

Schon drei bis vier Stunden vor ihrer Ankunft war Gottlieb mit der großen Schaar seiner Kameraden unter Friedel's Führung vom Seehause aufgebrochen, von wo sie den Weg links nach dem Eilferkogel einschlugen.

Die entschossenen Männer hatten sich mit allem Bedarf, namentlich mit starken Seilen, Stangen und Pflöcken versehen. Nach ihrer Berechnung mußten sie bis Abends bereits die größte Höhe erstiegen haben, um dort die Nacht zuzubringen und am Morgen auf der Schneide gegen den Zwölferkogel auf das Kohlkahr herüber gehen.

Als in der stillen Nacht bei Veferl die Natur endlich ihre Rechte forderte, und sie vor Ermüdung und Betäubung in einen tiefen Schlaf verfiel, hörte sie nicht, daß wieder ein heftiger Regen herniederrauschte, wie in der vorigen Nacht. — War Sepp noch am Leben, so hatte ihm der Himmel wieder eine erquickende Labung gesendet.

Der Morgen war wieder rein, Höhe und Thal ohne Nebel, — für Gottlieb und seine Gefährten höchst erwünscht, — für Sepp vielleicht eine gnädige Fügung Gottes, da seine Retter sich eben jetzt auf den gefährlichsten Steigen befinden müssen.

Wir zählen heute den sechsten Tag, seit das bange Ereigniß seiner Versteigung bekannt wurde.

Der Schweizer und sein Knecht gingen mit Veferl am frühen Morgen wieder den Weg, der sie noch einmal in die Gräben und Schluchten des Zwölferkogels führte. — In Veferl's weichem Herzen stürmten und zitterten alle Eindrücke von gestern allgewaltig nach und kaum wagte sie es, nach dem Strahle der Hoffnung zu blicken, die ihr Gottlieb's tröstende Abschiedsworte geweckt hatte.

Konnte denn nicht jede Hülfe schon zu spät sein?

Dieser Gedanke stieg schwarz vor ihr auf, als sie mit den beiden Männern vor dem Kahr, auf der bekannten Höhe anlangte, die Gestalt des Vaters auf der alten Stelle liegend erblickte und die ängstliche Beobachtung machte, daß er sich nicht bewegte.

„O, mein Gott! Er hat verhungern müssen!" rief sie in höchster Verzweiflung.

„Verzage nicht, Veferl! er sieht uns noch nicht!" meinte der Schweizer, der gleich darauf einen weithallenden Jägerruf, dreimal abgesetzt, erklingen ließ.

Nach einer Pause der ängstlichsten Erwartung begann Sepp sich zu regen.

Veferl stieß einen Freudenschrei aus: „Er lebt — er lebt!"

Sepp hob den Kopf in die Höhe und machte eine kleine Bewegung mit der Hand, die wohl einen stummen Gegengruß bezeugen sollte.

Unverwandt nach seinen ferneren Bewegungen spähend, wurden sie jetzt mit Einem Male freudig überrascht, indem sie alle Drei zugleich ausriefen: „Dort sind sie!"

Auf den Felsen des Kahrs, in schwindelnder Höche, oberhalb der Wand, wo Sepp sich verstiegen hatte, waren einige Männergestalten zum Vorschein gekommen.

„Gott sei gelobt!" sagte der Schweizer, — „sie haben den Weg gefunden."

Veferl glich einer nach aufwärts gerichteten Bildsäule, mit weit geöffneten Augen, unbeweglich und doch voll inneren Lebens.

Es währte nicht lange, so wurde an einem Seil ein Mann herabgelassen, der nahe an den Felsen, als wollte er dieselben untersuchen, sich tiefer und tiefer senkte. Er suchte, vorsichtig und überall umherblickend, die Stelle des Verunglückten.

„Das ist Gottlieb!“ jubelte Veferl.

„Gott schütze den braven Burschen und lasse ihm sein kühnes Werk gelingen!“ fügte der Schweizer hinzu.

Der Mann am Seil faßte jetzt auf den Felsen festen Fuß, und — ein zweites Seil mit sich ziehend — senkte er sich tiefer und tiefer; er kletterte noch eine Strecke abwärts, bis er endlich Sepp unter sich erblickte und glücklich zu ihm gelangte.

Veferl sah Alles und hätte vor Freude und Angst fast umsinken mögen. Die Ängstlichkeit des Moments hielt den Ausbruch ihrer Empfindungen zurück.

Der Retter bückte sich Anfangs zu dem Gefundenen nieder, dann aber sah man, wie er beide Arme emporstreckte und den sich halb Erhebenden mehrmals umarmte.

Kaum weniger bewegt als Veferl, waren die beiden Männer ihrer Begleitung, und so schlugen diese drei Herzen als gerührte Mitzeugen jenes Wiedersehens. Der Schweizer und sein Knecht hielten sich still, um die gefährliche Arbeit nicht zu stören.

Gottlieb — es konnte kein anderer sein — beschäftigte sich mit Sepp sehr lange, aber die Entfernung erlaubte nicht, das Nähere seiner Bemühungen wahrzunehmen.

Jetzt ertönte ein heller, langgedehnter Ruf, — es war ein verabredetes Zeichen, denn bald konnten sich die athemlos gespannten, unbemerkten drei Zuseher überzeugen, daß Beide, Sepp und Gottlieb, gleichzeitig und nebeneinander am Seil emporgezogen wurden. Gottlieb hatte ihn also am zweiten Seile befestigt und wollte ihm bei'm Aufziehen zur Seite bleiben und ihn schützen.

Langsam schwebten sie empor, und langten endlich oben an, wo vorhin die Gefährten Gottlieb's sichtbar geworden waren. Die Männer verschwanden jetzt, und das wilde Kahr zeigte sich wieder menschenleer.

Veferl, überwältigt von der Macht des heiligen Augenblickes, kniete nieder und verrichtete still ein heißes Dankgebet, während der Schweizer und dessen Knecht über das waghalsige Unternehmen und die todverachtende Ausführung nicht genug staunen konnten.

* * *

In freudiger Eile verließen sie jetzt die Schlucht, um die Nachricht von dem Geschehenen in's Seehaus hinaus zu bringen. — Dort hatten sich mittlerweile von der Grünau und aus der Habernau wieder Leute eingefunden, die neugierig und theilnahmvoll das Ergebniß des letzten Rettungsversuches erfahren wollten. Auch der Wundarzt von der Grünau war zugegen, um dem Verunglückten, falls er lebend zurückgebracht würde, seinen Beistand zu leisten.

Veferl war wieder im Hause des Schweizer geblieben und wartete sehnsüchtig auf die Rückkehr der kühnen Männer, jedoch gefoltert von der schmerzlichen Vorstellung, in welch' schrecklichem Zustande ihr Vater sich befinden werde und ob sein Leben als gerettet angesehen werden könne.

Als endlich der Abend herannahte, kam von den letzten Abhängen des Eilferkogels auf der Seeseite der ansehnliche Zug herunter. — Zuruf, dem Juhetz'n ähnlich, begrüßte sie von Seite der harrenden Freunde und Bekannten.

Veferl eilte ihnen entgegen. Vier starke Holzknechte trugen auf einer Bahre aus Stangen und Zweigen den geretteten Kameraden. Die Tochter stürzte hin und bedeckte den Vater mit ihren Küssen, — bei seinem Leidensanblick aber erschrak sie heftig.

Sepp lag in äußerster Entkräftung regungslos ausgestreckt und vermochte nur leise zu nicken. Seine Gesichtszüge waren von den ausgestandenen Leiden ganz entstellt, der riesenstarke Mann war ganz abgemagert und kaum zu erkennen.

Der Wundarzt leistete ihm sogleich die erste Hülfe durch Darreichung von stärkenden Mitteln und Einreibungen verschiedener Art. — Nach längerer und sorgfältiger Untersuchung seines Zustandes vertröstete er Veferl mit der Hinweisung auf den wohlthätigen Genuß der Ruhe, auf die Wirkungen einer guten Pflege, auf die fleißige Fortsetzung seiner eigenen ärztlichen Besuche und auf die Nachhülfe von Seite der sprichwörtlichen Riesennatur ihres Vaters.

Die leicht verzagte Dirne schöpfte allmälig wieder frischeren Muth und mit Worten, die aus dem tiefsten Herzen kamen, dankte sie jetzt Allen, die am Werke der Rettung so edelmüthig mitgeholfen hatten. Innig und lange drückte sie dem guten Friedel, vor Allem aber Gottlieb die Hand.

Der bescheidene Gottlieb sprach zu ihr: „Ohne Hilfe Gottes wär's nicht möglich gewesen. Aber von gestern und heut' wirst Du jetzt wissen, wer es von uns Zweien besser meint, ich — oder Hubert."

Veferl schlug bei dieser Mahnung beschämt die Augen nieder; doch war zu solchen Gesprächen jetzt keine Zeit und Gottlieb hatte seine Sorge gleich wieder den weiteren Anstalten für Sepp zugewendet, wobei ihn jetzt Veferl unterstützte. Inzwischen war Hubert herausgekommen, um sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Die Holzknechte dankten ihm, daß sein Gehülfe Friedl sie geführt habe, und mit Befriedigung vernahm er ihre Versicherung, daß sie ohne seine Führerschaft das Werk nicht hätten vollbringen können.

Als Hubert den alten Holzknecht in seiner Todesschwäche regungslos liegen sah, spiegelte sich in seinen mannhaften Zügen die Rückkehr milderen Sinnes. Sichtlich ergriffen sprach er in versöhnlichem Tone: „Obwohl ich nicht im Zweifel bin, daß er nur als Wildschütze auf unsere Gebirge herübergekommen ist, so ist er doch als solcher nicht betreten worden. Zieht mit ihm in Frieden! Er hat seine Vergehungen schwer gebüßt, und was sonst noch — von früher her — auf seinem Gewissen lasten mag, das hat er vor Gott zu verantworten, vor dessen Richterstuhl er ohnehin bald stehen wird."

Hubert hielt den Tod des alten Holzknechtes für gewiß.

Veferl, die sich von Hubert abseits gehalten hatte, trieb jetzt zur möglichsten Eile, um den Vater so bald als möglich heim in die Habernau zu bringen.

Der Wirth von dort, Einer der zuerst Gekommenen, war längst zur Aufnahme des befreundeten Sepp in seinem Hause bereit und hatte auch schon sein Schiff deßhalb in gehörigen Stand gesetzt. — Ohne Säumen ergriffen er und Gottlieb das Ruder, Sepp wurde in den Kahn gelegt, Veferl setzte sich zu ihm, und lauschte besorgt seinen matten Athemzügen. — In einem zweiten Schifflein führten Barthlmä und Hannsjörg den Wundarzt nach. Alle Übrigen gingen auf dem Waldweg längs dem Seeufer heim und priesen die kühne That der Holzknechte, insbesondere den kreuzbraven Gottlieb.

Sepp wurde im Wirthshause in der Habernau bestmöglich untergebracht und der Wundarzt setzte die Untersuchung und

Behandlung des auf den Tod Erschöpften fort. Seine ärztlichen Anordnungen treffend, machte er jedoch eine sehr ernste Miene und berief sich — bei den dringenden Fragen um seine Meinung — auf das ganz Außerordentliche des Falles, mit dem Versprechen, sehr zeitlich am nächsten Morgen wieder zu kommen.

Veferl, am stillen Krankenbette des Vaters von neuen und schweren Befürchtungen befallen, übernahm sogleich dessen Betreuung, nachdem schon früher die Vorsorge getroffen worden war, daß die kranke Muhme daheim einer freundlichen Nachbarin in Pflege übergeben wurde.

Bange Tage vergingen, während welcher es schien, daß die fiebernde Schwäche des Kranken zunehme, und der dem Hungertode Entrissene nun dem Versiegen aller Lebenskräfte erliegen müsse; aber sein eiserner Organismus gewann nach etwa vierzehn Tagen die siegende Oberhand, und behauptete sich im Kampf gegen die letzten Angriffe. — Die unmittelbare Gefahr war denn vorüber, und nun erst begann Sepp wieder zu sprechen, sich seiner Rettung zu erfreuen, Veferl und Gottlieb für all ihre Liebe und Treue zu danken, sich an alles Vorgefallene hell zu erinnern und ihnen die näheren Umstände seiner Versteigung zu erzählen.

Nach vier Wochen hatte Veferl die große Doppelfreude, den Vater hergestellt zu sehen und aus seinem Munde die freiwillige Erklärung zu hören, daß er mit der Besteigung des allergefährlichsten Theils am Zwölferkogel und mit dem dort Erlebten sein Wildschützenleben für immer beschlossen habe, gleichwie auch sein Gewehr dort in der Tiefe des Abgrundes zerschmettert und begraben liege.

Wer war glücklicher als Veferl? Und sie sollte bald ein noch süßeres Glück gewinnen; denn die beiden Herzen, die — wie man bei uns zu sagen pflegt — von Gott und Rechtswegen zusammengehörten, fanden und verstanden sich nun bald.

Als Veferls Herz von der Liebe zu Hubert gründlich geheilt war, konnte nichts folgerichtiger kommen, als daß es, anhänglich und dankbar, sich dem treuen Gottlieb zuwenden mußte. — Sie hatte seinen Werth und seine trefflichen Eigenschaften erst jetzt vollends kennen gelernt. Mit jedem Tage

wurde ihre Neigung wärmer und inniger, und Gottlieb war der Glücklichste im Lande, als ihm Veferl, züchtig erröthend, den ersten Kuß nicht länger verwehrte und ihn liebevoll um Verzeihung bat, daß sie ihm durch ihre lange Verblendung ein schweres Herzleid verursacht habe.

Auch Sepp hatte seine Herzensfreude, als ihm Veferl bald darauf gestand, daß er wegen Gottlieb's gleich Anfangs Recht gehabt habe. — „Na," sagte er vergnügt, — „ich hab' es schon dazumal, als Du noch ein Dirndl von zehn Jahren gewesen bist, meinem Kameraden prophezeit, daß der Gottlieb mein Schwiegersohn werden wird. Gelt!" — setzte er scherzend hinzu — „die Alten sind halt doch manchmal gescheidter, als die Jungen?"

Die Glückseligkeit Veferl's wurde nur durch den kurz darauf erfolgten Tod der guten Muhme gestört; aber eben dadurch fügte es das gütige Schicksal, daß Veferl nun ihr kleines Erbe als Eigenthümerin antreten konnte. Es war groß genug, um so einfache und genügsame Menschen, wie Gottlieb und Veferl, glücklich zu machen.

Ehe sie aber ihren kleinen häuslichen Herd gründeten, wollte Sepp früher noch eine ernste Angelegenheit seines Gewissens in Ordnung bringen.

Während seines mehrwochentlichen Krankenbettes erfuhr er, daß ihn Hubert noch immer für den Mörder seines Vaters halte, und daß den Jäger am Almsee nur dieser eine Gedanke erfüllt habe, als Sepp im dortigen Gebirge sich so verhängnißvoll verstiegen hatte.

Das aber lag ihm jetzt, nach den Prüfungen der letzteren Zeit und bei dem reumüthigen Aufblick zu Gott, schwer auf der Seele.

Kaum genesen und etwas gekräftigt, faßte er den Entschluß, gleich am nächstfolgenden Sonntag zu Hubert zu gehen, ihm vertrauensvoll zu entdecken, wie jenes schreckliche Ereigniß sich zugetragen und — wenn möglich — seine Verzeihung und Aussöhnung zu erlangen.

Sepp betrat das Seehaus mit höflichen Gruße und aufrichtigen Gemüthe; aber der unerwartete Gast wurde finster empfangen, und Hubert's heftiges Blut brauste bald auf, als der Holzknecht, nach einer langen und vorsichtigen Einleitung, jenen

traurigen Vorfall berührte und mit schwerer Beklommenheit seinen Versuch begann.

In tiefster Erregung, mit der er Sepp unterbrach, rief Hubert aus: „Ich habe meinen Vater über Alles geliebt! Der arme Mann hat in seiner redlichsten Pflichterfüllung auf die elendeste Art zu Grunde gehen müssen, und Niemand als Du hat seinen Tod auf dem Gewissen! — Verantworte Dich darüber, wenn Du kannst, vor Gott!"

Mit diesen Worten wollte Hubert die Stube verlassen, und Sepp mußte ihn bei Allem was ihm heilig sei bitten und beschwören, daß er blieb und ihn noch weiter anhörte.

Sepp sprach eindringlich, mit der Macht der Wahrheit und mit dem Ausdrucke der tiefsten Reue. Er erzählte ihm den unglücklichen Hergang genau so, wie er denselben vor zehn Jahren seinen Hüttenkameraden anvertraut hatte.

Hubert's Aufregung war allmälig einer besänftigteren Stimmung gewichen; er hörte schweigend zu, bei dem wiedererweckten Schmerz um seinen biederen, unvergeßlichen Vater, hatten sich seine lebhaften Augen getrübt und gefeuchtet.

Sepp, dadurch um so weicher geworden, setzte seine aufrichtigen Betheuerungen fort, und schloß seine Rede mit dem reuevollen Bekenntniß: „So wahr Gott im Himmel lebt, mich trifft kein böser Vorsatz; aber, wie Du siehst, und ohne es vor Dir zu läugnen, trag' ich dennoch die mittelbare Schuld an dem traurigen Tode Deines Vaters, — sie lastet noch auf meinem Haupt, — und das ist eben der Vorwurf und der nagende Kummer meiner alten Tage. Kannst Du — nach Allem dem und nach dem Verlauf einer so langen Zeit — mir vergeben, so vergib mir um der Barmherzigkeit Gottes willen!"

Hubert kämpfte lange mit sich; endlich aber siegte seine edlere Natur und der Anblick des aus der Todeskrankheit erstandenen, reuigen alten Mannes. Nicht länger mehr zögernd und mit Bezwingung des letzten Grolles, erwiederte er dem Bittenden: „Ich will Dir glauben, und als Christ darf ich Dir vergeben!" Er gab ihm die Hand, und Sepp ergriff sie, nur stummen Dankes mächtig, da ihn die Weihe und Sühne dieses Augenblickes ganz überwältigt hatte.

Er fühlte, daß von seinem Herzen ein Zentnerstein ge-

fallen. Mit frudigen Schritten ging er heim und erzählte den Seinigen, was ihm Hubert's Edelmuth gewährt hatte, und nun erst war er seines Lebens wieder froh geworden.

Wenige Monate verflossen, so gab es bei'm Wirth in der Habernau eine lustige Hochzeit, ein wahres Fest für die sämmtlichen Holzknechte der Berge und Wälder des ganzen Umkreises.

Sepp, jetzt viel freier und fröhlicher als in seinen früheren Jahren, tanzte frisch einen Ländler mit, und nach einem Jahre gab er als hocherfreuter Großvater und Taufpathe seinem ersten Enkel den Namen Josef; worauf er ihn als kleinen Sepperl herzte.

Übrigens hielt er Wort; er machte keinen mitternächtlichen Gang in den Wald mehr; weil er aber vom Gewehr dennoch nicht lassen konnte, so schoß er dafür jetzt auf die Scheibe, und war wegen seiner Treffer auch als friedlicher Sonntagsschütze gefürchtet.

So lange er lebte, wurde jährlich am Gedächtnißtage des Todes des alten Seeförsters in der Pfarrkirche zu Grünau eine Seelenmesse gelesen.

# Die Politiker.

In der schönen und gewerbfleißigen Stadt Steyer gibt es unter den vielen Eisenarbeitern aller Art auch zahlreiche Nagelschmiede. Unsere Erzählung, bei deren Handlung wir uns in die neuere Zeit versetzen müssen, beginnt in einer solchen Schmiede.

Es war zur Sommerzeit; die späte Nachmittagsonne vergoldete das Grün der reizenden Gegend, die Gewässer der Enns und Steyer blitzten in ihren Strahlen und an den Bergen hing der leichte Duft, welcher einen schönen Abend verkündete. Den Weg über den freien Wiesengrund hinter dem Hause des Nagelschmiedmeisters Peter Saminger durchschritt ein Mädchen, einen Korb in der Hand und eben im Begriffe, aus der Stadt heimzukehren. Es ist Susi, die Tochter des Meisters, — ein Mädchen, frisch wie der Tag und lieblich wie die Landschaft.

Aus dem runden, rosigen Gesichtchen leuchteten zwei sanfte, blaue Augen, das schöne, blonde Haar quoll unter dem schwarzseidenen Kopftuch gescheitelt über die Schläfen und ihre Mittelgröße zeigte einen ebenmäßigen Wuchs. — Ein Corset von schwarzem Kattun, eine lichtgeblumter Rock und eine schwarzseidene Schürze bildeten ihren einfachen, aber gefälligen Anzug. Ein hellfärbiges Halstuch verhüllte züchtig den vollen Busen.

Hinter dem Mädchen, auf demselben Wege kommend, eilte ein junger Mann nach, in hübscher Tracht, halb städtisch halb ländlich gekleidet, etwa 27 bis 28 Jahre zählend. Er trägt weder Backen- noch Schnurbart. An dem Aeußern des jungen Mannes ist übrigens sogleich zu erkennen, daß er einem wohlhabenden Hause angehört. Auf zwanzig Schritte herangekommen, ruft er mit halb unterdrückter Stimme: „Susi!“ Des Schmiedes Töchterlein wendete sich um und hätte vor freudiger Ueberraschung gerne einen hellen Schrei ausgestoßen, aber sie beherrschte sich und etwas schüchtern gegen das Haus hinblickend, rief sie treuherzig: „Je, der Willibald!“

Der also Begrüßte war Willibald, der Stiefsohn des benachbarten Aumüllers Christoph Hausner.

Die Begegnung der beiden jungen Leute ließ keinen Zweifel übrig, daß ihre Herzen sich verstanden und einig waren. „Ich habe Dich schon von Weitem gesehen und erkannt," sagte Willibald zärtlich, — „aber Du bist wie ein Reh gelaufen, und ich hätte Dich bald nicht einholen können." Susi trat hinter ein Paar Bäume und stellte den Korb nieder. „Grüß Dich Gott, lieber Willibald! Ich habe für die Mutter eilig etwas holen müssen." „Ich aber habe Dich schon zwei lange Tage nicht gesehen," versetzte Willibald, „und habe nicht gehört, ob Du mich noch so liebst, wie früher? Darum mußt Du ein wenig dableiben, damit wir wenigstens auf einige Augenblicke mit einander plaudern können. Ich gehe nicht gerne näher zu eurem Haus; Du weißt, Dein Vater" —

Mit einem tiefen Seufzer erwiederte das Mädchen: „Ach ja! Von dem haben wir blutwenig zu hoffen! Und auch Deine Mutter, die sonst in Allem eine prächtige Frau ist, möchte mich lieber auf den Oetscherberg wünschen." „Liebe Susi! Es bleibt uns nichts übrig, als auf günstigere Zeiten zu warten," entgegnete Willibald, ohne einen besseren Trost zu wissen. Trübsinnig und naiv antwortete Susi: „Wann werden die kommen? Ich sehe für uns nirgends einen grünen Zweig." „Ist gewiß Dein Vater wieder recht rabiat?" fragte Willibald voll Besorgniß. „Ja wohl!" bestätigte Susi die Richtigkeit seiner Vermuthung. — „Ich und die Mutter sind voll Angst; aber deshalb, lieber Willibald, ändert sich mein Sinn und mein Herz nicht im Geringsten. Ich bin zwar nur ein schwaches Mädel, aber doch viel fester, als mein Vater glaubt. Wenn Du auch so denkst, wie ich, wird uns kein Donnerwetter erschrecken."

Der Müllerssohn, durch ihre Entschlossenheit aufgefrischt, wollte sie für ihre muthigen Worte küssen, Susi aber wehrte dies ab, da sie in diesem vertraulichen Augenblicke um die hintere Hausecke die Mutter kommen sah.

Die Meisterin Franziska, eine Frau von etwa 44—46 Jahren, trug, wie Susi, ein schwarzseidenes Kopftuch und, wie diese, das lichtbraune Haar gescheitelt. Die regelmäßigen und einnehmenden Züge ihres Gesichtes zeigten, daß sie einst so

hübsch war wie ihre Tochter, sie trugen aber das Gepräge vieler Sorgen.

„Wo bleibst du denn, Susi?" rief sie her. Susi hatte schnell ihren Korb aufgenommen und wollte sich entschuldigen; da trat Willibald vor und begrüßte die Meisterin: „Seid nicht böse, daß ich die Susi ein wenig aufgehalten habe! — Mein Weg führte mich eben an Euerem Hause vorüber, und glücklicher Weise habe ich Euer liebes Töchterl da getroffen."

In herzlichem Tone entgegnete Franziska: „Leider kann ich nicht, wie es sich schicken thäte, zu Ihnen sagen: Kommen Sie in's Haus herein und geben Sie uns die Ehre! — Ach, mein Mann! Ich kann seit einiger Zeit gar nichts mehr mit ihm richten. Er ist von lauter Streit und Politik zusammengesetzt und hat Sachen im Kopf, von denen ihn kein Mensch abbringen kann. — Was aber mich betrifft, so soll ich es vor der Susi freilich nicht laut sagen, daß mir ihre Herzensangelegenheit selbst außerordentlich am Herzen liegt und daß mir das Glück ihrer Zukunft über Alles geht," — lächelnd fügte sie bei: „Ich müßte ja kein Frauenzimmer und keine Mutter sein."

Susi drückte der Mutter zärtlich die Hand.

Letztere schloß mit den Worten: „Ich vertraue Ihnen, Willibald, und Ihrem rechtschaffenen Charakter, der allen Leuten bekannt ist; verlangt aber von mir nicht mehr als daß ich Euch heimlich beistehe!"

„Liebe Meisterin, Ihr sollt Euch an mir nicht täuschen," sagte Willibald mit einem gewissen Nachdruck, welcher die Ehrlichkeit seiner Absichten bestätigte, brach jedoch sogleich ab, als er bemerkte, das Susi's Vater aus der Werkstätte trat.

Auch Franziska und Susi schwiegen, und man hätte an der kleinen Gruppe deutlich wahrnehmen können, daß sie vor dem, der jetzt nahte, Respect oder Furcht hatte.

* * *

Es erschien ein Mann von hagerer Gestalt, im Alter von höchstens fünfzig Jahren, mit verwildertem schwarzem Vollbarte, im Schurzfell und eine Lederkappe auf dem Kopf, die Hemdärmel aufgestreckt, in einer schwarzen Lederhose bis an die Knie und in niederen Schleppschuhen, im Gesicht und

an den sehnigen Armen voll Ruß. Seine scharfen schwarzen Augen und die gefurchten Züge seines Gesichtes verrathen heftige Leidenschaften.

Dies war der Nagelschmiedmeister Raminger. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und rief, näher tretend: „Der Teufel halte es da drinnen den ganzen Tag aus vor Hitze und Durst!“ — Da er seine Familie erblickte, kam er mit raschen Schritten vorwärts und mit einem Ausfluge von Sticheln sagte er zu den Dreien: „Ei, da finde ich unverhoffte Gesellschaft?“ — „Guten Abend, Meister!“ sagte Willibald, etwas betreten. Franziska, ebenfalls nicht ohne Verlegenheit, bemerkte: „Der Willibald ist zufällig etwas vorbeigegangen.“ — „So?“ erwiederte Raminger. — „Der Herr Willibald hat halt Zeit zum Spazierengehen! Wäre mir auch ein Vergnügen, wenn ich spazieren geh'n könnte, wie die reichen Leute, die nichts zu thun haben, als es sich gut geschehen zu lassen.“

Willibald fühlte sich durch diesen herben Ausfall verletzt und wollte sich vertheidigen, indem er seine Worte fest betonte: „Ich bin nicht müssig gegangen, sondern habe einen Geschäftsgang gemacht.“

Raminger achtete nicht auf diese Entgegnung, sondern zog Franziska bei Seite und sprach: „Hörst Du, Alte! es ist nicht solid von Dir, daß Du, wie ich merke, den beiden jungen Leuten Unterschleif gibst!“

Franziska war tief gekränkt und wies das Wort Unterschleif zurück. — „Na, ich weiß, wie die Weiber sind,“ fuhr Raminger fort. „Diese Geschäftigkeit, wenn sie bei der Tochter eine Liebschaft entdecken! Da gibt es dann keine größere Freude, als mitzuhelfen mit Händen und Füßen, damit das Mädel um Gotteswillen nur so bald als möglich unter die Haube kommt.“ Mit vieler Selbstbeherrschung antwortete Franziska: „Wenn Du es mütterliche Liebe und Sorge nennen wolltest, so wärest Du vielleicht gerechter!“ — Leicht hinwerfend versetzte der Gebieter des kleinen Hauses: „Ist's wie immer! für die Susi werde schon ich sorgen. Ich habe meine eigenen Pläne.“

Susi hatte es gehört und seufzte laut. Raminger wendete sich jetzt gegen den verdutzten Sohn des Aumüllers und sagte mit spitzigem Humor: „Auf keinen Fall steht der Herr Willibald in meinem Grundbuche.“

Franziska wollte ihren Mann beschwichtigen: „Ich bitte Dich, sei nicht so gäh!“

„Rede mir nicht ein!“ entgegnete Raminger, mäßigte sich aber dann und sagte: „Ich habe nichts gegen Willibald, er kann meinetwegen der bravste Mensch sein — aber als der Sohn des Aumüllers steht er mir mitten im Weg!“

Willibald mochte es mit Susi wohl sehr ehrlich meinen, denn er war über Raminger's Rede ebenso verwundert als bestürzt; er glaubte den rauhen Schmied milder zu stimmen, indem er gutmüthig versicherte: „Mein Vater ist ja nicht feindlich gesinnt gegen Euch, sowie er überhaupt in Ruh' und Frieden leben will mit allen Leuten.“

Polternd fiel ihm Raminger in's Wort: „Er wird aber einen Handel kriegen mit mir, — und dann wird Euer geldstolzes Haus Feuer und Flammen speien gegen mich!“ — Franziska und Susi vernahmen es mit Schrecken, und Willibald fragte voll Unruhe: „Was meint Ihr denn?“ Raminger, der Willibald als jüngeren Mann duzte, gab vorläufig nur zur Antwort: „Du mußt es mit Deinem Vater halten, und was dabei, uns gegenüber, für Dich herauskommt, das kannst Du Dir leicht an den Fingern abzählen. Mit unserer Freundschaft ist's heute von selbst zu Ende.“

Franziska und Susi, seitwärts stehend, rangen stumm die Hände und wagten nicht, darein zu reden.

Willibald aber sprach: „Meister, Ihr seid heute schlecht aufgelegt, und es ist das Gescheidteste, wenn ich gehe. Ich weiß nicht, was Ihr vorhabt, aber Ihr macht mich traurig, was ich um Euch nicht verdient habe, denn glaubt mir, ich habe die ehrlichsten Absichten, und über meinen Vater, wenn er auch nur mein Stiefvater ist, lasse ich nichts kommen.“ Er gab Franziska und Susi die Hand und entfernte sich rasch. Mutter und Tochter hatten feuchte Augen und aus dem frischen Antlitz Susi's wich alle Röthe. Raminger selbst, dem ehrenwerthen jungen Manne nachblickend, konnte nicht umhin, halblaut zu gestehen: „Ohne weiters — ein honneter Mensch!“

Rasch einfallend bestätigte Susi indem sie einen günstigen Augenblick benützen zu können glaubte: „Ja Vater, das ist er!“ Raminger hörte sie nicht, sondern sprach vor sich hin: „Ich könnte ihn gern haben, wenn ich ihm nicht von Geschäfts-

wegen entgegentreten müßte." — Jetzt drehte er sich gegen Franziska und Susi und rief leidenschaftlich: „Er ist der Sohn unserer feindlichen Gegenpartei!" — „Mann, ich verstehe Dich nicht," sagte die bestürzte Franziska behutsam. „Was hast Du denn im Sinne?" — Raminger hieß seine Tochter in's Haus gehen, da er mit der Mutter Einiges zu sprechen habe. In tiefster Niedergeschlagenheit ging Susi zu ihrer Arbeit und ließ die Mutter allein.

Der querköpfige Nagelschmied war durch die Gedanken, die ihn erfüllten, von selbst in große Aufregung gekommen, und wollte sie zur Stunde, wo sie schon eine gewisse Reife erlangt hatten, nun seinem Weibe mittheilen, welches er trotz seines rauhen und heftigen Charakters doch so weit achtete und liebte, als es der Grad seiner Bildung und Gesinnung zuließ.

„Franziska! ich studire schon einige Zeit über Etwas, was mich Tag und Nacht beschäftigt," begann er vertraulich, steigerte sich jedoch bald bis zur Erhitzung. — „Es macht mir das ganze Blut rebellisch und ich hab' auch bei der Arbeit keine Ruh'. Die Gesellen schauen verwundert d'rein, daß ich mit dem Hammer so mörderisch d'reinschlage. Ich habe heut' auf die Nägel gehaut, daß die Köpfe rechts und links weggeflogen sind. — Wenn ich mir nicht Luft mache, so bringt es mich um!"

„Was ist Dir denn geschehen?" fragte Franziska erschrocken. — „Geschehen ist mir nichts," sagte Raminger, „aber Du weißt, daß bei unserm Hause Grundstücke — gute Grundstücke gewesen sind."

Franziska entgegnete zurückhaltend: „Die hat ja schon Dein Bruder verkauft?"

Raminger wollte sein friedfertiges und zweifelndes Weib in seine Absichten näher einweihen, indem er sprach: „Wie ich vor zehn Jahren beim Tod meines ledigen Bruders das Haus hier geerbt habe, sind die schönen Gründe freilich schon weg gewesen. Mein Bruder hat mir das Nähere vom Verkauf nicht gesagt, und plötzlich hat ihn der Schlag getroffen. Ich habe jedoch erst vor Kurzem von einem vertrauten Freund erfahren, daß der reiche Aumüller die Grundstücke meinem Bruder, der ihm schuldig und in Geldnoth gewesen ist, jäm-

merlich abgedrückt hat und daß es dabei überhaupt nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Mein Bruder ist in seinem kränklichen Zustand schon schwachsinnig und nicht mehr zurechnungsfähig gewesen. Kurz und gut — der Aumüller ist nicht der rechtmäßige Besitzer."

Franziska verlor bei dieser Äußerung beinahe alle Fassung; dennoch machte sie ihm Gegenvorstellungen: „Laß Dich von anderen Leuten nicht irreführen! Wer weiß, ob es so ist? Und was kannst Du nach so langer Zeit thun?"

„Oh, es gibt Mittel!" erwiederte Raminger entschlossen, machte ein paar Schritte seitwärts und brütete vor sich hin. Franziska wollte den scheinbar ruhigeren Augenblick benützen, um den aufgeregten Mann durch sanfte Zusprache zu beschwichtigen: „Lieber Peter, seien wir zufrieden! Wir haben zwar nur wenig —"

Heftig fiel ihr Raminger in die Rede: „Eben darum!" Franziska, um ein drohendes Unheil zu verhüten, setzte ihr versöhnliches Zureden fort: „Bei unserer Sparsamkeit können wir uns dennoch fortbringen. Wir sind gesund, können arbeiten, unser Kind ist brav und fleißig und wir könnten still vergnügt sein, so lange wir genügsam sind und wir selbst mit einander in Frieden und Einigkeit leben. Wie Du noch Geselle, aber längst schon mit mir verheiratet gewesen bist, da haben wir zufrieden und glücklich gelebt, und haben doch weit weniger gehabt als jetzt."

Sich ziemlich mäßigend, antwortete Raminger: „Liebes Weib, das sind lauter schöne Redensarten. Auf die Länge geht es nicht damit. — Unser Leben ist mühsam, — Du weißt, wie wir stehen, — und ich bin nicht so genügsam wie Du."

Eine bedauerliche Selbstüberschätzung gab ihm die weiteren Worte ein: „Im Vergleich mit Anderen, die mir an Talent weit nachstehen und die viel weniger arbeiten als ich, soll ich etwas ganz Anderes sein, als ich bin, — und ich will nun endlich einmal haben, was mir gebührt."

Franziska versuchte, ihn von solchen Gedanken ernst abzumahnen; er entgegnete aber: „Es ist fest beschlossen! — Zuerst muß ich die Grundstücke wieder kriegen." — Im jähen Schrecken unterbrach ihn Franziska: „Etwa gar" — Ehe sie

das Wort aussprach, that er es selbst und rief hastig: „Einen Proceß! — Ja, einen Proceß mit dem Aumüller, den ich und mein Doctor so in die Enge treiben werden, daß er zu Kreuz kriechen und einen Vergleich mit uns eingehen muß, eh' er den Handel ganz verliert."

„Du heiliger Gott, — einen Proceß!" jammerte Franziska. — „Das ist an und für sich schon ein Unglück, uns aber trifft es doppelt, weil Du der armen Susi alle Möglichkeit nimmst, die glückliche Partie mit Willibald zu machen."

Raminger antwortete: „Ich zerhaue Euch nur ein schönes Luftschloß. Je eher man das thut, desto besser! — Die eitle ehrgeizige Aumüllerin hätte eine solche Verbindung ohnehin nie zugegeben, und obendrein ist sie mir persönlich noch immer spinnefeind und unversöhnlich beleidigt, weil sie als Wittwe, nach dem Tode ihres ersten Mannes, in mich verliebt gewesen ist, ich aber trotz meines geringen Standes doch nicht zugegriffen habe."

„Ja, ich weiß es," sagte Franziska mit Wärme. — „Du hast mich, die Vermögenslose, vorgezogen, und noch jetzt, nach dreiundzwanzig Jahren, freut sich mein Herz darüber. Darum verlange ich mir nichts Anderes, als wie es bei uns ist. Ich will mich gerne mit dem begnügen, was wir haben. Von jetzt aber ist die große Angst in mir, daß Du uns durch diesen unglückseligen Proceß in Schulden stürzest und daß wir mit unserem Bischen Hab und Gut zu Grunde gehen werden."

Raminger schien für sein tiefbekümmertes Weib denn doch einiges Mitleid zu empfinden; er suchte sie durch seine Siegeszuversicht zu trösten: „Franziska, sei nicht so ängstlich! Ich muß den Proceß mit Trompeten und Pauken gewinnen."

Franziska, die keinem derartigen Troste zugänglich war, fragte kleinlaut: „Woher sollen wir das Geld nehmen, um einen Proceß zu führen? Du weißt, daß die Advocaten beide Parteien ausziehen."

„Der Proceß kann nicht lange dauern und nicht viel kosten. Die Auslagen stehen in gar keinem Verhältniß zum Gewinn. Und noch etwas!" Mit besonderer Betonung sagte er: „Wenn ich die Grundstücke wieder habe, so bin ich ein größerer Besitzer. Das gibt mir in der Gemeinde ein vermehrtes Ansehen — und eben das brauche ich jetzt. Ein Mann,

der etwas versteht und sich gehörig rührt, der kann heutzutage vorwärts kommen." In letzterer Beziehung gab er nach einer kurzen Pause die Aufklärung: „Für unsere Gemeindevertretung ist jetzt ein Ausschuß zu wählen — darauf speculire ich."

In ihrer Bescheidenheit ungläubig, meinte Franziska: „Du — ein Gemeindeausschuß?"

Ueber diese drei Worte gerieth Raminger beinahe in Aufwallung, indem er sprach: „Hörst Du! Beleidige mich nicht mit Deinen Zweifeln! Warum sollte ich es nicht werden können? Wir haben jetzt Gleichberechtigung. Schurzfell oder schwarzer Frack — alles Eins! — Es kommt nur darauf an, wie man sich ansetzt, um etwas zu erreichen; — und ich will mich tüchtig ansetzen. Verlasse Dich darauf!"

Franziska brach in neuen Jammer aus: „O du lieber Himmel! Proceßstreitigkeiten — Gemeindeausschuß — politische Händel — was nicht noch Alles!"

Voll Unmuth polterte Raminger: „Mit Weibern ist von so etwas nicht zu reden!"

„Das kann sein," sagte Franziska, „und ich mag auch nichts davon hören. Was aber mir näher am Herzen liegt, das ist unser Kind. Was ist's mit der Susi?"

Mit großer Entschiedenheit erwiederte Raminger: „Die wird versorgt. Es hat sich Einer um sie gemeldet, der mir sehr zu Gesicht steht. Obwohl um 20 Jahre jünger als ich, ist er doch einer meiner treuesten Anhänger, und in meinen jetzigen Verhältnissen kann ich ihn besonders gut brauchen."

„Ich bin ganz erstaunt über diese Neuigkeit," versetzte Franziska mit einiger Bitterkeit und schüttelte den Kopf.

„Du kennst ihn vom Sehen," bemerkte Raminger leichthin. „Er wird Dir bald näher bekannt sein — ich erwarte ihn auf heute Abend." Indem er sich gegen die Schmiede wendete, rief er wohlgelaunt: „Doch sieh! da kommt er eben!"

* * *

Der Ankömmling war ein mittelgroßer, rüstiger Mann, von 30 Jahren, mit spitzigem, blassem Gesicht, schwarzem Haar und gleichem Vollbart, stechenden schwarzen Augen und ungemein lebhaften Mienen, auf denen das Gepräge eines unternehmenden Geistes haftete. Aus seinen unsteten Blicken sprach

ein scharfer Verstand und viel Schlauheit. Abgesehen von diesem Ausdruck, der bei der ersten Begegnung kein besonderes Vertrauen einzuflößen geeignet war, konnte er bei dem anderen Geschlechte, wenn nicht für hübsch, so doch für annehmbar gelten, und es schien auch in der That, daß er sich in dieser Beziehung zu schätzen wußte. Seine Kleidung, beiläufig wie jene Willibald's, war mehr nach städtischem Schnitt, aber für den heutigen Besuch besonders gewählt.

Er hieß Oswald Fuchsleitner und betrieb als unverheirateter Pächter die Sägemühle des Aumüllers, in seinem Geschäfte als ein thätiger und pfiffiger Mann bekannt, oder wie man bei uns zu sagen pflegt, mit allen Salben gerieben.

Franziska empfand eine geheime Unbehaglichkeit, als sie ihn erblickte, und verblüfft sagte sie bei Seite zu sich selbst: „Hat er etwa den gemeint?"

Inzwischen war Fuchsleitner herbeigekommen und sprach mit größter Freundlichkeit: „Grüß Gott, Meister und Meisterin!"

„Grüß Dich Gott, Oswald!" dankte Raminger vertraulich und schüttelte ihm die Hand. Franziska aber mußte sich sehr zwingen, um einigermaßen freundlich: „Guten Abend, Herr Fuchsleitner!" zu sagen.

„Ich habe Euch schon im Hause gesucht, und halte mein Wort um eine Stunde früher," versetzte der Pächter und wendete sich dann gegen Raminger, zu dem er erwartungsvoll flüsterte: „Es hat mir keine Ruh' mehr gelassen."

„Ganz recht!" meinte Raminger, „ich habe jedoch noch andere Dinge mit Dir zu verhandeln."

Die beiden Männer traten jetzt etwas seitwärts und sprachen eifrig miteinander. In diesem Augenblicke ließ sich Susi hinter dem Hause sehen und blieb beobachtend stehen, da sie wahrscheinlich wissen wollte, was es denn heute zu verhandeln gebe.

Fuchsleitner hatte sie erblickt und rief: „Ah, die Susi!"

Jetzt kam sie vorwärts und sagte voll Verlegenheit zu Franziska, die sogleich auf sie zuging: „Mutter, ich habe fragen wollen, was ich für die Gesellen zum Nachtmahl einkochen soll?"

„Hast Du mich denn nicht gehört, wie ich es Dir vor einer Stunde gesagt habe?" greinte die Meisterin.

Susi that, als ob es ihr nun plötzlich einfiele. „Ja, ja! Jetzt weiß ich es schon!" Gegen Fuchsleitner einen flüchtigen guten Abend nickend, wollte sie wieder davon laufen. Raminger hielt sie auf. „Es ist nicht so eilig. Bleib' ein wenig!"

Offenbar im Einverständnisse mit dem Vater, näherte sich allsogleich Fuchsleitner und sprach einschmeichelnd zu dem höchst befangenen Mädchen: „Liebe Susi! Was ich schon lange gewünscht habe, das vergönne mir heute! Laß mich in Gegenwart Deiner Eltern ein offenes, freundliches Wort mit Dir reden! Der Vater weiß es schon, was ich auf dem Herzen habe, und ich will nicht gleich das erstemal mit der Thür in's Haus fallen. Heute aber habe ich Gelegenheit, um es Dir zu sagen, daß mir von allen Mädchen in der ganzen Gegend keines so gefällt wie Du! — Und weil Du mir weitaus die Liebste bist, so hätte ich mich zu einem ernsten Schritt entschlossen, wenn Du im Stande wärest, eine aufrichtige Zuneigung zu mir zu fassen und — den Willibald zu vergessen, — mit dem es ja ohnehin nichts ist und der auch nicht die Zustimmung Deines Vaters hat."

Susi vermochte vor Bestürzung nichts zu erwiedern; unbemerkt zupfte sie die Mutter am Rocke, damit sie ihr beistehe. Ausweichend sagte nun Franziska zu dem gefährlichen Freier: „Ihr seh't, daß sie im höchsten Grad überrascht und in ihrer außerordentlichen Scheu keines Wortes fähig ist."

Raminger wurde ungeduldig, Fuchsleitner aber kam ihm zuvor und sagte zu Susi: „Ich will heute nicht in Dich dringen und gleich Dein ausdrückliches Jawort begehren, sondern Dir nur die Versicherung geben, daß es mein heiliger Ernst ist. — Ueberlege Dir's, Susi! — in ein paar Tagen komme ich wieder."

„Und auch Euch, Meisterin," sagte er mit aller Freundlichkeit zu Franziska, — muß ich bitten, daß Ihr mich unter Eueren mütterlichen Beistand nehmt!"

Franziska wußte nicht, wie sie vorsichtig genug ausweichen sollte; sehr verlegen und mit einem Blick auf ihren Mann, antwortete sie: „Ihr werdet selbst nicht wollen, daß ein solcher Schritt übereilt werden soll." — —

Ohne die Augen aufzuschlagen, gab nun auch Susi dem mißliebigen Dränger schüchtern den Bescheid: „Was nützt

Euch ein Herz, das nicht mehr frei ist?" „Komme mir nicht mit solchen Redensarten, die Du nur aus einem Buch geholt hast!" verwies Raminger seine erschrockene Tochter. — „Jetzt hast Du es einstweilen gehört, und ich kann Dir auch bestätigen, daß es mein Wunsch ist." — Er besann sich jetzt und sprach in einem ruhigeren Tone: „Sei gescheidt und denke nicht weiter an die Aumühle! — Das ist nur Spielerei und Firlefanz, und auf jeden Fall wärest Du nur die Gefoppte!"

Darauf raunte er seinem Weibe in's Ohr: „Rede ihr zu, und treibe ihr das verrückte Zeug aus dem Kopf! — Es kann und darf nicht sein!" — Zum Schlusse sagte er laut: „Geh't jetzt zu Eueren Küchenarbeiten!"

Gepreßten Herzens sagte Franziska halblaut zu ihrem Manne: „Ich kann Dir nur sagen, daß ich wie versteinert bin!" Widerstandslos und in stiller Betrübniß ging Susi hinter der Mutter in's Haus, verfolgt von den lüsternen Blicken Fuchsleitner's.

Letzterer, ohne von Susi einen Gruß erhalten zu haben, war stutzig. — „Hört, Meister! bei Euch hier kommt mir Alles aschgrau vor, statt grün. Den Willibald, ein so guter Lappe er sonst ist, könnte ich vergiften!"

„Sei unbesorgt!" entgegnete Raminger. — „In vierzehn Tagen ist ihre ganze Schwärmerei zu Ende, und in meinem Hause geschieht was ich will. Ich betrachte Deine Partie als eine ausgemachte Sache."

„Nun ich verlasse mich auf Euch," antwortete Fuchsleitner, — „und kann Euch auch versichern, daß ich mich nicht so leicht abschrecken lasse. — Sonst ist mir Geld und Vermögen das Wichtigste gewesen, — ausnamsweise denke ich hier nicht daran; denn es arbeitet fieberhaft in mir vor Lieb' und Lust nach dem frischen, hübschen Mädel. Es kostet mich genug Mühe, das Feuer, wie es in mir brennt, vor ihr nicht so ausbrechen zu lassen."

Raminger unterbrach ihn lachend: „behalte Dir einen gehörigen Vorrath für spätere Zeit!"

Jetzt reichte er ihm die Hand und sprach mit Ernst und Eifer: „Jedenfalls bist Du mir als Schwiegersohn willkommener, als jeder Andere. Ich sehe Dich schon als solchen an, und will Dir nun meine Pläne anvertrauen, bei denen mir

Deine Geschicklichkeit und Findigkeit, Deine genaue Hauskenntniß und Dein Unternehmungsgeist helfen muß."

Mit kecker Bereitwilligkeit erklärte Fuchsleitner: „Für den künftigen Schwiegervater thue ich Alles!" Raminger klopfte ihm beifällig auf die Achsel und sagte vertraulich: „Ich habe zwei wichtige Sachen mit Dir zu verhandeln, — den Proceß und die Wahl zum Ausschuß. Reden wir zuerst von der letzteren, allgemeinen Angelegenheit! — Höre! Vor Allem halte ich es für nothwendig, daß wir noch vor der Ausschußwahl, die in vierzehn Tagen stattfindet, eine starke Partei zusammenbringen, die fest zusammenhalten soll gegen Diejenigen, die mehr haben, als wir, die aber noch immer das große Wort führen und uns über die Achsel ansehen, — die dabei nie vorwärts wollen, sondern den Wagen zurückschieben möchten und die nach Verhältniß viel weniger zahlen, als wie wir."

Fuchsleitner stimmte sogleich bei: „Ich verstehe. Unser Anhang, nämlich die Partei, die weniger hat — ?" „Errathen!" sagte Raminger. — „Diese Partei, wenn sie sich auf ein ordentliches Zusammenhalten versteht, muß bei einer festen Leitung das entschiedene Uebergewicht gewinnen."

„Das meine ich auch," bemerkte Fuchsleitner. Der rußige Politiker warf sich in die Brust und sprach: „Ich stelle mich an die Spitze, und Ihr wählt mich dann zum Ausschuß! — Die vielen Nagelschmiede, meine Collegen, — die Schwarzen, alle sind auf unserer Seite. Wir fangen darnach an, in unserem Sinne umzuändern, und es muß dann von Grund aus Alles anders werden."

„Da bin ich mit einer wahren Passion dabei," versetzte Fuchsleitner. — „Ich will schon dafür sorgen, daß wir unsere Anhänger an allen Ecken und Enden herauskitzeln und zusammentreiben."

Raminger lobte seinen Eifer und bemerkte: „Natürlich ist's auch Dein eigener Vortheil, denn Dein Pachtherr, der Aumüller, wird Dich hernach ganz anders respectiren."

„Gleich heute noch, im Wirthshaus beim Einhorn, will ich an's Werk gehen," versicherte Fuchsleitner. Raminger spornte ihn noch weiter: „Rede und versprich und thue, was Du kannst! Bearbeite sie und laß Keinen los, bis er nicht

Ja sagt! — Ich nehme die andere Hälfte auf mich, und so muß es gehen!"

Als der dienstwillige Pächter schon zu seiner Sendung davoneilen wollte, hielt ihn der Schmied am Arme fest. „Ehe Du gehst, muß ich Dir zuvor noch wegen der Proceßangelegenheit ein dringendes Anliegen mittheilen."

Fuchsleitner horchte mit geschärftem Ohr.

„Wie ich schon gegen Dich erwähnt habe," sagte Raminger, „will ich mit dem Aumüller wegen der bewußten Grundstücke auf Leben und Tod processiren, und das trifft Dich ebenfalls mit, denn Ihr, die Susi und Du, seid ja einmal meine Erben."

Der zukünftige Schwiegersohn rief: „Meister, Ihr sollt noch recht lange leben! Aber ebenso kräftig wünsche ich Euch eine recht beträchtliche Vergrößerung des Besitzthums. Dem Aumüller bleibt ohnehin noch mehr als genug, wenn wir ihm auch ein wenig etwas wegzwicken. Kann ich Euch dabei einen Dienst leisten?"

„Einen sehr großen," erwiederte Raminger rasch und nachdrücklich. „Du weißt in seinem Hause ein und aus und wirst mir verschaffen können, was ich brauche." „Wenn es auf Pfiffigkeit ankommt," meinte Fuchsleitner, „so will ich gerne alle fünf Sinne anstrengen." Unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute ihm Raminger den eigentlichen Kern der Sache, um welche sich seine Absichten drehten: „Unter den wenigen Büchern und Papieren von meinem verstorbenen Bruder finde ich den Kaufcontract nicht, der diese Grundstücke betrifft; den aber will ich zu Gesicht bekommen, und auch die Quittung von meinem Bruder über das dafür empfangene Geld."

Er machte eine kurze Pause und sagte dann mit Nachdruck: „Diese zwei wichtigen Documente muß ich vorher haben, ehe ich gegen den Aumüller etwas anfange. Ich will sie ihm nicht stehlen — verstehst Du? Ich möchte nur Einsicht nehmen und sie zu meinen Zwecken benützen. Ist das geschehen, so geben wir sie ihm auf dieselbe geheime Weise wieder zurück." Dringend fragte er ihn nun: „Kannst Du mir diese Documente zuwege bringen?"

Fuchsleitner sann eine Weile nach und stellte an sich

selbst die Frage: „Hm, wie stelle ich das an?" „Denke nach und studire Dir es aus!" sagte Raminger. „Du weißt, zuletzt ist die Susi der Preis dafür."

Mit dem Frohlocken eines Abgefeimten rief jetzt der Helfershelfer aus: „Ich glaube, ich hab's! Der Barometer für unsere Sache steht gerade an dem heutigen Abend prächtig und den guten Wetterstand muß man gleich benützen."

Im erzählenden Tone gab er die nähere Erläuterung: „Zu Steyr-Garsten ist heute große Hochzeit. Der Aumüller und seine Werthgeschätzte sind Vormittag bei der Copulation gewesen, jedoch nicht bei der Tafel geblieben, fahren aber, wie ich gewiß weiß, jetzt am Abend wieder hin. Sie sind also nicht daheim, dagegen Willibald, den es nicht freut, dabei zu sein, den aber kann ich eben brauchen und," sagte er bei Seite, „ich habe dann zwei Fliegen auf Einen Schlag." Zu Raminger gewendet sprach er voll Zuversicht: „Verlaßt Euch auf mich! mein Plan ist schon fertig." Der Schmied rieb sich die Hände: „Der Anfang wäre gemacht!"

Jetzt trat Franziska hinter dem Hause hervor und rief gegen ihren Mann her: „Zum Nachtmal!" „Gut!" antwortete Raminger, „denn ich habe einen grimmigen Appetit. Wenn Du Zeit hättest," sagte er zu Fuchsleitner, „so würde ich Dich auf einen Löffel Suppe einladen." Letzterer war schon auf dem Sprunge und lehnte höflich ab: „Thut's nicht! Ich will keinen Augenblick verlieren und muß vorher noch in die Sagmühle. Morgen in aller Frühe bringe ich Euch Nachricht. B'hüt' Gott indessen und grüßt mir die Susi!" Voll geschäftiger Eile und gegen Franziska hin einen Gruß winkend, entfernte er sich.

Uebermüthiges Vergnügen in allen seinen Mienen, blickte ihm Raminger nach und sagte zu sich selbst: „Wenn es Einer zu Stande bringt, so ist's der!" Er drehte sich jetzt gegen das Haus, wo Franziska ungeduldig wartend stehen geblieben war. Aufgeräumt lachte er: „Nun, Alte, kannst Du mich für Drei zum Essen haben!"

Mittlerweile war die Abendsonne hinabgesunken und Dämmerung eingetreten.

* * *

Zur selben Zeit war das eine Viertelstunde entfernt gelegene, stattliche Haus des Aumüllers in festlicher Bewegung, ohne Ahnung welche Pläne unmittelbar vorher gegen dasselbe geschmiedet worden waren. Die Aumühle war der gebräuchliche Hausname, wie der letztere im Lande ob der Enns bei jedem größeren Besitz üblich ist und bei allem Wechsel des Namens der Besitzer fortbesteht.

Wir befinden uns in der ebenerdigen, geräumigen Wohnstube, die mit einer zwar etwas altmodischen, lange nicht geänderten, aber hübschen Einrichtung versehen ist. In der einen Ecke steht ein hoher, getäfelter Schrank von Eichenholz, daneben ein großer Tisch.

Aus der neben anstoßenden Schlafstube kam Elisabeth, die Frau des Hauses, im größten Hochzeitsstaate, mit einer schweren Linzer Goldhaube, in einem seidenen geblümten Corset und gleichem Rock, mit einem buntseidenen Busentuch, einer weißen Schürze mit Spitzen und einer goldenen Kette um den Hals.

Willibald's Mutter, die vor beinahe dreißig Jahren nach dem Tode ihrer Eltern als die alleinige Erbin des Hauses sehr früh geheiratet hatte, gehörte zu jenen wenigen Frauen, welche eigentlich nie alt werden. Ihr rundes, volles Gesicht ließ nicht errathen, daß sie schon nahe an fünfzig Jahre zählte. Man konnte sie noch immer eine hübsche Frau nennen, und das schien sie auch zu wissen; denn ohne Zweifel war sie noch immer eine Freundin weiblichen Putzes, wozu sie sich wohl auch durch die Wohlhabenheit ihres Hauses berechtigt glaubte. Im Übrigen galt sie für eine sehr tüchtige Hausfrau, welche ein großes Anwesen trefflich zu leiten wußte. Verständigkeit und Energie drückten sich in ihren wohlgeformten Gesichtszügen aus und im Hause wurde ihre Herrschaft, wenn es unter den vielen Dienstleuten notthat, gebührend empfunden. Dabei genoß sie neben ihrem Manne den allgemeinen Ruf der größten Ehrenhaftigkeit. Diejenigen welche ihr weniger gut gesinnt waren, nannten sie eitel und ehrgeizig, und man that ihr darin nicht ganz Unrecht.

Eben stand sie vor dem Spiegel und ordnete, wiewohl es schon stark dämmerte, an ihren nur wenig in's Graue spielenden Haarscheiteln, als ihr Mann, der Aumüller, herein-

trat. Auch er erschien in festtäglicher Kleidung, in dunkelblauem, langem Rocke von feinem Tuche, hellseidener Weste mit einer schweren goldenen Uhrkette, dunkler Tuchhose und hohen Glanzstiefeln.

Christof Hausner, der Besitzer einer großen Mahlmühle und überdies Inhaber eines bedeutenden Sägemühlgeschäftes, welches durch seinen Pächter Fuchsleitner besonders betrieben wurde, war ein sehr ansehnlicher, starker Mann in den Fünfziger Jahren. Aus seinem vollen, bartlosen Gesichte sprach offene Biederkeit, heller Verstand und heitere Laune. Der redliche und menschenfreundliche Mann war in der ganzen Gegend beliebt, sowie er im Innern des Hauses durch seinen leidenschaftslosen Charakter das Glück seiner Ehe aufrecht zu erhalten wußte. Elisabeth hatte ihm vor mehr als zwanzig Jahren nach dem Tode des ersten Mannes ihre Hand gegeben und ihm aus der früheren Ehe den Knaben Willibald zugebracht. Hausner war gegen ihn ein liebevoller Stiefvater, und es hieß allgemein, daß Willibald den zweiten Vater fast lieber habe als die eigene Mutter.

Im Hereintreten sagte Hausner: „Sei nicht ungeduldig, liebe Alte! Der Willibald wird sogleich eingespannt haben." Unmuthig fragte die Müllerin: „Läßt er uns wirklich allein fahren?" „Schau, es freut ihn halt nicht," antwortete Hausner mit gutmüthigem Phlegma und in echt oberösterreichischer Weise. „Man kann einem Menschen nicht befehlen: jetzt springe und sei lustig!"

Elisabeth aber ereiferte sich: „Warum soll der junge Mensch nicht lustig sein? Wie Viele gibt es denn, die sich in einer so glücklichen Lage befinden, wie er? — Du aber nimmst ihn immer in Schutz, auch wenn es zehnmal gefehlt ist. Das weiß er und auf das steift er sich." „Wenn Dich Jemand so keppeln hörte," sagte der Aumüller mit der vorigen Ruhe, „so müßte er glauben, Du wärst ein sehr" — er stockte ein wenig — „lebhaftes Weib, und er thäte Dir doch Unrecht."

Die etwas heißblütige Frau war schnell gereizt. „Du, ich verbitte mir solche Anzüglichkeiten!" erinnerte sie mit vielem Nachdruck. „Ich bin seine rechte Mutter; und gerade weil mir sein Schicksal zu Herzen geht, muß ich mich über ihn ärgern. Ich weiß, es ist nichts anders schuld, als die heim-

liche Bekanntschaft mit der Nagelschmiedischen, der bettelarmen Dirne."

Hausner wollte sie gütlich besänftigen: „Ich höre von allen Leuten, daß sie ein sehr braves Mädchen ist."

„Bist Du etwa gar mit ihm einverstanden?" fragte Elisabeth ziemlich heftig.

Ohne sich aus seiner Gemüthsruhe bringen zu lassen, war Hausner ein Paar Schritte zurückgewichen und mit komischem Humor sagte er: „Kein Mensch sähe Dir's an, daß Du so — nervös bist! Und bei einer solchen Corpulenz!" lachte er behäbig.

Das aufgeregte Weib rief im Aerger: „Da lacht er noch dazu!" In der gutmüthigsten Laune versetzte der Müller: „Lieserl, es soll Dich nicht verdrießen, aber ich glaube, daß Deine überreizte Galle gegen die Susi von einer alten Erinnerung herrührt?" — „Willst Du vielleicht auf ihren Vater anspielen?" sagte die Müllerin spitzig. „Mache Dich nicht so lächerlich mit so uralten Geschichten!"

Mit der gleichen Laune, wie früher, antwortete Hausner: „Na, es ist ja keine Sünde und keine Schande, daß Du als junge Witwe in ihn ein wenig verbrannt gewesen bist. Verloren hast Du auch nichts dabei, denn statt seiner hast Du mich bekommen, und ich weiß, daß Dir der Tausch lieber ist, wenn Du es auch" — fügte er lachend bei — „mit keiner Zärtlichkeit sagst! — Ich habe es auch nie bereut; denn Du bist ja doch meine liebe Alte" — er kneipte sie dabei am Kinn — „und lange nicht so schrecklich, als Du manchmal thust!"

Elisabeth lächelte jetzt. „Man kann sich gegen euch Männer nie genug auf die Füße setzen," meinte sie, „und schmeichelnde Männer sind doppelt gefährlich."

Hausner stellte sich jetzt vor sie hin, betrachtete sie wohlgefällig und sprach: „Wenn Du freundlich schaust, so bist Du noch einmal so hübsch! Und — ein sauberes Weib bist Du noch alleweil! Wer sollte es denn glauben, daß der Willibald Dein Sohn ist?"

Elisabeth, sehr leicht beweglich, erwiederte halb geschmeichelt, halb verdrießlich: „Ich bin zu solchen Zärtlichkeiten jetzt nicht aufgelegt; aber wegen des Willibald sind wir wieder bei unserem früheren Thema."

Mit einigem Hochmuth, der in ihrem Wesen lag, erklärte sie jetzt: „Um nicht viele Worte zu verlieren, so sage ich Dir ganz bestimmt, daß ich mit ihm andere Absichten habe und höher mit ihm hinaus will. Wir in unserer Lage haben ein Recht dazu."

Hausner fragte sehr verwundert: „Was soll denn nach Deiner Meinung werden?" „Das wird sich schon finden!" bemerkte Elisabeth leichthin. Mit stärkerer Betonung aber forderte sie ihren Mann auf: „Da mußt Du aber auch mithelfen und das Deinige beitragen, nicht aus lauter Schwäche und Nachgiebigkeit zusammengesetzt sein," — sie verbesserte sich und sagte nebenbei: „gegen mich, das ist etwas anderes, — aber gegen Willibald bist Du in dieser und in manch' anderer Hinsicht viel zu nachsichtig."

Hausner lachte wieder. „Jetzt fangst Du an, zu schmeicheln! denn nach Deinen Reden bin ich der beste Stiefvater weit und breit."

„Wenn Du nie Recht hättest, so hast Du es jetzt!" entgegnete rasch die Müllerin. „Es hat aber Alles seine Grenzen, und zum Besten des Willibald muß schon ich den Prim geigen. Du wirst wohl begreifen, daß für gewisse Dinge im Hause, wenigstens in Familienangelegenheiten, die Frau die Hauptperson ist. In Deine Geschäftssachen rede ich Dir ohnehin nicht ein."

Das Gespräch zwischen den beiden Eheleuten war jetzt auf einem jener Höhepunkte angelangt, wo Herr Hausner, als der klügere Theil, gewöhnlich nachgab, jedoch nur scheinbar, um in einem günstigeren Augenblicke dennoch das durchzusetzen, was und wie er es wollte. Darum brach er jetzt den kleinen Zwist mit den Worten ab: „Wir wollen in einem ruhigeren Moment wieder davon sprechen."

„Es ist eingespannt!" rief Willibald zur Thür herein. „Wir sind bereit!" antwortete Hausner und wollte gehen.

Elisabeth aber machte keine Miene, dieser Mahnung zu folgen, sondern rief ihren Sohn von der Thüre her, während sie zu ihrem Manne sagte: „Wir haben keine Eile und unser Weg ist ohnehin nicht weit."

Zu Willibald gewendet, bemerkte sie unmuthig: „Ich muß Dir noch einmal sagen, daß mich Dein melancholisches Daheim-

bleiben, während Du mit uns auf die Hochzeit geladen bist, recht ärgerlich macht! — Gelt, Du gehst nur deswegen nicht hin, weil die Tochter von dem — Schwarzen nicht dabei ist? — Ich sage Dir aber ein für allemal, daß Du diese Bekanntschaft abbrichst, da es noch Zeit ist. Ich will nichts mehr davon hören!"

In einem beinahe bittenden Tone entgegnete Willibald: „Liebe Mutter, was habt Ihr denn an der Susi auszustellen? Sie ist sittsam, häuslich, verständig, sehr hübsch" —

Elisabeth ließ ihn die lobenswerthen Eigenschaften der Nagelschmiedstochter nicht weiter aufzählen. „Ich kann Dir nur erwiedern, daß Du Dir Deine alberne Bescheidenheit abgewöhnen sollst! Du hast ganz andere Ansprüche. In Deinen Jahren und Deinen Verhältnissen steigt man nicht hinunter, sondern hinauf. Ich will, daß Du in eine angesehene Familie heiratest, und es ist auch gar nicht nothwendig, daß Du ein Müller bleibst!"

Hausner machte bei den letzteren Worten eine Bewegung des Unwillens, überließ jedoch Willibald die Antwort.

Letzterer säumte nicht, der Mutter zu entgegnen: „Was ich gelernt habe, bei dem bleibe ich."

„Sehr vernünftig, Willibald!" sagte der Aumüller beifällig und zog Elisabeth am Rock. „Geh, Alte! Lassen wir das, und zwinge ihm nichts auf!" Die Müllerin, welche sich bezüglich Willibald's schon seit längerer Zeit in etwas hochfahrende Pläne verrannt hatte, bedeutete ihrem Manne kurzweg: „Rede mir in diesen Punkt nichts ein: der Willibald ist mein Sohn."

Hausner meinte: „Ja, ja! aber" — Elisabeth schnitt ihm die Rede ab: „Kurz und gut! Darüber will ich entscheiden, weil ihr Beide zu — handwerksmäßig denkt."

Dem Aumüller wurde die Verhandlung schon äußerst unerquicklich; er erkannte sehr wohl, daß ein Widersprechen jetzt am unrechten Platze gewesen wäre, weshalb er gänzlich abzulenken suchte. "Komm', fahren wir!" sagte er standhaft. „Es wird schon finster."

Elisabeth schickte sich nun an, ihm zu folgen, wendete sich aber im Fortgehen noch einmal zu ihrem Sohne und sprach in einem möglichst mütterlichen Tone: „Willibald, mache kein

so erschrockenes Gesicht, das kann ich nicht sehen! Deine Mutter — darauf verlaß Dich! — wird Dir für einen guten Ersatz sorgen. Darum laß den Kopf nicht hängen! Du sollst ihn in die Höhe heben, — sollst etwas aus Dir machen und Dir Respect in der Welt verschaffen! Dabei soll es Dir gut gehen, — ich möchte aber auch, daß ich recht stolz auf Dich sein könnte!"

Gleichwie sie dies mit dem Ausdrucke der höchsten mütterlichen Eitelkeit sprach, sagte sie nun halb zärtlich, halb befehlend: „Ich bitte Dich, Willibald, nimm Dich recht zusammen!" Darauf winkte sie ihrem Manne: „Fahren wir!" Hausner athmete auf und sagte bei Seite: „Gott sei Lob und Dank!"

Als sie sich endlich entfernen wollten, wurden sie durch den Mühljungen Josef aufgehalten, der ihnen in seiner Müllerkleidung, ganz weißbestaubt, an der Thür entgegentrat. „Was gibt es denn?" rief Hausner unwillig. — „Ist an einem Mühlbeutel etwas geschehen?" Josef hatte nur eine kleine Geschäftsmeldung zu machen. „Meister, ein Gang ist bald aus. Was sollen wir jetzt aufschütten? „Hab' ich es denn nicht ohnehin schon gesagt?" erwiederte der Aumüller. „Wir haben nichts davon gehört", versetzte der Mühljunge. Zweifelhaft sagte Hausner: „So? — Nun, so nehmt den Florianer Weizen. Er gehört für den Bäcker zu Sanct-Ulrich. Gebt Acht!"

Josef hatte sich mit dem Bescheide wieder entfernt. Jetzt, wo seine Gedanken durch das Geschäft angeregt wurden, legte der Aumüller jeden Scherz bei Seite und sagte zu Willibald: „Es wäre mir lieb, wenn Du wegen der Leute diesen Abend nicht fortgingest!"

„Mir auch, aber aus anderen Gründen", bemerkte Elisabeth auf ein gewisses Verhältniß anspielend. Willibald gab ihnen die Zusicherung, daß er daheim bleiben werde. Hausner drängte nun zum Fortfahren: „Es ist die höchste Zeit, — wir werden die Allerletzten sein." Wie aber die Frauenzimmer in der Regel noch an der Thür nicht fertig sind und bis zum endlichen Gehen noch Allerlei zu thun und zu besprechen haben, so wollte auch Frau Elisabeth dort noch einmal das Wort führen und noch Einiges vom Herzen wälzen; sie mochte nämlich fühlen, daß sie gegen Willibald ihre mütterlichen Rechte

vielleicht mit einer zu großen Schärfe herausgekehrt hatte; sie wollte dies zum Schlusse wieder gutmachen, nahm ihren Sohn an der Hand, und fragte ihn in versöhnlich mildem Tone: „Willibald! liebst Du mich und hast Du Vertrauen in Deine Mutter?"

Der wackere Sohn ließ sein freundliches Gemüth antworten: „Hab't Ihr denn je daran gezweifelt?" „Nun, so thue mir zu lieb, was ich wünsche!" sagte Elisabeth. — „Ich bitte Dich, richte Dich in die Höhe! Es geht schon, wenn man sich's fest vornimmt."

Dem Müller riß beinahe der letzte Faden der Geduld. „Die Pferde werden schon unruhig", rief er mit ungewöhnlich lauter Mahnung. „Ich komme schon!" sagte seine redselige Hälfte und ließ sich das letzte Wort nicht nehmen, im Hinausgehen gegen Willibald zurückrufend: „Höre Niemand, als mich!"

Hausner zog Elisabeth nach sich und Willibald begleitete sie hinaus zum Wagen, wo er ihnen etwas schwermüthig: „gute Unterhaltung!" nachrief.

* * *

Willibald kam gleich wieder zurück, warf sich, wie zusammengeschlagen auf einen Stuhl, ließ Kopf und Arme hängen und gab sich seiner Verzweiflung hin. Eine Weile saß er dumpf brütend, dann übermannte ihn die Erregung, in der er sich befand, und fast verzagt, hielt er ein lautes Selbstgespräch: „Das ist wahrhaftig zum verzweifeln! — Dort — der wüthende Nagelschmied, — hier der eiserne Kopf von meiner Mutter! Zwischen diesen beiden Hämmern bin ich mitten drinnen."

Aufspringend fuhr er fort: „Und was sie Alles von mir verlangt! Was will sie denn um Gotteswillen aus mir machen? — Es ist ein wahres Unglück, wenn man das einzige Kind ist. Hätte die Mutter, statt meiner, ein ganzes Dutzend, so würde sie vor Mühen und Sorgen gewiß schön am Boden bleiben. — Was kann ich dafür, daß ich keine Ader von ihr habe? Und bekehren werde ich sie ebensowenig, als ich die Enns draußen zwingen kann, bergauf zu rinnen."

Er versank wieder in starres Hinbrüten und seufzte dann: „Susi, mit uns Zweien steht es schlecht!" Willibald bemerkte

nicht, daß in diesem Augenblicke Fuchsleitner den Kopf zur Thür hereinsteckte, und daß es in der Stube bereits dunkel geworden war. In einen kurzen Mantel gehüllt, trat der Pächter rasch ein. „Willibald, guten Abend!" sagte er mit erkünstelter Gutmüthigkeit. Unverhofft gestört und halb erschrocken, wendete sich Willibald gegen den Eintretenden: „Das ist ja der Fuchsleitner? — Was bringt denn Dich so spät daher?" — „Es ist mir recht erwünscht, daß ich Dich treffe," antwortete Letzterer. „Ich habe eine dringende Bitte an Dich." — Arglos fragte Willibald: „Was willst Du?"

„Ich will Dich nicht lange aufhalten, sondern Dir gleich sagen, um was es sich handelt," versetzte Fuchsleitner, und mit dem Tone des glaubwürdigsten Geschäftsanliegens sprach er: „Ich habe den Contract mit Deinem Vater über den Pacht der Sagmühle — weiß Gott, wo — daheim verlegt und verräumt, soll aber einen Punkt darin nachlesen, der schon pressirt, — weißt Du, wegen der rechtzeitigen Verlängerung der Pachtzeit."

Einigermaßen verwundert, meinte Willibald: „Warum wendest Du Dich in dieser Sache nicht an den Vater?" „Ich habe gemeint, daß er daheim ist, und früher hat mich die Arbeit nicht fortgelassen," erwiederte der Listige. „Uebrigens kannst ja auch Du mir denselben Gefallen erweisen, nämlich mich für einen Augenblick den Contract sehen lassen, welchen Dein Vater in Händen hat. So viel ich von früher her weiß, hat er diese Papiere in dem Kasten dort," wobei er auf den großen Schrank zeigte. „Sei daher so gut, mir die kurze Einsicht zu gestatten. Morgen rede ich ohnehin mit Deinem Vater."

Willibald überlegte eine kleine Weile, worauf er dann entgegnete: „Wenn es sonst weiter nichts ist? Der Kasten ist ohnehin offen, — aber ich muß vorher ein Licht holen."

Er ging in die Nebenstube und Fuchsleitner blieb indessen allein. Seinen Späherblick auf den Schrank heftend, sagte er zu sich selbst: „Hoffentlich sind die rechten Papiere auch darinnen."

Jetzt kam Willibald mit einem Kerzenleuchter zurück. Er stellte das Licht auf den Tisch neben dem Schrank, zog ein Fach heraus, suchte unter den Papieren und legte sie wieder hinein, indem er bemerkte: „Die sind es nicht." Fuchsleitner

blickte ihm über die Achsel und sagte listig: „Laß mich suchen! Ich kenne den Contract von Weitem.“ „Meinetwegen! suche Du, damit es geschwinder geht,“ versetzte Willibald und trat etwas zur Seite. Fuchsleitner suchte eifrig und mit dem leisen Ausruf: „Aha!“ schob er ein paar Schriftstücke heraus; in demselben Moment stieß er an den Leuchter, als wäre dies nur zufällig geschehen; das Licht fiel auf den Boden und löschte aus. „Was machst Du?“ sagte Willibald ungehalten. Der durchtriebene Pächter that, als ob er den Leuchter habe auffangen wollen, und entschuldigte sich lachend: „Man ist manchen Tag ungeschickt.“ Jetzt griff er im Dunkel am Boden umher, hob den gefundenen Leuchter auf und bat Willibald: „Geh', mache noch einmal Licht!“ Bereits unwillig, erwiederte dieser: „So warte einen Augenblick, bis ich das Reibzeug finde!“ Während Willibald in die Nebenkammer ging, steckte Fuchsleitner die bei Seite geschobenen Papiere schnell zu sich und frohlockte heimlich: „Victoria, — ich habe sie!“

Als Willibald neuerdings Licht gemacht hatte, stellte sich Fuchsleitner, als ob er auf das Eifrigste in den Papieren fortsuchen wollte, und plötzlich rief er, eine Schrift in die Höhe haltend und den anderen Fund maskirend: „Da ist er ja! — Ich will nur den Punkt Nummer Zehn überlesen.“

Er ging näher zum Licht und that, als ob er eifrig läse, worauf er dann das Papier wieder hinlegte. „Ich habe nun schon gesehen, was ich wissen will, und danke Dir für Deine Gefälligkeit. — Legen wir jetzt die Papiere wieder in derselben Ordnung hinein!“

„Ueberlaß das mir!“ sagte Willibald, welcher die Schriften sorgfältig in das Fach legte und dasselbe zuschob. „Es ist mir eben eingefallen,“ versetzte Fuchsleitner, „daß es besser ist, wenn Dein Vater nichts davon weiß, bis ich selbst mit ihm rede. Ich muß Dich deshalb sehr ernstlich ersuchen, daß Du ihm von unserem Herumklauben unter seinen Papieren nichts sagst!“

Willibald stutzte ein wenig und meinte: „Warum denn nicht?“

Unter dem Scheine großer Treuherzigkeit entgegnete Fuchsleitner: „Obschon es nur eine Kleinigkeit ist und das Ganze nichts auf sich hat, so könnte er doch möglicherweise Mißtrauen

gegen mich fassen, was ich in meiner heiklen Stellung als Pächter vermeiden will." Sehr eindringlich stellte er jetzt das Begehren: „Du mußt mir deshalb Dein Ehrenwort geben, ohne das ich nicht fortgehe!"

Etwas zögernd sagte Willibald: „Nun, wenn Du es just haben willst!" Bei Seite sprach er zu sich selbst: „Es liegt ja im Grunde nichts daran." — „Du erweisest mir damit einen Gefallen, und das wäre somit abgethan!" bemerkte Fuchsleitner, ging dann rasch zur Mittelthür, horchte hinaus, schloß sie ab und nahm den Schlüssel zu sich.

„Was soll das bedeuten?" fragte Willibald höchst befremdet. — Der arglistige Pächter erwiederte vertraulich: „Eine sehr wichtige Angelegenheit, die uns Zwei persönlich angeht und die ich mit Dir nur unter vier Augen abmachen kann."

Willibald gerieth in Zorn und machte sich Luft: „Du nimmst Dir viele Freiheiten heraus! Schließ' auf oder gib mir den Schlüssel! Ich wüßte nicht, was ich mit Dir für Geheimnisse hätte?"

Fuchsleitner entgegnete voll Geschmeidigkeit: „Ich bin bald fertig, wenn Du vernünftig und — meiner Meinung bist!" — „Du wirst immer kecker!" sagte Willibald, der nicht wußte, wo das Alles hinaus sollte. — „Mag sein!" antwortete der dreiste, aber noch verkappte Gegner, „aber es geht halt oft nicht anders."

Mit einem scheinbar leichtfertigen und scherzenden Tone sprang er jetzt zu einem anderen Kapitel über: „Du wirst Dich wundern, wenn ich jetzt von einem Frauenzimmer anfange?"

Aufmerksam, jedoch sehr unmuthig, fragte Willibald: „Wieso? Und ist dies bei verschlossenen Thüren nothwendig?" — „Ja wohl!" erwiederte Fuchsleitner. „Es betrifft die — Raminger Susi."

Betroffen versetzte Willibald: „Wie! die Susi? Was geht denn Dich die Susi an?" — Mit einemmale in Trotz übergehend, gab Fuchsleitner zur Antwort: „Mich? sehr viel!" Rasch und mit starker Betonung setzte er hinzu. „Ich habe bei ihrem Vater um sie angehalten."

Willibald riß es in die Höhe, und, fast außer sich, faßte er den Nebenbuhler an der Brust. „Du!? — Du machst

ihr Heiratsanträge? Ist Dir nicht bekannt, daß das Herz des braven Mädchens längst schon mir gehört?"

Fuchsleitner hatte sich mit einem leichten Ruck losgemacht und antwortete im vorigen Tone: „Ei ja, ich weiß wohl, daß Du ein kurzes Liebesverhältniß mit ihr gehabt hast." — Heftig entgegnete Willibald: „Ich habe es nicht abgebrochen!"

„Das hat, wenn es zum Ernst kommt, nicht viel zu bedeuten," sagte Fuchsleitner sehr entschieden.

„Unverschämter Mensch!" rief der Sohn des Müllers. Entgegengesetzt, suchte der heimtückische Pächter sich zu mäßigen. „Willibald, sei nicht hitzig! Es nützt Dich nichts. Ich habe mir die Susi zum Weibe ausersehen und bin schon weiter, als Du denkst! Der Vater hat sie mir bereits zugesagt und im Ramingerhause gilt sein Wort. Die Susi selbst ist ein folgsames Kind, das nichts gegen den Willen des Vaters thut. Mit Dir hat sie keine Aussicht, denn auch Deine eigenen Eltern sind gegen Dich. Deine Mutter, das weiß ich recht gut, ist wüthend darüber, und gegen ihren Willen bist Du ganz und gar ohnmächtig! Ich stelle daher an Dich die ernstliche Forderung, daß Du vernünftiger Weise, das heißt freiwillig, der Susi entsagen sollst."

Als bei diesen Worten Willibald eine heftige Bewegung machte, sagte Fuchsleitner: „Du bist an sie durch keine Ehrenpflicht gebunden und Dein Verhältniß zu ihr — das mußt Du selbst bekennen — ist nur Liebelei!" Rasch und scharf wiederholte er seine Forderung: „Entsage ihr!"

In höchster Aufregung entgegnete Willibald: „Ich weiß gar nicht, wo ich Worte hernehmen soll, um Dir auf alle diese Keckheiten zu antworten! Meinst Du, das könne man abmachen wie einen Holz- oder Getreidehandel? Ihr könnt die Susi nicht so niederträchtig verschachern, und darüber hat zuletzt sie allein zu entscheiden!"

Fuchsleitner antwortete mit zunehmend kecker Zuversicht: „Sage, was Du willst. Sei aber klug, ergib Dich und poche nicht auf Dein vermeintliches Uebergewicht! Du, der reiche Aumüllersohn, ich, der mittellose Pächter, die Stellung von uns Beiden wäre freilich ungleich, wenn es nicht" — der Ton seiner Rede schlug plötzlich in den der gewaltthätigen Drohung über, „allerlei Hilfsmittel gäbe, die da ausgleichen müssen."

Blitzschnell griff er jetzt in die Seitentasche seines Mantels und zog eine Pistole hervor, die er auf Willibald richtete.

Heftig überrascht, prallte der Bedrohte einige Schritte zurück. „Was soll das heißen?" rief er voll Entrüstung.

„Ich frage Dich," sagte Fuchsleitner rauh, „willst Du Verzicht leisten oder nicht?" „Spitzbube!" erwiederte Willibald. „Du drohst mir mit Mordwaffen?" Er wollte zum Fenster springen, indem er „Josef — Engelbert!" rief.

Der Gegner aber hatte ihm mit einem zuvorkommenden Sprunge das Fenster verstellt. „Mache keinen Lärm," sagte er, „es ist Alles umsonst. Beim Klappern vom Mühlwerk und beim Sausen vom Wasser hört Dich Niemand."

Willibald raffte, dem Wüthenden gegenüber, all seinen Muth zusammen: „Wärest Du wohl wahnsinnig genug, in Deiner tollen Wildheit mich niederzuschießen und Dich dem Galgen zu überliefern?" „Ich bin vor jedem Zeugen sicher," entgegnete der Schreckliche.

Willibald erkannte das Gefährliche seiner Lage, da ihm Niemand zu Hilfe kommen konnte; sich möglichst beherrschend, suchte er durch größere Mäßigung einen Ausweg zu finden. „Die Susi soll zwischen uns Zweien entscheiden," sprach er schonend. „Hast Du ein menschliches Gefühl im Leib, so kannst Du nicht mehr verlangen!"

Fuchsleitner ließ von seinem Drohen und Drängen nicht ab. „Das ist mir nicht genug!" erklärte er mit wilder Geberde. „Du mußt schwören, daß Du sie aufgibst, und mußt es ihr und ihren Eltern selbst sagen! Ob Du Dich dabei auf Deine Mutter ausredest oder nicht, das ist mir gleichgiltig. Ich verlange von Dir nichts Anderes, als was Du in wenigen Wochen ohnehin thun müßtest."

Willibald kämpfte zwischen Scham und Zorn. „Es ist unmöglich, daß die Susi Dein Weib wird!"

„Unerfahrener, eitler Mensch!" sagte Fuchsleitner. „Hältst Du Dich für unersetzlich? Ich brauche nichts weiter als Deinen Rücktritt, den aber fordere ich von Dir und weiche nicht von der Stelle. Bedenke, daß Du von nun an nicht mehr sicher bist vor mir und daß Du mir wegen dieses Vorfalls nichts anhaben kannst, weil Du keine Zeugen hast."

Willibald konnte seiner Wuth kaum Herr werden. „Frecher, herzloser Mensch! packe Dich von hinnen!“ schrie er.

Fuchsleitner rückte ihm hart an den Leib und rief: „Ich will Gewißheit haben! Was hast Du lange zu überlegen? Entweder Du leistest Verzicht und wir bleiben die besten Freunde oder — Du gehst in Dein sicheres Verderben! — Wähle! — Aber rasch, ich muß fort!“

Willibald wies ihn scharf zurück: „Geh' und halte mich, für was Du willst, nur nicht für ehrlos!“ Fuchsleitner hielt ihm neuerdings die Pistole entgegen. „Ich frage Dich zum letztenmal: willst Du zurücktreten oder nicht?“

Unerschrocken antwortete Willibald: „Du bist stark genug zu einem Spitzbubenstreich, aber zu feig zu einem solchen Verbrechen! Drohe, wie Du willst, Du schreckst mich nicht!“

Fuchsleitner setzte jetzt die Pistole ab und verbarg sie wieder in der Manteltasche, ging zur Thür, schloß sie auf und änderte abermals Ton und Haltung. Beinahe ruhig sagte er: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es Dir um das Schmiedmädel so ernstlich zu thun ist!“ Lauernd und dabei in einen fast freundschaftlichen Ton übergehend, versetzte er: „Schade, daß Du für sie so viel hitziges Gefühl verschwendest!“

Finster und voll Mißmuth darüber, daß er sich von dem Verwegenen nicht befreien konnte, erwiederte Willibald: „Das geht Niemanden etwas an!“

„Freilich nur Dich selbst,“ sagte Fuchsleitner mit verstellter Zutraulichkeit; „aber ich kenne die Familie des Naminger länger und besser als Du.“ Er machte jetzt eine kleine Pause und nahm hierauf die Miene an, als wollte er ihm eine wichtige Mittheilung anvertrauen. „Du weißt, daß die Susi Deinen Liebesbewerbungen lange kein Gehör gegeben hat?“

„Ja, das ist wahr,“ warf Willibald kurz hin. „Aber was ändert das?“ In der früheren zutraulichen Weise fortfahrend, bemerkte Fuchsleitner: „Du weißt nicht, woher dieses Sträuben gekommen ist.“ Willibald wollte ihn wegen eines allfälligen verdächtigen Zweifels augenblicklich zurechtweisen: „Von ihrer Bescheidenheit und ihrem schüchternen Wesen.“

Mit einem verschmitzten Lächeln entgegnete Fuchsleitner: „Nur zum Theil erklärt! Der tiefere Grund ist ein anderer.“ „Was für einer?“ fragte Willibald rasch und mit besonderer

Schärfe. Fuchsleitner holte zur Antwort etwas aus, und bemühte sich, den Ton der größten Glaubwürdigkeit zu treffen: „Die seit lange zerrütteten Vermögensverhältnisse der Familie kennst Du. Dich wie mich, haben sie freilich nicht abgehalten, aber ganz anders, als die meine, ist Deine Stellung zu ihnen gewesen. Schenke mir nur noch einige Geduld! — Die Mutter der Susi, der gerade Gegensatz ihres Mannes, hat Dich — trotz der Abneigung des Raminger — heimlich unterstützt, — natürlich! — Sie hat in Dir einen reichen Bewerber gesehen; durch eine Heirat zwischen Dir und der Susi hätte ihnen — wie die Alte gemeint hat — wieder aufgeholfen werden können, — und die sehr folgsame Tochter hat dann auf die geheimen Vorstellungen der Mutter Deinen fortgesetzten Liebeserklärungen endlich ein williges Gehör geschenkt. Und meinst Du, ich hätte mich um sie beworben, wenn ich nicht dies Alles genau gewußt hätte?"

Willibald, alles Vorausgegangene vergessend, wurde über diese Mittheilungen sehr unruhig. „So wäre Berechnung mit im Spiel?" sagte er halb vor sich hin. Mit aller Keckheit bestätigte der abgefeimte Pächter: „Du siehst, daß die Speculation auf Dich und Dein Vermögen den Ausschlag gegeben hat."

Willibald, dessen sich der Argwohn bemächtigt hatte, war erschüttert, und schmerzlich rief er aus: „Susi! wäre das möglich!? Könntest Du so gemein und so falsch sein?"

Fuchsleitner beobachtete ihn und sagte vergnügt bei Seite: „Das wirkt bei reichen Leuten!" Willibald fuhr jetzt aus seinem Brüten plötzlich auf, und packte den Lauernden an der Brust, indem er ihn heftig rüttelte. — „Mensch! Du verleumdest sie!" Ohne sich zu wehren und mit kalter Ruhe entgegnete Fuchsleitner: „Ich habe mit keinem Worte ihre Ehre angegriffen." Mit ungemeiner Hinterlist fügte er bei „Daß die Alte gut rechnet und die Tochter überredet, das müßte man sogar gescheit nennen, wenn nicht der Raminger hinter ihr wäre und das letzte Wort zu reden hätte."

Willibald hatte den schlauen Fuchs wieder losgelassen, drohte ihm aber: „Du bleibst mir für Alles, was Du gesagt hast, verantwortlich!"

„Das will ich!" erwiederte Fuchsleitner, „und vergib

mir nun die Gewaltthätigkeiten, zu denen ich mich unnöthiger Weise habe hinreißen lassen! Du hast ohnehin gesehen, daß sie nicht ernstlich gemeint waren. Ich ersuche Dich aber, daß Du über Alles, was ich Dir jetzt mitgetheilt habe, recht nüchtern nachdenken mögest! Es ist um deinet- und meinetwillen. B'hüt' Dich Gott, und trage mir deshalb nichts nach!"

Willibald, als wäre er todtmüde, hatte sich schweigend auf einen Stuhl gesetzt und war in tiefes Nachdenken versunken, während sich der Nebenbuhler entfernte und im Hinausgehen zu sich selbst sagte: „Der Stachel ist drinnen!"

Er ging, von dem Erfolge seines Besuches und seiner Ränke in doppelter Hinsicht vollkommen befriedigt von dannen.

* * *

In Willibalds Gemüthe war nach der Begegnung mit Fuchsleitner ein schlimmer Zustand eingetreten, denn auch unter dem Dache der besten Menschen ist der eingeflößte Argwohn ein böser und mächtiger Gast. Wie sehr auch der wackere junge Mann dagegen ankämpfte: seine Seele konnte das eingeträufelte Gift nicht mehr losbringen. — Er war trübsinnig und einsylbig, und weder Vater nach Mutter konnten ihm eine Aeußerung darüber entlocken. — Ebenso wenig fühlte er sich im Stande, in die Nähe des Raminger'schen Hauses zu gehen, um mit Susi zusammenzutreffen.

So waren bereits einige Tage verstrichen, als er eines Abends wieder allein zu Hause war. — Seine Eltern pflegten an zwei bestimmten Tagen der Woche, wie es auf dem Lande häufig der Brauch ist, eines der angeseheneren Gasthäuser in der Stadt zu besuchen und sich dann später mit dem Wagen abholen zu lassen. — Hausner benützte diese Tage zugleich auch zu Zusammenkünften und Besprechungen mit seinen Geschäftsfreunden, und Frau Hausner fand bei solchen Stadtfahrten Gelegenheit, um in dem einen oder dem anderen befreundeten Hause einen Besuch abzustatten.

Diese Gepflogenheit mochte man bei Raminger genau wissen, sonst würden es Franziska und Susi schwerlich gewagt haben, jetzt in die Aumühle zu kommen, da es zu dämmern anfing. Beide hatten ein dunkles Tuch um den Kopf geschlagen, als hätten sie auf diesem Gange nicht erkannt sein wollen. Willi-

bald war ziemlich überrascht, als Mutter und Tochter in die Stube hereintraten und das halb verhüllende Tuch zurückschlugen.

Schüchtern und verlegen boten sie Willibald einen guten Abend, entschuldigten ihren späten Besuch und erkundigten sich nach seinem Wohlsein, da sie ihn schon mehrere Tage nicht gesehen hätten.

Willibald, von dem Dämon befallen, dessen wir oben erwähnten, grüßte mit gleicher Befangenheit und benahm sich etwas linkisch, wie es in solchen Lagen dem Ehrlichen zu geschehen pflegt. Franziska ergriff das Wort und sagte mit vieler Beklommenheit: „Ich danke Gott, daß wir allein sind! Die Susi weiß es nicht, was mich heute zu Ihnen herführt, ich habe sie jedoch zur Begleitung mitgenommen."

Ihre Rede stockte eine Weile, dann sprach sie weiter: „Wir sind in der Dunkelheit zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen allein — im strengsten Vertrauen — zu sprechen, indem, wie ich gewußt habe, Ihre Eltern heute nicht zu Hause sind." Mißtrauisch fragte Willibald: „Warum habt Ihr denn eine so ängstliche Scheu?" Ton und Miene Willibald's berührten Susi schmerzlich; sie glaubte nun vor Allem die Mutter vertheidigen zu müssen: „Lieber Willibald, ich meine, es ist nicht Scheu, sondern nur Kummer, der aus meiner Mutter spricht. Du kennst die drückende Lage nicht, in der wir uns befinden. Wir haben noch niemals näher darüber gesprochen — ich habe es nicht über das Herz gebracht, Dich in unsere häuslichen Verhältnisse blicken zu lassen; endlich aber muß es doch sein, und ich halte mich für verpflichtet, es Dir aufrichtig zu sagen, wie es mit uns steht, damit Du es nicht von anderer Seite hörst."

Etwas zerstreut und durch dieses Capitel an Fuchsleitner's Mittheilungen unangenehm erinnert, antwortete Willibald: „Ich weiß es ja ohnehin." „Ach gewiß nicht im ganzen Umfang", sagte Franziska, rasch einfallend. — „Mein Mann ist zu stolz, um es uns einzugestehen, daß unser Geschäft gänzlich ruinirt ist und wir in die drückendste Noth gerathen sind, was ich früher nie so gewußt habe und was mir erst vor ein paar Tagen klar geworden ist."

Nach dieser traurigen Eröffnung entstand eine Pause,

peinlich für Alle, insbesondere aber für Franziska, welche zu einem schweren Anliegen ausholen mußte. „Herr Willibald", sprach sie mit sehr gepreßter Stimme, „ich habe lange mit mir gekämpft, ehe ich den Schritt gethan habe, zu Ihnen zu kommen; aber das außerordentliche Vertrauen auf Ihr edles Herz und Ihre Großmuth hat zuletzt meine Scheu überwunden."

Willibald merkte, wo sie hinaus wollte, und in seinem gegenwärtigen Mißtrauen sagte er ziemlich unfreundlich: „Ihr wollt von mir" — das gedachte Wort blieb an seinen Lippen hängen. Desto rascher ergänzte Franziska bittend: „Eine großmüthige Hilfe in unserer dringenden Noth! — Herr Willibald, verzeihen Sie mir, daß ich dies thue! Ich hätte mich zu Niemand Anderem getraut, als zu Ihnen, der uns so nahe steht. An wen Anderen hätten wir uns wenden und ihm sagen können, daß wir um — ein kleines Darlehen bitten?" Erschrocken und beschämt rief Susi: „Mutter, was thust Du!"

Franziska, nur von ihrem häuslichen Kummer erfüllt, wendete sich neuerdings an Willibald: „Ja, das ist es, um was wir vertrauensvoll bitten. Wenn mit Gottes Hilfe das Geschäft wieder besser geht, wollen wir das Geld redlich und dankbar zurückzahlen, und bei den Glücksumständen Ihres Vaters wird Ihnen diese Hilfeleistung nicht schwer fallen." Willibald stand schweigend und halb abgewendet, — Susi wagte nicht, ihn anzublicken, — ihre Seele war wie gefoltert.

Franziska setzte ihr drängendes Bitten fort: „Herr Willibald, vielleicht legen Sie auf einen weiteren Umstand einen Werth. Eine solche Hilfe würde meinen Mann, Ihrem Hause gegenüber, gewiß bekehren und versöhnlich stimmen. Er weiß nichts von meinem Schritte, und würde darum höchst angenehm überrascht werden."

Mit dem Ausdrucke des höchsten Befremdens sagte Willibald: „Ihr wollt — Geldhilfe von mir?" „Zürnen Sie nicht einem schwerbekümmerten Weibe, das nur in der bittersten Bedrängniß zu Ihnen kommt und zu Ihnen, dem edlen Menschen, seine Zuflucht nimmt!" Mit unsäglicher Traurigkeit sagte jetzt Susi: „Willibald, ich schäme mich vor Dir, daß es so ist. Was wirst Du von uns halten?"

Willibald bei sich denkend: „Sollte der Fuchsleitner dennoch Recht haben?" war um eine Antwort verlegen. Er wen-

dete sich gegen Franziska und nahm eine gewöhnliche Ausrede zu Hilfe: „Liebe Meisterin, Ihr überschätzt wohl meine Kräfte! — Es thut mir leid, daß ich Euch in dieser Hinsicht nicht beistehen kann, — wenigstens nicht für den Augenblick."

Franziska, von einem fast zuversichtlichen Vertrauen zu dem gutmüthigen Willibald geleitet, schien eine abschlägige Antwort für unmöglich gehalten zu haben; um so stärker war sie jetzt betroffen, und beinahe gereizt erwiederte sie: „Sie mißtrauen uns? Sie können uns nicht helfen? — Habe ich mich denn in Ihnen so sehr verkannt?"

Die letzteren Worte wirkten wie ein Funke, der in aufgestreutes Pulver fällt. Willibald fühlte sich dadurch beleidigt; gegen seine Gewohnheit brauste er plötzlich auf und mit Heftigkeit rief er aus: „Ihr nicht in mir, aber ich mich in Euch! — Ihr rechnet also auf unser Geld?" Mit dem schmerzlichen Zuruf: „Willibald!" suchte Susi seine große Aufregung zu beschwören; dagegen war Franziska schwer gekränkt, und in leidenschaftlichem Tone sprach sie: „Demüthigen Sie nicht unverdient eine arme, aber ehrliche Frau!"

„Wer sich in solche Lagen versetzt, der demüthigt sich selbst," antwortete Willibald mit anscheinender Härte, während er an dem geheimen Gedanken festhing: Es ist unumgänglich nothwendig, daß ich sie strenge prüfe. — Dabei schüttelte aber ein fieberhafter Frost sein irregeleitetes Herz.

Franziska schien sich jetzt zu besinnen: wenn auch nicht ruhig, sagte sie doch mit Würde: „Die Noth ist ein harter Feind. Lassen Sie die unverschuldete Armuth nicht meinem Kinde entgelten!" Susi bat innig: „Glaube mir, Willibald! — Die Mutter und ich sind in Allem schuldlos. Verzeih' uns daß die drückenden, unbezwinglichen Umstände uns vor Dir gemein machen!"

Willibald wußte in dem Zustande, in welchem er sich befand, nichts Beruhigendes darauf zu erwiedern. Franziska sollte nun unverrichteter Dinge wieder fortgehen; sie machte einen Schritt gegen die Thüre, drehte sich wieder und rief in neuer Aufregung: „Zurückgewiesen von demjenigen, auf den ich in Noth und Tod gebaut habe." — Und wie der bitterste Vorwurf klang ihre letzte Frage: „Sind wir denn keine ehrlichen Leute?"

Willibald beobachtete Mutter und Tochter mit scharf forschendem Ernste und sprach: „Seit wir uns das letzte Mal gesehen haben, sind unglückselige, entscheidende Tage dazwischen getreten. — Ich will Euch nur den Namen Fuchsleitner nennen. — — Ich habe diesen Menschen näher kennen gelernt, — und mir graut vor ihm! — Er aber steht mit Euch — streitet mir das nicht ab! — in vertrautester Verbindung, und verkehrt mit Euch hinter meinem Rücken. Da werdet ihr einsehen, daß unsere Verbindung keine aufrichtige sein kann und wir uns gegenseitig nicht länger täuschen sollen."

Betäubt und wortlos stand Susi, wie von einem Donnerschlag getroffen.

Ihre Mutter, welche Willibald's Charakter zu wenig kannte und von den Ränken des Pächters keine Ahnung hatte, gerieth außer alle Fassung und glaubte Alles verloren; sie hielt Willibald, gleich so vielen anderen jungen Männern gewöhnlichen Schlages, für unedel genug und für fähig, das Verhältniß mit einem Mädchen in dem Augenblicke zu lösen, wo er die widrigen Vermögensumstände der Eltern erfahren. — Man muß es ihrer weiblichen Natur und ihrem Mutterherzen zu Gute halten, daß sie leidenschaftlich ausrief: „Herr Willibald! Es ist nicht schön von Ihnen, daß sie in einem solchen Momente Alles abbrechen!"

Susi rang die Hände und jammerte laut: „Willibald! — Willibald! — O mein Gott!"

Franziska zog sie heftig zu sich und rief ihr zu: „Erniedrige Dich nicht vor dem reichen Mann! — Stelle Dein Schicksal Gott anheim!" Das arme Mädchen verhüllte sich mit der Schürze das Gesicht und schluchzte. „Gehen wir!" gebot Franziska.

Willibald's Herz blutete, aber er blieb nach außen standhaft und ließ sie scheiden. Susi wankte nach der Thüre und blickte noch einmal zurück. — Ach, was lag Alles in diesem gebrochenen Blicke, — in den schönen, von Unglück und Unschuld geadelten Zügen des also scheidenden Mädchens! —

Willibald suchte, so gut als möglich, seinen schweren, inneren Kampf zu verbergen. Es war eine Scene der schmerzlichsten Art, an der sich nur ein Mann, wie Fuchsleitner, hätte weiden können.

Man erlasse es uns, den brennenden Seelenschmerz und

den tief nagenden Gram zu schildern, in welchen Susi seit dem unglücklichen Abend versenkt war. — Alle Bemühungen der Mutter, sie über den Verlust eines unwürdigen, nun entlarvten Mannes zu trösten, blieben fruchtlos. — Es war ja ihre erste, wahre Liebe.

Auch Willibald hatte mächtig zu ringen, daß ihn das jähe Abreißen der halben Seele — um nach Volksgebrauch zu reden, — nicht mit einer heftigen Erkrankung überwältigte. Er hatte jedoch den festen Vorsatz gefaßt, Susi und ihre Mutter auf die schärfste Probe zu stellen und sich weder durch Vorstellungen noch durch Thränen weich finden zu lassen, so lange er von der — jetzt bezweifelten und beargwöhnten — Lauterkeit ihrer Gesinnungen nicht die eigene und volle Ueberzeugung sich verschafft habe.

Bis dahin wollte er seinem Gegner Fuchsleitner das Feld räumen und schlimmsten Falls ihm dasselbe gänzlich überlassen. „Dann verdient sie keinen besseren Mann!" sagte er zu sich selbst, und suchte durch diesen traurigen Trost sich zu übertäuben und für sein nächstkünftiges Verhalten zu waffnen.

* * *

Wir betreten jetzt das Innere der kleinen Behausung unseres Nagelschmiedes. Die aus weichem Holze bestehende Einrichtung der gemeinsamen, ziemlich beschränkten Wohnstube, zwar reinlich und sauber geordnet, ist nicht nur äußerst einfach, sondern beinahe ärmlich. An der rückwärtigen Wand des Zimmers befindet sich ein kleines Lichtfenster, durch welches man in die anstoßende Werkstätte sieht, indem der daran angebrachte Vorhang nicht geschlossen ist.

Heute ist der Nachmittag des die Woche schließenden Sonnabends, etwa acht Tage nach dem oben erzählten Vorfalle. Raminger, einen runden Sommerhut mit schmaler Krämpe auf dem Kopfe und zu dem beginnenden Feierabend besser gekleidet, trat aus der Nebenkammer und zog unter der Thüre derselben eben den Rock an. Er betrachtete sich in seinem Gewande und meinte, daß er stattlich genug aussehe, um als behauster Schmiedmeister in die Stadt gehen zu können.

„Schon seit vorigem Sonntag hab' ich nichts mehr von meinem Processe erfahren," sagte er zu sich selbst. „Ich muß

doch wieder einmal nachfragen und dem Advocaten einen sanften Rippenstoß geben." Jetzt fragte er sich hastig: „Habe ich denn meine wichtigen Documente — die gewissen Papiere?"

Er griff mit der gleichen Hast in die Brusttasche und sprach vergnügt: „Ach, da sind sie!" Ein Paar vergilbte Papiere herausziehend, besah er sie wohlgefällig: „Der Doctor wird prächtig herausbuchstabiren, was ich haben will, und" — dabei lachte er laut — „der Aumüller läßt sich's im Schlafe nicht einfallen, wo seine Acten herumspazieren. Brauchen wir sie nicht mehr, dann soll er sie wieder in seinem Kasten haben. Einstweilen aber will ich sie gut an meinem Leibe bewahren."

Mit diesen Worten steckte er die Papiere sorgfältig wieder in seine Brusttasche, machte einen Schritt gegen die Thüre und blieb wieder stehen. Es schien sich in ihm das Gewissen zu regen. Nur seinem eigenen Ohre vernehmbar, sagte er halblaut: „Ist's etwa eine Schlechtigkeit?" Der bessere Moment dauerte nur wenige Secunden, da er sich gleich darauf beruhigte: „Ei, wer wird lange grübeln! Wie könnte ich sonst zu meinem Rechte gelangen?"

Im Fortgehen begriffen, frohlockte er noch: „Der Fuchsleitner ist ein Mordkerl! Na, dafür lasse ich auch den Cours von seinen Papieren steigen, — von den Heiratsactien!"

So sprach und unterhielt sich der von seinen Leidenschaften verblendete Mann, und aus seinem Humor läßt sich ersehen, daß ihm die arg zerrütteten Verhältnisse seiner Familie nicht schwer zu Herzen gingen, oder daß er alle seine Hoffnungen auf das Gewinnen des bei den Haaren herbeigezogenen Processes setzte. Für das, was ihm zunächst lag, hatte er in diesem Augenblicke keinen Sinn und darum auch keinen Blick.

Dies erfuhr Franziska, welche jetzt hereinkam und ihn aufhielt, er mochte wollen oder nicht.

„Vor lauter Arbeit habe ich den ganzen Tag mit Dir nicht allein reden können," begann sie, und ihr Gesicht zeigte eine so alltägliche Sorgenmiene, daß sie dem ganz anders beschäftigten Manne durchaus nicht paßte. „Was willst Du denn?" brummte er unwillig. „Ich muß fort!"

„Eine Viertelstunde wirst Du mich doch anhören," entgegnete die Meisterin, „ich habe dir nämlich schon heute Früh

sagen wollen, daß wir eine bedeutende Anschaffung für das Haus nicht länger aufschieben können." Raminger fiel ihr in die Rede: „wie? Was? Anschaffungen? Geld hergeben?" — „Es ist auf das Dringendste nothwendig," sagte Franziska so glimpflich als möglich. „Ich muß es Dir endlich sagen, daß es mit unserer gesammten Wäsche schlecht steht."

„So?" erwiederte Raminger oben hin, als hätte er nur halb gehört. Franziska betonte lauter: „Mit der Tisch-, Leib- und Bettwäsche." Raminger that wie Einer, der sich von etwas Lästigem losmachen will. „Mit solchen Dingen kommst Du mir jetzt daher! Ich habe eine ganz andere Wäsche im Kopf."

Seufzend antwortete Franziska: „Ach Gott, ich weiß, auf was Du anspielst! Ich möchte Dir aber, lieber Peter begreiflich machen, daß es weit nützlicher und nothwendiger wäre, Leinwand einzukaufen."

„Das verschieben wir, bis ich den Proceß gewonnen habe," sagte Raminger, und setzte in übermüthiger Laune hinzu: „Dann, mein Schatz, wirst Du mich sehr generos finden!"

Franziska schüttelte ungläubig den Kopf. „Mein Gott! Wie wird sich der Prozeß in die Länge ziehen! Man weiß es ja. Und was wird dabei herauskommen?"

„Weib raunze mir nicht die Ohren voll!" versetzte der Schmied ärgerlich. „Ich habe keine Zeit!" Da er gehen wollte, hielt ihn Franziska neuerdings auf. „Du wirst aber doch für Dein Kind Zeit haben, daß ich wegen der Susi noch einige Worte mit Dir rede?"

„Ach, das klingt anders," sagte Raminger und wurde freundlicher, „Nun? wie steht's mit ihr? Wird sie nach und nach gescheidter? Und sieht sie jetzt ein, daß ich wegen des falschen Aumüllersohnes Recht gehabt habe? Hätte sie mir gleich Anfangs geglaubt, so wäre er von ihr abgefertigt worden und ihr seine Absage erspart geblieben."

Sehr betrübt antwortete Franziska: „Ich mag von dem jetzt gar nicht reden! Ich muß aber an Deine Absichten denken und für dieselben vorsorgen. Wenn Du nämlich nicht davon abgehst und die arme Susi gezwungen werden soll, daß sie den zweideutigen Fuchsleitner" —

Raminger fuhr jeh auf: „Schimpfe mir ihn nicht!" Ein-

lenkend wiederholte Franziska: „Ich meine, wenn sie diesen — Mann heiraten soll und wenn es wirklich damit Ernst wird, daß wir sie doch ein wenig ausstaffiren müssen?"

„Ausstaffiren? hm!" erwiederte Raminger, etwas verblüfft und es war in seinem Sinne ein ungewöhnliches Zugeständniß, daß er zu Franziska sagte: „Ihr Weiber denkt doch manchmal weiter voraus, als die Männer! — So kann es sein, daß auch Du manchmal gescheidter bist, als ich. An das habe ich nicht gedacht."

Der Ton seiner weiteren Rede wurde verlegen, indem er sprach: „Du hast Recht, aber ich kann Dir kein Geld dazu geben. Wo soll ich es hernehmen? Du weißt wie wir stehen. Das Geschäft geht schlecht, der Kaufmann zahlt mich nicht für die Fässer, die ich mit meinen schönsten Nägeln bei ihm stehen habe."

Nach einiger Ueberlegung versetzte er: „Wir können nichts thun, als dem Fuchsleitner versprechen, daß wir die Ausstaffirung der Susi nachtragen werden."

Franziska jammerte: „Ach, das ist eine wahre Schande! Und ich schäme mich selbst vor einem solchen Manne, wie der Fuchsleitner einer ist."

Raminger wurde jetzt mit einemmal wieder unwirsch. „Sei nicht so obstinat und höre mir um Gotteswillen auf mit Deinem Miserere! Es wird und muß anders werden. Proceßgewinn — Ausschußwahl — vielleicht Bürgermeister! das Alles ist vor der Thür."

„Und wenn nichts von all dem geschieht?" warnte Franziska. Raminger brach das Gespräch ab und rief: „Weibergeheul! — B'hüt' Dich Gott!"

Mit diesen Worten wollte er gehen, da begegnete ihm an der Thür Susi, welche den Sollicitator Flausberger hereinführte und sich an den Vater wendete: „Der Herr Sollicitator will mit Dir sprechen." Bei Seite aber sagte sie: „Ein zuwiderer Mensch!" Raminger nahm bei dem Eintritte des Advocatenschreibers den Hut vom Kopfe und grüßte den Abgesandten mit dem vergnügten Ausruf: „Eine Post vom Herrn Doctor!"

Flausberger, ein höchst zuvorkommender, aalglatter, bereits

kahlköpfiger Mann, grüßte mit vielen Complimenten: „Guten Nachmittag, Meister! Grüß Gott, Frau Meisterin!"

„Na, Herr Flausberger! Sie bringen mir gewiß eine wichtige Nachricht? Wie steht's mit meiner Sache?" fragte ihn Raminger. Mit redseliger Dienstbeflissenheit erwiederte der Sollicitator: „Gut, gut! auf das Beste! Mein Principal hat bereits alle Schritte eingeleitet, die für den Anfang nöthig sind; aber, wie Ihr selbst wißt, geht es nicht gleich auf einmal, nicht gleich in acht oder vierzehn Tagen. Wir werden mit unserem Gegner und seinem Advocaten einen hartnäckigen Kampf haben, denn der ist ein Teufelsmann. Na, Meister Raminger, Ihr dürft deßhalb nicht erschrecken! Laßt uns nur machen! Wir werden all unsern Witz anstrengen und den Gegner zuletzt so in die Enge treiben, daß er uns nicht mehr auskann. Um Euch zu beruhigen, könnte ich Euch Fälle erzählen, wo wir weit schwierigere Prozesse mit Trommel und Pfeife gewonnen haben."

Er warf sich jetzt in die Brust und glaubte mit handwerksmäßiger Ruhmredigkeit erwähnen zu müssen: „Mein Principal und seine Kanzlei stehen deßhalb in großem Renommé."

Mit sichtlichem Behagen hatte ihm Raminger zugehört. — „Jedes Wort ist für mich ein Labsal", versicherte er voll guter Laune. Franziska aber sagte still in sich hinein: „Jetzt wird mir erst recht bange!" Das Gleiche dachte sich Susi, welche den geschwätzigen Sollicitator mit richtigem Instinct beurtheilte und gleichzeitig den Vorhang am rückwärtigen Fenster zuzog, um die neugierigen Schmiedgesellen abzuhalten. „So brauche ich heute nicht mehr hinzugehen?" fragte Raminger denselben.

Er antwortete verbindlich: „Nein, durchaus nicht nothwendig! — Der Herr Doctor hat mich eben deswegen hergeschickt, und Euch ist dadurch ein weiter Gang und Zeitverlust erspart."

Nun zögerte er etwas mit der Sprache, indem er dann bemerkte: „Ich habe zugleich noch einen anderen Auftrag," — Er räusperte sich und leitete seinen Geschäftsgegenstand mit besonderer Freundlichkeit ein: „Ihr wißt, werthgeschätzter Herr Raminger, daß bei der Führung eines größeren Processes dem Doctor, der die Partei vertritt, auf Stempel, Taxen, Schreibgebühren und allerlei andere Dinge eine Menge baare Aus-

lagen erwachsen, die er für seine Partei im vorhinein bestreiten muß. Es ist daher allgemein üblich, daß die Parteien von Zeit zu Zeit einen angemessenen — Vorschuß geben, — und in dieser letzteren Beziehung bin ich eigentlich hier."

Franziska und Susi erschraken; Raminger machte ein langes Gesicht und sagte gedehnt: „Einen — Vorschuß will er?" Flausberger suchte die bittere Pille möglichst zu überzuckern: „Der Herr Principal läßt Euch freundschaftlich ersuchen, — und wünscht vorderhand nur — fünfzig Gulden."

„Da haben wir's!" rief Franziska in ihrem Schrecken dazwischen. Raminger hustete vor Verlegenheit und sagte dann: „Ja so! Fünfzig Gulden?" „Lieber Mann", sprach Franziska dringend, — „ich bitte Dich um Alles in der Welt, steh' ab vom Proceßführen, so lang es noch Zeit ist! — Du siehst, wo es hinausgeht!" Auf die sanfteste Weise vereinigte auch Susi ihre Bitten mit jenen der Mutter: „Bester Vater, nicht um meinetwillen, sondern nur wegen der Mutter und wegen Deiner selbst, bitte auch ich Dich recht herzlich, daß Du von diesem gefährlichen Handel noch bei Zeiten zurücktreten möchtest!"

Mit tiefem Schmerz fügte sie bei: „Willibald, der Sohn Deines Gegners, hat mich zwar wegen des Hochmuths seiner Mutter — gewiß aus keinem anderen Grunde — verlassen, und — ich will es Dir nicht verschweigen, — das Glück meines ganzen Lebens ist dadurch zerstört; ich habe jedoch gegen ihn keine Rachsucht, sondern denke mir: was Gott will, das wird geschehen. — Vater! Wenn Du mir auch sagst, daß ich von Deinen Angelegenheiten nichts verstehe, so bitte ich Dich doch noch einmal — gib den Proceß auf! — Ich bin in der größten Angst, daß es für Dich und für uns Alle recht schlecht ausgeht!"

„Nur Muth, Mamsell Susi!" wedelte der Sollicitator. „Wozu wären denn wir da? Wir Juristen?" Ohne auf Flausberger zu achten, wendete sich Franziska fast flehend an ihren hingrübelnden Mann: „Peter! Du weißt, daß ich Dir nie etwas einwende, — aber gib uns in diesem Punkt Gehör! — Laß Dich nicht verleiten! Denke an Deine Familie!

Raminger schien eine Weile mit sich zu kämpfen, stampfte aber dann mit dem Fuße und sprach: „Ich kann nicht zurück!

Ich muß den Prozeß gewinnen! Nicht wahr, Herr Flausberger?" Beifällig bestätigte der Letztere: „Das ist die rechte Clienten-Courage!"

Tief betrübt und voll Unwillen wendeten sich Franziska und Susi von dem Kahlkopf ab. Rasch aber suchte jetzt Raminger den peinlichen Auftritt abzukürzen: „Herr Flausberger, sagen Sie dem Herrn Doctor daß ich morgen — längstens übermorgen — persönlich in die Kanzlei kommen und den Vorschuß bringen werde."

Der Sollicitator versetzte: „Schön!" nahm seinen Hut und bereitete sich zum Gehen, Raminger aber zog ihn bei Seite und zeigte ihm die Papiere aus der Brusttasche: „Brauchen Sie nicht diese Documente noch einmal?"

„Es ist schon Alles daraus notirt", erwiederte Flausberger. „Und nun auf baldiges Wiedersehen! Mein Compliment, Frau Meisterin! Schönen, guten Abend, Mamsell Susi!" Mit keckem Scherze sagte er noch zu Franziska: „Ein anderes Mal keine solche Trema vor uns Advocaten!"

Mit diesem Abschied eilte er geschäftig hinaus und Franziska ballte ihm hinter Raminger's Rücken die Faust nach, indem sie sich dachte: „Blutigel!" Raminger ging in der Stube mit großen Schritten auf und nieder und hörte nicht auf die Lamentationen seines braven Weibes, während Susi tiefsinnig davonging.

* * *

Noch am demselben Abend hielt Raminger über die Forderung des Doctors mit Franziska einen vertraulichen Familienrath. In etwas gedämpfter Stimmung, aber keineswegs gebeugt, sondern borstig wie immer, sagte er zu Franziska: „Ich muß den Vorschuß geben und den Doctor befriedigen, — nehmen wir das Geld her, wo immer!" „Ich weiß keinen Rath," antwortete Franziska dumpf und mit gesenktem Haupte. Raminger erwiederte zögernd: „Ich weiß einen." „Kannst Du ein Faß Nägel heut' über Nacht in Ducaten verwandeln?" meinte Franziska traurig. Er entgegnete: „Die Noth macht erfinderisch." — Freundlicher, als es sonst seine Gewohnheit war, sprach er jetzt: „Franziska, ich verlange von Dir ein

kleines Opfer Deiner Liebe und Treue. — — Du hast eine schwere goldene Halskette — —"

Franziska wurde durch diese Andeutung aus ihrem Tiefsinne aufgerissen. „Meine goldere Kette?!" rief sie erschrocken.

Im möglichst gütlichen Tone des Zuredens bemerkte Raminger: „Du trägst sie nie. Der werthvolle Schmuck liegt unbenützt im Kasten. Mit dem Erlös dafür wäre uns mit einemmale geholfen." Das bekümmerte Weib bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Mein Gott! ist es mit uns schon dahin gekommen!" wehklagte sie.

Er hatte doch so viel Rücksicht, sie in ihrem inneren Kampfe nicht zu stören. Nach einer längeren Pause rief sie: „Ich kann nicht! Ich kann sie Dir nicht geben! Die Kette ist nur für den äußersten Fall ein Nothpfennig, — überdies das einzige Andenken von meiner Mutter!"

Raminger konnte nicht gewaltthätig vorgehen; er befand sich daher in großer Klemme und mußte sich unter diesen Umständen auf seine gütlichen Vorstellungen beschränken. — Er hatte eine Weile nachgesonnen und wollte nun Franziska beschwichtigen. — „Es gibt einen Ausweg," sagte er. — „Wir werden die Kette einstweilen nur versetzen und sie dann wieder auslösen."

Franziska hörte den Vorschlag, welcher ihr ebenfalls sehr bedenklich vorkam, schweigend an, und Raminger wartete voll Ungeduld auf eine bestimmte Antwort. In diesem Augenblicke kam Susi herein, um die Mutter in einer Küchenangelegenheit zu befragen.

Bei der Aufgeregtheit der beiden Eltern war es ihr nach einigen theilnehmenden Fragen nicht schwer, bald in Erfahrung zu bringen, um was es sich eben gehandelt hatte; nur sagte man ihr nicht, wozu das Geld benöthigt wird; sie glaubte, es gelte nur dem allgemeinen Bedrängniß der Eltern. Ohne sich lange zu besinnen, folgte sie sogleich den Eingebungen ihres kindlichen Herzens und sprach: „Vater, schenke mir einen Augenblick Gehör! — Die arme Mutter soll ihr liebes Andenken behalten, — ich liefere Dir die Mittel."

Angenehm überrascht, versetzte Raminger: „Du? Laß hören!" Franziska wollte sie zurechtweisen und nannte sie ein thörichtes Kind. „Schelte mich nicht, Mutter!" sagte Susi

sanft. — „Du weißt, daß ich von Willibald verschiedene schöne Geschenke bekommen habe. Er verlangt sie von mir nicht zurück, ich aber kann mich öffentlich damit nicht sehen lassen, und ich mag sie auch nicht mehr, denn sie machen mich traurig so oft ich sie ansehe. — Mutter, nimm sie an von mir, und Du kannst sie dann dem Vater geben."

Franziska antwortete gerührt: „Es ist von Dir kindlich gut gemeint" —

Raminger wollte ihrer voraussichtlichen Ablehnung zuvorkommen, weshalb er rasch einfiel: „Susi! das ist von Dir klug ausstudirt, und für mich ein gefundenes Geld. — Gib mir die Sachen, und weil ich ohnehin in die Stadt habe gehen wollen, so trage ich sie gleich zum Goldschmied. Und wißt Ihr, daß mir der launige Zufall noch eine besondere Freude damit macht? Willibald's Geschenke werden nun versilbert und — so zu sagen — das eigene Geld der Aumüllerleute gegen sie selbst verwendet."

Susi begann nun den Zweck ihrer Gabe zu begreifen und gerieth darüber fast in Bestürzung. — „So war es nicht gemeint!" sagte sie schüchtern.

Raminger erwiederte ihr: „Ei, nimm Dir's nicht zu Herzen!" Ungestüm fragte er dann: „Wo hast Du die Sachen?" — „Drüben in meiner Kammer," antwortete Susi. — „Gut, so gehe ich gleich mit Dir, und von dort kerzengerade in die Stadt," versetzte er völlig aufgeräumt. „Dir ist ja doch nicht leid darum, mir aber ist aus der Verlegenheit geholfen. Und auch Du, Alte," sagte er zu Franziska, „mache wieder ein freundliches Gesicht, wenn ich nach Hause komme."

Mit leichtfertigem Humor und ferne von einer boshaften Anspielung, bemerkte er ihr noch: „Vielleicht bleibt auch für Deine Wäsche noch etwas übrig," worauf er Susi an der Hand nahm und sie mit sich hinauszog.

Franziska war nun allein. Nachdem sie vorhin in trübem Nachsinnen gestanden, brach sie jetzt in Schmerz und Klage aus: „Du unglückseliger Mann! Und wir unglückselig mit Dir! Ich sehe voraus, daß wir um all' unser Hab' und Gut kommen, und Schimpf und Spott wird das Ende sein! Und zu all' dem gewissen Elend — wie wird es mit der Zukunft der armen Susi werden? Offenbar hat mein Mann selbst den

braven Willibald abgeschreckt — ihn, der die Freude aller meiner Hoffnungen gewesen ist. Soll mein rechtschaffenes Kind wirklich das unschuldige Opfer dieses heimtückischen Pächters werden?"

Sie faltete andächtig die Hände und blickte nach oben. „Allgütiger Gott, gib mir Du ein Mittel, daß ich meinen verirrten Mann auf die rechten Wege bringe!"

In diesem Momente wurde am rückwärtigen Fenster geklopft und man hörte eine schmeichelnde Stimme rufen: „Susi!" Franziska, in ihrer andächtigen Stimmung unangenehm gestört, ging zum Fenster, schlug den Vorhang zurück und rief fast erschrocken: „Da ist er ja!"

Am Fenster draußen in der Schmiede war nämlich Fuchsleitner sichtbar geworden, während Franziska dasselbe öffnete und dem Pächter in ungewissem Tone zurief: „Ihr seid's?"

Fuchsleitner, einen schmalkrämpigen runden Hut auf dem Kopfe, sprach zum Fenster herein: „Ich habe da in der Schmiede den Meister gesucht, und dann — verzeiht! mir mit der Susi einen kleinen Scherz erlauben wollen. Ich bin gleich bei Euch."

Mit diesen Worten war er vom Fenster verschwunden und stand in den nächsten Secunden vor Franziska, die in ihrer Verlegenheit keine Worte fand, sondern sich nur dachte: „Was soll ich dem widerwärtigen Menschen sagen?"

Fuchsleitner, auffallend stattlich gekleidet, sagte mit außerordentlicher Freundlichkeit: „Grüß Gott, Meisterin! Hoffentlich sage ich bald — Frau Schwiegermutter!"

Franziska überlief es kalt; sie war unfähig, ein Wort zu erwiedern.

Der Pächter ließ sich deßhalb keine Verlegenheit anmerken und erzählte geschäftig: „Ich habe dem Meister Nachricht bringen wollen, wie sich unsere politischen Angelegenheiten anlassen und was ich mit meinen Gängen uns Bemühungen in den letzteren Tagen ausgerichtet habe. Sagt ihm, wenn er heimkommt, daß Alles nach Wunsch geht, und bis in acht Tagen ein großer Anhang zusammengebracht sein wird."

Gleichgiltig entgegnete Franziska: „Ich werde es ihm sagen, wenn — ich nicht vergesse." — Fuchsleitner war in bester Laune und suchte zu scherzen. „Das dürft Ihr beileibe

nicht! Und als Frau Ausschußräthin werdet Ihr Euch gar stattlich ausnehmen!" Franziska sagte, mit einer ablehnenden Handbewegung: „Danke für die Ehre!"

Einschmeichelnd wiederholte der Pächter: „Wird nicht ausbleiben!" Worauf er einen zutraulichen Ton annahm und um einen Schritt näher trat: „Erlaubt mir nun, daß ich auf mich selbst übergehe; ich meine — wegen Eurer lieben Tochter, indem ich mir vorgenommen habe, heute mit einer ernstlichen Bewerbung aufzutreten und um ihr bestimmtes Jawort zu bitten."

Ohne sich durch das Schweigen Franziska's irre machen zu lassen, fuhr er fort: „Euch liebe Meisterin, bitte ich ganz besonders, daß Ihr mir nicht entgegen seid und mir beistehet, gleichwie mir der Meister sein festes Wort gegeben hat." Selbstgefällig schloß er mit der Bemerkung: „Ich denke, die Susi mache keine schlechte Partie und könne den schwachgeistigen und treulosen Willibald leicht verschmerzen."

Voll Unmuth und Befangenheit erwiederte Franziska: „Könnt Ihr das Herz meiner Tochter gewinnen, so thut es! Ich werde sie niemals zwingen — und muß es ihr und meinem Manne überlassen, ob Ihr unser Schwiegersohn werden sollt oder nicht."

Sie brach schnell ab, als Susi an der Thür erschien. Bei Fuchsleitner's Anblick wollte Susi leise wieder zurücktreten; sie blieb jedoch stehen, indem sie zu sich selbst sprach: „Er hat mich schon gesehen." — Fuchsleitner ging ihr rasch und voll Zärtlichkeit entgegen. „Liebe Susi! ich habe soeben mit der Frau Mutter besprochen, was mir auf der Welt das Theuerste ist," ihre Rechte ergreifend erklärte er, „diese Hand!"

Das höchst befangene Mädchen zog die Hand hastig zurück und sprach bei Seite: „Wie rette ich mich vor ihm?" Zögernd sagte sie dann zu dem Unabweislichen, der sie mit den Blicken fast zu verschlingen schien: „Ihr habt mir noch nicht Zeit gegönnt" —

Leidenschaftlich versetzte Fuchsleitner: „Jetzt, wo das Verhältniß mit Willibald abgebrochen ist — jetzt ist es mir unmöglich, mich mit dem Zuwarten zu peinigen und noch länger in Ungewißheit zu bleiben. Susi! mit unwiderstehlicher Gewalt treibt es mich, Dir zu sagen, was meine Gedanken Tag und

Nacht beschäftigt — Dir nach einem wohlüberlegten Entschluß meine feierliche Werbung zu erklären und Dich — in Gegenwart Deiner Mutter — um Deine ernstliche, entschiedene Zusage zu bitten!" Nach einer kurzen Pause der Erwartung fügte er bei: „Ich weiß, daß Du einmal nur ein geringes Vermögen bekommst — das hält mich jedoch nicht ab, aus Allen Dich zu wählen und Du sollst darin zugleich meine Uneigennützigkeit erkennen!"

Nach dieser Eröffnung benützte er das Nachahmen des Tones der Treuherzigkeit: „Tochter meines edlen Freundes Raminger, schlage ein!" Und fast mit Ungestüm rief er jetzt: „Ich gehe heute nicht mehr fort, ehe Du nicht ein bestimmtes Ja oder Nein sagst!"

Es schien, als ob Susi in diesem Augenblicke einen Entschluß gefaßt hätte; sich zu Fuchsleitner wendend, sprach sie: „Geduldet Euch einen Augenblick!"

Sie zog Franziska bei Seite und sagte leise zu ihr: „Mutter, laß mich eine kleine Weile allein! Ich will ihm etwas sagen, was mir in Deiner Anwesenheit schwer fallen würde."

Franziska nahm jetzt einen Vorwand zu Hilfe, um sich zu entfernen. „Ich habe draußen zu thun," sagte sie, „und Ihr braucht mich jetzt ohnehin nicht."

Vor dem Weggehen flüsterte sie Susi zu: „Sei vorsichtig!"

* * *

Die forschenden Blicke in Susi's Augen senkend, sagte Fuchsleitner: „Susi! Du scheinst mir noch immer nicht recht zu glauben? Weißt Du nicht, daß mir Dein Vater sein geheimstes Vertrauen schenkt? Lege mir eine Probe auf, um Dir zu beweisen, mit welch heftiger Leidenschaft ich Dich liebe, mit welch süßem Taumel meiner Sinne ich nach diesem Besitz strebe! Ich bin zwar kein junger Bursche mehr, der mit Dir schäkert und Dir schöne Dinge sagt: aber um so stärker ist die Flamme eines reifen Mannes, und eine solche hast Du in mir entzündet!"

Susi war nun mitten in höchster Bedrängniß. Unschuld und Selbstverleugnung kämpften in ihr, als sie jetzt mit sitti-

ger Schamröthe erwiederte : „Ihr täuschet Euch selbst! Ich bin nicht so gut, als Ihr meint, ich verdiene nicht den glühenden Eifer, mit dem Ihr nach meiner Hand trachtet! Ich bin nicht so makellos, als wofür Ihr mich haltet!"

Fuchsleitner betrachtete diese Aeußerungen als einen übertriebenen Grad ihrer Verschämtheit, und mit um so größerer sinnlicher Lüsternheit setzte er seine Liebeswerbung fort : „Reizendes Raminger-Kind! Setze Dich nicht selbst herab! Was Du auch sagen magst, ich muß Dich mein nennen, muß Dich besitzen! Dein Vater hat Dich mir versprochen."

Er wollte sie jetzt umfangen und liebkosen. In höchster Aufregung und Entrüstung wehrte ihn Susi ab : „Erlaubt Euch nichts Ungeziemendes!" In der nächsten Secunde ging ihre zürnende Aufwallung in Wehmuth über, als sie dem verabschäumten Dränger betheuerte : „Mein Herz ist durch Willibald gebrochen, und es kann ihn doch nicht vergessen."

Uebermüthig und jeder zarteren Empfindung fremd, versetzte Fuchsleitner : „Ei was, Willibald! Sei nur erst mein Weib, den ersetze ich Dir zehnfach und Du wirst bald nicht mehr wissen, daß er existirt!"

Mit leidenschaftlichem Begehren drang er weiter in das angsterfüllte Mädchen : „Susi, sträube Dich nicht länger, — entscheide Dich! Du kannst, Du darfst nicht gegen den Willen Deines Vaters handeln!"

In schwerem Kampfe entgegnete Susi : „Ihr drängt mich zu einem harten Schritt — zu einem bitteren Geständniß!" Vor sich hin sprach sie zu sich selbst : Ich kann nicht mehr anders, — es muß sein! Die höchste Noth zwingt mich zu einer schrecklichen Lüge — gegen meine eigene Ehre!

Sie wendete sich jetzt zu dem Pächter und erkärte ihm : „Ihr werdet selbst zurücktreten, wenn ich Euch sage" — — Von glühender Scham übergossen, wendete sie sich abermals ab. „Gott! wie soll ich die tiefste, und doch nicht verschuldete Schmach in Worte fassen? Fuchsleitner war nun doch einigermaßen betroffen, und mit Befremden fragte er : „Was hättest Du mir so Wichtiges zu sagen?"

Susi antwortete mit stockender Rede ; „Ihr zwingt mich, es Euch — jedoch nur Euch allein — unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit — zu sagen, daß ich durch Willi-

bald in mehr als Einer Beziehung unglücklich geworden bin, — ich bin" — —

Das beinahe zitternde Mädchen brach hier die laute Rede ab und sagte ihm rasch etwas ins Ohr, worauf sie sich das Gesicht verhüllte. Fuchsleitner prallte zurück und rief mit großer Heftigkeit: „Verdammt!"

Den geheim gesprochenen Worten leise nachzuckend, sagte Susi vor sich hin: „Gott verzeihe mir diese Nothlüge — Einem tugendhaften Menschen hätte ich sie nicht sagen können."

Der liebesbrünstige Pächter aber war aus aller Fassung gekommen; zu Boden stierend, murmelte er zwischen den Zähnen: „Auf diesen Höllenstreich bin ich nicht vorbereitet gewesen!"

In ihrer innersten Erregung sich mit den Worten flüchtend: „Mein Vater mag mich mißhandeln, — ich kann niemals Euer Weib werden!" eilte Susi blitzschnell zur Thüre hinaus.

Fuchsleitner schlug sich grimmig vor die Stirne und blickte dem Mädchen voll Wildheit nach. Im Ausbruche seines ganzen Zornes und der entfesselten Tücke hielt er jetzt ein lautes, stürmisches Selbstgespräch. — „Mein Spiel ist aus! Und auch die Freundschaft mit diesem Haus hat damit ein Ende! — — Ob es wahr ist oder nicht, was sie mir gesagt hat, das ändert nichts mehr! Ich bin jedenfalls der Gefoppte. Hölle und Teufel."

In ähnlichem Sinne fortfluchend, ging er in der fremden Stube auf und nieder, in der man ihn gerne allein ließ.

Jetzt blieb er stehen und streckte die Hand vor sich hin: „Dagegen gibt es nur Ein Mittel — Feindschaft auf Tod und Leben! — Ihr Vater ist freilich nicht schuld daran, das aber darf mich nicht kümmern. — Der Wind hat sich gedreht, und der Gescheidte hängt darnach seinen Mantel. Von der Stunde an heißt meine Partei nicht mehr Raminger und die Schwarzen!"

Er überlegte eine Weile, nnd gab sich dann den kaltblütigen Rath: „Ich muß unverzüglich beim Aumüllner jeder Gefahr für mich zuvorkommen. Es bleibt mir nichts Vernünftigeres und Vortheilhafteres übrig, als mich ernsthaft an Hausner und an die Gegenpartei der Weißen zu halten."

Mit geballter Faust drohte er gegen die Thür: „Ihr sollt mich kennen lernen!“ und stürzte aus dem Hause, ohne daß sich Jemand vor ihm sehen ließ. Franziska und Susi athmeten wieder auf, als der Unhold fort war, fürchteten sich aber auf den Sturm, welcher losbrechen mußte, wenn der eben stattgehabte Vorfall dem Vater bekannt würde.

* * *

Einige Tage darauf saß Frau Elisabeth, die Aumüllerin in ihrem gewöhnlichen Hauskleide am Tisch in der großen Wohnstube ihres Hauses, mit dem Durchblättern einer kleinen Zeitung beschäftigt. — Sie schien sich lebhaft dafür zu interessiren, denn mit sich selbst redend, sagte sie: „Im heutigen Steyrerblatt muß die bestimmte Nachricht stehen, wann denn der Tag der Ausschußwahl ist?“

In der Zeitung fortsuchend, zeigte sie jetzt mit dem Finger auf eine Stelle der letzten Seite: „Ah, da steht's ja!“ Sie las: „Sonntag, den 27. dieses Monats —“ und legte dann das Blatt weg. „Also gut! Das ist morgen über acht Tage.“

Mit aller Eitelkeit ihres Wesens erhob sie sich vom Stuhle und gab ihren Gedanken lauten Ausdruck; „Da muß ich nun sogleich meine Einleitungen treffen. Es ist die höchste Zeit! — Ausschuß darf dieses Mal kein Anderer werden als mein Mann. Ich werde sein phlegmatisches Temperament schon in Bewegung setzen, — er mag wollen oder nicht.“

Wohlgefällig ergänzte sie ihre Rede mit der Betrachtung: „So eine Wahl verleiht unserem Haus auf weit und breit ein neues Ansehen, und dabei entfällt ein gehöriger Theil auch auf mich.“ An der Mittelthüre wurde jetzt geklopft, und auf den Ruf „herein!“ erschien ein Hausirer, Namens Schneppe, der Müllerin bereits bekannt.

Der mit Complimenten herein Tänzelnde trug einen etwas phantastisch gestreiften Sommeranzug, einen Regenmantel von Kautschuk über dem Arm, an einem Lederriemen ein Kästchen auf dem Rücken, und war mit Blechbüchsen und Päckchen aller Art behangen.

„Mein unterthänigstes Compliment, hochgeehrte Frau von

Hausner!" sprudelte der bewegliche Hausirer, wobei er seitwärts lächelte: „Die Frau „von" muß wirken!"

„Ah! Sie auch wieder bei uns da? Grüß Gott, Herr Schnepper!" sagte Elisabeth, die ihn wohl leiden mochte. „Schneppe — wenn ich bitten darf, nach unserer Orthographie in Reuß-Schleiz-Greiz," verbesserte der unterwürfige Händler.

„Na, wissen Sie! ich bin unsere Sprache gewöhnt, und da sage ich viel leichter ganz aus: Herr Schnepper," erwiederte ihm Elisabeth lachend.

„Oh, bitte!" versetzte Schneppe, und rechtfertigte sein Kommen im redseligen, einschmeichelnden Geschäftstone: „Bei meinem Wiedereintreffen in Stadt Steyer und Umgebung kann ich es nicht unterlassen, meine ergebenste Aufwartung zu machen und in Ihr werthgeschätztes Haus zuerst zu kommen."

Die Frau Müllermeisterin fühlte sich geschmeichelt und sagte halblaut: „Es geht halt nichts über das Ausländische." — Um so freundlicher fragte sie den durchgeriebenen Hausirer: „Was bringen Sie denn da Alles, Herr Schnepper?"

Dieser legte seinen ganzen Kram auf den Tisch, öffnete Büchsen und Pakete und breitete Alles auf das Bereitwilligste aus. Mit einer wahren Fluth von Worten begann er nun seine Waaren anzupreisen: „Die allerneuesten und kräftigsten, privilegirten geheimen Mittel von den berühmtesten Doctoren in Frankreich und England, gegen alle möglichen Zustände und Schmerzen, — Kräuter, Salben, Pflaster, Pillen, Pulver, Wässer, Tinkturen und Tropfen für Magen, Milz und Leber, Herzbeklemmung, Schwindel, Ohrensausen, Bauchgrimmen, Gliederreißen, Diarrhoe, Verstopfung, Galle, Sodbrennen, Hautjucken, Krämpfe, Nervenschwäche, Kreuzschmerzen, Seitenstechen, Husten und kurzen Athem, — hier prächtige Mittel gegen die Kahlköpfigkeit, graue Haare, Runzeln und Falten, Sommersprossen, Leberflecken, Absceſſe, Triefaugen, Fettleibigkeit, Harnbeschwerden, Zahngeschwulst, Warzen und Hühneraugen, Gicht und Rheumatismus, und noch gegen eine Menge derartiger Unannehmlichkeiten, worüber ich hier die gedruckten Gebrauchsanweisungen habe." — Er eröffnete ein Paket und zeigte eine Menge gedruckter Zettel.

Beifällig sagte Elisabeth zur Seite: „Wie der Mensch flüssig reden kann!" — Dem Hausirer gab sie hierauf den

Bescheid: „Ich brauche zwar nichts für mich, denn ich bin — Gott sei's gedankt! — gesund wie die Grundeln im See, aber ich muß für meine Hausapotheke Allerlei haben, was mir ausgegangen ist."

„Bitte zu befehlen," versetzte Schneppe, — „und aus meinem allo-, homöo-, hydro- und sonstigen -pathischen Mitteln das Allervorzüglichste auszusuchen!"

Die Müllerin sann jetzt über einen plötzlichen Einfall und sagte zu sich selbst: „Der kommt mir just recht!" — Mit großer Freundlichkeit bedeutete sie dem Händler: „Meinen Einkauf werden wir später abmachen. Für jetzt habe ich an den Herrn Schnepper noch ein besonderes Anliegen."

Mit aalglatter Zuvorkommenheit erwiederte der Hausirer: „Ich bin glücklich darüber, wenn ich mit meiner geringen Wenigkeit einen Dienst erweisen kann", — und verschämt thuend bemerkte er: „Die Frau von Hausner vergißt in ihrer Noblesse nie, für einen Freundschaftsdienst erkenntlich zu sein, — und unser Einer ist nur auf Geschäfte angewiesen."

„Ei, das versteht sich, daß ich meinen Dank nicht schuldig bleibe", entgegnete Elisabeth und weihte den aufmerksam Horchenden in ihre Angelegenheit ein: „In acht Tagen ist in unserer Gemeinde eine große Entscheidung. Es wird ein Ausschußrath gewählt, und ich will, daß es mein Mann werden soll, denn nach Gewicht und Besitz, und natürlich — nach Verstand und Charakter, hat Keiner ein größeres Recht, als er."

„Ganz nach Gebühr!" nickte der verbindliche Hausirer. „Dem Verdienste seine Krone, wenn auch kleine Dornen daran sind." „Diese Stiche schaden nicht", meinte die Müllerin, und setzte ihm weiter die Wichtigkeit ihres Gedankens auseinander: „Später handelt es sich dann um die Wahl des Bürgermeisters aus der Mitte von den Ausschüssen, die jetzige Wahl ist also sehr wichtig."

Vertraulich neigte sie sich näher zu dem Fremden: „Unter vier Augen, Herr Schnepper! — — ich möchte Bürgermeisterin werden", — wobei sie den Kopf etwas zurückwarf und mit Selbstbewußtsein beifügte: „Und warum sollte ich es nicht werden?"

Mit Bücklingen, jedoch mit versteckter Satyre, sagte Schneppe: „Ich gratulire im voraus, und bitte seiner Zeit um geneigte Protection!" Eine gnädige Miene annehmend,

antwortete sie rasch: „Es soll nicht fehlen, Herr Schnepper! Aber — zuvor muß mein Mann Ausschuß sein.“ — Nachdrücklich hob sie jetzt hervor: „Da können nun Sie sehr viel thun!“

Schneppe machte einen Kratzfuß: „O zu viel Ehre!“ Die Müllerin munterte ihren Beirath auf: „Der Herr Schnepper kennt alle Leute, kommt in alle Häuser und hat hundert Gelegenheiten, mit den Wählern zu reden. Der Herr kann mit seinem guten Redhaus viel zuwege bringen, und gerade, weil Sie ein Fremder sind, glaubt man Ihnen am liebsten. Sie können meinen Mann überall so herausstreichen, daß er dann das gehörige Uebergewicht kriegt, nämlich die Malorität — oder wie das heißt.“

Ohne die Müllerin zu corrigiren, sagte Schneppe pfiffig: „Malorität — oder Majorität, — man versteht Beides. Uebrigens — meine Dienste mit größtem Vergnügen! — Das ist echt constitutionelle Agitation, und ich bin der Mann dazu.“

Eindringlich schärfte ihm jetzt Elisabeth ein: „Der Hauptgegner von meinem Manne ist der Nagelschmied Raminger, — ein Erzfeind, den der Herr Schnepper ohnehin kennt. Ueberdies hat er uns einen boshaften Proceß an den Hals gehängt.“

Schneppe bemerkte wegwerfend: „Ich kenne ihn, — eine schlechte Kundschaft von mir!“ „Den mache der Herr den Leuten recht herunter!“ sagte Elisabeth leidenschaftlich. „Wenn dies nicht geschieht, so wird er's, und vielleicht gar noch Bürgermeister! Ich müßte mir alle Haare ausreißen!“

„Wäre Schade um den nußbraunen Schmuck!“ versetzte der Hausirer mit schelmischem Humor. „Ich werde mir alle erdenkliche Mühe geben. Der würdige Herr Gemahl muß Ausschuß werden, und dann noch höher steigen!“

Jetzt fing er an, sich zu räuspern, und suchte für eine kleine Einschaltung nach Worten. Mit verlegener, aber vieler Höflichkeit machte er bemerklich: „Weil ich bei diesen Bemühungen mancherlei Geschäftsstörungen erleide und meinen hiesigen Aufenthalt verlängern muß, so bitte ich mir zu verzeihen, wenn ich mir erlaube, ergebenst zu ersuchen, mir für meine Mühe und Extraauslagen großmüthigst ein kleines Honorar oder Darangeld anzuweisen.“

Die angesehene Frau antwortete voll Bereitwilligkeit:

„Darauf kommt es mir auch nicht an", ging zum Schranke, öffnete eine Lade, nahm eine Brieftasche heraus und gab Schnepper ein paar Banknoten, mit der Beifügung: „Das ist nur einstweilen!"

Der Hausirer steckte das ersehnte Honorar schnell zu sich und dankte mit neuen, tiefen Bücklingen: „Unterthänigst verbunden! Meine politische Bewegung soll sogleich beginnen."

Die Müllerin trug ihm auf: „Herr Schnepper, natürlich — daß die Leute nichts merken!"

Schneppe machte Geberden der verstandenen Mahnung: „Oh, oh!" und brach schnell ab, als sich jetzt die Thüre öffnete.

Herr Hausner, der Müllermeister, in bequemer Werktagskleidung, eine Schrift in der Hand, die er durchsieht, trat langsamen Schrittes ein, an der Thür stehend sagte er voll Unmuth: „Dieser höllische Proceß!"

Schneppe machte Verbeugungen und flüsterte zu Elisabeth: „Ein geborner Bürgermeister!"

Hausner kam mit der Schrift vorwärts und nickte dem Hausirer zu: „Grüß Gott! Er kannte ihn ebenfalls von früherher. — Vom Proceß erfüllt sagte er zu Elisabeth: „Mein Doctor verlangt da —"

Hastig unterbrach ihn die andersdenkende Frau: „Lieber Mann, lassen wir jetzt den Proceß bei Seite! — Der Doctor wird ihn schon ausfechten. Was sollen wir uns deshalb sorgen? Wir haben jetzt etwas Wichtigeres und Dringenderes zu verhandeln."

Etwas ärgerlich fragte Hausner: „Nun was denn?" — „Du sollst jetzt an nichts, als an die Ausschußwahl denken!" entgegnete Elisabeth.

Mit einigem Hohn antwortete Hausner: „Nun ja!" Die jetzt entstandene kurze Pause benützte Schneppe, um sich geltend zu machen: „Unterthänigst und unvorgreiflichst meine ich auch, daß sich ein so ausgezeichneter Mann an die Spitze der Öffentlichkeit stellen soll."

Die Müllerin fiel mit den Worten ein: „Nach Deiner Stellung und nach allen unseren Verhältnissen ist es Deine Pflicht, daß Du Dich um die Gemeindeangelegenheiten kräftig annimmst und Deinen Platz behauptest. — Diesmal darf Dir nicht ein Anderer zuvorkommen."

Mit dem Ausdrucke seines ruhigen Temperamentes, welches dem seiner Frau gerade entgegengesetzt war, erwiederte der Müller: „Ich werde schon auftreten.“

Dagegen ruhte Elisabeth nicht: „Weil es nun einmal so ist, daß man sich tüchtig rühren und alle möglichen Mittel anwenden muß, um heutzutage etwas zu erreichen, so wird Herr Schnepper hier, der dazu eine besondere Geschicklichkeit besitzt, auf das thätigste mithelfen.“

Hausner machte abwehrende Geberden, kam jedoch nicht zu Wort, indem es eilig Schneppe ergriff: „Hochgeehrtester Herr Wahlcandidat! Schenken Sie mir Ihr unschätzbares Vertrauen! Ich bin in solchen Dingen ein wohlerfahrener Mann bei uns in Reuß-Schleiz-Greiz“ —

Der Müller lachte herzlich. „Wo liegt denn das Land?“

Schneppe versetzte mit einem verschmitzten Humor: „Es ist verborgen wie die Bescheidenheit; aber es liegt in der Mitte der entwickeltsten deutschen Intelligenz. Ohne im Entferntesten beleidigen zu wollen, wo Sie jetzt sind, da sind wir schon lange gewesen, ich habe die constitutionellen Freiheiten schon mit der Muttermilch eingesogen, bin dabei aufgewachsen und kenne alle Kniffe und Pfiffe dieser Maschinerie, der Herr Candidat ist natürlich kein Rother.“ —

Hausner lachte wiederholt. „Nein, ein Müller ein Weißer.“

Gleich, als wolle er sich höflich entschuldigen erläuterte der schlaue Hausirer: „Ich meine nämlich kein Mann des Umsturzes, sondern ein Liberal-Conservativer, der das Eigenthum respektirt, die hergebrachten Rechte vertheidigt, dabei dem vernünftigen Fortschritte huldigt, sich aber gegen jede Uebereilung stemmt!“

„Ganz recht so!“ sagte Hausner beifällig und bezeugte nun dem Fremden größere Aufmerksamkeit.

„Das ist meine Parteifahne,“ versicherte Schneppe feierlich. „Nach diesem Programm werde ich die Leute im ganzen Bezirk bearbeiten und sie zurichten, daß ein Lohgerber bei mir lernen könnte.“ Gegen Hausner und Elisabeth sich verbeugend machte er den Beisatz: „Die Herrschaften können sich darauf verlassen,“ geschwinde nebenbei sagte er zu sich selbst: „Die Conservativen haben mehr,“ und knüpfte schnell wieder an: „Können sich verlassen, daß ich in Rede und Vorstellung meine

höchste Leistungsfähigkeit aufbieten werde. Morgen Sonntag auf Mittag werde ich die Ehre haben, meinen ersten Bericht zu erstatten, und da bin ich gleich so frei, mich ergebenst auf einen Löffel Suppe einzuladen, indem sich bei Tisch in so angenehmer Gesellschaft viel besser spricht und bekanntlich spielt bei allen politischen Verhandlungen der Neuzeit die Tafel eine Hauptrolle."

Die Müllerin, welche sich dem Hausirer gefällig zeigen mußte, sagte mit dem Tone einer einfachen Einladung: „Müssen halt mit Hausmannskost vorlieb nehmen! Um halb Zwölf essen wir."

„Werde nicht ermangeln," versetzte Schneppe mit einigen Bücklingen und freute sich mit der Nebenbemerkung: „Wieder etwas erspart!"

Darauf packte er seinen Kram zusammen, während dessen er das Vorhaben kund gab, daß er heute noch mehrere Häuser besuchen und den Schluß des Tages im Gasthause zum Einhorn machen wolle.

Mit vielen Kratzfüßen empfahl er sich, und die Müllerin rief ihm zur Thüre nach: „Gute Nacht, Herr Schnepper! Seien Sie nur recht fleißig!" worauf sich Schneppe noch einmal umdrehte zum Zeichen der Ergebenheit die bepackten Hände über der Brust kreuzte und noch einen Bückling machte.

* * *

Als Schneppe draußen war, sagte Hausner: „Ich weiß nicht ob ich mich über den Narren ärgern, oder ob ich über den Faxenhans lachen soll?" — Gutmüthig polternd kehrte er sich gegen Elisabeth: „Wie kannst denn Du Dich, ein so gescheidtes Weib, mit ihm einlassen? Er kann uns nur blamiren."

„Glaube Du das nicht!" ereiferte sich die Müllerin. „In Zeiten, wie die jetzigen, kann man nicht genug ausgiebige Mittel ergreifen. Da muß man sich nicht hinter den Ofen stellen und warten, sondern keck hervortreten und mit der Trompete blasen."

Mit erhöhter Stimme rief der Müller: „Jetzt laß mich auch einmal reden! Ihr habt mich ja gar nicht zu Worte kommen lassen!" — Er hob die Schrift in die Höhe und sagte: „Ich muß erst über diese Zustellung mit Dir reden.

Du kannst Dir denken, daß mir diese vermaledeite Geschichte sehr tief im Kopfe steckt!"

Elisabeth, von ihrer Rechthaberei nicht abgehend, gab ihm zur Antwort: „Ich habe etwas Anderes im Kopf, und vielleicht noch tiefer. Du weißt schon! Der Prozeß kann warten; man kann die Tagsatzungen zehnmal und zwanzigmal erstrecken, wie ich schon oft gehört habe; — aber die Ausschußwahl wartet nicht Einen Tag."

Hausner, der beinahe die Geduld verlor, brummte: „Glaubst Du denn, daß ich die Verabredungen mit meinen Freunden und Bekannten nicht schon gehabt habe?" Und mit einer leisen Anspielung auf die Redelust seiner Ehehälfte sagte er: „Ich rede aber nicht so viel davon. Ueberhaupt sollen sich Weiber in so etwas nicht einmischen."

„Warum denn nicht?" erwiederte Frau Elisabeth, die sich in ihrer weiblichen Würde verletzt fühlte. „Wie ich höre, gehen in Wien die Frauenzimmer sogar in den Reichsrath — auf die Gallerie."

Der Müller nahm jetzt einen entschiedeneren Ton an, indem er sprach: „Reden wir jetzt von etwas Anderem, was uns näher angeht!" er zeigte auf die Schrift, die er noch immer in Händen hielt: „Da verlangt mein Doctor, daß ich ihm in der Streitsache mit dem verrückten Nagelschmied den Contract über den Ankauf der Grundstücke bringen soll. Den will ich nun unter meinen alten Papieren dort im Kasten sogleich suchen; — ich habe jedoch schon seit geraumer Zeit nicht mehr nachgesehen."

Die Leidenschaftlichkeit der Müllerin war mit Einem Male auf ein anderes Feld abgelenkt, und allsogleich erbot sie sich: „Da helfe ich auch mitsuchen, weil es gegen den Raminger geht, der uns in jeder Beziehung verderben möchte, wenn er nur könnte. — Dort in der linken Ecklade" — sie zeigte auf den hohen Schrank — „müssen die Papiere liegen."

Rasch ging sie zum Schranke, öffnete die Lade, nahm ein Pack Papier heraus und streute sie hastig auseinander.

„Was treibst Du denn?" zankte Hausner. — „Du bringst mir Alles durcheinander! Laß mich suchen!"

Er besah die Papiere und suchte eifrig, ohne das Rechte zu finden.

Etwas schadenfroh bemerkte Elisabeth: „Ich hätte es wohl ebenso schnell gefunden!"

Hausner wurde unruhig und rief: „Der Kaufcontract ist nicht dabei."

Elisabeth meinte: „Du siehst halt nicht recht!"

„Ich kenne jedes Papier genau," entgegnete der Müller.

„Hm! das ist auffallend!" sagte Elisabeth, und sprach halblaut zu sich selbst: „Hat etwa der Willibald einmal nachgesehen, wie er noch mit der Nagelschmiedstochter die alberne Liebschaft gehabt hat? Vielleicht hat er ihn verlegt?"

Sie ging zur Thüre und rief hinaus: „Willibald!"

Mittlerweile setzte Hausner sein Suchen fort, zog eine andere Lade heraus und durchforschte die darin liegenden Papiere, sie der Reihe nach aufzählend: „Die Fassionsbögen, die Steuerbüchel, Professionistencontos, die Heimatscheine und Zeugnisse von den Mühljungen, Aufschreibungen von mir, der Pachtcontract mit Fuchsleitner — das ist Alles in Ordnung."

Er öffnete eine dritte Lade, während Willibald eintrat. — „Willibald!" sagte Elisabeth dringend, „wir suchen den Kaufcontract über die Raminger'schen Grundstücke, können ihn aber nicht finden. Weißt Du etwas davon?"

„Vom Kaufcontract?" wiederholte Willibald, einigermaßen betreten. „Von dem weiß ich nichts."

Ohne Argwohn bemerkte Hausner: „Hier hat ja Niemand Anderer etwas zu thun?"

„Ich kann jetzt den Vorfall mit dem Fuchsleitner nicht mehr verschweigen," sagte Willibald bei Seite, und erklärte dann gegen Hausner: „Um die Wahrheit zu sagen, so muß ich — weil jetzt davon die Rede ist — nachträglich erwähnen, daß vor acht Tagen der Fuchsleitner zu mir gekommen ist und mich gebeten hat, ich möchte ihn einen Augenblick in seinen Pachtcontract Einsicht nehmen lassen."

Nachdenklich versetzte Hausner: „Sonderbar! Von diesem Contract hat er ja ohnehin eine Abschrift." Insbesondere fragte er Willibald: „Hast Du bei jener Gelegenheit nicht den Kaufcontract mit Raminger's verstorbenem Bruder gesehen?"

Willibald antwortete unbefangen: „Nein! habe auch gar nicht daran gedacht."

Mit etwas stärkerer Betonung sagte jetzt der Müller:

„Willibald! Du bist vor ganz kurzer Zeit mit dem Raminger-hause in näherer Verbindung gestanden."

Rasch trat Elisabeth herzu und verwies ihren Mann: „Du wirst doch gegen Willibald keinen Verdacht schöpfen?"

Letzterer wendete sich tief gekränkt gegen Hausner: „Haltet Ihr mich für fähig, daß ich etwa mit dem Vater der Susi in einem sträflichen Einverständniß stehe?"

Hausner erwiederte mit gutmüthiger Zurechtweisung: „Na, na! schiebt mir nur nicht gleich das Aergste in die Schuhe! Habe ich denn gegen Willibald einen Verdacht aus-gesprochen?"

Da warf die Müllerin die zänkischen Worte hin: „Bis-weilen sieht man doch, daß Du der Stiefvater bist!" — Statt sich zu ärgern, brach der biedere Müller in ein herzliches Gelächter aus: „Trotz all meiner Galle über den spitzbübischen Proceß bringt mich das Weib zu einem unbändigen, aber kerngesunden Lachen. Ein kleiner Widerspruch, liebes Lieserl! Vor acht Tagen hast Du mir accurat das Gegentheil von dem vorgeworfen!"

„Kann sein!" sagte die Müllerin, die halbe Besiegung eingestehend. — „Wer wird sich denn jedes Wort merken! Und man muß auch nicht gleich jedes Wort haarscharf nehmen."

Der leicht versöhnliche Müller erwiederte: „Na, das weiß ich ja! — Jetzt kommt! Wir müssen alle Laden durchsuchen. Den Kaufcontract muß ich haben."

Nun zogen sie am Schrank sämmtliche Laden heraus und durchstöberten die Papiere, wobei Elisabeth ruhmredig meinte: „Ich finde ihn gewiß."

Von der eifrig suchenden Familie Anfangs nicht bemerkt, war Fuchsleitner sachte und vorsichtig spähend eingetreten. An der Thür blieb er stehen und betrachtete die Suchenden, indem er still zu sich sagte: „Aha, sie suchen schon!"

Willibald, der den Pächter zuerst bemerkte, zeigte auf ihn und sagte halblaut: „Der muß Auskunft geben."

Fuchsleitner nahm ihn schnell bei Seite: „Mache keinen Lärm! Ich werde schon selbst" —

Jetzt hatte auch Hausner seinen Pächter erblickt. — „Was wollt Ihr, Fuchsleitner?"

Dieser stellte sich sehr zahm. — „Zuerst einen schönen,

guten Abend, Meister und Frau Meisterin!" sagte er unterwürfig. — „Seit wenigen Stunden hat sich mein ganzes inneres Leben gewendet, und diese völlige Aenderung aller meiner Gedanken und Pläne treibt mich her zu Euch!"

Elisabeth horchte auf, und trat auf ihn mit den Worten herzu: „Wie ich höre, so habt Ihr um die Raminger'sche angehalten? — Mir sehr erwünscht — wegen des Willibald, der nun seine Augen ganz wo anders hinwerfen kann."

Willibald stand in sich versunken und hätte seufzen mögen, wenn es schicklich gewesen wäre.

Fuchsleitner antwortete der Müllerin: „Ich will von jener Partie nun auch nichts mehr wissen, ich bedanke mich schönstens!" — Bei Seite sagte er, verfänglich, zu Willibald: „Du wirst wissen, warum."

Willibald fuhr beleidigt in die Höhe und fragte mit halb unterdrückter Stimme: „Schelm! was willst du mit dieser Zweideutigkeit sagen?"

Rasch sagte Fuchsleitner zu Willibald bei Seite: „Ein anderesmal!" und wendete sich gegen den Müller: „Ich bin von heute an ein ganz umgewandelter Mensch; seitdem aber foltern mich alle Qualen der Reue — der bittersten Reue über Etwas, was ich in der letzteren Zeit an Euch verübt habe!"

Ernst entgegnete Hausner: „Fuchsleitner, ich will nicht hoffen"—

Mit aller Verstellung und künstlicher Zerknirschung suchte sich der Abgefeimte zu rechtfertigen: „Meine früheren politischen Ansichten, die aber jetzt verraucht sind, haben mich mit Eurem Gegner, dem Raminger, eine Zeit lang so fest befreundet, daß ich mich auch in der Proceßsache von ihm habe — verführen lassen." — — —

Hausner horchte mit Spannung. „Und was habt Ihr gethan?" fragte er gelassen.

Seine scheinheilige Haltung fortsetzend, antwortete Fuchsleitner: „Meister, Ihr seid großmüthig und verzeiht einem Fehlenden, der seine That aufrichtig bereut. — Ich will es Euch, ehe Ihr einen Schaden erleidet, mit einem ehrlichen Geständniß sagen, was geschehen ist."

Er zeigte auf den Kasten und gestand: „Was Ihr hier sucht, das habe ich."

Die Familie des Hauses gerieth durch diese Erklärung in eine mächtige Bewegung, Fuchsleitner aber bekannte weiter: „Ich habe den arglosen Willibald neulich überlistet, — ich habe Euern Kaufcontract für den Raminger — entwendet."

Hausner, Elisabeth und Willibald machten Ausrufe ihrer zornigen Ueberraschung, und Hausner drohte ihm: „Unglückseliger Mensch!"

Fuchsleitner kannte seine Leute und spielte den reuigen Sünder. — „Verzeiht mir", sagte er weich, — „und macht mich wegen dieses einmaligen Fehltrittes nicht unglücklich! — Verschweigt einstweilen den Vorfall, ich bitte Euch darum, und ich hafte Euch dafür mit meiner Person. Ich verspreche Euch, den Contract in der kürzesten Zeit wieder zurückzubringen, koste es mich, was es wolle. — Bin ich das nicht im Stande, so könnt Ihr mich dem Gericht übergeben und Euer Document ist auf jeden Fall gesichert."

Heftig forderte die erzürnte Müllerin: „Der Dieb muß gestraft werden!"

Hausner aber schob sie sanft bei Seite und sagte ruhig: „Laß mich!"

Gegen den Pächter sich kehrend, versetzte er in strengem, aber biederbem Tone: „Von Rechtswegen sollte ich Euch auf der Stelle vom Pacht davonjagen; aber ich will es für diesmal bei der Warnung bewenden lassen und Euch vor dem Unglück der Ehrlosigkeit bewahren. In Anbetracht der Umstände gebe ich Euch die gebetene Frist von acht Tagen. Wenn Ihr aber innerhalb dieser Zeit den Contract nicht zu Stande bringt, so kann ich Euch dann nicht helfen!"

Fuchsleitner schlug an die Brust und sprach feierlich: „Bei dem Heil meiner Seele gelobe ich das sichere Zurückbringen binnen acht Tagen!"

Der leicht zur Nachsicht und Versöhnung geneigte Müller war vorläufig zufrieden. — „Nun will ich aber gleich zu meinem Doctor nach Steyer gehen und ihn in Kenntniß setzen, daß er das Document sicher bekommen wird."

Elisabeth und Willibald erinnerte er: „Ihr aber schweigt indessen!"

Fuchsleitner ergoß sich voll Rührung: „Tausend Dank für Eure Großmuth! Von dieser Stunde an bin ich Euer

mit Leib und Seele, und dem Raminger, der jetzt mein eigener Feind ist, will ich in seine Rechnung mitten durch einen Strich machen!"

Jetzt stimmte auch die Müllerin bei. — „Das ändert die Sache!" bemerkte sie gegen den Pächter, der ihr eine besondere Verbeugung machte.

Hausner, der sich anschickte, fortzugehen, warnte ihn: „Hütet Euch vor einem zweiten Fall!"

An der Thür rief er auf Elisabeth zurück: „Räume dort die Papiere zusammen! — In einer Stunde bin ich wieder zurück!"

* * *

Elisabeth beschäftigte sich nach dem Geheiß ihres Mannes eifrig mit dem Wiedereinräumen der Papiere und sagte halblaut für sich: „Von jetzt an werden wir den Kasten zusperren."

Als Hausner die Thür geschlossen hatte, trat Willibald finster und drohend zu Fuchsleitner: „Wir müssen erst wegen Deiner zweideutigen Rede von vorhin Abrechnung halten!"

Der neuerdings bedrohte Pächter kroch zum Kreuze und wollte den ehemaligen Nebenbuhler besänftigen: „Verzeihe auch Du mir, Willibald! Verzeihe mir Alles was vor acht Tagen und seither zwischen uns vorgefallen ist. Ich bin ganz verblendet und halb wahnsinnig gewesen!"

Willibald entgegnete mit einer Schärfe, die man an ihm nicht gewohnt war: „Der Mensch kann in seinem innern Sinn nicht auf einmal so umschlagen, wie Du Dich stellst!" — Mit starker Betonung sagte er hierauf: „Ich traue Dir nicht!"

Jetzt mischte sich die Müllerin, nachdem sie den Kasten versperrt hatte, zwischen die Beiden und mahnte Willibald: „Sei nicht so hitzig!"

Der Sohn aber rief laut: „Laßt ihn einsperren wie er's verdient!"

Verweisend erwiederte Elisabeth: „Du hast schon gehört, daß der Vater kein Aufsehen machen will. Der Fuchsleitner hier ist jetzt ohnehin in unseren Händen, und wir können ihn nun gegen den Raminger benützen."

Fuchsleitner gab zu den letzteren Worten seine derbe

Bekräftigung: „Ja, Ihr werdet sehen, daß ich ihn in der Gemeinde ganz ruinire."

„Das ist so schlecht, wie Deine frühere That!" versetzte Willibald, der jetzt von seiner Mutter in einem fast befehlenden Tone gemahnt wurde: „Ich will, daß Du Dich mäßigst! Der Fuchsleitner wird sein Vergehen wieder gut machen und uns nützliche Dienste leisten."

Als wollte sie ihrem Sohne einen bedeutenden Wink geben, fügte sie bei: „Verstehst Du! es sind höhere Rücksichten, die uns bestimmen."

Unmuthig antwortete Willibald: „Mutter! ich kann Euch und den Vater nicht begreifen! Wäret Ihr nicht meine Eltern, — ich ginge sogleich zu Gericht."

Die Furcht, welche der straffällige Pächter jetzt verrieth, kam ihm vom Herzen. — „Laß Dich versöhnen, Willibald!" sagte er beinahe bittend.

Ebenso gebot ihm Elisabeth: „Im Namen des Vaters, dessen Willen Du kennst, lege ich Dir Ruhe und Stillschweigen auf!"

Ehe Willibald darauf etwas erwiedern konnte, wurde die Scene plötzlich unterbrochen. Der Mühljunge Josef hatte die Thür aufgerissen und hereingerufen: „Meisterin, — Willibald geschwinde!"

Kaum hatte er dies gerufen, als er auch schon wieder verschwunden war.

„Was ist es denn?" rief die Müllerin voll Besorgniß und entfernte sich eilig.

Willibald aber hatte in seiner Aufregung auf den Ruf nicht gehört oder ihn nicht beachtet. Drohend trat er an Fuchsleitner knapp heran und befahl ihm: „Jetzt rede! Was hast Du vorhin von der Susi sagen wollen?"

Fuchsleitner, der gute Saiten aufziehen mußte, suchte beschwichtigend auszuweichen: „Ich habe Dir nur sagen wollen, daß sie nicht mich, sondern nur Dich liebt!"

Willibald war durch diese Worte erfreut und gerührt und vergaß schnell alles Anderer. „Ist das wahr, Fuchsleitner?" fragte er den Falschen, der jedoch hierin die Wahrheit gesprochen hatte.

In diesem Augenblicke kam die Müllerin in Eile zurück

und rief voll Bestürzung: „Ein heilloses Spektakel! Ein völliger Ueberfall auf das Haus! Willibald, laufe daß Du den Vater einholst!"

Sie wies ihn zur Thür der Nebenkammer: „Du mußt da hinaus!"

Betroffen fragte Willibald: „Was geht denn vor?" eilte aber auch schon durch die Nebenthür fort.

Von außen hörte man jetzt Lärm und Geklirre und das Geschrei verworrener Stimmen.

Elisabeth, dadurch sehr geängstigt, wendete sich zu Fuchsleitner, der voll Spannung aufhorchte: „Fuchsleitner, zu Hilfe! Ihr müßt uns jetzt beistehen!"

Sie faßte ihn am Arme und ging mit ihm zur Eingangsthür, welche unter wüstem Geschrei eben aufgerissen wurde.

Josef und sechs bis sieben weißbestaubte Mühljungen flüchteten herein; hinter ihnen, Raminger's Altgeselle Fabian, an der Spitze, stürmten vierzehn bis fünfzehn rußige Schmiedgesellen nach, in Lederkappen, mit schwarzen Vollbärten, aufgestreckten Hemdärmeln und Schurzfellen, Alle mit eisernen Schürhaken bewaffnet.

Im Hereindringen lärmte Fabian, der etwas angetrunken war: „Wir wollen diesen Milchsuppen" — als Anspielung auf die weißen, bartlosen Gesichter der Mühlknechte — „zeigen, welche Partei die stärkere ist!"

Die Müllerin stellte sich Fabian und seinen schwarzen Genossen muthig entgegen; „Was erlaubt Ihr Euch in unserem Hause für eine unerhörte Frechheit!"

Keck erwiederte Fabian: „Das ist Kriegsbrauch im jetzigen politischen Kampf!"

Josef trat vor und berichtete zornerfüllt: „Die Kerle sind unversehens gekommen, haben mit uns Händel angefangen, erhoben ihre Haken gegen uns und verfolgten uns bis hieher in Eure Wohnstube."

Fuchsleitner, obwohl vor den Leuten Ramingers etwas befangen, suchte Fabian zu beschwichtigen: „He, Leute! Uebertreibt nicht! Auf solche Art werdet Ihr Eurem Meister nicht viel nützen!"

Fabian stellte sich breit vor den Pächter und entgegnete ihm trotzig: „Was! habt nicht Ihr selber uns aufgehetzt?"

Fuchsleitner antwortete verlegen: „Ich hab' es nicht so gemeint und von gestern auf heute hat sich viel geändert." Nun suchte er sie von ihren Gewaltthätigkeiten gütlich abzubringen: „Bedenkt" —

Fabian schwang den Schürhaken gegen ihn und schrie: „Seid Ihr ein solcher Adut? Für Eure Fuchsschwänzereien sollten wir gleich den Schürhaken auf Euerm Schädel tanzen lassen!"

Da sagte der kühlere Schmiedgeselle Georg zu Fabian: „Laß den Maulhelden! Wir werden schon abrechnen mit ihm!" Er trat jetzt den Mühljungen gegenüber und sprach: „Ihr aber erkennt uns als Sieger an! — Und jetzt singen wir ihnen vor unserem Abzug das Lied, das Du, Fabian, mit Deinem Dichtergenie diese Woche gemacht hast!"

Fabian setzte sich sogleich in Positur und stimmte mit tiefem Bierbaß an:

„Wir Schmiede" . . .

Die sämmtlichen Schmiedgesellen fielen im Chor ein:

„Wir Schmiede, hessa! sind die schwarze Partei,
Im Kopf aber licht, in der Meinung frei!
Wir schmieden das Eisen aus Steiermark,
D'rum haben wir Knochen und Sehnen stark.
Ihr Müller und Bäcker, Euch nennt man die Weißen,
Reactionäre, Euch wollen wir reißen!"

Unter dem Schwingen der Schürhaken wiederholten sie mit verstärkter Stimme die letzten zwei Zeilen, während Josef und die Mühljungen zornig die geballten Fäuste gegen sie erhoben.

Die Müllerin trat den frechen Eindringlingen wiederholt entgegen: „Das Gericht wird Euch zu finden wissen und uns Genugthuung verschaffen!"

In diesem Augenblicke steckte Schneppe vorsichtig den Kopf zur Thür herein, und die Schmiedgesellen, welche bereits abziehen wollten, brachen bei seinem Anblick in ein allgemeines Gelächter aus.

Schneppe, mit seinem ganzen Kram bepackt, stand an der Thür und grüßte nach allen Seiten: „Schönen guten Abend!" Dann sagte er zu sich selbst: „Es scheint nicht gefährlich zu

sein." Er kam näher und sprach Fabian und seine Genossen feierlich an: „Waffenstillstand, meine Herren!"

„Den fremden Fexen müssen wir noch hören," sagte Fabian lachend zu den Schmiedgesellen, welche alsbald einverstanden waren.

Schneppe ließ sich durch diese Titulatur nicht stören, sondern erstattete der Müllerin voll kokettirenden Muthes und Eifers raschen Bericht: „Ich war in der Nähe, eben bei der Frau Bäckermeisterin Plenzenberger beschäftigt; da hörte ich von einem Auflauf vor Ihrem Hause; ich packte im Nu meine Waaren zusammen und eilte schnurstracks hieher, um Ihnen im Fall eines unliebsamen Conflictes mit auswärtigen Mächten" — wobei er auf die Schmiedgesellen satyrisch hinblinzelte — „meine augenblickliche diplomatische Intervention anzubieten."

Elisabeth flüsterte ihm zu: „Ist mir sehr lieb, Herr Schnepper, daß Sie da sind! Reden sie jetzt, so viel Sie können."

Schneppe verbeugte sich verbindlich und wendete sich hierauf an die beiden Parteien, indem er mit komisch-satyrischem Pathos begann: „Die verehrte Gesellschaft wird mir erlauben, daß ich Ihnen aus dem Stegreif eine kleine Rede halte."

Fabian und die Schmiedgesellen umringten ihn neugierig.

Schneppe räusperte sich einigemale und holte gegen die Schwarzbärte feierlich aus: „Urwüchsige Landeskinder, Männer der Freiheit!" worauf von ihrer Seite ein Beifallsgemurmel folgte.

Gegen Josef und die Mühljungen gewendet, sagte Schneppe: „Und Sie, meine Herren Volksernährer, Säulen für Recht und Ordnung!"

Die Schmiedgesellen ließen jetzt ein schallendes Hohngelächter ertönen, wodurch sich aber der hartgesottene fremde Händler nicht im Geringsten beirren ließ.

„Wie ich sehe," sagte er, „sind Sie gegenseitig in ein kleines Zerwürfniß gerathen. Das thut nichts zur Sache, denn die größten Zwistigkeiten in der politischen Welt lassen sich durch vernünftiges Hin- und Herreden gütlich ausgleichen. Ich bin überzeugt, daß Sie Beide das Nämliche wollen?"

Zu Fabian und seinem Anhang sagte er lächelnd und

zeigte dabei auf ihre Schürhaken: „Sie schwingen in dieser festen Form das Panier der Freiheit!“

Die Schmiede schrien ein beifälliges Bravo und der Müllerin wurde fast unheimlich zu Muthe. Schneppe aber fuhr fort, jetzt gegen Josef und Anhang gewendet: „Und Sie verlangen ebenfalls die Freiheit, Unabhängigkeit, Meisterrecht und Jeder für sich so viel als möglich. Nicht wahr?“

Der Altgeselle rief mit seiner tiefen und rauhen Stimme: „Nichts nachgeben!“

Der queckſilberne Hausirer, dieses Gemische von Unterwürfigkeit und Arroganz, Gefälligkeit und Satyre, Verstand und Narrheit, erwiederte ihm ohne alle Erhitzung: „Ein Mann wie ich, mit der Erfahrung aus Reuß-Schleiz, kommt nicht so geschwinde aus dem Concept.“ — Neuerdings wendete er sich mit aller Höflichkeit an Fabian und seinen Anhang: „Geehrte Herren! Mit Ihrer gefälligen Erlaubniß scheint es mir, daß Sie sich auf dem Boden der Freiheit etwas zu rasch bewegen. Meines Wissens hat die Constitution hier zu Lande keinen Paragraph, welcher besagt, daß man mit eisernen Instrumenten in ein fremdes Haus einfallen dürfe, um seine politische Meinung zu verfechten. Erwägen Sie gefälligst, daß Sie deshalb kleine Unannehmlichkeiten haben könnten, die jedoch bei der Noblesse der Gesinnung der hier vor Ihnen stehenden Dame des Hauses keine weiteren Folgen hätten, wenn Sie sich bei Zeiten und in anständiger Haltung zurückziehen würden. Ich rathe es Ihnen dringend als ein Wohlmeinender und Unbefangener!“

Halb aufgebracht, halb lachend, sagte Fabian zu den Schmiedgesellen, auf Schneppe zeigend: „Schaut mir den an! Was geht denn unser Handel den fremden Hausirer an?“

Einer der Schwarzen rief: „Werfen wir ihn hinaus!“ Fabian commandirte jetzt: „Hinaus mit ihm!“

Ohne daß die Müllerin es verhindern konnte, wurde Schneppe von den Schmiedgesellen sofort umringt und gepackt.

Mitten im Knäuel der ihn einschließenden Gegner wollte Schneppe unterhandeln: „Erlauben Sie mir nur eine kurze Erklärung —“

Er wurde jedoch im Nu bis zur Thüre gedrängt, wo

eben Hausner in hastiger Eile eintrat. Willibald und fünf — sechs handfeste Nachbarn folgten ihm.

Die Müllerin rief ihrem Manne entgegen: „Gott sei es gedankt, daß Du da bist!"

Voll Entrüstung trat Hausner vor Fabian und seine Genossen: „Unverschämte Bursche! was unterstehet Ihr euch in meinem Hause?"

Schneppe, von den Schmiedgesellen losgelassen, blickte den Müller beifällig an und sagte bei Seite: „Kräftiger Staatsbürger!"

Hausner aber gebot den Schwarzen: „Augenblicklich entfernt euch! oder ich lasse euch die Hände auf den Rücken binden und so an das Gericht abliefern!"

Die mitgekommenen Nachbarn, Willibald und die Mühlknechte machten jetzt gegen Fabian und seine Gefährten drohende Bewegungen.

Zögernd und brummend sagte Fabian: „Na, wir haben nur eine Probe vorgenommen, um zu sehen, wer stärker ist — die Weißen oder die Schwarzen."

Mit außerordentlicher Keckheit stimmte der Altgeselle noch einmal den Schluß des Trutzliedes an und der ganze Anhang brüllte:

„Ihr Müller und Bäcker, euch nennt man die Weißen, —
Reactionäre, euch wollen wir reißen!"

Der ganze Chor schlug dabei mit den Schürhaken auf dem Fußboden den Tact, worauf sie schleunigst und mit geschwungenen Haken abzogen.

Hausner war darüber fast verblüfft. „Höllisches Gesindel!" rief er ihnen nach, worauf er sich gegen Josef und die ganz verdutzten Mühljungen wendete und behäbig lachte: „Wenn mein ganzer Anhang so tapfer ist, wie ihr, — dann wird was Sauberes herauskommen!"

Jetzt war Fuchsleitner, der sich bisher zurückgezogen hatte, vorgetreten. „Diese schwarze Partei soll uns noch kennen lernen!" meinte er und drohte den Gesellen nach.

Schneppe nahm ihm das Wort und triumphirte: „Die Gegner sind nun abgezogen", — er verneigte sich gegen den Müller, — „die weiße Rose hat ihren ersten Sieg errungen!"

Hausner lachte seitwärts: „Närrischer Kautz!“ Elisabeth aber blickte mit Wohlgefallen auf Schneppe und sagte halblaut: „Ein gebildeter Mann!“

Schneppe verneigte sich noch einmal gegen den Herrn und die Frau des Hauses und sprach: „Gratulire und werde jetzt auf Vorposten gehen.“ Mit seinem unverwüstlichen Humor machte er noch den Scherz: „Ich bin zwar keine Unschuld mehr, — aber meine Farbe ist weiß!“

Während seine letzteren Worte ein beifälliges Gelächter begleitete, war außen vor der Thür wieder ein plötzlicher Tumult entstanden. Gleich darauf drang Fabian mit einer noch größeren Schaar von Schmiedgesellen herein, welche den ganzen Raum der Stube füllten.

Der unbändige Altgeselle Raminger's lallte: „Um Euch zu zeigen, daß wir doch die Stärkeren sind, kommen wir noch einmal. Eine neue Schaar von Parteigenossen ist soeben zu uns gekommen, die, so wie wir, Euch Weißen den Krieg erklären. Unser Feldgeschrei ist: Raminger und die Schwarzen!“

Die eingedrungenen Schmiede schlugen mit den Schürhaken lärmend aneinander und brüllten wie aus Einer Kehle: „Raminger und die Schwarzen!“

Josef sprang gegen Fabian hin und rief: „Werdet Ihr das Maul halten!“

Fabian schleuderte ihn zurück: „Maikäfer, unzeitiger!“ Willibald's Versuche, die Verrückten zur Vernunft zu bringen, waren gleichfalls vergeblich.

Auf das Aeußerste erzürnt, trat ihnen jetzt der Müller entgegen und wetterte: „Himmelkreuztausend! nun hab' ich genug! — Ihr nichtsnutzigen Krakehler, ich kenne Euch alle, und wehe Euch, wenn die Sache vor die gerichtliche Obrigkeit kommt!“

Elisabeth rief dazwischen: „Das Zuchthaus wird Euch schon bändigen!“

Unverschämt lachend erwiederte der halb betrunkene Anführer: „Laßt das gut sein! Bange machen gilt nicht! sagen unsere Nagelschmiedkameraden in Preußen!“ — Er stellte sich jetzt an die Spitze, streckte den Schürhaken senkrecht in die Höhe, was die übrigen Schmiedgesellen ebenfalls thaten, und sang unter Begleitung seines Anhanges:

„Schwarz ist der Teufel und schwarz ist der Schmied,
Stürzt auch die Welt ein, die fürchten sich nit!
Feuer ist uns're gemeinsame Kraft,
Die uns Respect, wie dem Teufel, verschafft!
Vivat Raminger!"

Der ganze Chor johlte nach: „Vivat Raminger!" Auf ein rasch gegebenes Zeichen Fabian's zogen jetzt die tollen Gesellen ab.

Die Müllerin stand wie betäubt und hielt sich entsetzt beide Ohren zu.

Hausner fluchte, — was man seit Jahren nicht von ihm hörte, Schneppe aber sagte mit seiner unerschütterlichen, komischen Ironie: „Wunderbare Entwicklung des constitutionellen Lebens!"

Das friedliche Haus des Müllers war in Folge dieses Vorfalles noch viele Stunden in der unruhigsten Bewegung und am anderen Tage erstattete Hausner bei Gericht über die erlittenen Unbilden die Anzeige.

In der ganzen Umgebung machte das vorgefallene Aergerniß ein gewaltiges Aufsehen, während sich Raminger in seinem Parteisinne darüber freute und auf eine sichere Stimmenmajorität zu zählen begann.

* * *

Acht Tage darauf, am Nachmittag eines Sonntags, spielte sich die Geschichte im großen Gasthausgarten zum Einhorn fort. Ein breiter, oben gedeckter Vorsprung des Gartensaales, mit Tischen und Stühlen gefüllt, lief nach der ganzen Länge des Gartens hin. Der übrige Theil des letzteren war mit Tischen unter den Bäumen reichlich besetzt. An der rückwärtigen Mauer befand sich die Kegelbahn. Gegen den Hintergrund hatte man die offene Ansicht der Stadt Steyer.

Der Umfang und die Lage dieser Räumlichkeit war für eine größere Versammlung sehr geeignet und man merkte bald, daß eine solche heute stattfinden sollte. Der Garten war ungeachtet der noch ziemlich frühen Nachmittagsstunde bereits zur Hälfte mit Gästen gefüllt, die in einzeln stehenden Gruppen eifrig mit einander verkehrten.

Der Gemeindewächter Stöckler in Uniform und mit dem

zweispitzigen Amtshut bedeckte unter dem Vorsprung des Gartensaales einen seitwärts stehenden besonderen Tisch mit einem grünen Tuch, stellte ein Schreibzeug darauf und rückte Stühle zusammen.

„Noch kein Obmann und kein Gemeindeschreiber da!" sagte er brummend und wichtig thuend. „Geschieht mir heute schon wieder, daß ich die Herren an ihre Amtsgeschäfte erinnern und dazu abholen muß!" Mit welchen Worten sich der eifrige Diener im gestreckten Amtsschritte entfernte.

Inzwischen waren die Kellnerinnen Leni und Pepi nebst einigen Aufwärtern ab und zu mit der Bedienung der Gäste beschäftigt, welche sich bald sehr vermehrten und allmälig den ganzen Garten sammt dem anstoßenden Gartensaale füllten.

Möstler, der kleine runde Wirth mit dem glänzenden Gesichte, eilte mit Krügen, Gläsern und Tellern äußerst geschäftig hin und her. Eben war Fuchsleitner gekommen, der den flinken Mann aufzuhalten suchte: „Möstler, laß ein wenig reden mit Dir!"

Der eilige Wirth wendete sich kaum halb: „Meine Zeit ist heute kostbar, also folglich," setzte er hinzu, wie er stets doppelt zu schließen gewohnt war.

Mit Nachdruck entgegnete Fuchsleitner und hielt ihn am Rockärmel fest: „Meine Sache ist noch wichtiger als die Deinige. Du weißt, daß wir heute nur die Probewahl vornehmen, weil die Hauptwahl um acht Tage verschoben worden ist" —

„Sehr gescheidt!" fiel der Wirth ein, „also folglich müssen die Gäste zweimal bei mir zechen."

„Ich will Dir nur sagen," bemerkte Fuchsleitner, „daß Du und die Anderen, die mit Dir einer Meinung sind, die Probewahl nicht auf die leichte Achsel nehmen sollen!" Rasch stellte er ihm dann die Frage: „Für wen stimmst Du?"

Mit verschmitztem Blinzeln antwortete Möstler: „Es sind nur zwei Hauptcandidaten, der Aumüller und der Nagelschmied Raminger. Der Erste ist die bessere Kundschaft, also folglich" —

Fuchsleitner klopfte ihm beifällig auf die Achseln und sagte: „Gut, Schuster! Bist schon auf dem rechten Weg!" Dabei nahm er dem Wirth einen vollen Krug ab, machte

daraus einen tüchtigen Zug und ging mit dem Kruge zu einem Tisch, wo er sich in die eifrigen Verhandlungen mehrerer Bekannter mengte.

Der Wirth suchte die verlorne Zeit wieder einzubringen und rief seinen Dienstleuten zu; „Leni, Pepi, Krenhofer, Wurzeneder! rührt Euch! Seht ihr nicht, daß wieder eine Menge neuer Gäste gekommen ist? Also folglich" —

Schnippisch erwiederte Leni: „Wir rennen uns ohnehin die Füße weg."

Möstler commandirte weiter: „Auf den Tisch dort das grüne Tuch, — Schreibzeug darauf!"

Die zweite Kellnerin bemerkte lachend: „Ist Alles schon dort."

Der Wirth hörte das nicht mehr, da ihn bereits wieder etwas Anderes in Anspruch nahm.

Der Obermühljunge Josef, die Mühlknechte und viele Bäckerjungen, sämmtlich in hübscher Sonntagskleidung, waren als neue Gäste in den Garten eingetreten, wo sie sogleich den Kellnerinnen zuwinkten. „Bier — viel Bier!"

Möstler, der in der Nähe war, sagte höflich: „Gleich, meine Herren!" — Vergnügt forteilend, sprach er schmunzelnd in sich selbst hinein: „Meinetwegen könnte alle Tage ein solcher Ausschuß gewählt werden."

Leni und Pepi, den Gekommenen sichtlich hold, schleppten bald große Humpen herbei, und die allgemeine Unterhaltung wurde mit jeder Minute lebhafter.

Fuchsleitner kam herzu und begrüßte Josef und seine Kameraden die eben ein paar abgesonderte Tische suchten: „Gut, daß ihr früher hier seid, ich habe schon mit Ungeduld auf Euch gewartet, da ich Euch sehr nothwendig brauche. Meine Knechte sind auch schon da."

Voll Bereitwilligkeit fragte Josef: „Gibt es etwas für uns?"

„Ja!" sagte Fuchsleitner und zog Joseph vertraulich auf einen freien Raum. — „Es ist etwas zum Besten Euers Meisters und für Euch ohne alle Gefahr."

Josef erwiederte: „Schon recht!"

Fuchsleitner ertheilte ihm nun den Auftrag: „Bleibt schön beisammen und sucht Euch durch Euern Anhang noch

zu verstärken! — Später gebe ich Euch ein Zeichen. Ich werde während der öffentlichen Verhandlung, in einem geeigneten Augenblicke, mit aller Kraft ausrufen: „Der Herr Hausner soll leben!“ Auf das hin fallen wir Alle vereint über unseren Gegner, den Raminger her, und halten ihn fest.“

Vorsichtig umblickend vertraute er dem aufmerksam horchenden Josef: „Er hat in seiner Brusttasche eine Schrift bei sich, die Euerem Meister gehört.“

„Spitzbube!“ rief Josef mit gedämpfter Stimme. Der Pächter bedeutete ihm ferner: „Die Schrift ist für Euern Herrn von größter Wichtigkeit. Der Raminger trägt sie seit acht Tagen immer bei sich, damit sie ihm nicht wegkommen soll. Und eben auf das speculire ich — zu Gunsten Euers Meisters.“

„Das Papier müssen wir kriegen!“ rief Josef aus. — Fuchsleitner sagte mit Nachdruck: „Das muß aber das Werk eines Augenblickes sein, ehe ihm nämlich seine Gesellen und sonstigen Anhänger zu Hilfe kommen. Gelingt es uns, — und es muß gelingen — ihm die Schrift zu entreißen, so ist damit ein doppeltes Spiel gewonnen. Also aufgepaßt! Laßt Euch aber indessen nichts anmerken!“

„Wir werden schon zu rechter Zeit bei der Hand sein,“ sagte Josef, und lud seine Kameraden indessen auf die Kegelstatt ein, womit die letzteren sogleich übereinstimmten und auf der Bahn das Schieben begannen.

Jetzt kamen Fabian und Georg mit einer sehr starken Begleitung von Schmiedgesellen, welche ebenfalls ihre Feiertagskleidung trugen, sich jedoch durch ihre Schmiedetracht und ihre Vollbärte von der Gegenpartei unterschieden.

Fabian überblickte die Versammelten und sagte zu seinen Genossen: „Ich hoffe, daß heute wir die Herrn sind. Es ist aber noch Zeit, und bis wir etwas zu hören kriegen, können wir die Kegelstatt heimsuchen.“

Georg deutete hin und bemerkte: „Es wird schon geschoben.“

Fabian blickte hin und meinte verächtlich: „Ach, das sind die Weißen! Die Helden werden wir davonjagen, wenn sie nicht gutwillig gehen.“

Georg rief zu den Mühljungen hin: „He! wir wollen scheiben!“

Josef erwiederte derb: „Wer eher kommt, der mahlt eher!"

„Das geht uns nichts an!" entgegnete Fabian rauh.

Josef rief her: „Sucht Euch eine andere Kegelstatt! Es muß ja nicht gerade die sein."

Fabian drohte ihm: „Wir sind unser doppelt so Viele als ihr!"

„Ist alles Eins!" sagte Josef, der eben die Lignum Sanktum Kugel hinauswarf.

„Das wollen wir sehen," tobte Fabian und stürmte mit den Schmiedgesellen gegen die Kegelbahn.

Josef stellte sich ihnen mit den Mühljungen sogleich entgegen: „Sucht Ihr schon wieder einen Streithandel? Was wollt Ihr denn eigentlich, Ihr übermüthigen Stänkerer?"

Fabian sprang hin und packte Josef an der Brust. „Wie nennst Du uns, Du Mehlwurm?"

Die Mühlknechte und einige andere Gäste eilten Josef zu Hilfe, während die Schmiedgesellen sie dicht umringten und Jeder von ihnen Einen von der Gegenpartei packte.

Jetzt kam Fuchsleitner herzu und sagte halblaut zu Josef: „Gebt nach, es liegt nichts mehr daran!"

Aber der ehrgeizige Obermühljunge hatte sich von Fabian losgerissen und drang neuerdings auf ihn ein.

„Eine solche Lumperei leiden wir nicht!"

Nun begann eine allgemeine Balgerei zwischen den beiden Parteien, während der Wirth keuchend daherlief, mitten unter die Streitenden fuhr und sie auseinander theilte. „Kreuzfikrament!" schrie er mit gellender Stimme, „was ist das für ein höllisches Spektakel in meinem soliden Garten! — Wollt ihr Ruh' geben oder nicht? Sonst schicke ich gleich um Assistenz, und — also folglich! — Ich lasse euch Alle hinauskarbatschen!"

Fabian schnauzte ihn an: „Zerreiße sich der Herr das Maul nicht so, und gebe er lieber Acht, daß wir kein saures Bier kriegen. Ihr seid auch Einer von denen, die es mit den Angestaubten dort halten," wobei er auf die Mühljungen zeigte. — „Aber wartet nur! Eure Herrschaft wird bald ein Ende nehmen!"

Der ergrimmte Wirth gab ihm Trotz, Uebermuth und Grobheit ebenso zurück: „Unflätiger Kohlenbrenner, halte dein

ungewaschenes Maul, und mache mein Haus nicht zu einer gemeinen Kneipe! — Du hast nichts dareinzureden, und heute schon gar nicht. Hier haben andere Leute zu entscheiden, als ihr, keckes Volk! — Also folglich —"

Keineswegs gebändigt oder entmuthigt, drohte ihm Fabian: „Wir werden es Euch schon zeigen!"

In diesem Augenblicke sah er seinen Meister herannahen und mit trotziger Aufgeblasenheit sprach er: „Seht! Dort kommt Derjenige, der für uns siegen wird."

Möstler, jetzt wieder zu seinen Geschäften eilend, brummte vor sich hin: „Meinetwegen, wenn nur das Volk tüchtig zecht!"

Mittlerweile war Raminger in den Garten gekommen und unter den Gästen eine Bewegung entstanden. — Er erschien in seiner schmiedmäßigen Sonntagstracht, und grüßte und winkte nach allen Seiten.

Von vielen Stimmen wurde der Ruf laut: „Der Raminger!" Andere wieder schwenkten den Hut.

Raminger trat mit vielem Selbstbewußtsein auf und dankte seinen Anhängern: „Grüß Gott, liebe Freunde und Nachbarn!"

Er trat unter sie, schüttelte ihnen die Hände, verkehrte in eifrigem Gespräche und ging dann mit Vielen in das Innere des Gartensaales, wo die Unterredung lebhaft fortgesetzt wurde.

Bei Raminger's Eintritt hatte sich Fuchsleitner seinen Blicken zu entziehen gesucht und sich in eine vordere Ecke des Gartens begeben. Er sagte zu sich selbst: „Seine Partei ist sehr stark, was er eigentlich nur mir, meiner früheren Freundschaft zu verdanken hat." Nach kurzem Nachsinnen redete er sich zu: „In der größten Eile muß ich jetzt die Anhänger des Aumüllers zusammentreiben. Die Weißen sind faul, wie vor und eh. Und nicht einmal er selbst ist da!"

Er zog seine Uhr heraus und sagte dann: „Kaum mehr eine halbe Stunde Zeit!" worauf er, um nachzusehen, hinausging.

Auf der entgegengesetzten Seite des Gartens kamen Franziska und Susi, beide im bürgerlichen Sonntagsstaat. Einige Schritte hinter ihnen Willibald, der sich, von Mutter und Tochter noch nicht bemerkt, zurückhielt.

Franziska zog Susi an sich und lispelte: „Es sind lauter Männer zugegen, — wir müssen uns völlig geniren."

„Ich traue mich kaum hinzusehen," antwortete Susi mit sehr gedämpfter Stimme, „und dann interessirt es mich auch gar nicht."

„Mich auch nicht," versetzte die Mutter. „Wir wären ohnehin nicht hergekommen, wenn nicht der Vater ausdrücklich verlangt hätte, daß wir zuhören und Zeugen sein sollen von seinem politischen Triumph, wie er meint," wobei sie ungläubig seufzte: „Ach, du lieber Gott!"

Susi meinte: „Ich dächte, Mutter, wir sollten wieder gehen?"

„Warten wir nur noch einen Augenblick," erwiederte Franziska und setzte ihr Gespräch mit Susi fort, ohne sich den Gästen in der Mitte des Gartens zuzuwenden.

Inzwischen hatte Willibald unverwandt auf Susi hingeblickt und von der Versammlung sich ferngehalten, was bei der schon entstandenen Völle für den Einzelnen nicht schwierig war.

Willibald schien von der Begegnung mit Susi auf eine ungewöhnliche Weise ergriffen zu sein. In seinem halblauten Selbstgespräche sagte er: „Ein unerwartetes Zusammentreffen! — Unwiderstehlich zieht es mich hin zu ihr, — und ich wage es um jeden Preis! — Solche Züge voll Unschuld und Offenheit, — ein solches Gesicht voll Schmerz und Liebe kann nicht lügen! — Ihre häuslichen Geldverlegenheiten dürfen mich nicht abhalten."

Im Rücken von Mutter und Tochter näherte er sich den Beiden, trat vor sie hin und redete das Mädchen mit aller Wärme an: „Susi!"

Susi war sehr erschrocken und vermochte nur „Willibald!" zu stammeln.

Franziska dagegen hielt ihm sogleich den schneidenden Vorwurf vor: „Ihr traut Euch — so vor allen Leuten — mit uns zu reden?"

Willibald gab mit dem warmen Tone seines Gemüthes Antwort: „Ich habe Euch unvermuthet draußen auf dem Wege gesehen und bin Euch hieher nachgegangen. — Meisterin, erlaubt mir, daß ich in dem Augenblicke, der mir so unverhofft kommt, ein aufrichtiges Wort sprechen darf."

Die durch sein letzteres Benehmen tief verletzte Mutter

entgegnete strenge: „Was nützt es uns, wenn Ihr Euch vielleicht schön machen wollet?“

Herzlich bat Willibald: „Hört mich nur! — Seit unserem letzten Beisammensein sind böse acht Tage vergangen“ —

Susi fiel ihm mit schmerzlicher Bitterkeit in's Wort: „An denen nur Du — Sie habe ich sagen wollen — Schuld sind!“

Willibald nahm das erzürnte Mädchen an der Hand und sagte lebhaft: „Ich bitte Dich, Susi, nenne mich fortan Du, so wie früher, und glaube mir: nicht ich bin Schuld. Das weiß Gott, nicht ich, sondern nur unsere Familienverhältnisse. Susi, vergib mir! Ich habe Dir sehr wehe gethan. Auf der einen Seite von dem Bösewicht Fuchsleitner schändlich belogen, auf der anderen von meiner Mutter gedrängt, habe ich mich in einer augenblicklichen schlimmen Verirrung von Dir getrennt und die Worte gesagt, die nicht aus meinem Herzen gekommen sind. Glaube mir, Susi, daß mich meine Uebereilung schmerzlich reut! Jetzt bin ich wieder Dein Willibald, bin frei, und lasse mich nicht zwingen, mag geschehen, was da wolle!“

Zögernd und schüchtern erwiederte Susi: „Ich kann Dir ja nicht mehr glauben!“

„Ich meinte auch,“ sprach Franziska mit schwerem Ernste darein, „daß es besser wäre, meiner Tochter nicht neuerdings Versprechungen zu machen, die dann hintennach nicht gehalten werden.“

Willibald suchte die Beiden mit aller Wärme und Offenheit zu begütigen. „Verurtheilt mich nicht zu früh! Susi, sei es wie immer, ich mache mich frei von allem Zwang und will Herr sein über meine Zukunft. Und auch Du bist wieder frei! Ich habe in der Zwischenzeit erfahren, daß sich der Plan Deines Vaters mit unserem Pächter Fuchsleitner glücklicherweise zerschlagen hat. Ich danke Gott, daß es so gekommen, und Du nicht das Opfer dieses schlechten Menschen bist! Wir stehen wieder vor einander wie in den früheren schuldlosen, glücklichen Tagen. Was können wir dafür, daß Dein und mein Vater in Krieg und Proceß mit einander sind? Und soll ich dem Ehrgeize meiner Mutter das Glück meines ganzen Lebens aufopfern — für jetzt und für immer? Nein! das kann sie nicht verlangen, das kann ich nie erfüllen!“

In tiefer Bewegung endete er mit den warmen Worten: „Susi, ich kann Dich nicht verlassen!“

Das noch immer in Liebe für ihn erglühende Mädchen war gerührt; halblaut sagte sie zu Franziska: „Mutter, er spricht so vom Herzen!“

Auch Franziska war durch den überzeugenden Ton der Rede Willibald's in ihrer herben Stimmung schwankend geworden, und bei Seite sagte sie, halb versöhnt: „Ich weiß nicht, soll ich abwehren oder es geschehen lassen!“

Willibald drängte Susi jetzt mit seiner Liebesinnigkeit: „Wenn Du noch einen Glauben an mich hast, so sprich ein freundliches Wort!“

Tief bewegt und nicht im Stande, sich länger zurückzuhalten, reichte ihm Susi die Hand. „Willibald, ich glaube und verzeihe Dir!“ — Zu Franziska gewendet, sagte sie schmerzlich lächelnd: „Mutter ich kann nicht anders!“

„In Gottes Namen!“ versetzte Franziska von Freude und Kummer gleich erfüllt, „obschon ich nicht weiß, wie das enden soll.“

Willibald war vor Freude beinahe außer sich, und vergaß die ganze Umgebung rings umher, welche jedoch zu sehr von den politischen Angelegenheiten in Anspruch genommen war, als daß sie auf die weit seitwärts stehende Gruppe der Liebe hätte achten können, was dem lauten Liebesentzücken des jungen Mannes sehr zu statten kam.

„Herzliebes Dirndl!“ sagte er im nationellen, treuherzigen Tone zu Susi, die ihn voll Beseligung anblickte: „Du hast eine harte Probe bestanden! Ich habe Dich jetzt noch einmal so lieb wie vorher!“

Franziska aber sprach jetzt in anderer Richtung ihre tiefe Besorgniß aus: „Was wird mein Mann dazu sagen? Und welchen Lärm, Willibald, wird Euere Mutter schlagen?“

Aengstlich bemerkte Susi: „Die fürchte ich am meisten.“

„Mir muß der gute Stiefvater helfen, ich weiß freilich nicht, wie,“ antwortete Willibald. — „Ich erwarte ihn jede Minute, da er auf vielfältige Aufforderung die heutige Wahlprobe mitmachen will.“

Er blickte zum Gartenthor hinaus und rief dann: „Seht, dort kommt er!“

Bescheiden und vorsichtig zogen sich die Drei etwas seitwärts.

In der Tracht eines wohlhabenden Müllers und Grundbesitzers trat der angesehene Herr Christoph Hausner in den Garten, wo er von vielen Gästen mit herzlicher Achtung bewillkommt wurde. Biederherzig rief er ihnen zu: „Grüß' Gott bei einander!"

Hinter dem Aumüller waren der Hafnermeister Simon Dachsberger und der Gemeindewächter Stöckler mit Acten unter dem Arme gekommen, welche in geschäftiger Eile sogleich zum grünen Tische gingen, wo sich Dachsberger, als gewählter Comité-Obmann, unter den mitgebrachten Papieren emsig zu thun machte, während Stöckler mit ungemein wichtiger Miene Alles herrichtete.

Willibald ging jetzt seinen Vater begrüßen und glaubte seine Anwesenheit fast entschuldigen zu müssen: „Vater, ich bin auch hier."

Hausner lachte gutmüthig: „Du wirst halt meine Rede hören wollen? Oder bist Du etwa," da er jetzt Franziska und Susi erblickte, „wegen dieser Beiden dort hergegangen?"

Ohne von seinem Stiefsohne eine Antwort abzuwarten, war Hausner rasch auf Mutter und Tochter zugeschritten und hatte sie freundlich begrüßt: „Guten Nachmittag, Frau Raminger! Grüß Gott, Susi!"

Mit gemüthlichem Humor sagte er dann: „Seht mich nicht so zweifelhaft — so verdächtig an! Wir sind gut Freund. Was Euer Mann gegen mich angefangen hat, dafür könnt Ihr nichts, und ich weiß recht gut, daß Ihr an all' dem nicht den geringsten Antheil habt!"

Susi dankte dem edlen Manne mit einem innigen Blicke, und hocherfreut versetzte Franziska: „Euer Edelmuth beschämt uns."

Hausner entgegnete: „Na, es wäre für mich eine Schande, wenn ich anders dächte und es Euch entgelten ließ." — Er nahm Willibald bei Seite und sagte wohlgelaunt: „Ich muß Dir sagen, daß mir das herzige Mädel selbst sehr gefällt, — aber die Prozeßgeschichte und Deine Mutter! — das sind zwei Berge, höher, als der große und der kleine Priel dort draußen!"

Er zeigte auf die Landschaft im Hintergrunde. Willibald, dessen Muth wieder zu wachsen begann, meinte: „Jeder Berg läßt sich umgehen," wobei er, den guten Augenblick benützend, herzlich in den Vater drang: „Vater, Ihr werdet gewiß einen Ausweg finden!"

Hausner blickte in diesem Momente gegen den Gartensaal. „Still!" sagte er, „meine gute Laune ist schon wieder zu Ende. Ich sehe dort meinen Gegner."

In der That kam jetzt Raminger mit seinem Anhange aus dem Gartensaale zurück.

* * *

„Das widerwärtige Gesicht!" sagte Hausner für sich hin und ging mit Willibald ein Paar Schritte seitwärts.

Raminger unterhielt sich mit seinen Anhängern, welche sich wieder an ihre Tische setzten. — „Ihr könnt Euch darauf verlassen," wiederholte und betheuerte er ihnen, „alles das werde ich gehörig vorbringen."

Indem er jetzt Franziska und Susi erblickte, trat er, sich eine gewisse Würde gebend, zu ihnen hin: „Ah, da seid ihr ja! — Kommt, die Geschichte wird bald anfangen. Hier sind eure Plätze." Er zeigte auf einen der Tische, war jedoch einen Augenblick betroffen, da er seinen mächtigen Nebenbuhler Hausner sah. — „Hm, da ist er!" sagte er zu sich selbst.

Der Aumüller, welcher nur ein paar Tische weit entfernt war, rief mit einiger Aufregung, und sozusagen angriffsweise, gegen ihn her: „Ich muß es mir leider gefallen lassen, da mit Euch zusammenzutreffen."

Keck antwortete der Nagelschmied: „Es kommt darauf an, wem die Ehre bleibt."

Mit großer Festigkeit entgegnete ihm Hausner: „Wäret Ihr noch zehnmal — unternehmender," kecker hatte er sagen wollen, „so bin ich doch nicht gesonnen Euch um ein Haarbreit zu weichen!"

„Das wird sich zeigen," sagte Raminger mit dem früheren Tone. — „Ihr habt vor mir durchaus kein Vorrecht!"

Franziska suchte ihn zurückzuhalten: „Lieber Mann —" Raminger wies sie zurück: „Mache mir keine Einstreuungen!" Dann wendete er sich wieder gegen Hausner: „Ueber unseren

politischen Werth urtheilen hier unsere Mitbürger ab, und was den Proceß anbelangt, so werden nicht wir, sondern die Gerichte entscheiden."

Mit einem sehr starken Nachdruck versetzte Hausner: „Es gibt wahrlich keinen ungerechteren und muthwilligeren Proceß, als derjenige ist, den Ihr angefangen habt!"

„Ich will ihn dennoch gewinnen!" erwiederte Raminger mit verbissenem Grimm. — „Wenn ich ihn aber gewinne — was sind dann Eure Worte?

Der zu langwierigen Erregungen und Kämpfen nicht geschaffene Aumüller bemühte sich jetzt wieder ruhiger zu werden, und ohne Leidenschaftlichkeit entgegnete er dem hitzigen Kampfhahn: „Ihr werdet den bedenklichen Handel sicher verlieren und Euch zu Grunde richten!"

„Das wollen wir sehen!" meinte Raminger trotzig. Hausner sah dem Nagelschmied scharf ins Auge und sprach: „Pocht nicht auf vermeintliche Behelfe und Beweise!"

Raminger war über diese Worte betreten und unwillkürlich griff er in seine Brusttasche. Aufathmend sagte er bei Seite: „Ich habe die Papiere!" Und mit erhobener Stimme rief er: „Der Proceß muß seinen Fortgang haben, ich stehe nicht ab."

Der Aumüller bot jetzt sein menschenfreundliches Wohlwollen auf, um ihm den harten Kopf zu brechen, und eindringlich redete er ihm zu: „Raminger! Ihr habt ein braves Weib und eine ebenso brave Tochter. Um der Beiden willen thut es mir leid, daß ein so abscheulicher und für Euch so gefährlicher Streit angefangen ist. Keiner von uns Zweien, nur der Advocat wird gewinnen; zuletzt aber werdet Ihr müssen das Bad ausgießen! Darum meine ich: stehet ab von diesem Proceß! Wenn wir Beide redlich wollen, von meiner Seite dürft Ihr nicht zweifeln, werden wir ohne große Schwierigkeit einen Ausgleich finden."

So wie Franziska und Susi hatte Willibald mit steigender Freude den Worten seines trefflichen Stiefvaters gehorcht. „Tausend Dank, bester Vater!" rief er mit gedämpfter Stimme.

„Ich beschwöre Dich," bat Franziska ihren Mann, „nimm den freundlichen Antrag an! Wir gewinnen dabei."

Ebenso vereinigte sich Susi mit den Versuchen der Mutter: „Ich bitte Dich, Vater!"

Raminger wich ein paar Schritte zurück und sagte dann zu Weib und Tochter: „Summt mir nicht, wie die Fliegen, um den Kopf herum! Ihr versteht das nicht!"

Hausner nahm ruhig wieder das Wort: „Wir könnten leichter, als Ihr meint, uns vergleichen."

Raminger mißtraute den besseren Gesinnungen seiner Doppelgegners; ungeberdig rief er: „Aha, er will mich abbringen! So pfiffig wie er, im Moment vor der Probewahl, bin ich auch! Er will jetzt den Großmüthigen spielen, sich vor der ganzen Versammlung im schönem Licht zeigen und am Schluß als Sieger triumphiren!" Heftig mit den Händen in der Luft fechtend, schrie er: „Das sind nur Spiegelfechtereien!" Und zu seinem Anhange hin rief er überlaut: „Der Aumüller macht Wahlumtriebe!"

Mehrere Gäste traten in Aufregung herzu und sogleich erhob sich der Comité-Obmann Dachsberger, welcher Hausner ernstlich erinnerte: „Das gilt nicht!"

Zornig widerlegte Hausner den Nagelschmied: „Verblendeter, querköpfiger Mensch! sind das Wahlumtriebe?"

Zu den Umstehenden sprach er mit dem Tone friedlicher Aufklärung: „Was ich zu ihm gesagt habe, daß ist mit ihm und seiner Familie auf das Beste gemeint und hat mit unserer heutigen Wahlprobe und unserer Gemeindesache gar nichts zu schaffen."

Auf diese entschiedene Erklärung entstand eine kurze Pause, während welcher Franziska ihren Mann noch einmal flehentlich bestürmte: „Es ist noch Zeit! Nimm mir die Angst vom Herzen -- sei versöhnlich!"

Raminger wendete sich ab und sagte dumpf: „Er hat mich zuerst beleidigt."

Susi bat die Umstehenden: „Helft uns, den Vater besänftigen!"

Dachsberger antwortete für die Anderen und gab den trockenen Bescheid: „Der Privathandel geht uns nichts an. Den müssen die Zwei mit einander ausfechten. Wer könnte sich da einmischen? Das Uebrige, was uns angeht, das ist eine

öffentliche Sache, und da werden wir schon Acht geben, daß wir den Rechten kriegen."

Raminger forderte den Sprecher auf: „Warum wird denn nicht angefangen?"

Der gravitätische Hafnermeister und Obmann sah auf seine Uhr: „Wir haben noch eine Viertelstunde bis zum festgesetzten Beginn." — Aufblickend rief er jetzt gegen einen neuen Ankömmling mit einer mißfälligen Amtsmiene: „Ziemlich spät, Herr Wichtel!"

Dies war der Gemeindeschreiber, der in einer etwas auffälligen Sommerkleidung voll Geschäftigkeit hereineilte. Vorschriftsmäßig keuchend, entschuldigte er sich: „Es ist erst Dreiviertel auf Fünf. Anderweitige dringliche Geschäfte in Angelegenheiten der Gemeinde — trotz Sonntag — haben mich verhindert."

Ein bissiges Gesicht schneidend, sagte er bei Seite: „Sollen besser zahlen, wenn sie Einen so strapazieren wollen!" Gleich darauf riß er, die Versammlung mit den Blicken musternd, einen Witz, der ungeachtet seiner Abgedroschenheit dennoch Beifall fand: „Mit dem gewissen Schulmeister bemerke ich sehr Viele, die noch nicht hier sind."

Nur Dachsberger lachte nicht. Pathetisch sagte er: „Wissen thun sie's. Die nicht kommen wollen, sollen es bleiben lassen!"

„So werde ich gleich mit den Vorbereitungen beginnen," ämtelte Wichtel. Er ging zu den versammelten Wählern, nahm ihnen die Legitimationskarten ab und legte sie auf den grünen Tisch, wo er sie während der nachfolgenden Scene abzählte. Gleichsam wie zu einer Einleitung wendete sich Dachsberger, der ehrenfeste Obmann, zu Hausner und legte in die dienstliche Aeußerung die Galle seines persönlichen Griesgrams: „Man hat beliebt, zu beschließen, daß heute statt der wirklichen Wahl einstweilen nur eine Wahlprobe vorgenommen werden soll, was man vor lauter Nachäfferei den großen Städten nachmacht." Und mit seinem trockenen Humor fügte er bei: „Ich wette aber zehn glasirte Krügel gegen ein zerbrochenes Häferl, daß nichts Gescheidtes herauskommt."

Hastig unterbrach ihn Raminger: „Seid deshalb nicht verdrießlich, Freund Dachsberger! Es wird schon gehen und

es muß gehen! Wenigstens kann man auf diese Art öfter reden, den Ihr wißt, ich habe mich als Candidat gemeldet."

Mit einiger Ironie sprach Hausner darein: „Mehrere Wähler und gerade nicht die zerlumptesten, haben gewünscht, daß auch meine Wenigkeit auftreten soll."

Giftig erwiederte der heftige Nagelschmied: „Das steht einem Jeden frei; deswegen aber, weil Ihr auftretet, läßt sich der Raminger nicht abschrecken."

In mannhafter Stellung gegen ihn sagte der Aumüller: „Der Hausner aber auch nicht!"

Während dieses kleinen Wortgefechtes war Fuchsleitner wieder in den Garten zurückgekommen und eilf bis zwölf ältere Männer folgten ihm. Die Letzteren traten zu dem grünen Tisch, wo der Gemeindeschreiber, der sie auf's Zuvorkommendste becomplimentirte, ihre Legitimationskarten in Empfang nahm.

Fuchsleitner raunte dem Aumüller selbstzufrieden in die Ohren: „Ich habe in der Geschwindigkeit noch eine Anzahl von Eurer Partei zusammengebracht."

„Gut!" sagte Hausner mit gedämpfter Stimme; „aber verschafft mir auch die bewußten Papiere!" Mit großem Ernste betonte er: „Heute ist, wie Euch bekannt, dazu der letzte Termin."

Mit derselben Vorsicht, wie früher, flüsterte Fuchsleitner: „Verlaßt Euch darauf, es wird zu rechter Zeit geschehen."

Jetzt trat Raminger an die Seite Fuchsleitner's und stänkerte halblaut: „Was machst denn Du für verdächtige Bewegungen? Ich will nicht hoffen, daß Du gegen mich auftrittst?"

Der verdächtige Schelm gerieth nicht in die geringste Verlegenheit; er kneipte den Schmied vertraulich lächelnd in die Seite und sagte heimlich zu ihm: „Ich muß thun, als ob ich es mit ihm da hielte."

Raminger schien sich mit dieser Versicherung zufrieden zu geben, da er von dem unheilbaren Zerwürfnisse Fuchsleitner's mit seiner Familie nicht unterrichtet war.

Mittlerweile hatte Dachsberger wieder auf seine Uhr gesehen. „Es ist accurat 5 Uhr," sagte er. „Fangen wir an!" Er erhob sich und gebot mit der Würde seines Amtes: „Alle diejenigen, welche keine Wähler sind, haben sich rückwärts zu begeben, damit der Raum hier für die Wähler frei wird."

Er gab Stöckler ein Zeichen, und dieser drängte die Unberufenen dienstgewaltig zurück. „Platz gemacht!"

Franziska und Susi, Willibald mit den Müller- und Bäckerjungen, die Schmiedgesellen und die sonstigen Zuschauer begaben sich in den Hintergrund des Gartens längs der Kegelbahn, wo sie übrigens Alles sehen und hören konnten.

Hausner und Raminger setzten sich zu ihren Anhängern.

Dachsberger zog vier Männer, denen er zuwinkte, zu sich an den grünen Tisch, an welchem auch Wichtel Platz nahm. Stöckler stellte sich hinter dem Stuhle des Letzteren auf.

Wichtel steckte die Feder hinter das Ohr, machte eine wichtige Miene und sagte halblaut zu dem Ruhe abwartenden Obmann: „Bin neugierig, ob conservativ oder radical?"

Dachsberger, in seiner Geschäftspause gestört, fuhr den Gemeindeschreiber mürrisch an: „Ich kann diese neumodischen Ausdrücke nicht leiden!"

Wichtel lachte bei Seite: „Mir auch alles Eins!"

„Ruhe!" rief jetzt Dachsberger mächtig, indem er gegen einige laute Tische den Arm ausstreckte. Dem festen Mahnrufe folgte tiefe Stille.

Nun ließ sich Dachsberger mit Salbung vernehmen: „Ehrenwerthe Herren! Als gewählter Obmann eröffne ich anhietzo die heutige Versammlung. Es ist nämlich beschlossen worden, daß wir den Ausschußmann, der uns abgeht, heute noch nicht wirklich, sondern nur auf die Probe wählen. Das soll den Zweck haben, daß sich die Stimmen schon vorher vereinigen und dieselben bei der Hauptwahl — heute über acht Tage — möglichst auf Einen Kopf fallen."

Eine Stimme rief: „Das wird eine Kunst werden!"

Unwillig bedeutete der vorsitzende Hafnermeister dem Unterbrechenden, der heimischen Mundart sich bedienend: „Stat sein!"

Hierauf folgte eine kurze Pause, nach welcher der Obmann fortfuhr: „Es haben sich zwei Candidaten um die Wahl gemeldet;" mit gehobener Stimme verkündete er: „der Müllermeister Herr Christoph Hausner, und der Nagelschmiedmeister Herr Peter Raminger. Welcher von Beiden soll zuerst reden?"

Ein Wähler rief: „Abstimmen!" — Viele wiederholten diesen Ruf.

Dachsberger fragte jetzt den Gemeindeschreiber: „Wie viele Wähler sind anwesend?"

Wichtel zeigte die auf dem Tische liegenden Legitimationskarten. „Genau gezählt — sechsundvierzig."

Im parlamentarischen Rechnen vielleicht nicht ganz fest, wendete sich Dachsberger zu Wichtel: „Also wäre das erforderliche Uebergewicht?"

Der Gemeindeschreiber erwiederte mit ironischer Ergebenheit, zugleich den bürgerlichen Obmann verbessernd: „Zur absoluten Majorität sind dreiundzwanzig Stimmen erforderlich, weil nach Abschlag der beiden Herren Candidten nur vierundvierzig Wähler vorhanden sind."

„Richtig!" sagte Dachsberger gravitätisch. „Herr Wichtel, sammeln Sie die Stimmen ein!"

Der Gemeindeschreiber zog einen zerknitterten Bogen Papier heraus und machte mit der Feder schnell zwei Colonnen. Die anwesenden Wähler traten nun, einer nach dem anderen, an den Tisch, gaben den Namen an, und Wichtel machte in der ersten oder zweiten Colonne jedesmal ein Strichel, wobei ihn Dachsberger aufmerksam überwachte.

Während der Vornahme dieses Geschäftes war der Hausirer Schneppe hereingetänzelt. Er trug diesmal keinen Waarenkram bei sich und blieb nach mehrfachen Bücklingen am Rande des Gartens stehen. „Allerseits gehorsamergebener Diener! Mit Wohldero Erlaubniß bitte ich, dem wichtigen Acte in aller Bescheidenheit beiwohnen zu dürfen."

Die übertriebene Höflichkeit des an und für sich schon komischen Hausirers wurde mit Gelächter aufgenommen.

„Gemeines Volk!" sagte Schneppe bei Seite und suchte mit den Blicken umher: „Wo ist denn mein politischer Freund? — Ah, dort!" sagte er, nachdem er Hausner erblickt hatte.

„Halt!" rief Dachsberger gegen ihn her, als er sich zu dem Aumüller in den Wählerraum begeben wollte. Der Obmann zeigte auf den Standort der Zuschauer: „Der Herr gehört dorthin!"

„Werde gleich so frei sein," versetzte Schneppe mit vielen Complimenten, während ihn Stöckler mit dem nicht sehr feinen Zuruf: „Da geht der Weg!" aus dem Wählerraume führte.

Schneppe, sich gegen den unhöflichen Gemeindewächter

mit stummer Geberde stemmend, blieb in der Nähe des Aumüllers stehen, der an der hintersten Tischreihe des Raumes der Wähler saß. Halblaut sagte er zu Hausner: „Schwere Arbeit! Ich habe alles Mögliche aufgeboten."

Mit ebenso gedämpfter Stimme antwortete ihm Hausner: „Es ist heutzutage schon so, daß Alles obstinat wird."

Dachsberger fragte jetzt den manipulierenden Gemeindeschreiber: „Nun, wie steht's?"

„Bin schon fertig," erwiederte der Letztere, indem er die Stimmenzahl auf der Liste summirte: „Herr Hausner — zehn — zwölf — vierzehn — sechszehn — siebzehn — achtzehn — zwanzig." Mit verstärkter Stimme rief er: „Zwanzig Stimmen."

Unter den Wählern entstand eine Bewegung der Verwunderung.

Wichtel zählte fort: „Herr Raminger — neun — zehn — dreizehn — sechzehn — achtzehn — zwanzig — einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig —"

Mit einer neuen, größeren Bewegung verfolgten die Wähler ihr Gemeindeorgan.

„Vierundzwanzig," schloß Wichtel und wiederholte mit lauter Betonung: „Herr Raminger — vierundzwanzig Stimmen."

Bei der allgemeinen Ueberraschung rief Schneppe bei Seite: „Der verdammte Nagelschmied!"

Fuchsleitner blickte hämisch auf den Sieger des ersten Ganges und murmelte für sich: „Warte nur!"

Triumphirend blickte Raminger umher und gab gegen Franziska hin durch ein Zeichen zu erkennen, wie sehr er sich seiner Zuversicht bewußt sei.

Dachsberger aber schüttelte unmerklich den Kopf und sagte vor sich hin nichts als: „Hm!"

Plötzlich trat unter den Zuschauern Fabian hervor und schrie: „Vivat — die Schwarzen!"

Die Schmiedgesellen und die ganze Partei Raminger's rief im Chore nach: „Vivat — die Schwarzen!"

Wüthend schlug Dachsberger in den Tisch: „Still, oder ich lasse augenblicklich die ganze Gallerie räumen!" — Er wollte jetzt zeigen, daß er sich auch parlamentarisch ausdrücken könne, wenngleich es nicht glücklich ausfiel.

Stöckler gab den Worten des Obmanns gehörigen Nachdruck, und drohte mit der Faust gegen die Schmiedgesellen.

Der Obermühljunge Josef hatte während dieses kurzen Zwischenspieles Fuchsleitner zweifelnd und fragend angeblickt, von diesem aber durch einen Augenwink das Zeichen des weiteren Zuwartens erhalten.

Als wieder Stille eingetreten war, nahm Dachsberger von Wichtel die Stimmliste und zählte laut nach: „Zwanzig hier — und Vierundzwanzig hier — macht Vierundvierzig. — Es ist richtig!"

Nach einer Weile sagte er sehr gedehnt: „Herr Raminger hat also das erste Wort."

* * *

Der Nagelschmied, stolz auf seinen Sieg, trat mit leidenschaftlicher Hast und zuversichtlicher Miene unter den Vorsprung des Gartensaales und nahm neben dem grünen Tische des Comités Stellung gegen die in Spannung versetzten und zum Horchen bereiten Wähler.

„Hochansehnliche Versammlung!" begann er und setzte dann etwas ab, während sich Schneppe räusperte.

Raminger sprach: „Hochgeehrte Herren und Freunde! Es gibt Manchen unter Euch, welcher vielleicht mehr Verstand hat, als ich; aber in einem solchen Fall, wo wir nämlich einen Gemeindeausschuß wählen sollen, ist der Verstand allein nicht genug; man muß auch die rechte Schneide haben, und in der Hinsicht nehme ich es mit einem Jeden auf."

Einzelne Stimmen riefen „Bravo!", andere „Pst!" „Was ich will und wie ich es meine," sagte Raminger bei Fortsetzung seiner Rede, „das setze ich Euch in Folgendem auseinander: Ich will nämlich ein scharfes Auftreten gegen Alles was dem alten Zopfthum angehört — die Abschaffung aller bestehenden Mißbräuche — das Ausreißen sammt der Wurzel!"

Ein vielfaches „Bravo!" unterbrach ihn.

„Strenge Untersuchung — und in jedem thunlichen Fall — Aufhebung der sogenannten alten Rechte der Besitzer, wodurch die Kleineren bedrückt werden."

Lärmendes „Bravo!" erscholl von der einen, der Ruf „Oho!" von der anderen Seite.

In heißem Eifer entwickelte Raminger seine weiteren Ansichten: „Schutz und Unterstützung der kleineren Gewerbe und möglichste Entlastung derselben."

Zahlreiche Stimmen ließen wieder ihr „Bravo!" hören. Stark betonend sagte jetzt Raminger: „Verminderung der jährlichen Steuerzuschläge — mittelst Umlegung auf die größeren Besitzer."

Die Zustimmung der einen Partei wurde durch das Zischen der anderen beinahe aufgewogen und Schneppe flüsterte dem Aumüller in's Ohr: „Thun Sie 'mal interpelliren!"

Hausner griff die Mahnung sogleich auf und rief gegen den Sprecher hin: „Wer soll denn für die vielen kleinen Gewerbe die Steuern zahlen?"

Mit der ihm eigenthümlichen Keckheit antwortete Raminger: „Diejenigen, welche mehr Geld haben."

Seine Partei erhob einen schallenden Zuruf, wogegen die Freunde Hausner's eine heftige Opposition zeigten.

Raminger fuhr fort: „Ich will die Gründung und Errichtung von Arbeiter- und Dienstbotenkassen, durch Beiträge nach einer ergiebig steigenden Scala vom Steuergulden."

Fabian und die Schmiedgesellen ließen jetzt eine Salve von Beifall los; Dachsberger aber polterte: „Ruhig dort hinten!"

Stöckler schoß wie ein Pfeil hin, drängte die Gesellen zurück und gebot ihnen: „Im Namen der Obrigkeit — keinen Mucksер!"

Der radicale Candidat erklärte ferner: „Ich will unumschränkte Freiheit aller Confessionen." Rasch fiel Hausner mit der beißenden Frage ein: „Auch für diejenigen, die gar keine Religion haben?" Diesen Worten folgte ein beifälliges Gelächter, durch welches sich der fest gesattelte Nagelschmied nicht unterbrechen ließ. „Ich will zugleich die Aufhebung des Schulgeldes, mit Ausnahme von bekannt vermöglichen Eltern." Vielstimmige Rufe ertönten: „Ja, ja!"

„Im Weiteren die Uebertragung der Kosten für die Gemeindewege auf den ganzen Kreis, überhaupt die Befreiung der Gemeinde von den Lasten für das Allgemeine."

„Sehr gut!" riefen mehrere Stimmen, aber der Aumüller interpellirte neuerdings: „Wie ist denn das möglich?"

Raminger entgegnete: „Es muß gehen! Und Alles geht, wenn man nur ernstlich will.“ Seine Anhänger schrieen jetzt: „Bravo — bravissimo!“

Hausners Partei dagegen ließ wüthende Gegenrufe hören. Der Nagelschmied übertönte sie durch die Stärke seiner Stimme, und auch der Obmann, zwar widerwillig, aber doch unparteiisch seines Amtes waltend, gebot Ruhe.

Der Redner konnte nun wieder weiterfortfahren: „Mein Ziel ist ferner die Erleichterung der Heiratslicenzen und die weiteste Ausdehnung des Wahlrechtes auf die minderen Glieder der Gemeinde“ —

Ein neuer Ausbruch des Beifalles seiner Anhänger, namentlich aber der Schmiedgesellen, vermengte sich mit der ebenso lauten Protestation der Gegenpartei, und Hausner machte den Ausruf: „Da kriegen wir auf der einen Seite lauter Bettler, und auf der anderen ebenso viele Schreier!“ Beifällig rief Schneppe: „Hört!“

Dachsberger, und nach ihm Stöckler, machten gegen den Hausirer ein gebietendes Zeichen des Schweigens, womit die Partei des Nagelschmiedes zufrieden war.

Raminger legte in seiner Rede des Weiteren dar: „Außerdem halte ich noch Allerlei für sehr nothwendig. Vor allem anderen eine gewissenhafte Wirthschaft mit dem Vermögen der Gemeinde und eine sehr genaue Untersuchung der jährlichen Rechnungen.“

„Das versteht sich ja von selbst!“ rief Hausner hin.

Raminger legte jetzt besonderen Nachdruck auf die Worte: „Dagegen soll den Ausschüssen für ihre besondere Mühe und Zeitverwendung eine angemessene Vergütung aus dem Gemeindesäckel geleistet und die unzukömmliche Unentgeltlichkeit dieser öffentlichen Aemter aufgehoben werden.“ —

„Nein, nein!“ hieß es auf Seite der Partei Hausners, — „Ja, ja!“ auf jener des Nagelschmiedes.

Voll Entschiedenheit sagte Raminger: „Ich halte es darum für nothwendig, damit nicht die Reichen allein die Stellen der Ausschüsse besetzen, sondern damit auch die weniger Bemittelten in den Stand gesetzt werden sollen, ein solches Amt anzunehmen und es gehörig zu versehen.“

„Ganz richtig!“ riefen Viele von seiner Partei.

„Bei dieser Gelegenheit wünsche ich ferner," sagte Raminger, — „daß auch die Gemeidebeamten" wobei er mit Protectorsmienen auf Wichtel blickte, — „in Hinkunft besser bezahlt und anständiger gehalten werden."

Wichtel sprang freudig auf und rief halblaut: „Vortrefflicher Mann!"

Pathetisch zog Dachsberger den Gemeindeschreiber auf seinen Stuhl nieder: „Sitzen bleiben!"

„Dann verlange ich," — sprach der Candidat der Schwarzen, — „regelmäßige Versammlungen der befreundeten Wähler, damit sie alles Nöthige unter sich besprechen und die Ausschüsse überwachen." —

Seine Anhänger riefen: „Einverstanden!"

Raminger erhöhte abermals seine Stimme, indem er sagte: „Weiter muß ein wahrer Vertreter der Gemeinde scharf darauf sehen, daß Angriffe auf die Autorität derselben, von was immer für einer Seite, kategorisch zurückgewiesen und niedergeschlagen werden."

Sehr zahlreiche Bravo! bewiesen ihm, daß mit Allem, was er sprach, stets ein großer Theil der Wähler übereinstimmte.

Mit gesteigertem Tone rief er jetzt: „Darum ein festes Zusammenhalten aller Gleichgesinnten, — darum ein Kampf auf Leben und Tod mit allen denjenigen, die lediglich nur dem alten Schlendrian anhängen, alles bessere Neue verhindern, nie den Nagel auf den Kopf treffen wollen und vor dem Wort Radicalismus wie Espenlaub zittern!"

Raminger's starke Wählerpartei und sein sonstiger Anhang klatschte wüthenden Beifall, wogegen sich die Rufe der Gegner kaum zu behaupten vermochten.

Der Nagelschmied kam nun an den Schluß seiner geharnischten Rede: „Zu guter Letzt begehre ich für die Gemeinde und für das ganze Volk so viel Freiheit als möglich."

Unter lärmendem Zuruf sagte er noch: „Das Wie und Wann wird sich schon finden, — wenn es aber sein muß, — kehren wir das Unterste zu oberst!"

Er trat jetzt ab und wurde von allen seinen Parteigenossen mit einem stürmischen Halloh empfangen.

Sich etwas bückend und verbergend, pfiff Fuchsleitner und die Anhänger des Aumüllers thaten es ihm sogleich nach.

— Ich höchsten Tumulte schrie die schwarze Partei: „Vivat Raminger!“

Dachsberger gesticulirte mit beiden Armen vergebens. Höchst verdrießlich blickte Schneppe auf den siegreichen Raminger und brummte bei Seite: „Rothgespritzter!“

Wogegen Wichtel für sich hin sagte: „Ein Mordkerl — der Nagelschmied!“

Dachsberger schlug mittlerweile ein paar Mal heftig in den Tisch und rief: „Aufgepaßt!“

Nachdem sich die Aufregung gelegt und die Ruhe einigermaßen hergestellt hatte, sagte der Obmann weithin vernehmlich und mit besonderer Bedeutung: „Jetzt hat Herr Hausner das Wort.“

Es trat eine erwartungsvolle Stille ein. — Als der sehr ernst gewordene Aumüller gemessenen Schrittes vortrat, lispelte ihm Schneppe in aller Geschwindigkeit zu: „Nur fest auftreten! Das Volk schnappt gleich wieder um.“

Hausner nickte und stellte sich an der Seite des grünen Tisches in Bereitschaft. Ruhig und mit offener Stirne sah er umher, faßte die Versammlung einen Augenblick näher in's Auge und begann hierauf mit fester Stimme: „Werthe Herren, Freunde und Nachbarn! Nach meinen Grundsätzen kann ich nicht so viel versprechen, als mein Vorredner; was ich aber sage, das will ich auch halten.“

Schneppe klatschte lebhaften Beifall und die Partei des Aumüllers rief: „Bravo!“

„Ich stimme jedenfalls auch für die Abschaffung aller Mißbräuche, wenn sie in der Gemeinde bestehen; aber man muß vorerst erweisen, daß es wirkliche Mißbräuche sind.“

Mit dem Ruf: „Recht hat er!“ kreuzte sich der Gegenruf Raminger's: „Da kommt nichts heraus!“

Um den Gegner zur Ruhe zu zwingen, ging Hausner in eine kräftigere Betonung über: „Im Allgemeinen bekenne ich meinen Wählern zum voraus, daß, je mehr man heutzutage von Constitution und Freiheit redet, ich umsomehr für eine sehr strenge Handhabung der Gesetze bin, ohne die es kein Recht, keine Ordnung und keine Sicherheit gibt.“

Dieses entschiedene Glaubensbekenntniß weckte einen starken Beifall.

Hausner führte im weiteren Anhange aus: „Der Sinn für Gesetzlichkeit soll alle Glieder der Gemeinde, Alt und Jung, Arm und Reich, durchdringen, und im Großen soll es sein, wie in einem wohlgeordneten Hause im Kleinen. Darauf hätte die Gemeindevertretung ihr allervorzüglichstes Augenmerk zu richten."

„Sehr gut!" riefen viele Stimmen und die Augen Schneppe's glänzten.

Raminger jedoch rief dazwischen: „Das paßt für Kinder und Dienstboten, aber nicht für uns!

Seine Anhänger stimmten ihm durch ihre Ausrufe bei und Dachsberger mußte wiederholt Ruhe gebieten."

Hausner war einigermaßen in Aufwallung gekommen und kräftig warf er seinen Gegnern die Bemerkung hin: „Trotz Eures Geschrei's habe ich doch Recht!"

Er wartete eine kleine Weile, sammelte sich und mäßigte wieder den Ton seiner Stimme, indem er seine Wahlrede weiter spann: „Wenn nicht Alles aus dem Leim gehen soll, so muß für Jeden volle Sicherheit sein in seinem Besitz. Deshalb will ich Heilighaltung des Eigenthums in allen Formen und kräftigen Schutz für erworbenes und verbrieftes Recht."

Seine ganze Partei ließ nach diesen Worten ein schallendes: „Bravo — Bravo!" ertönen, während die Anderen schwiegen und sich nicht rührten.

Hausner ließ sich durch dieses kalte Schweigen seiner Gegner bei einem der wichtigsten Punkte nicht abschrecken, sondern legte ein um so stärkeres Gewicht in den jetzt folgenden politischen Glaubenssatz: „Was die beliebten Neuerungen anbelangt, so halte ich sie — das sage ich offen und ungescheut — für ein sehr bedenkliches Capitel."

Er hatte mit diesen Worten ein Thema berührt, welches, wie bekannt, für jeden Candidaten eine der gefährlichsten Klippen bildet. — Die beiden Parteien maßen ihre Kräfte gegeneinander, da die Einen mit einem stürmischen Beifall antworteten, die Anderen aber um so heftiger: „Oho!" schrieen und sonstige Mißtöne hören ließen.

Der Obmann hatte abermals viele Mühe, die Ruhe herzustellen.

Hausner sprach mit neuem Nachdruck: „Was eine Dauer

haben soll, das kann nur allmälig werden. Ein Eichenbaum wächst nicht über Nacht."

„Hört!" rief Schneppe wohlgefällig, Stöckler aber winkte ihm heftig, daß er schweigen soll.

Hausner erklärte ferner: „Ich stemme mich aus Leibeskräften gegen jede Ueberstürzung; denn ich bin der Meinung, daß es eine Thorheit wäre, ältere, aber noch ganz gesunde Bäume blos deswegen umzuhauen, um dafür ein schönes Strauchwerk zu pflanzen, das weder Holz noch Schatten gibt und nicht in unseren Boden paßt."

„Einverstanden!" rief Einer, und eine große Anzahl der Uebrigen rief es nach.

„Also Neuerungen nur dann," ergänzte Hausner, „wenn sie eine wahrhafte Verbesserung oder eine allgemein anerkannte Nothwendigkeit sind."

Anhaltendes Beifallsklatschen bezeugte die volle Zustimmung seiner Anhänger, wogegen unter heftigen Geberden Raminger den protestirenden Ausruf machte: „Das hieße die Veränderungen und Verbesserungen bis in die Ewigkeit verschieben."

Festen Sinnes entgegnete ihm der Aumüller: „In allen Dingen Vorsicht, Mäßigung und Bedächtigkeit! Darum keine Ausschreitung über die Grenzen der Gemeinde."

Hausner's Parteigefährten nickten mit dem Kopfe ihr Einverständniß, Raminger aber trat einen Schritt vor und interpellirte: „Wie ist's denn mit den Gemeindezuschlägen? Mit den Heiratslicenzen? Mit den Arbeiter- und Dienstbotenkassen? Mit der Ausdehnung des Wahlrechtes? Mit der Entschädigung für die Ausschüsse? Was ist's mit der confessionellen Freiheit?"

Ohne sich durch diese Herausforderung hinreißen zu lassen, entgegnete Hausner gemessen: „Die Gemeindezuschläge soll man durch vernünftige Wirthschaftlichkeit vermindern, die nothwendigen aber nach einem gerechten Maßstabe auf alle Steuerträger umlegen und nicht auf Diejenigen allein wälzen, die mehr haben."

Der Nagelschmied hustete zweideutig und seine Genossenschaft konnte in diesem Punkte nur schweigen.

Hausner fuhr fort: „Wie ich über die Heiratslicenzen

denke, das habe ich schon vorhin merken lassen. Man soll sie eher erschweren als erleichtern, denn an Population fehlt es uns wahrlich nicht und auch an Armen haben wir keine Noth."

„Ja wohl!" riefen viele Stimmen, während Einige von Raminger's Partei zischten.

Hausner suchte sie durch seinen Gleichmuth zu entkräften. Er sagte auf die Frage: „Arbeiter- und Dienstbotenkassen?" „Ja!" meinte jedoch: „Aber die Dienstleute sollen selbst auch sparen." —

Fabian und seine Kameraden begannen jetzt zu pfeifen und Unruhe zu erregen. Dachsberger, gewaltig erzürnt, donnerte ihnen grimmig zu und der Gemeindewächter trieb sie zu Paaren.

Hausner erhob sich wieder und sprach: „Gutdenkende Herrenleute werden sich von freiwilligen Beiträgen nicht ausschließen; gegen einen Zwang protestire ich."

Eine Stimme ließ sich vernehmen: „Ganz recht!"

„Wegen des Wahlrechtes denke ich an zwei alte, unwiderlegbare Sprichwörter," sagte Hausner, der seine Rede satzweise fortsetzte. „Eins heißt: „Viele Köpfe, viel Sinn," und das andere lautet: „Viele Köche versalzen die Suppe." Ich bin gegen jede Ausdehnung, wenigstens für jetzt."

Ein allgemeines Murren der Partei Raminger's zeigte ihm, daß er einen der empfindlichsten Flecke der Demokraten getroffen hatte; um so stärker aber machten seine eigenen Anhänger ihrer Zustimmung Luft, und der Tumult dauerte trotz der Machtgebote des Obmannes eine geraume Weile.

„Ja, bei der Meinung bleibe ich stehen," wiederholte der Aumüller, dessen Talent und Charakter sich heute vollständig erprobte. „Ich denke ebenso über die Freiheit der Confessionen. Das ist ein gar heiklicher Punkt, auf den wir uns nicht einlassen sollen. Ich sehe für unsere Gegend hier keine Nothwendigkeit, und meine, daß man die Religion, in der man geboren und erzogen ist, vor Gott und der Welt bewahren soll."

Ein fast allgemeiner Beifall begleitete die letzteren, warm gesprochenen Worte, denen Hausner noch beifügte: „Ist an den hierüber bestehenden Vorschriften etwas zu ändern, so wird es schon die Zeit geben."

Raminger hatte etwas auf der Zunge, fand es aber doch klüger, sich still zu verhalten.

„Ferner bin ich," sagte Hausner mit muthiger Offenheit, „ebenso wenig für eine Besoldung der Ausschüsse, denn das ist ein Ehrenamt, kein bezahlter Posten, und wir brauchen dazu unabhängige Leute."

„Bravo!" rief Hausner's Anhang, und Raminger knirschte mit verdächtigendem Tone: „Aha!"

Hausner wendete sich mit strafenden Blicken gegen ihn und seine verbissene Partei: „Diejenigen, die Alles von Grund aus umändern, umstürzen und nach ihrer Meinung rapite capite verbessern wollen, die finden in mir nicht ihren Mann. Das sage ich Euch gerade heraus."

Wieder mengten sich Zischen und Beifall der beiden Parteien bunt durcheinander; aber ruhig und versöhnlich erklärte Hausner zum Schlusse: „Das mancherlei Gute, was uns die neue Zeit gebracht hat, will ich nicht verkennen; aber zu sehr viel Anderem muß ich meinen alten Kopf bedenklich schütteln. Die Hetzjagd um die sogenannte größtmögliche Freiheit mache ich auf keinen Fall mit."

Bei dem Ausbruche des lautesten Beifalles seiner Gesinnungsgenossen mußte er sich anstrengen, sich bei seinen letzten Worten hörbar zu machen: „Noch einmal wiederhole ich es: keine Uebertreibungen, keine Sprünge, sondern Mäßigung und Bedächtigkeit, Recht und Billigkeit nach allen Seiten!"

Unter betäubendem Zuruf aller seiner Anhänger trat er jetzt ab, und wurde mit Händedrücken und Glückwünschen freudig empfangen. Auch Schneppe kam herzu, verbeugte sich vor ihm und sagte voll Ergebenheit: „Meine Hochachtung!

Raminger hatte mit beiden Händen verneinende Bewegungen gemacht und heftig ausgerufen: „Das ist viel zu wenig!"

„Mir auch! sagte der Gemeindeschreiber bei Seite, während sich der Partei des Nagelschmiedes eine außerordentliche Unruhe bemächtigt hatte. Die feindlichen Parteien traten in zwei große Gruppen zusammen und besprachen sich auf das lebhafteste.

Fuchsleitner hielt sich fortwährend auf der Lauer.

* * *

Obmann Dachsberger, auf dessen Gesichte man Zweifel und Unmuth über die Ungewißheit lesen konnte, erhob sich in seiner Würde zum so und sovielten Male, ließ seine Blicke über den ganzen Gartenraum schweifen und fragte dann mit starker Stimme: „Kein Candidat mehr?"

„Nein!" sagte Raminger hastig, und es meldete sich auch in der That Niemand mehr.

„Schreiten wir nun zur Abstimmung!" rief Dachsberger, und es entstand augenblicklich eine allgemeine Spannung. — „Herr Wichtel Sie wissen schon!" mahnte der Obmann.

„Bin schon da!" erwiederte der Gemeindeschreiber und bereitete einen Bogen Papier vor.

Die Wähler traten dicht und in großem Eifer heran.

„Gebet Eure Stimmen gewissenhaft ab, als ob es heute schon im Ernst wäre!" sagte Dachsberger.

Uebrigens war der rührige und eilfertige Wirth unter diesen der Erste. Er war zur Bedienung der Gäste ab- und zugegangen, hatte gelegenheitlich der Rede Hausner's ein paarmal „Bravo!" erschallen lassen und kam eben jetzt, in seiner Geschäftigkeit, wieder herein. „Schon zur Abstimmung?" sagte er mit sich selbst sprechend, „also folglich — ich auch!" Er ging zum Tische des Comité's, gab seine Stimme ab und eilte mit Krügen und Gläsern wieder fort.

Fuchsleitner sagte zu Hausner im Vorbeigehen: „Die Partei des Nagelschmieds ist verzweifelt stark, aber das thut nichts!"

Während die Wähler in leidenschaftlicher Masse an den grünen Tisch sich drängten, ihre Stimmen abgaben und auf nichts anderes achteten, traten die Zuschauer wieder vorwärts und sonderten sich in einzelne Gruppen.

Willibald hatte sich, dem Zuge seines Herzens folgend, zu Franziska und Susi gesellt, freundlich mit ihnen verkehrend und nicht gestört durch die übrigen Anwesenden, deren Gemüther ausschließlich mit der politischen Verhandlung beschäftigt waren.

„Ach, wären wir lieber nicht hergegangen!" sagte Susi zu Willibald. „Ich habe nur wieder gesehen, daß mein und Dein Vater unversöhnliche Feinde sind."

Franziska ihrerseits seufzte: „Zum Prozeß noch diese politische Verrücktheit! Was soll dabei aus unserem Geschäft und aus Euch Beiden werden?"

Auch der sonst leichtblütige Willibald stimmte zum Theile in den Jammer der Mutter und der Tochter ein: „Ja, liebe Susi, unsere Angelegenheit sieht recht trostlos aus, und ich selbst müßte verzweifeln, wenn ich nicht sagen könnte: Verlaßt Euch mitten in den ärgsten Stürmen auf meinen Vater!"

„Bei meinem Mann aber," meinte Franziska kläglich, „müßte ein Wunder Gottes geschehen, oder es müßte — was der gütige Himmel verhüte! ein großes Unglück kommen."

Aus Furcht von ihrem hirnrissigen Mann sagte sie ängstlich zu Willibald: „Wir sollen nicht beisammenstehen. Er könnte plötzlich herblicken und Euch bei uns sehen!"

Willibald sah dies ein und verabschiedete sich rasch: „Susi, was auch immer geschehen mag — verliere nicht den Glauben an mich!"

Innig antwortete ihm das Mädchen: „Ja, Willibald, ich vertraue Dir, und mein Herz bleibt Dir treu bis in den Tod!"

Willibald drückte ihr die Hand, grüßte Franziska und trat auf die andere Gartenseite, wo er sich unter die Zuschauer mischte.

Franziska und Susi wollten sich nun entfernen, was in diesem Augenblicke Raminger bemerkte. Er eilte ihnen nach und hielt sie zurück: „Ihr müßt noch bei der Abstimmung bleiben."

Mit vieler Selbstüberhebung meinte er dann: „Wie ich aus dem Ganzen ersehe, bin ich der Sieger. Ich will haben, daß ihr davon Zeugen sein sollet!" Worauf er wieder zu den Wählern hin eilte.

Franziska blickte ihm bekümmert nach: „Er hat gar nicht mehr weit zum Ueberschnappen!"

Am Comitétische aber sagte Dachsberger zu dem Gemeindeschreiber: „Also fertig?"

Wichtel antwortete: „Gleich!" nahm den Bogen und zählte darin.

Die Wähler zeigten bereits einige Ungeduld; da verkündete Dachsberger mit ernster Amtsmiene: „Die heute vorgenommene Wahlprobe hat das nachfolgende Resultat ergeben. Herr Wichtel, zählen Sie die Stimmen laut vor."

Der Gemeindeschreiber zwinkerte mit den Augen und be-

gann : „Herr Hausner" — das Zählen vielleicht absichtlich in sehr gedehntem Tone sprechend — „Eins — zwei — vier — sechs — sieben — neun — zehn — zwölf — vierzehn — fünfzehn — sechszehn — siebzehn," er zählte nun noch langsamer, „achtzehn — neunzehn — neunzehn" sagte er noch einmal und setzte dann ganz ab.

„Nun?" sagte der Obmann.

Wichtel erwiederte : „Nichts mehr weiter." Mit einer fast gellenden Stimme rief er jetzt : „Herr Hausner in Allem — neunzehn Stimmen!"

„Ei, nicht mehr?" murmelte Dachsberger, der seine völlige Verblüffung nicht verwinden konnte.

Hausner selbst war betroffen und seine Anhänger schüttelten den Kopf; übermüthige Freude leuchtete aus den Augen Raminger's und seiner Genossen.

Schneppe sagte, fast bestürzt, bei Seite : „Das geht schief."

Dachsberger mußte nun die Stimmenzählung für Raminger anordnen und Wichtel zählte für den zweiten Candidaten : „Herr Raminger — Eins, zwei, vier, sechs, acht, zehn, zwölf, dreizehn," er zählte immer schneller, „vierzehn, sechzehn, achtzehn, neunzehn."

Jetzt war eine hohe Spannung eingetreten, und der Gemeindeschreiber zählte mit etwas boshafter Lebhaftigkeit fort : „zwanzig, einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig."

Die Gesichter der Anhänger Hausner's wurden immer länger; Wichtel betonte jetzt sehr stark : „Vierundzwanzig. Herr Raminger — vierundzwanzig Stimmen."

Die ganze Partei desselben schrie : „Victoria! Victoria Raminger!"

Die Freunde des Aumüller's standen wie gelähmt und sahen sich einander verdutzt an, wogegen der Nagelschmied stolz auf Hausner hinblickte und von seinen Anhänger lärmend beglückwünscht wurde.

„Hm! hm!" sagte Dachsberger wiederholt für sich hin, gleichwie Schneppe höchst verdrießlich bei Seite ausrief : „Da haben wir nun die Bescheerung."

Wichtel schloß die Abstimmung mit einem satyrischen Lächeln : „Herr Obmann Dachsberger — Eine Stimme."

Diese letztere Verkündung erregte ein rücksichtsloses

Gelächter. Dachsberger schoß wüthende Blicke, riß dem Gemeindeschreiber den Bogen aus der Hand und versenkte in denselben das Gesicht, um seine Galle zu verbergen. Er zählte nun selbst nach, und es dauerte ziemlich lange, bis er mit seiner Controle zu Stande kam. Endlich sagte er: „Neunzehn — vierundzwanzig und eins, macht in Summa Vierundvierzig. Es geht zusammen. Herr Raminger hat für heute die absolute Majorität."

Bei dieser officiellen Bestätigung des Wahlergebnisses erneuerte die Partei ihr Triumphgeschrei, und auch Wichtel bezeigte durch sein Mienenspiel die größte Freude, da ihm wahrscheinlich schon die Gehaltsaufbesserung vorschwebte.

Raminger nickte voll Selbstgefühl nach allen Seiten seine Complimente, ging dann zu Franziska hin und erhob stolz den Kopf, indem er meinte: „Glaubst Du es jetzt?" worauf er rasch wieder zu seinen Wählern trat und sich in das eifrigste Gespräch vertiefte.

Franziska sagte kein Wort, sondern schüttelte nur den Kopf und sah bekümmert darein.

Obmann Dachsberger schickte sich jetzt an, aufzubrechen; er trat vor und verkündete mit mächtiger Stimme: „Heute über acht Tage, Nachmittag um fünf Uhr, wird die wirkliche Wahl vorgenommen werden. Die Herren Wähler werden höflich ersucht, so zahlreich als möglich dabei zu erscheinen."

Damit war die heutige öffentliche Verhandlung beendet und das anwesende Gartenpublikum mischte sich von jetzt an ungezwungen durch einander. Fabian und die Schmiedgesellen erhoben wieder das ungeberdige Geschrei: „Victoria — Raminger!"

Er selbst war mitten in den Vordergrund getreten, wo er, sich in die Brust werfend, schon den Geist der neuen Würde nahen fühlte. „Ich danke Euch, liebe Freunde," sagte er, und befliß sich dabei eines gewissen Anstandes, den man an ihm nicht zu sehen gewohnt war.

Hausner war ganz schweigsam geworden, hatte sich zurückgezogen und war eben im Begriffe, fortzugehen; Fuchsleitner aber glaubte jetzt den rechten Augenblick gekommen, um seinen Streich auszuführen. Er näherte sich dem Nagelschmied, wel-

cher eifrig mit ein paar Freunden sprach, hinter dessen Rücken, und gab Josef und den Mühljungen durch den plötzlichen Ruf: „Vivat, der Aumüller soll leben!" das verabredete Zeichen.

Josef und Anhang riefen nach: „Der Aumüller soll leben."

In demselben Momente umrangen sie, ehe Fabian und dessen Genossen herzuspringen und es verhindern konnten, den ahnungslosen Raminger, hielten ihn an beiden Armen fest, und Fuchsleitner entriß ihm mit einem raschen Griffe in seine Brusttasche die bewußten Papiere.

Nun entstand ein furchtbarer Tumult, Geschrei und Verwirrung, während welcher Schneppe an der Seite vortrat, und die Hände auf den Rücken gelegt, vergnügt ausrief: „Interessante Wendung!"

Fuchsleitner hielt die Papiere hoch empor und rief gegen den überraschten Hausner hin: „Hier sind sie, die gestohlenen Papiere."

„Höll' und Teufel!" schrie Raminger und wollte auf Fuchsleitner grimmig eindringen, er wurde aber von den Mühlknechten rasch gepackt und trotz seines heftigsten Widerstandes festgehalten. Sich schonungslos in der Gewalt seiner Feinde sehend, zitterte er fast vor Schrecken und dumpf schäumte er vor sich hin: „Ich bin verrathen."

Franziska war herbeigestürzt und voll Entsetzen rief sie: „Um Gotteswillen, was ist denn das? — Rede, vertheidige Dich, Raminger!"

Fuchsleitner drängte die ihn wild bedrohenden Anhänger des Nagelschmiedes zurück und suchte den Sturm von sich abzulenken: „Der Aumüller, der Herr Hausner soll reden. Er wird Euch sagen, daß es wichtige Familienpapiere sind, die ihm gehören."

Auf diese Worte trat ein Augenblick der Ruhe ein. Hausner übernahm und besah die Papiere. Mit ruhiger Entschiedenheit erklärte er den Umstehenden, die seiner Aussage harrten: „Ja, das sind die Documente, die mir gestern vor drei Wochen in meinem Hause entwendet worden sind."

Eine unbeschreibliche Bestürzung bemächtigte sich jetzt der Partei Raminger's, die viel größer war, als auf der Gegenseite die Ueberraschung der Anhänger Hausner's.

Franziska und Susi rangen stumm die Hände und wußten sich den Zusammenhang nicht zu erklären.

Der Obmann Dachsberger wollte sprechen, kam jedoch nicht zu Worte.

Plötzlich riß sich Raminger von den Mühlknechten los und stürzte auf Fuchsleitner hin: „Judas! ich erwürge Dich.“

Ehe er ihn aber erreichen konnte, wurde er neuerdings festgenommen und von allen Seiten so dicht umrungen, daß jeder weitere Widerstand vergeblich war.

„Ich bin verloren!“ stöhnte er aus tiefster Brust, und unter stürmischem Durcheinander, bei dem sich jeder Einzelne zu schaffen machte, endete die unglückliche Wahlprobe.

Am unglücklichsten aber fühlten sich Weib und Tochter des so leidenschaftlich verirrten Nagelschmiedmeisters.

Er war nun vor der ganzen Gemeinde als Dieb gebrandmarkt und die arme Familie der öffentlichen Schande preisgegeben. Selbst Schneppe verlor seine gute Laune und ging tiefsinnig von dannen.

Strenge aber verwies der biedere Hausner seinen Dienstleuten den ungemessenen Jubel über den Fall des Feindes, und auch der tückische Pächter, welcher eine so schreckliche Rache genommen und den Gegner im Momente seines Sieges vernichtet hatte, hielt es für gerathen, sich einstweilen vom Schauplatze zu entfernen. —

Es verstand sich von selbst, daß die stattgefundene Wahlprobe von Seite der Gemeindevertretung gleich den anderen Tag als ungiltig erklärt wurde. —

* * *

Es war der frühe Morgen eines Montags, acht Wochen nach dem leidigen Vorfall im Garten zum Einhorn. In der Zwischenzeit hatte nicht nur die wirkliche Ausschußwahl, sondern auch jene des Bürgermeisters stattgefunden, und wir werden bald vernehmen, wie sie ausgefallen waren.

Im werkfleißigen Hause des Aumüllers war Alles längst an der Arbeit; selbst Frau Elisabeth hatte sich schon angekleidet und war damit fertig, obschon sie für heute einen besonderen Putz gewählt hatte. — Aus welchem Grunde geschah dies heute, am Beginne der Werktagswoche? Was hatte sie Besonderes vor?

Eben kam sie aus dem anstoßenden Schlafcabinete in die große Wohnstube, angethan mit einer mächtigen Crinoline. Quer über die Stube schritt sie zu dem alten Spiegel, der an der entgegengesetzten Wand hing. Indem sie sich auf die Zehen stellte und sich alle Mühe gab, sich im Spiegel recht zu besehen, führte sie, mit ihrem Putze beschäftigt, ein sehr lebhaftes Selbstgespräch, worin sie jetzt Niemand störte.

„Wie steht mir denn die Crinoline?" fragte sie sich angelegentlich, — „die neueste, heimliche Erwerbung, mit der ich mich heute bei dem Gang in die Stadt zum ersten Mal zeigen will?"

Sie stand wieder vor dem Spiegel, und rief dann ärgerlich: „Ich kann mich gar nicht ausnehmen! — Mein lieber Spiegel, ich kann dir nicht helfen! du bist viel zu klein und schon viel zu alt, — ich muß dich pensioniren! und" — sie blickte in der Stube herum, — „mit dir den ganzen Kram dieser alten Einrichtung! Es ist eine Schande, im Hause eines Bürgermeisters so altmodische Möbel zu finden!"

Aus diesen Worten erfahren wir, daß Hausner inzwischen diese Würde erlangt und sie dadurch zur Frau Bürgermeisterin gemacht hatte.

„Gleich, noch diesen Vormittag, wenn ich in die Stadt komme," sagte sie in Fortsetzung ihres Selbstgespräches, — „will ich mir den Tischlermeister bestellen, damit Alles nach meinem Sinn ein neues und nobles Gesicht kriegt."

Der Gedanke an die Umwandlung ihres Hauses in neue und noblere Formen führte sie auf ihren Sohn. Nach kurzer Ueberlegung sagte sie: „Mit dem Willibald habe ich auch noch zu reden, ehe ich gehe. Alles wäre jetzt in bester Ordnung und ginge ganz nach meinem Wunsch, — nur dieses große Kind macht mir noch Sorgen. — Vielleicht ist er in der Nähe?"

Sie ging zur Thüre und wollte nach Willibald sehen, da trat der Aumüller herein. — Er war in seiner Werktagskleidung und von der Mühle stark bestaubt, — der gerade Gegensatz seines Weibes. — Hausner blieb in Betrachtung Elisabeth's stehen und brach dann in helles Lachen aus: „Ja, wie siehst denn Du aus? Beim Frühstück habe ich Dich noch im gewöhnlichen Anzug gesehen, — und jetzt! — Ein Zehneimer

vom Möstler drüben könnte von Dir noch etwas zu leihen nehmen!" — Mit noch ärgerem Lachen deutete er auf die Crinoline, und sagte: „Wie hat denn das Unthier durch das Thor herein können?"

Die Müllerin ärgerte sich über sein Lachen. „Ich bitte Dich, sei nicht so albern," sagte sie, „und thue nicht so, als ob Du für die neue Zeit gar keine Augen im Kopfe hättest! Jede anständige Frau trägt jetzt eine Crinoline, und die Bürgermeisterin wird wohl eine der größten tragen dürfen? Da ich Dich kenne, so habe ich sie mir heimlich bestellt, und eben heute habe ich Dich damit überraschen wollen."

In bester Laune versetzte Hausner, indem er noch einmal kräftig lachte: „Ha ha ha! das ist Dir vollkommen gelungen!"

Elisabeth erwiederte gekränkt: „Lache nicht so satyrisch, und laß mir meine unschuldige Freude! Ich lege Deinen Gewohnheiten auch nichts in den Weg; und wenn Du meinetwegen einen Frack und einen Augenzwicker tragen willst, wie man sie bei den paar jungen Wienerherren in der Stadt drinnen sieht, so habe ich auch nichts dagegen. Ueberhaupt sollst Du jetzt endlich auch ein wenig eleganter werden!"

Hausner lachte wieder aus vollem Halse: „O närrisches Weibervolk!"

Bei der Erwiederung darauf nahm die Müllerin nun sogar etwas Koketterie zu Hilfe, indem sie lächelnd meinte: „Ich will heute Nachsicht haben mit Dir, und Dir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, im Gegentheil will ich Dir sogar mein Lob ertheilen."

Mit dem gutmüthigsten und heitersten Humor erwiederte der Müller: „Die Frau Liserl ist ja ganz ausgewechselt?"

„Ich muß Dir sagen," versetzte sie wohlgelaunt, „daß ich schon seit langen Jahren nicht mehr so zufrieden mit Dir gewesen bin wie eben jetzt."

Den Scherz entgegnend, meinte Hausner: „Mit der Zeit wird halt Alles reif."

„Unser Haus steht jetzt in vollem Glanz," sagte die Müllerin, im gleichen Tone fortfahrend. „Erstens haben sie Dich statt des ordinären Raminger zum Ausschusse und dann sogar zum Bürgermeister gewählt, und ich bin dadurch Bürgermeisterin

geworden; zweitens hast Du den Proceß gewonnen, und unser Feind, der boshafte Nagelschmied, ist zu Boden geworfen."

Sehr ernst fragte jetzt Hausner: „Hast Du denn kein Mitleid mit seiner armen Familie? Weißt Du nicht, daß man ihnen heute das Haus und Alles, was sie haben, im Executionswege verlizitirt?"

Ueber das hier berührte Elend der Raminger'schen Familie ziemlich kurz weggehend, antwortete Elisabeth: „Das weiß ich Alles, aber laß mich ausreden!"

Sie schlug wieder den Ton an, mit welchem sie vorher die Gründe ihrer Zufriedenheit aufzählte: „Drittens macht unser Willibald eine glänzende Partie."

Höchst verwundert über die letztere Mittheilung, sagte Hausner: „So? das ist mir ja etwas ganz Neues!"

„Nun, so mag es Dich angenehm überraschen!" bemerkte Elisabeth. „Du hast freilich noch nichts davon gewußt, hast auch kein Verdienst dabei, sondern nur ich allein." Sie hielt inne, als jetzt der Obermühljunge Josef an der Thüre erschien. Voll Mehlstaub, rief er von außen herein: „Meister, der Getreidewagen —"

Der Müller, nur an Willibald denkend, hatte Josef ganz überhört; er war gegen Elisabeth gewendet und wollte von ihr noch etwas mehr wissen: „Ich bin schon neugierig." —

Elisabeth legte den Finger auf den Mund und sagte: „Still! es ist noch ein Geheimniß."

„Wäre eine Kunst, etwas zu verrathen, wenn man nichts weiß," meinte der Müller, etwas mißmuthig.

Indessen rief Josef stärker, als vorhin: „Der Getreidewagen von Stadelkirchen ist da."

„Ah so!" versetzte Hausner und bedeutete seinem Untergebenen: „Ich komme gleich." — Im Hinausgehen sagte er zu Elisabeth mit zurückgekehrtem Humor: „Ich bitte hernach um die Fortsetzung."

An der Thüre begegnete ihm Schneppe, der vor dem Müller tiefe Bücklinge machte.

Der Hausirer, in einem kurzen Regenmantel von Kautschuk, war wieder mit seinem ganzen Kram bepackt. Im Hereintreten verneigte er sich vor der Müllerin mit den graziösesten

Complimenten: „Hochverehrteste Frau Bürgermeisterin, meinen tiefsten Respect!“

Sehr freundlich erwiederte ihm Elisabeth: „Ah, der Herr Schnepper wieder da?“

„Zu dienen!“ sagte Schneppe mit neuen Complimenten. „Gestern spät Abends bin ich von meiner gebirgigen Geschäftsrundreise — von hier nach Kremsmünster, Kirchdorf, Spital am Pyhrn, Admont und Altenmarkt, über Weyer und Losenstein wieder hieher zurückgekommen.“

Seine Päcke seitwärts auf einen Tisch ablegend, entschuldigte er sich: „Mit Erlaubniß, meinen lästigen Appendix einstweilen hinlegen zu dürfen!“ Worauf sich der Allerweltsmann weiter vernehmen ließ: „Seit meinem letzten Hiersein sind acht Wochen verstrichen, — aber welche Veränderungen in dieser kurzen Zwischenzeit!“

Beifällig bejahte die Müllerin: „Nicht war, Herr Schnepper?“

Der Hausirer machte einen Seitenblick auf die Crinoline und dazu die Bemerkung; „Die Zunahme an Glanz und Ansehen springt Einem gleich in die Augen.“

„Der Herr Schnepper ist halt alleweil galant,“ dankte Elisabeth, die sich sehr geschmeichelt fühlte, — „und das muß ich sagen: die Galanterie ist meine Schwachheit.“

Mit vielen Kratzfüßen erwiederte der schlaue Hausirer, der seine Leute kannte: „Süße Bekenntnisse der Frauen!“ — Die handwerksmäßigen Schmeicheleien fortsetzend, sagte er dann: „Nicht in meinem Interesse bin ich hergekommen, — obwohl ich dort“ — er zeigte auf seine Päcke, — „allerlei neue, ganz vortreffliche Geheimmittel hätte; sondern ich bin nur erschienen, und zwar gleich am Morgen, um meinen ergebensten Glückwunsch abzustatten.“

Mit vielem Wohlgefallen nickte die Müllerin: „Schönsten Dank, Herr Schnepper!“

Der Hausirer berichtete ferner: „Mein Erstes war, mich um den verehrlichen Aumüllerhof zu erkundigen; da erfuhr ich zu meiner angenehmsten Ueberraschung den Sturz des Führers der Schwarzen und die Erhebung des Hauptes der Weißen, mit der gleichzeitigen Erhebung der Frau Bürgermeisterin,“ wobei er sich gegen die Müllerin mehrmals verneigte.

Ihr Gesicht glänzte vor Freundlichkeit und rasch fiel sie mit den Worten ein: „Die für eine solche Anhänglichkeit und Theilnahme gerne erkenntlich ist."

Sie ging zum Kasten und nahm aus der Brieftasche ein paar Banknoten. „Ich bin Ihnen für Ihre vielen Bemühungen zu Gunsten meines Mannes ohnehin noch meinen nachträglichen Dank schuldig," sagte sie und hielt ihm die Belohnung hin.

„O bitte, so war es nicht gemeint!" entgegnete er und that sehr zimperlich, streckte aber die Hand schnell nach den Banknoten hin und steckte sie rasch zu sich, indem er — so daß die Müllerin es hören konnte — halblaut sagte: „Vortreffliches Wesen!"

Das große Selbstgefallen, welches die Bürgermeisterin erfüllte, war gegen den wohlgelittenen Hausirer sehr mittheilsam, und sie konnte sich gegen einen Fremden mit weniger Zwang, als gegen die Einheimischen aussprechen, um so lieber aber gegen Schneppe, der es so gut verstand, mit Personen vom Charakter Elisabeth's zu verkehren.

„Ja, Herr Schnepper," erzählte sie jetzt mit dem freundlichsten und redseligsten Vertrauen, „wir haben glorios triumphirt! — Der rachsüchtige Nagelschmied hat seine Feindschaft gegen uns theuer bezahlen müssen. Bei der Ausschußwahl ist er gegen meinen Mann auf das Schmählichste durchgefallen, darauf vor acht Tagen ist es entschieden worden — hat er den spitzbübischen Proceß gegen uns verloren, hat dann die Proceßkosten nicht zahlen können, und nun haben sein eigener Doctor und die anderen Gläubiger die gerichtliche Feilbietung von seinem Haus und von seinem ganzen Hab' und Gut erwirkt."

Sie ging zum Tisch und zog aus der Lade ein Zeitungsblatt hervor. „Da lesen Sie selbst, was im Amtsblatt der Zeitung steht."

„Nichts als die gerechte Strafe Gottes für diesen grimmigen Wühlhuber!" versetzte Schneppe, nahm das Zeitungsblatt und las aus demselben laut für sich: „Vom kaiserlich königlichen Kreisgerichte wird bekannt gemacht: es sei in die executive Feilbietung des den Peter und Franziska Raminger'schen Eheleuten gehörigen Hauses Nr. 36, Gemeinde Sanct Ulrich, im gerichtlichen Schätzungswerthe per 5600 fl., nebst

der darauf haftenden Nagelschmiedgerechtsame und dem dabei befindlichen Gartengrund, sammt Werksgeräthe und Einrichtungsstücken im Schätzungswerthe per 400 fl., in Summe per 6000 fl., gewilligt worden, und wird zur Vornahme derselben der 29. August —"

Schneppe unterbrach sich und sagte: „Das ist ja heute?"

„Ja, heute, diesen Vormittag," bestätigte die Müllerin.

Schneppe las wieder fort: „Der 29. August, der 26. September und der 24. October dieses Jahres mit dem Beisatze bestimmt, daß, wenn diese Realität bei dem ersten oder zweiten Termin nicht wenigstens um den Schätzungswerth an Mann gebracht werden könnte, dieselbe bei dem dritten Termine auch unter der Schätzung verkauft werden würde."

Jetzt schielte er seitwärts und sagte für sich: „Ich muß ihr zuliebe die ganze Geschichte auslesen als wäre es der interessanteste Roman!" Gleich darauf setzte er das laute Lesen fort: „Kauflustige haben sich daher an den genannten Tagen um zehn Uhr Vormittags in obiger Behausung einzufinden und mit dem zehnpercentigen Vadium zu versehen."

Völlig erschöpft von den Anstrengungen, den amtlichen Styl zu verstehen, legte er das Blatt weg und sagte: „Der hat es nicht anders haben wollen!"

„Ja wahrhaftig!" versetzte Elisabeth, die nach einer kurzen Pause nun auf einen anderen Gegenstand übergehen wollte. „Jetzt habe ich nur noch Eines in Ordnung zu bringen," sagte sie selbstzufrieden zu ihrem Vertrauten, „dann ist mein Glück vollständig, — nämlich eine große Hochzeit von meinem Sohn, und dann — angesehene noble Verwandte."

„Meine Gratulation!" erwiederte Schneppe mit Bücklingen.

Gnädig wohlwollend und Höhergeborne nachahmend sagte sie zu ihm: „Wenn Sie noch in der Gegend sind oder zufällig wieder hier durchpassiren, so sind Sie zur Hochzeit höflichst eingeladen!"

Schneppe scharrte mit den Füßen und stammelte: „O zu viele Ehre!" — Bei Seite sagte er rasch: „Da könnte ich mich auf drei Wochen voressen!"

Die Unterhaltung der Beiden hatte ein Ende, da in diesem Augenblicke Willibald eintrat.

* * *

„Da ist er ja!“ rief Elisabeth ihrem Sohne entgegen, mit welchem sie noch zu verhandeln hatte.

Willibald erschien in sonntäglicher Kleidung, jedoch sehr trübsinnig. „Der Vater hat mir gesagt, daß Ihr mit mir reden wollt?“ sagte er in einem melancholischen Tone.

Desto frischer und entschiedener war die Mutter, die ihm bedeutete: „Halt ja hab' ich mit Dir zu reden etwas sehr Wichtiges.“

„Eine Familienangelegenheit, die ich nicht stören will,“ sagte der höfliche Hausirer und lud seinen Kram auf. „Bitte sonst mit mir zu befehlen. Ich wohne, wie gewöhnlich, drüben im Einhorn, wohin ich mehrere Kundschaften bestellt habe. Ganz gehorsamst Ergebenster!“ Womit er sich unter erneuerten Bücklingen empfahl.

„Lassen Sie sich bald wieder anschauen, Herr Schnepper!“ rief ihm Elisabeth in der gewohnten heimischen Sprechweise nach.

Schneppe erschien noch einmal an der Thüre und verneigte sich mit einem tiefen Compliment.

Indem sich die Müllerin jetzt wieder gegen Willibald wendete, sagte sie mit mißbilligender Verwunderung: „Was machst denn Du für ein Gesicht? — Du mußt ganz anders d'reinsehen, wenn ich Dir jetzt meine Mittheilung mache!“

Dumpf entgegnete Willibald: „Was soll mich denn freuen?“

Die Mutter fiel mit der ihr eigenen raschen Lebhaftigkeit ein: „Eine junge, hübsche Frau soll Dich freuen, ein Mädchen aus einer guten Familie! — Ich meine nämlich, es sei endlich Zeit, daß Du unsere Sägemühle übernimmst und daß Du heiratest!“

Mit einem ziemlich festen Tone erwiederte der Sohn: „Heiraten — ja! Aber — nach meinem Herzen!“

„Das ist natürlich!“ versetzte die Mutter; — „aber im menschlichen Herzen hat Mancherlei nach einander Platz.“

Willibald antwortete: „Ich will Euch über die letztere Bemerkung nicht widersprechen; aber ich gehöre nicht zu denen, die daran glauben und darnach handeln.“

„Sei nur nicht wieder querköpfig!“ hofmeisterte die Müllerin. „Du hättest gar nicht die Courage, in dieser Hin-

sicht an Deine Zukunft zu denken und dort anzuklopfen, wo ich Dir die Thür öffne. Ich habe für Dich gesorgt, — denn so etwas kann nur eine Mutter zuwege bringen."

Willibald schwieg und nach einer kleinen Pause erzählte sie: „Schon seit längerer Zeit habe ich wegen einer „rechten Frau für Dich" mein Auge auf die Tochter vom Kaufmann Rinnbacher in der Stadt drinnen, auf die brave, hübsche, wohlerzogene Agnes geworfen," —

„Ich will nicht hoffen, Mutter!" rief Willibald, aus seinem Hinbrüten aufgerüttelt.

Verweisend sagte die Müllerin: „Was nicht hoffen! Sei nicht wieder so albern bescheiden, wo Du jetzt nur zuzugreifen brauchst, um eine Partie zu machen, die uns mit den ersten Familien der Stadt in Verwandtschaft bringt! — Ich habe alle voreinleitenden Schritte bereits gemacht, und kann Dir, seit meinem gestrigen Besuch dort, die angenehme Nachricht mittheilen, daß Dir das ausgezeichnete Mädel geneigt ist und die Eltern mit meinem Plan einverstanden sind. Es kommt also jetzt nur auf Dich an, daß Du heute — und das noch diesen Vormittag — mit mir hingehst, Deinen ersten Schritt dafür machst und Dich festsetzest, ehe Dir ein Anderer das prächtige Mädel wegfischt. — Ich will darum gleich jetzt mit Dir den feierlichen Gang machen und bin, wie Du siehst, dazu schon angezogen. — Wie sieht's aber mit Dir aus?"

Sie musterte seine Kleidung und meinte dann: „Du mußt einen besseren Rock anziehen! Du hast einen neuen schwarzblauen, — geh' und richte Dich geschwind zusammen!"

Willibald befand sich in schwer gedrückter Stimmung. — „Mutter, zwingt mich nicht!" sagte er fast bittend. — „Ich kann nicht mit Euch gehen!"

Dieser Widerstand reizte Müllerin heftig. — „Willibald!" rief sie aus.

Der Sohn setzte ihr Ruhe und Zähigkeit entgegen: „Zu dem Mädchen, das Ihr meint, habe ich keine Zuneigung und werde niemals eine haben."

„Du wirst doch Deine Mutter nicht vor der ganzen Rinnbacher'schen Familie so schrecklich blamiren wollen?" rief die Müllerin in großer Aufregung.

„Mutter, ich kann nicht dafür," sagte Willibald und suchte sich damit zu entschuldigen.

Elisabeth war äußerst aufgebracht. „Hättest Du nur eine einzige Ader von mir," fuhr sie ihn an, „so würdest Du handeln, wie ich es wünsche, und wie es zu Deinem eigenen Glücke wäre. Die mir unbegreifliche Thorheit Deiner Liebschaft mit der armseligen Nagelschmiedtochter hat Dir Deinen ganzen Verstand genommen."

Mit aller Wärme seines Herzens entgegnete Willibald: „Laß mir dafür mein Gemüth, das führt mich einen besseren Weg!"

„Was soll das heißen?" sagte die Müllerin mit voller mütterlicher Strenge. „Willibald, ich kann nicht glauben, daß Du mit jener, von Gott und den Menschen verlassenen Familie noch immer in einem geheimen Einverständniß bist?"

„Ja, ich liebe die Susi noch so treu und innig wie jemals," antwortete der aufrichtige Sohn, ohne Furcht vor dem Zorne der leidenschaftlichen Mutter.

Völlig entsetzt rief Elisabeth: „O Du heilloses Kind! So ist Alles, was sich seither ereignet hat, bei Dir allein umsonst gewesen? Du bist also in den Händen dieser Bankerottirer? Gibst Dich ab mit der Tochter von unserem Todfeind? Jetzt noch, wo ihnen vielleicht das letzte Bettgewand verkauft wird? Ich könnte mir über Deine Verblendung alle Haare ausraufen!"

Willibald behielt seine Ruhe und Festigkeit, und suchte die Mutter zu besänftigen, indem er sie bat, sich seinetwegen zu beruhigen. „Ihr müßt aber auch zugleich zugeben," sagte er, „daß die Frau des Ramiger und seine Tochter von der ganzen Welt geachtet sind; sie können nichts für die Leidenschaften und das Unglück des Vaters. Die Susi ist eines der bravsten Mädchen weit und breit; Mutter, das könnt Ihr selbst nicht leugnen! Und sie verlassen, blos deßhalb, weil sie jetzt arm sind — das wäre schlecht und abscheulich!"

Jetzt forschte Elisabeth auf dem Gesichte ihres Sohnes und sprach dann etwas gedehnt und im veränderten Tone: „Hast Du Dich mit ihr etwa zu weit eingelassen? In diesem ärgerlichen Falle bliebe nichts anderes übrig, als die verarmte hilflose Dirne mit einer gehörigen Geldsumme abzufinden!"

In edler Entrüstung erwiederte Willibald: „Mutter, was sprecht Ihr für Gedanken aus! Nehmt dem sittsamen Mädchen nicht das Letzte — die Ehre!"

„Um so besser für sie, wenn es nicht ist!" rief die Erzürnte, dann aber brach sie neuerdings gegen ihren Sohn los: „Nachdem an Dir Hopfen und Malz, Taufe und Chrysam verloren ist, so will ich sogleich mit Deinem Vater reden. Vielleicht glaubst Du dem Stiefvater mehr als mir, der leiblichen Mutter, die selbst im höchsten Zorn die Liebe zu Dir nicht vergißt!" Mit diesen Worten, die ihr zwar verirrtes, jedoch treues Mutterherz verriethen, eilte sie hinaus.

Willibald war trotz ihres Zornes dennoch nicht ohne Rührung geblieben. Der Davonstürmenden nachblickend, sagte er: „Ja, ich will Dir glauben, daß Du aus Liebe zu mir so handelst, aber Du verstehst nicht den Sinn und das Herz Deines einzigen Kindes! Hast Du wohl glauben können, daß ich über meinen Stand hinaustrete und Dir auf den Wegen folge, wo Eitelkeit und Ehrgeiz ihren Flitter suchen? Hast Du gemeint, daß ich die Armuth verachten, Liebe und Treue brechen soll? Nein, Mutter! Du kennst mich nicht!"

Er senkte das Haupt und stand mit gekreuzten Händen. „Arme, arme Susi," seufzte er, — „die Du heute Dein Vaterhaus verlierst und schuldlos an das traurige Schicksal Deiner Eltern gekettet bist! — So unglücklich, — und ich kann Dir nicht helfen."

Nach einer Weile dieser trüben Betrachtungen ermannte er sich wieder und rief entschlossen aus: „Ich verlasse Dich nicht! Mag geschehen, was immer, — ich bin zum Aeußersten bereit, und will mich als Mann bewähren!"

Sein Selbstgespräch wurde durch Hausner unterbrochen, der in sichtlicher Hast daher kam. Er trug jetzt sonntägliche Kleidung, in die er sich inzwischen geworfen hatte, um außer Haus zu gehen.

„Deine Mutter ist ganz außer sich," — sagte er — „und ich soll mit meiner ganzen Macht — wie sie meint — bei Dir einschreiten, damit Du Vernunft annimmst und gescheidt wirst."

„Nach wenigen Worten habe ich gemerkt, um was es sich handelt. Sie hat Dir nämlich die Rinnbacher Agnes zur

Frau vorgeschlagen, und ich muß Dir sagen, daß Deine Mutter eine gute Wahl getroffen hat. Es wird Dir nicht gleichgiltig sein, wenn ich Dir sage, daß ich mit ihr einverstanden bin." — Bei Seite sagte er: „Ich muß mich ein wenig verstellen."

Zweifelnd und aufgeregt erwiederte Willibald: „Lieber Vater, ist das Euer Ernst?"

„Er durchschaut mich wie ein Diplomat, während ich einer sein soll," dachte sich Hausner, und sprach dann: „Ernst? Ja freilich, — wirklicher Ernst! — Ich weiß aus alter Erfahrung, daß die Frauen in solchen Dingen einen weit richtigeren Blick haben, als wir Männer. Verlasse Dich auf Deine Mutter!"

Willibald gab zur Antwort: „Euch und die Mutter in Ehren! — Aber eine solche Wahl widerstreitet allen meinen Empfindungen, und — ich lasse mir keinen Zwang anthun!"

Der Stiefvater blieb in seiner freundlichen Ruhe, und sagte mit prüfendem Ernste: „Mein lieber Willibald! Bedenke das Zerwürfniß und das Unheil, das Du im Falle eines fortgesetzten Widerstandes in unser Haus bringst! — Und trotz aller Hartköpfigkeit wirst Du doch gegen die Mutter nicht aufkommen!"

„Alles hat seine Grenzen, auch der Gehorsam," erwiederte Willibald. — „Ich bitte Euch, Vater, nehmt Ihr es auf Euch, die Mutter wieder zurecht zu bringen. Ihr habt Euch mir immer als einen so guten Vater bewiesen, daß ich alle Kinder glücklich preisen würde, wenn sie einen solchen Stiefvater hätten."

„Na, na! lobe mich nur nicht so in's Gesicht!" sagte Hausner, der seine Rührung verbarg und die Hand des Stiefsohnes ergriff. — „Du bist mir ja auch immer ein so guter Sohn gewesen, daß ich es leicht hatte. — Nur jetzt machst Du mir die Arbeit sauer, — recht sauer," wiederholte er, und fragte ihn dann vertraulich: „Sage mir aufrichtig, was gedenkst Du denn zu thun?"

Mit aller Offenheit entgegnete Willibald: „Das weiß ich selbst nicht; das aber weiß ich, daß ich als ehrlicher Mann mein Wort halte, und daß ich das vom Unglück schwer heim-

gesuchte Mädchen meiner Wahl — die Raminger Susi nicht verlasse."

Der Müller war in seinem Innersten bewegt, befand sich jedoch in äußerster Verlegenheit. — „Ei, Schicksal!" rief er, „daß es gerade die sein muß!"

„Ja, nur die!" bekräftigte Willibald, „und eher würde ich, wenn es sein müßte, auf einige Jahre das väterliche Haus und die ganze Gegend verlassen."

„So? Hm!" meinte Hausner, kraute sich in den Haaren und sagte bei Seite: „Wackerer Charakter!" Halb zu Willibald gewendet, halb vor sich hin sagte er: „Da gibt es keinen Ausweg, und Alles droht in Trümmer zu gehen."

In heftiger Bewegung schritt er auf und nieder und blieb dann stehen, als ob er plötzlich einen Entschluß gefaßt hätte. Gegen Willibald bemerkte er, das bisherige Gespräch abbrechend: „Ich habe jetzt keine Zeit, weiter mit Dir darüber zu sprechen. Es schießt mir etwas Anderes — Dringenderes durch den Kopf!"

Jetzt sann er wieder nach und sagte vor sich hin: „Ich brauche dazu eine zweite Hand, allenfalls den Fuchsleitner? — Doch nein! — Der hat einen zu schlechten Namen. — Wie wär' es mit dem fremden Kräuterhändler? — Ja, der thut's auch, und obendrein ist er ganz unbefangen."

Rasch sagte er nun zu Willibald: „Geh' und hole mir geschwind den Herrn Schneppe! Du findest ihn drüben beim Einhorn." Dabei sah er auf die Pendeluhr an der Thüre. „Es ist schon neun Uhr — also die höchste Zeit!"

Befremdet sagte Willibald für sich: „Was hat er denn mit einemmal? ich begreife ihn nicht!" Zu dem Vater gewendet sagte er dann: „Ich will ihn sogleich holen."

An der Thüre aber begegnete ihm Susi, welche in ärmlichem Anzuge erschien. Bei ihrem Anblicke betroffen und tief bewegt, blieb er einen Augenblick bei ihr stehen und fragte sie hastig und verwundert: „Du hier, — Susi?!"

In tiefster Traurigkeit sagte das Mädchen: „Ich habe nichts mit Dir zu verhandeln, Willibald! nur mit Deinem Vater."

„Ich bin bald wieder zurück," entgegnete ihr freundlich der Forteilende.

Susi trat schüchtern vor den Müller, der ihr mit einem wohlwollenden Gruße entgegenging.

„Guten Morgen, Herr Bürgermeister!"

„Was führt denn Dich her, Susi?"

„Schenkt mir nur wenige Augenblicke gütiges Gehör!" sagte das beinahe zitternde Mädchen. „Ich bin von meiner jammernden und verzweifelnden Mutter daheim weggelaufen, nicht wissend wo ich Trost und Hilfe für sie und für uns suchen soll. Der Glaube meines Herzens hat mich zu Euch getrieben, — zu Euch, den ich vor Allen hochachte! — Ihr wißt, in einer Stunde wird uns das Letzte genommen, was wir haben, — wir sind am Bettelstab!"

Sie schluchzte bitterlich.

Während Hausner theilnehmend sie zu trösten suchte, sammelte sie sich in ihrem Schmerz und sprach dann weiter: „Mein Erstes betrifft Euern braven Stiefsohn" —

Rasch fiel ihr Hausner in die Rede: „Nenne ihn nicht so! Ich kann dieses Wort nicht leiden, ist auch in meinem Hause nie gebräuchlich gewesen. Ich könnte den Willibald nicht lieber haben, wie meinen eigenen Sohn."

„Ja, das weiß ich," sagte Susi und blickte aus ihren von Thränen verschleierten Augen zu Hausner sanft empor. „Das weiß die ganze Welt und darum habe ich mich auch getraut, hieher zu kommen, wenn mir auch" — sie blickte scheu gegen die Thüre — „die Frau Bürgermeisterin nicht hold ist, und natürlich — jetzt noch mehr wie früher."

Bei dieser nur allzu wahren Bemerkung fand Hausner im Augenblicke keinen Gegentrost für sie, sondern mußte stumm bleiben.

Mit der tiefsten Innigkeit aber sprach das Mädchen: „Willibald hat mich geliebt und seine Liebe ist für mich eine unaussprechliche, stille Seligkeit gewesen. — Ich habe ein so großes Glück nicht verdient. — Jetzt sind wir in Noth und Armuth" — die innere Bewegung überwältigte sie beinahe — „ich bin hergekommen, ihm sein Wort zurückzugeben."

Mit fast gebrochener Stimme sagte sie darauf: „Ich entsage ihm vor Euch, damit ich ihm sein Lebensglück nicht störe und damit er zu einer ebenbürtigen Heirat seine gänzliche Freiheit haben soll.

Sie trocknete sich mit der kattunenen Schürze die Thränen. Wahrhaft ergriffen, sagte Hausner vor sich hin: „Braves Mädel!“

Susi, nach möglichster Selbstbeherrschung ringend, fuhr in ihren Bitten fort: „Mein Zweites betrifft meine unglücklichen Eltern. Herr Bürgermeister, denken Sie sich in ihre schreckliche Lage — Alles — Alles zu verlieren! Was soll mit ihnen geschehen? Was werden sie anfangen? Ich bin ein schwaches hilfloses Mädchen, aber ich möchte Himmel und Erde in Bewegung setzen, um eine Hilfe für sie aufzutreiben. Wenn mich mein Vater hier sähe, er würde mich in seinem Jähzorn vielleicht schlagen, und doch bitte ich ja hauptsächlich nur für ihn. Was er an Euch und an uns mag verschuldet haben, er ist doch mein Vater!“

Weich gestimmt sagte Hausner: „Gott wird Dich für diese Kindesliebe segnen!“

„Nicht für mich, ich bitte nur für meine Eltern,“ sagte das Mächen voll kindlicher Demuth. „Ich wende mich — verzeihet mir den kecken verzweifelten Schritt — an Euch, den edelsten Mann der ganzen Gegend! Vergessen Sie, Herr Bürgermeister, was Ihnen der Vater gethan hat, stoßen Sie das Kind des Bettlers nicht zurück! — Es hilft uns sonst Niemand.“ —

Jetzt fiel sie vor Hausner, der es in seiner Ueberraschung nicht zu verhindern vermochte, auf die Knie und flehte: „O helfen Sie meinen Eltern, wenn ich auch nicht weiß, wie man da helfen kann.“

Der Müller hatte sie rasch emporgehoben und ausgerufen: „Was thust Du, mein Kind!“ Dann tröstete er sie liebevoll: „Der Himmel wird Dich und Deine Mutter nicht verlassen, weil ihr an ihn glaubt. — Was aber könnte ich thun, um Deinen Vater der Crida zu entreißen, die gerichtliche Execution aufzuhalten und sein Zugrundegehen zu verhindern? Wie soll ich ihn versöhnen, da er mich so tödtlich haßt? Wer heilt seinen Wahn, daß nicht ich, sondern nur er allein die Schuld ist von seinem Elend?“

Susi ließ die Arme sinken, seufzte tief auf und starrte vor sich hin; kaum hörbar lispelte sie: „Keine Hilfe!“

„Was ist's denn mit Willibald?“ rief in diesem Augen-

blicke die Müllerin zur Thür herein, als sie dieselbe kaum geöffnet hatte.

Bei dem Ertönen ihrer Stimme war Susi heftig erschrocken. „Mein böser Engel!“ sagte sie dumpf und wendete sich zum Gehen.

Die Müllerin hatte sie alsbald erkannt, und vorwurfsvoll richtete sie an ihren Mann die spitzige Frage: „Wie kommt denn diese Person ins Haus? Will sie etwa gar dem Willibald nachlaufen?“

„O mein Gott!“ stöhnte Susi, und verhüllte sich weinend das Gesicht.

Hausner war über sein hochmüthiges Weib in hohem Grade aufgebracht. — „Denke besser von ihr,“ — sagte er mit starker Betonung, — „und habe Achtung vor Unglück und Rechtschaffenheit!“

Susi wendete sich, hinaus wankend, zu Hausner und warf einen schmerzlichen Blick auf die Müllerin: „Habe ich eine so schwere Kränkung verdient? — Aermer, als ich gekommen bin, gehe ich fort!“

Das unglückliche Mädchen entfernte sich.

„Elisabeth — schäme Dich!“ sagte Hausner mit kräftigem Ernste.

Die Müllerin fühlte zwar einen gewissen Grad von Beschämung, suchte sie aber durch Rechthaberei zu verbergen, und lenkte in einem gemäßigteren Ton ein: „Das ist wieder eine Deiner Schwächen — vor lauter Großmuth! — Hast Du von diesen Leute noch nicht Verdruß genug gehabt? Was hat sie jetzt noch bei uns zu suchen?“

Ernst, und fast schneidend erwiederte ihr Hausner: „Was sie bei Dir nicht findet, — Mitleid.“

Halb betroffen, halb aufgebracht, entgegnete Elisabeth: „Ich dächte, es wäre besser, wenn Du es mit mir hieltest, statt mit fremden Leuten!“

Hausner ging unmuthig in der Stube auf und nieder, und murrte vor sich hin: „Weiber!“

Die Müllerin sprang nach Frauenart auf einen ganz anderen Gegenstand über, oder — um ihr mehr gerecht zu werden — sie kam auf dasjenige zurück, weshalb sie jetzt gekommen war. — „Alles dies für jetzt bei Seite,“ sagte sie, — „was ist's mit Willibald?“

Hausner antwortete ihr sehr zerstreut: „Diese Heiratsgeschichte wird uns nicht davonlaufen. Wir werden ein anderes Mal darüber reden." — Er sah auf die Uhr und bedeutete der ungeduldigen Müllerin: „Jetzt habe ich ein Geschäft, das ich nicht aufschieben kann."

Während er dies sprach, traten Willibald und Schneppe zur Thüre herein.

„Kommt nur!" rief ihnen der Müller entgegen.

„Herr Bürgermeister, was steht zu Diensten? fragte der Hausirer in hastiger Zuvorkommenheit.

Hausner zog ihn bei Seite und sagte halblaut: „Ich habe eine kleine Commission für Sie, Herr Schneppe!"

„Sehr schmeichelhaft!" versetzte dieser und machte ein paar Bücklinge.

Der Müller sprach seitwärts mit Schneppe, der mit großer Aufmerksamkeit zuhorchte.

Indessen hatte sich Elisabeth ungestört mit Willibald beschäftigt. „Rücke deutlich heraus mit der Sprache!" sagte sie zu ihm. „Wie steht es mit Dir?"

Willibald zuckte die Achseln und antwortete mit dem Ausdrucke des Mißmuthes: „Schlecht genug!"

Hausner war mit seinem Auftrage an Schneppe bereits fertig geworden und hatte die Unterredung mit den Worten geschlossen: „Einstweilen — reinen Mund halten! Und nun — keine Zeit mehr verloren!"

Schneppe verneigte sich mit Zeichen pünktlicher Folgeleistung. „Herr Bürgermeister können sich auf Ihren Vertrauensmann verlassen!"

In geschäftiger Eile, und wie immer, mit vielen Complimenten, entfernte er sich.

Hausner zog jetzt eben so eilig seine Brieftasche heraus und lief ihm vor die Thüre nach: „Halt! noch Eines, Herr Schneppe!"

„Hast Du dich noch keines Besseren besonnen?" sagte Elisabeth grollend zu Willibald, mit dem sie inzwischen heftig gesticulirt hatte.

Der Sohn war in größter Aufregung. In Gegenwart des Vaters, der wieder zurückgekommen war, erklärte er voll Beharrlichkeit: „Mutter! unsere Wege führen nicht zusammen. Es soll Euch nicht verdrießen und nicht verletzen, aber bei

aller Achtung, die ich Euch schuldig bin, muß ich es frei herausſagen: Ihr wollt mich verkaufen!"

Die Mutter machte bei den letzteren Worten eine Geberde des Entſetzens, und die Bemühungen des Vaters, um zwiſchen den Beiden zu vermitteln, waren — wenigſtens für den Moment — vergeblich.

„Laßt mir zum Mindeſten die Freiheit, daß ich Euretwegen auf all mein Lebensglück verzichte!" rief Willibald, und ging in ſtürmiſcher Bewegung hinaus.

Die Müllerin war außer Faſſung: in der nächſten Minute aber erwachte wieder ihre mütterliche Beſorgniß, und beinahe ängſtlich rief ſie ihm nach: „Willibald, ſo höre doch!" — Sie wollte nun dem Sohne nacheilen, Hausner aber vertrat ihr an der Thüre den Weg, und ſprach in begütigendem Tone: „Liebes Weib, quäle Dich und ihn nicht länger! Ueberlaß es mir, die ſchwierige Angelegenheit auszugleichen."

Eliſabeth war bei ihrem höchſt erregbaren Temperamente nur ſchwer zu beſänftigen. „Ich könnte das ganze Raminger'ſche Haus mit Krähenaugen vergiften!" tobte die Zürnende. „Alles Unheil geht nur von dort aus!"

Ruhig und ernſt ſagte Hausuer: „Eliſabeth! wohin käme es auf der Welt, wenn wir Menſchen nicht mitleidig, nachſichtig und verſöhnlich wären?"

Er brach jetzt ſchnell ab und wollte ſich dringend verabſchieden: „B'hüt Dich Gott! ich muß fort."

„In dieſem Augenblick — wohin denn ſo eilig?" entgegnete die Müllerin in gereizter Stimmung.

Hausner erwiederte gelaſſen: „Ich will es Dir, da Du es zu wiſſen verlangſt, nicht verſchweigen, zur Lizitation beim Raminger."

Eliſabeth ſtutzte, und ihre Erregung nahm ſogleich eine andere Richtung. „Was haſt Du denn dort zu thun?" fragte ſie höchſt befremdet.

Hausner antwortete ausweichend: „Nun, ich will als Bürgermeiſter dabei ſein."

Raſch entſchloſſen, ſagte die Müllerin: „Da will ich auch mit, als Beſitzerin kann ich es thun."

Sie ſchien die Theilnahme ihres Mannes im engſten Zuſammenhange mit Willibald's Angelegenheit zu betrachten, und

darin hatte sie wohl nicht Unrecht. Uebrigens meinte sie, ihre mißtrauische Muthmaßung durch einen Vorwand verhüllen zu müssen, weshalb sie bemerkte: „Es ist vielleicht auch nöthig, daß ich Dir bei allfälligen Grobheiten und Angriffen oder Kniffen jener Leute durch meine Autorität Beistand leiste."

Ueber diese Aeußerung großer Eitelkeit war Hausner im Momente völlig verblüfft und nahe daran, sich zu erzürnen; er beherrschte sich aber schnell und blieb vor Elisabeth stehen, indem er mit gedämpfter Stimme sprach: „Hätte Dich jetzt außer mir noch jemand Anderer gehört, ich könnte Dir nicht so ruhig und so heimlich sagen: Eitles Weib!"

Sie fühlte sich getroffen, warf jedoch schmollend den Kopf zurück und meinte: „Immerhin! Alles kommt auf die gute Absicht an."

Hausner, keines längeren Streites und Unfriedens fähig, antwortete in versöhnlichem Geiste: „Darin hast Du Recht, und es ist gut, daß Du mitkommst. Ich hätte Dich ohnehin rufen lassen."

Zu seiner vollsten Gutmüthigkeit zurückkehrend, sagte er dann: „Zuletzt ist Dein Herz doch gut, das weiß ich!" und mit seinem unverwüstlichen Humor fügte er lächelnd bei: „Du bist nicht so schlimm, als Du aussiehst."

Inhalt und Ton dieser Reden konnten ihre Wirkung auf Elisabeth nicht verfehlen; zudem war es ja der Mann, welcher eingelenkt hatte. Sie fühlte sich in ihrem weiblichen Bewußtsein geschmeichelt, und entgegnete mit einem Anfluge von heiterer Laune: „Wenn die Männer zuerst derb sind, damit nichts ausrichten und dann mit solchen Schmeicheleien anrücken, da muß man doppelt auf der Hut sein. Und Du gleichst den anderen auf ein Haar."

„Ich bitte Dich, reden wir jetzt nichts mehr!" erwiederte Hausner und drängte zum Gehen. „Komm' es ist die höchste Zeit. Laß aber Groll und Aerger daheim!"

Ohne länger zu warten, ging er voraus.

Die Müllerin, ihm folgend, meinte: „Er hat gut reden! — Kaltes Blut, — ja, wenn sich das nur so befehlen ließe!" Sie blieb noch einen Augenblick stehen und sagte für sich: „Er ist im Grunde doch nur der Stiefvater, — ich aber — ich bin die wirkliche Mutter!"

Hausner kam wieder zur Thüre zurück und rief mit schalkhafter Laune herein: „Wo bleibt denn mein Beistand?“

Mit parodirendem Pathos antwortete die Müllerin: „O, wir sind schon da!“

Das Ehepaar verließ nun das Haus und begab sich mit einem ungewöhnlichen Eilschritte zur exekutiven Verhandlung.

* * *

Wir befinden uns, wie bei Beginn unserer Erzählung, wieder auf dem freien Raume hinter der Nagelschmiede des Meisters Peter Raminger.

Die schöne Gebirgslandschaft im Hintergrunde war von der Morgensonne beleuchtet, aber Niemand achtete auf die Pracht der Natur.

An den Ecken des Hauses waren große Ankündigungszettel angeschlagen, dagegen in der Schmiede kein Feuer sichtbar. Uebrigens war der ganze Raum voll Leben, dieses aber von düsterem Ernst erfüllt.

An einem großen, alten Tische vor dem Hause saßen auf alterthümlichen Lederstühlen der Gerichtscommissär und ein Paar andere Herren, der Gemeindeschreiber Wichtel als Schriftführer neben ihnen. Auf dem Tische standen Schreibzeuge und lagen Papiere, vor dem Commissär der Auctionshammer.

Seitwärts saß Raminger, in sich versunken und wie zusammengebrochen.

Vor dem Tische stand eine Gruppe von mehreren Männern, zu beiden Seiten in ihrer Nähe theilnahmlustige Nachbarleute und Volk verschiedenen Alters.

Rückwärts an der Wand des Hauses, auf einer kleinen Bank saßen Franziska und Susi, stumm, den Kopf gesenkt und die Hände im Schoß gefaltet, ein Bild des bevorstehenden Familienjammers.

Jetzt sah der Gerichtscommissär auf seine Uhr und sprach: „Es ist Zehn bereits vorüber. Wir beginnen.“ Er bedeutet den vor dem Tische stehenden Männern, sich zu setzen, und leitet die Verhandlung mit der Erklärung ein: „Der Gegenstand unserer gegenwärtigen Commission ist den Herren bereits hinlänglich bekannt, nicht minder die Bedingnisse der nun vorzunehmenden Licitation. Im Namen des Gerichtes erkläre

ich nun, daß der Ausrufspreis, Alles in Allem gerechnet, Sechstausend Gulden in unserer gesetzlichen Landeswährung beträgt. Wollen nun die Herren, welche ihre Theilnahme erklärt und die vorgeschriebenen Vadien erlegt haben, ihre mündlichen Anbote stellen."

Der erste Licitant erhob sich und sprach mit vorsichtiger Zurückhaltung: „Ich hätte wohl halb und halb Lust, das Haus und was dabei ist, käuflich an mich zu bringen, da ich ohnehin Einer der Raminger'schen Gläubiger bin, aber der ausgerufene Preis kommt mir etwas zu hoch vor." Er setzte sich wieder.

Nun erhob sich der Zweite, welcher sich dahin äußerte, daß er geneigt wäre, zu kaufen, jedoch im Preise nicht hinauf-, sondern herabgehen wolle.

Worauf der Commissär erklärte: „Das ist mit anderen Worten dasselbe, was bereits der erste der Herren Theilnehmer gemeint hat. Uebrigens geht das heute nicht, denn der Verkauf unter dem Schätzungswerth würde erst bei dem dritten Termin stattfinden können."

Darauf erhob sich ein Dritter und erklärte: „Ich will meinetwegen den Ausrufspreis geben, jedoch soll ein Theil vom Kaufschilling einstweilen auf dem Hause liegen bleiben."

Gegen dieses Anbot wendete der Commissär ein, daß es den Bedingnissen zuwiderlaufe. „Der Kaufschilling muß vollständig erlegt werden, entweder in Baarem oder in Staatspapieren nach dem Courswerthe."

Darauf hin erbot sich der dritte Lizitant zum unbedingten Erlage des Kaufschillings von sechstausend Gulden.

Der Commissär gab einem nebensitzenden Beamten ein Zeichen und Wichtel schrieb.

Der Gerichtsbeamte erhob den Hammer und rief aus: „Sechstausend Gulden zum Ersten!" Nach einer Pause ließ er mit üblicher Dehnung die Frage folgen: „Wer gibt mehr?"

Für den Augenblick wollte sich Niemand rühren; aber es entstand eine unverhoffte Unterbrechung.

Athemlos eilte Schneppe daher und winkte von weitem. Alle Versammelten waren dadurch in eine gewisse Bewegung gekommen und die Lizitation stockte.

„Halt!" rief Schneppe, „ganz ergebenst!" Näher heran-

gekommen, sagte er zum Commissär in größter Hast: „Bitte vielmal um Entschuldigung! — Ich gebe mehr."

Die Ueberraschung der Anwesenden war allgemein und die drei früheren Lizitanten sahen den Hausirer grimmig und protestirend an. Raminger blickte verstört und stumpfsinnig auf. Franziska und Susi, gespannt horchend, hatten sich von der Bank erhoben und harrten ängstlich des Weiteren.

Schneppe suchte den verwunderten Gerichtscommissär aufzuklären und mit aller Höflichkeit sprach er: „Der Herr Bürgermeister Hausner, welcher mich seit Jahren kennt und für meine Solidität Bürgschaft leistet, weiß von meiner Intention, daß ich mich in dieser schönen Gegend auf einer kleinen Realität ansiedeln möchte."

Zweifelhaft forderte darauf der Commissär: „Wollen Sie zuvor das zehnpercentige Vadium per sechshundert Gulden vor der Commission erlegen."

Schneppe zog ungesäumt ein Päckchen heraus, öffnete den Umschlag und zählte die Banknoten vor: „Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechshundert."

Der Vorsitzende besah das Geld und sagte: „Richtig!" Er setzte nun Schneppe in Kenntniß, daß das erste Angebot auf, sechstausend Gulden laute.

„Und fünfzig," erwiederte rasch der Hausirer. Worauf der zweite Gerichtsbeamte ausrief: „Sechstausend und fünfzig — zum Ersten!"

Mit verbissener Galle bot der dritte Lizitant: „Um zehn mehr!"

„Sechstausend einhundert!" rief Schneppe und der Beamte wiederholte: „Sechstausend einhundert — zum Ersten!"

„Jetzt will ich auch dabei sein," erklärte der erste Lizitant trocken. „Um zwanzig Gulden mehr!"

„Noch einmal Fünfzig dazu!" sagte Schneppe, der bei dieser Verhandlung einen ungewöhnlichen Ernst zeigte.

Voll Grimm stieg der dritte Lizitant auf das zweite Hundert.

„Das dritte Hundert!" rief Schneppe, ohne seine Gegner anzublicken, wogegen die anderen drei Lizitanten verblüfft einander ansahen.

„Sechstausend dreihundert — zum Ersten!" erscholl es jetzt vom Tische der Commission.

Hastig flüsterte der erste Lizitant den beiden anderen zu: „Wir lassen es diesem Maulhelden nicht!"

Der Gerichtsbeamte, den Hammer in der Hand, rief: „Sechstausend Dreihundert — zum Ersten — zum Zweiten — und —"

Noch Fünfzig!" sagte der Erstere erbost.

Ebenso rasch folgte ihm Schneppe mit dem Anbote von: „Sechstausend Vierhundert!"

Nun licitirten die Beiden in rascheſter Aufeinanderfolge, der Eine ergrimmt, Schneppe ruhig lächelnd.

Der Erstere: „Fünfhundert darüber!"

Schneppe: „Sechshundert!"

„Sieben!"

„Achthundert!"

„Neunhundert!" schrie der Erstere.

Der Gerichtsbeamte fiel mit dem erneuerten Ausrufen ein: „Sechstausend Neunhundert — zum Ersten!"

Kräftig betonend bot Schneppe: „Siebentausend Gulden!"

Wüthend sagte der erste Licitant zu Schneppe: „Jetzt behalte sich's der Herr!"

Die anderen zwei Licitanten machten ebenfalls keine Miene mehr, weiter noch theilnehmen zu wollen, und der Beamte rief mit verstärkter Stimme: „Siebentausend Gulden — zum Ersten — zum Zweiten und" — er schlug nach einigem Zuwarten mit dem Hammer ab — „zum Dritten Mal!"

Schneppe machte eine tiefe Verbeugung gegen die Commission und hob dann den Kopf um eine halbe Spanne höher.

Die drei einheimischen Licitanten, in welche jetzt mit Einemmale eine große Beweglichkeit gefahren war, standen voll Unmuth auf und gesticulirten heftig gegeneinander, wobei sie den Hausirer vom Kopf bis zu den Füßen maßen.

„Wer weiß, ob er zahlen kann?" warf der Erste gegen die Commission hin.

Schneppe schnitt ihm ein ironisches Compliment und sagte: „Wenn Sie erlauben!" Er zog eine große Brieftasche heraus, wendete sich an den Vorsitzenden und zählte ihm den Kaufschilling vor. Auf die bereits erlegten Sechshundert Gulden noch Sechstausend Vierhundert.

Der Commissär übernahm das Geld, zählte nach und fand Alles in Ordnung.

Abermals blickten die Licitanten einander an — diesmal voll Verwunderung, jedoch mit nicht weniger Groll über das ihnen entgangene Geschäft.

„Ihr werther Name?" fragte der Commissär den fremden Ersteher.

Mit höflichen Verbeugungen gab der Letztere an: „Gustav Adolf Schneppe, befugter Kräuterhändler und concessionirter Staatsbürger in diesem kaiserlichen Lande, — jedoch nicht für mich, sondern im Namen und Auftrag eines Anderen."

Ueberraschung und allgemeine Erwartung folgte dieser Erklärung des Hausirers. Raminger horchte aus seinem Hinbrüten auf, Franziska und Susi traten näher herzu, und ihre ängstliche Spannung war noch mehr gesteigert.

Während dieser Bewegung hatte der Gerichtscommissär an Schneppe die Frage gerichtet: „Wie so? wollen Sie sich näher erklären!"

Schneppe, der schon früher einigemale auf den Weg zum Hause hingeblickt hatte, sagte jetzt: „Da kommt er selbst!"

In der That erschienen Hausner und Elisabeth und wurden von allen Anwesenden mit Achtung begrüßt. Nur Raminger war bei ihrem Kommen hastig aufgesprungen und rückwärts getreten. Franziska und Susi hielten sich scheu zurück. Die Licitanten glaubten nun zu errathen, für wen der Hausirer die Stelle vertreten hatte, und ihre Gesichter zeigten wieder freundlichere Mienen.

* * *

Schneppe eilte dem Ehepaar gratulirend entgegen: „Herr Bürgermeister, ich habe das Haus glücklich erstanden, — gerade bis zu der Summe meiner Vollmacht."

Sehr zufrieden erwiederte der Müller: „Vielen Dank, Herr Schneppe!"

Elisabeth rief in plötzlicher Unruhe: „Was hör' ich! Für Dich hat er licitirt?"

Diese Frage, mit halb unterdrückter Stimme gesprochen, erregte bei den Nächststehenden viele Verwunderung, und Raminger lauschte finster dem Gespräche.

Hausner wendete sich zu seiner aufgeregten Frau und sagte halblaut zu ihr: „Nun, Elisabeth, zeige dich als ganze Bürgermeisterin! Ich rechne darauf, daß du nicht bloß nobel thust, sondern auch so denkst und handelst!"

„Was soll diese Einleitung bedeuten?" fragte sie stutzig. Hausner, der mit ihr etwas seitwärts getreten war, antwortete mit ruhiger Würde: „Ich habe nach reiflicher Ueberlegung etwas gethan, womit ich dich — freilich ein wenig stark — habe überraschen wollen, und deßhalb habe ich auch Willibald hieher beschieden. Er wird wohl bald hier sein."

In äußerster Ungeduld und fast zu laut entgegnete Elisabeth: „Es wird immer sonderbarer! — Und wie komme denn ich mir hier vor?"

Hausner mahnte sie dringend: „Denke an deine Würde! Du sollst heute in drei Eigenschaften glänzen — als Bürgermeisterin, als Hausfrau und als Mutter!"

Er wartete keine Antwort von ihr ab, sondern kehrte sich gegen den Commissär und gab die Erklärung ab: „Herr Schneppe hier hat das Haus für mich gekauft — ich bin der Ersteher."

Diese endgiltige Erklärung brachte, nach dem Standpunkte eines jeden Einzelnen, eine verschiedenartige Bewegung hervor.

Raminger zuckte auf und sagte vor sich hin: „Er!?"

„Hörst du, Mutter?" sagte Susi leise, in deren Gesicht ein matter Strahl von Hoffnung aufleuchtete.

Wichtel, vom Vorsitzenden durch einen Wink aufgefordert, schrieb das Ergebniß in das Protokoll und witzelte bei Seite: „Weiß wird schwarz."

Mittlerweile war Willibald hinten an der Ecke des Hauses hervorgetreten und in forschender Haltung dort stehen geblieben.

Die Müllerin war einen Augenblick wie von Schrecken gelähmt und es hatte ihr völlig die Rede verschlagen; jetzt aber fiel sie um so ergiebiger über ihren Mann her: „Was um Gotteswillen hast Du denn mit dieser Schmiede im Sinn?"

Hausner suchte sie freundlich zu beschwichtigen, indem er mit ihr einige Schritte zur Seite getreten war und dort das eheliche Zwiegespräch eindringlich fortsetzte.

Der Gerichtscommissär, gegen Hausner gewendet, empfahl sich höflich und bemerkte: „Alles Weitere wird die Behörde

in Ordnung bringen." Er packte die Schriften zusammen und entfernte sich mit den Beamten, Hausner und Elisabeth grüßend. Die drei Lizitanten und die übrigen Anwesenden, mit Ausnahme Schneppe's und der Raminger'schen Familie, folgten ihnen.

Die Letztere wagte sich nicht vor, und auch Willibald blieb noch im Hintergrunde.

Hausner war indessen fortwährend mit seiner Frau beschäftigt. „Elisabeth," sagte er in herzlichem Tone, „Du bist ein braves und gescheidtes Weib, Du wirst mich ruhig hören und Dir zu Herzen nehmen, was ich Dir schon gesagt habe." Er dämpfte jetzt seine Stimme noch mehr, da er schließlich beifügte: „Wenn Du aber dennoch einen Sturm erhebst, so laß ihn an mir aus, nicht an den Unschuldigen!"

Kaum im Stande, den Ton zu mäßigen, entgegnete die Müllerin mit steigendem Argwohn: „Du redest immer zweideutiger und verdächtiger! Wo willst Du damit hinaus? Ich sehe nur so viel, daß Du in einer sehr wichtigen Sache ohne mein Einverständniß handelst!"

Hausner fuhr in der früheren zutraulichen Weise fort und gab sich alle Mühe, seine leidenschaftliche Frau zu besänftigen. „Liebe Elisabeth," sagte er gemüthvoll, „diesmal ist es nicht möglich gewesen, Dich vorher in Kenntniß zu setzen, wie Du gleich sehen wirst." Feierlich sprach er jetzt: „Was ich thue, das hat mir eine innere Stimme eingegeben und ist" — er nahm den Hut ab und zeigte gegen Himmel — „Gott dem Herrn wohlgefällig."

Diese mit warmer Ueberzeugung gesprochene Anrufung des höchsten Schiedsrichters machte auf Elisabeth wenigstens den Eindruck, daß sie schwieg.

Hausner hatte vorhin, als er sich wendete, seinen rückwärts stehenden Stiefsohn erblickt und mit aufrichtiger Freude sagte er zu Elisabeth: „Willibald ist da," während er ihm lebhaft zuwinkte: „Komm' zu uns!"

Willibald, an Susi vorübergehend, sagte halblaut zu ihr: „Mit schwerem Herzen bin ich auf Euere Unglücksstätte gegangen!"

Die Tochter des unglücklichen Hauses war in ihrer Betäubung kaum fähig, seinen Gruß zu erwiedern, wiewohl ihr der geliebte und so rechtschaffene Mann, gleich seinem Vater, wie ein Engel in finsterer Nacht erschien.

Als Willibald herzu gekommen war, wendete sich Hausner rasch gegen den fortbrütenden Raminger und rief ihm in gütlicher Weise zu: „Raminger!"

Trotzig und dumpf fragte dieser: „Was wollt ihr von mir?"

„Kommt in Friede und Freundschaft!" sagte der Müller mit aller Biederkeit seines Wesens.

Voll Unruhe und Aufregung aber zupfte die Müllerin ihren Mann heftig am Rock und stieß halblaut die Worte hervor: „Nur keine Schwäche!"

Im geraden Gegensatze von Elisabeth trat Franziska schüchtern zu ihrem Manne und bat ihn innig: „Habe Vertrauen, Peter!"

Zögernden Schrittes ging der Unglückselige etwas näher und blieb in einiger Entfernung vor Hausner stehen. — „Wollt Ihr Euch," sagte er bitter, „an meinem Unglück ergötzen und mich noch mehr demüthigen, da Ihr sogar die Frau und den Sohn mitgenommen habt?"

Würdig entgegnete Hausner: „Denkt nicht so schlecht von mir und meinem Weibe! — Ich beklage Euch, Raminger, und will jetzt, wo Ihr zu Boden lieget, wegen des Vergangenen keinen Vorwurf erheben. Euch hat in Allem, was Ihr unternommen, das Unglück verfolgt, — mich hat der Herr in allen Unternehmungen gesegnet; aber ich will in meinem Glück des Wandelns der irdischen Dinge nicht vergessen, und noch näher am Herzen liegt mir das Los Derjenigen, die uns angehören!"

Auf Susi's und Franziska's Antlitz zeigte sich bei diesen Worten eine fieberhafte Spannung und auch in Willibald's Mienen spiegelte sich eine freudige Ueberraschung.

Elisabeth aber, welche athemlos horchte und ihren Mann nicht aus dem Auge verlor, trat jetzt mit dem ganzen Ansehen ihrer Person vor und wollte das Wort ergreifen. Hausner kam ihr zuvor, erfaßte ihre Hand und sagte beschwichtigend: „Höre mich in Geduld zu Ende!" Darauf wendete er sich wieder zu dem Executirten und sprach: „Raminger, alter Nachbar! Laßt die Vergangenheit hinter Euch liegen, vergesset Alles und beginnt ein neues Leben!"

Mit krampfhafter Stimme und zwischen den Zähnen murmelnd antwortete Raminger: „Als Bettler!"

Hausner fuhr in seiner christlich versöhnenden Zusprache fort: „Das Schicksal — oder sagen wir besser — Gottes Fügung hat unsere Kinder zusammengeführt" —

Mit Heftigkeit fiel ihm die Müllerin in die Rede: „Ich protestire, daß Du den Willen Gottes zum Vorwand nimmst!"

Auf der Stirne Hausner's lagerte sich ein schwerer Ernst; aber er blieb fest und zeigte sich als ganzer Mann. Mit nur wenig gemäßigter Stimme sagte er zu ihr: „Elisabeth! Im Angesicht der Versammelten bitte ich Dich noch einmal: beherrsche Deine Leidenschaft und biete mir hochherzig die Hand zum Werke, das allein zu Glück und Frieden führt!" — All' seine Charakterstärke aufbietend, ließ er seine Frau jetzt nicht weiter zu Worte kommen, sondern erklärte vor Raminger und den übrigen Anwesenden mit lauter und fester Stimme: „Ich habe das Haus gekauft, damit ich darüber verfügen kann. Die gegenseitige, hart geprüfte und bewährt befundene Liebe unserer Kinder bestimmt mich, vor allen Versammelten feierlich zu verkünden, daß das Haus und Alles, was dazu gehört," er sprach es zu Raminger und seinem Weib, „Euer Eigenthum verbleibe."

Alles war vom höchsten Erstaunen gefesselt, selbst Schneppe tief gerührt. Elisabeth rang nach Luft. Susi fiel ihrer Mutter um den Hals und Willibald umarmte seinen edlen Stiefvater.

Raminger war von der heftigsten inneren Bewegung ergriffen und kaum der Sprache fähig. In seinem finsteren Trotze gebrochen, sagte er dumpf, gegen Hausner gewendet: „Es erdrückt mich!"

Die Müllerin aber brach in ungemessenen Zorn aus: „Ich bin von meinem Mann verrathen! Alles das geschieht ohne meinen Willen!"

Mannhaft erwiederte Hausner: „Ich kann mein gegebenes Wort nicht mehr zurücknehmen — und will es auch nicht!"

Es war der Ausdruck frommer Biederkeit, als er hinzusetzte: „Bei meinem Vorgehen hier ist es in mir die heilige Ueberzeugung vom Guten und Rechten und nichts kann mich abhalten, dieser inneren Stimme zu folgen."

Willibald ergriff voll Rührung seine Hand. „Vater, unaussprechlichen Dank!"

Von der sittlichen Macht seines Gegners bezwungen und tief erschüttert, that Raminger den Ausruf: „Kann ich Alles

das glauben? Gibt es wirklich noch so edle Menschen? Feinde mit solcher Großmuth?"

In Elisabeth's Brust aber stritten Scham und Zorn, von denen der Letztere wieder die Oberhand gewann. „Da Du Alles das," geiferte sie gegen Hausner, „hinter meinem Rücken eingefädelt hast, so bleibt mir, wenn Du darauf bestehst, nichts Anderes übrig, als mich von Dir scheiden zu lassen!"

Schneppe stand in der Nähe hinter ihr; augenblicklich sagte ihr der schlaue Menschenkenner leise in's Ohr: „Da wäre es mit der Bürgermeisterin zu Ende!"

Sie hatte es wohlverstanden und zuckte sichtlich zusammen, während Hausner vor sie hintrat und sie schmerzlich betrachtete. In tiefer Bewegung sprach er zu ihr: „Elisabeth, Weib in Ehre und Treue! So weit lassest Du Dich von Deiner Leidenschaft hinreißen! Dahin willst Du es zwischen uns kommen lassen?! Rührt Dich nicht das Schicksal der Kinder, die sich lieben, die einander werth sind und Dich um Deinen mütterlichen Segen bitten? Kannst Du schwerer, als ein Mann, die Vergangenheit vergessen?"

Elisabeth rang mit sich in einem unsäglich schweren Kampfe, denn die Wahrheit und Innerlichkeit, mit welcher Hausner gesprochen hatte, konnte nicht ohne mächtige Wirkung bleiben. Selbst Raminger war davon im Innersten ergriffen und sein wiedererwachtes besseres Selbst zwang ihn, öffentlich Reue zu bekennen und auf sein eigenes schuldiges Haupt hinzuzeigen.

Er ging in seiner Zerknirschung auf Elisabeth zu und sprach im entscheidenden Momente: „Laßt Groll und Zorn auf mein Haupt niederfahren! — Mein ist alle Schuld, und ein Nichtswürdiger wäre ich, wenn ich in diesem Augenblicke mit verstocktem Trotz zusehen wollte, wie zwischen Euch und Eurem großmüthigen Manne ein so unheilvollos Zerwürfniß ausbricht — um meinetwillen! Was Euch entzweit, das habe nur ich verschuldet, — vielleicht auch ein Zweiter, dessen niederträchtigen Rathschlägen und Aufstachelungen ich ein williges Gehör geliehen habe, und der sich jetzt aus der Schlinge zieht."

Er setzte eine kleine Weile ab, nach welcher er, begleitet von den Segensblicken seines Weibes und seiner Tochter, reumüthig fortfuhr: „Glaubt mir, das Bitten kommt mich schwer an, — aber mein Gewissen schreit auf, und das begangene

Unrecht foltert mich auf der glühenden Bank der Sühne. Könnt Ihr mir — wie es Hausner schon gethan hat — hochherzig verzeihen, was ich seit Monaten an Euerem Hause verübt habe, so bitte ich Euch darum — öffentlich — in Scham und Reue!"

Willibald sagte zu Elisabeth warm, jedoch entschlossen: „Mutter, auch ich richte an Euer Herz meine letzte Bitte!"

Susi sprach bittend zu ihr: „Ich getraue mich kaum, meine Augen zu Euch zu erheben," —

Ebenso Franziska: „Macht arme Leute glücklich, und der Segen des Herrn kann Euch nicht ausbleiben!"

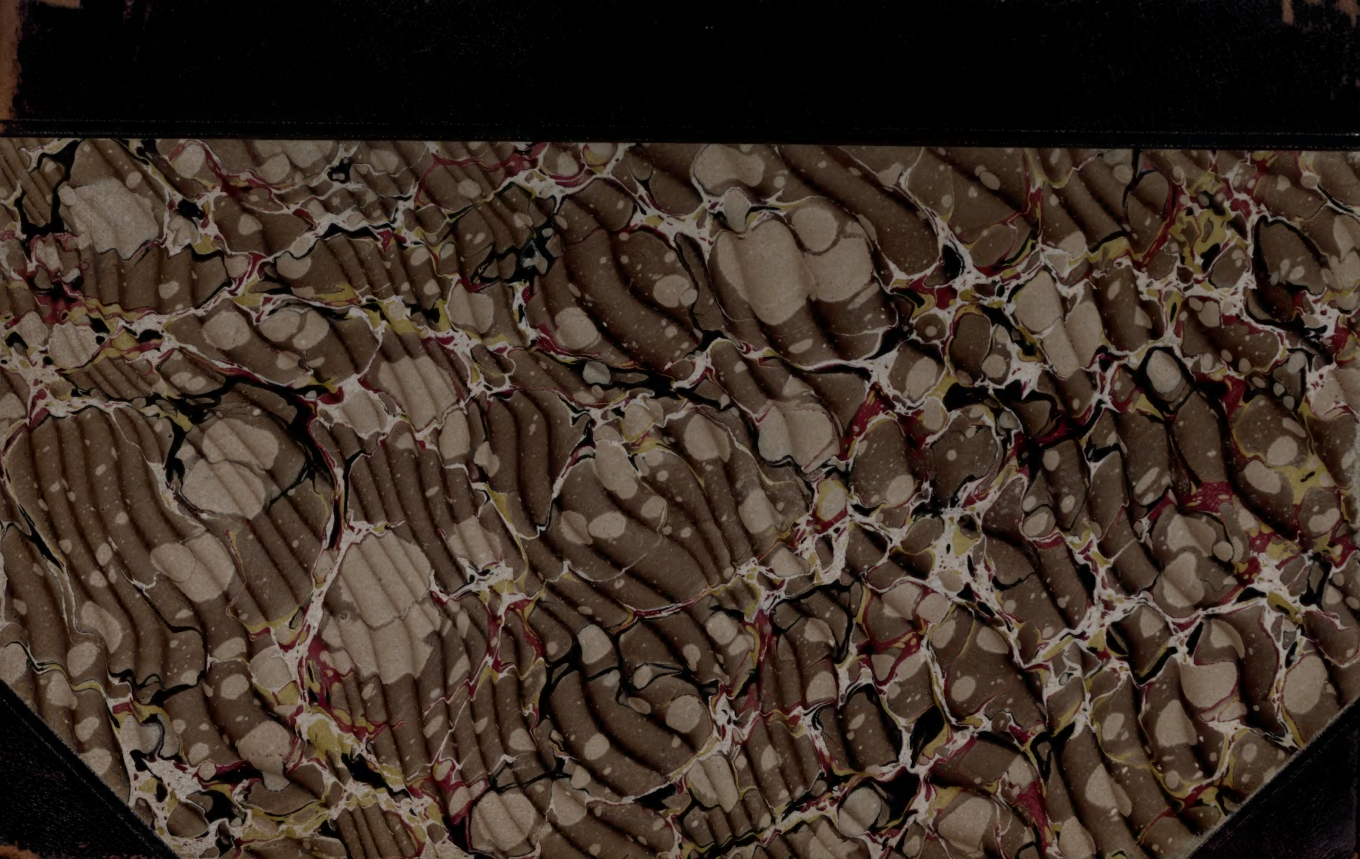
Mit seiner ganzen sittlichen Kraft aber drang Hausner noch einmal in sie: „Elisabeth, in Deine Hände ist das schöne Werk der Versöhnung, Glück und Friede zweier Familien, gelegt!"

Klug hüllte er den Schluß seiner Worte in das Gewand edler Bescheidenheit: „Du krönst das Ganze, — ich habe dazu nur die Gelegenheit gemacht."

Auch Schneppe trat höflich hinter Elisabeth und sagte halblaut: „Wahre Seelengröße zeigt sich im Vergeben und Vergessen."

Elisabeth, so von allen Seiten bestürmt, kämpfte den letzten und schwersten Kampf, indem sie sich selbst besiegen mußte. Stolz und Eitelkeit aber waren bereits gebrochen; die Leidenschaftlichkeit mußte sich zähmen, und die rein menschlichen Gefühle gewannen den Sieg.

Mit einem Tone, der aus ihrer schwer gepreßten Brust fast keuchend hervordrang, rief sie: „Alles wider mich verschworen!"

Sie mußte sich ergeben, und sie that es im besseren Sinne. Die Umwandlung ihres Wesens letzterer Zeit hatte sich zwar etwas schmerzhaft, aber glücklich vollzogen, und auf ihrem Antlitz kam wieder weibliche Güte und Milde zum Ausdruck, welcher die stattliche Frau ungemein verschönte. Tiefaufathmend und nun mit sich einig, sagte sie feierlich zu ihrem Manne: „In Gottes Namen!"

Diese Worte entzündeten ein plötzliches und allgemeines Freudenfeuer und änderten mit einemmale die ganze Lage der Dinge.